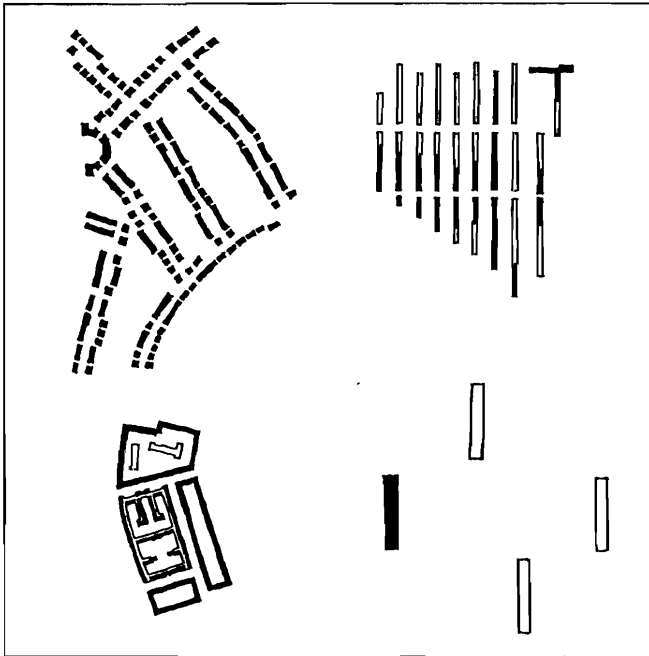


Hierarchisches Formmodell und serielle Siedlungstextur

Eine vergleichende Strukturanalyse von vier Paradigmen der Wohnquartiersplanung 1910-1950



Zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktor-Ingenieurs
von der Fakultät für Architektur der Universität Karlsruhe (Technische Hochschule)
genehmigte Dissertation von

Dipl.-Ing. Michael Peterek

Referenten: Prof. Dr.-Ing. Günther Uhlig, Prof. Dipl.-Ing. Martin Einsele

Karlsruhe 1996

Die Fertigstellung dieser Arbeit wäre ohne die materielle und ideelle Unterstützung zahlreicher Personen nicht möglich gewesen

Mein herzlicher Dank gilt insbesondere den Referenten der Arbeit, Herrn Prof. Dr.-Ing. Günther Uhlig und Herrn Prof. Dipl.-Ing. Martin Einsele, für viele Anregungen und wichtige Hinweise im Vorfeld der Themenfindung und bei ihrer wiederholten Durchsicht des Manuskriptes.

Für weitere Informationen, Gesprächsbereitschaft und die freundliche Überlassung von Planmaterial und sonstigen Unterlagen bin ich Herrn Dipl.-Kfm. Volker Schmitt, Geschäftsführer der Gartenstadt Karlsruhe eG, Herrn Prof. Dieter Prinz, Herrn Dipl.-Ing. Rob van Gool sowie den Damen und Herren des Stadtarchivs Karlsruhe zu Dank verpflichtet

Nicht zuletzt möchte ich an dieser Stelle auch meiner Familie - meiner Frau, meinen Töchtern, meinen Eltern - Dank sagen, die mich in den vergangenen Jahren in der Motivation für die Durchführung dieser Arbeit stets gestärkt und unterstützt haben.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung

1.1	Ausgangspunkt und Gründe für die Arbeit	S 13
1.2	Zielsetzungen und Abgrenzung der Arbeit	S 15
1.3	Zum Begriff des Paradigmas	S 17
1.4	Zur Methodik der Arbeit	S 20
1.5	Zum Begriff der Strukturanalyse	S 24
1.6	Zur Auswahl der Paradigmen	S 26
1.6.1	Eingrenzung und Gemeinsamkeiten der ausgewählten Paradigmen	S 26
1.6.2	Zeitliche Einordnung und allgemeiner Aufbau der Untersuchung	S 27
1.6.3	Die ausgewählten Paradigmen im Überblick	S 28
1.7	Stand der Literatur	S 30

2. Gartenstadt Karlsruhe-Rüppurr (1911-29): ein hierarchisches Siedlungsgefüge S 35

Zum ideengeschichtlichen Kontext: Gartenstadt-Begriff und Gartenstadtbewegung um die Jahrhundertwende S 36

2.1	Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte	S 53
2.2	Die Teile und das Ganze.	
	Zum Verhältnis von Garten(vor)stadt und Kernstadt	S 57
2.2.1	Funktionale Verflechtungen	S 57
2.2.2	Morphologische Unabhängigkeit in sich geschlossener Siedlungseinheiten	S 59
2.2.3	Ein Wachstumsmodell 'eigenständiger Orte'	S 61
2.3	Zur Siedlungsstruktur: ein gebundenes Formmodell	S 65
2.3.1	Grundbestimmungen: Achsen, Hierarchien und Zentrenbildung	S 65
2.3.2	Traditionelle Vorbilder	S 70
2.3.3	Baufüße, Hausgruppen	S 73
2.3.4	Raumgefüge, Straßenbild und Straßenzüge: die öffentliche Seite	S 79
2.3.5	Der rückwärtige Bereich: Gebrauchsweisen der Bau- und Raumstruktur	S 89
2.3.6	Gartenstadt und Gesellschaftsbild: sozialversöhnliche Ideale	S 95
2.4	Wohnbautypologien und Modelle des Wohnens	S 101
2.4.1	Innere Gebäude- und Grundrißdisposition	S 101

2.4.2. Schwellen- und Übergangsbereiche	S. 109
2.4.3. Fassadenordnung, Materialien und formaler Anspruch	S. 112
2.5. Die Gartenstadt heute	S. 115
<i>Kurzfassung Gartenstadt Karlsruhe-Rüppurr</i>	S. 122
3. Zeilenbausiedlung Karlsruhe-Dammerstock (1928-29): 'Städtebau ohne Eigenschaften'?	S. 125
<i>Zum ideengeschichtlichen Kontext: Von der Trabanten(vor)stadt zur (Groß-)Siedlung</i>	S. 126
3.1. Zur Entstehungsgeschichte: Wettbewerb und avantgardistische Bauausstellung	S. 139
3.2. Stadt(teil) am Stadtrand: Autonomie und Abhängigkeiten im gesamtstädtischen Kontext	S. 147
3.2.1. Strukturelle Autonomie	S. 147
3.2.2. Organisationseinheit einer arbeitsteiligen Stadt	S. 151
3.3. Aufbaumprinzipien einer senellen Siedlungstextur: das Dogma und seine (partielle) Infragestellung	S. 153
3.3.1. Abstraktion und Universalismus eines ortsauflosenden Siedlungsplans	S. 154
3.3.2. Zum Formmodell der Siedlungsstruktur	S. 156
3.3.3. Zum Raummodell	S. 157
3.3.4. Zur Wirkungsweise der Siedlungsstruktur	S. 159
3.3.5. Projekte nach Dammerstock	S. 161
3.3.6. Ortsbildende (Teil-)Elemente des Siedlungsgefüges	S. 163
3.4. Zur Wohnungstypologie die Forderung nach der <i>Gebrauchswohnung</i>	S. 168
3.4.1. Standardisierung und Rationalisierung	S. 168
3.4.2. Differenzierte Raum- und Grundrissdispositionen	S. 173
3.4.2.1. Die Haesler'schen 'Kabinengrundrisse'	S. 175
3.4.2.2. Weitere Stockwerksbauten	S. 183
3.4.2.3. Einfamilienreihenhäuser	S. 189
3.4.3. 'Außenhaus' und Bezug zum öffentlichen Raum	S. 193
3.4.4. Häuser vom Fießband zur Maschinenästhetik	S. 207
3.5. Dammerstock heute	S. 203
<i>Kurzfassung Zeilenbausiedlung Karlsruhe-Dammerstock</i>	S. 209

4. Rotterdam-Spangen (1919-22): Der Baublock als städtebauliche Grundeinheit	S. 213
<i>Zum ideengeschichtlichen Kontext:</i>	
<i>Vorstellungen von Stadt und Stadtraum nach 1900</i>	S. 214
4.1 Voraussetzungen und Entstehungskontext	S. 227
4.1.1 Das holländische Wohnungsgesetz von 1901	S. 227
4.1.2. Die Planungen von J.J.P. Oud für die Stadt Rotterdam	S. 229
4.1.3 Der Wohnblock von Michiel Brinkman	S. 239
4.2. (Groß-)Stadt und Stadterweiterung: Bestimmungselemente einer traditionsverhafteten Morphologie	S. 243
4.2.1 Kontinuität des städtischen Raumgefüges. Spangen im Kontext der Rotterdamer Stadterweiterungsquartiere	S. 243
4.2.2. Block-Straße-Platz als räumliche Grundelemente des Quartiers	S. 245
4.2.3 Funktionale Struktur des Quartiers	S. 248
4.3. Der Baublock als Baustein der Stadt: Fortführung und Erneuerung einer klassischen Typologie	S. 249
4.3.1 Der Block als 'kollektive Architektur' und soziale Lebensinheit	S. 249
4.3.2. Raumstruktur und Nutzungsweisen des Binnenraums	S. 251
4.3.3. Zum Dualismus von <i>innen</i> und <i>außen</i>	S. 259
4.3.4. Erschließungssystem und Dachstraße	S. 261
4.3.5. Formaler Anspruch der Blockarchitektur	S. 267
4.4. Zur Wohnungstypologie	S. 271
4.4.1 Das 'Haus im Haus'	S. 271
4.4.2. Disposition und Ausstattung der Wohnungstypen	S. 272
4.4.3. Bezüge der Wohnung zum Außenraum	S. 273
4.5. Spangen heute	S. 275
<i>Kurzfassung Rotterdam-Spangen</i>	S. 280
5. Unité d'habitation, Marseille (1945-52): Grundbaustein einer Strahlenden Stadt	S. 283
<i>Zum ideengeschichtlichen Kontext: Überblick über Le Corbusiers Vorstellungen und Modelle einer 'funktionalen Stadt'</i>	
<i>Vorstellungen und Modelle einer 'funktionalen Stadt'</i>	S. 284
5.1 Entstehungsgeschichte und Kurzbeschreibung	S. 303
5.2. Das städtebauliche Modell einer Strahlenden Stadt	S. 315
5.2.1 Beispiele: Nemours (1934), Saint-Dié (1945), Meaux (1956)	S. 315

5 2.2. Stadtbau als neuer Schöpfungsakt: die Ablehnung der überlieferten Stadt	S. 320
5 2.3. Plänen für den 'funktionalen Betrieb' die Stadt als <i>Maschine</i>	S. 322
5 2.4. Soziale Rationalisierung: ein neuer Beglückungsanspruch	S. 324
5 2.5. Universeller Geltungsanspruch	S. 325
5 2.6. Unbegrenzte Größe	S. 327
5 2.7. Das freie Spiel der Formen	S. 328
5 2.8. Türme im Park - Elemente einer Grünen Stadt	S. 331
5 3. Das (vertikale) Wohnquartier als <i>ein</i> Gebäude	S. 339
5 3.1. Die <i>angemessene Große</i> : Autonomie des Typus	S. 340
5 3.2. Struktureller Aufbau: Zellengefüge und <i>rue intérieure</i>	S. 349
5 3.3. Individualität und Gemeinschaft: Schutz der Privatsphäre und Organisation des Zusammenlebens	S. 354
5 3.4. Innen-Außen-Beziehung: zur Funktion von Loggia und <i>brise-soleil</i>	S. 357
5 3.5. Formensprache und architektonisches Erscheinungsbild	S. 361
5 4. Zur Wohnungstypologie	S. 364
5 4.1. Die standardisierte Zelle, die Wohnungseinheit als Massenprodukt	S. 364
5 4.2. Das unabhängige Traggerüst und die Freiheit der Zelle	S. 367
5 4.3. Die innere Disposition der Wohnzellen	S. 371
5 5. Vier weitere <i>Unités</i>	S. 383
5 6. Die <i>Unité d'habitation</i> heute	S. 391
<i>Kurzfassung Unité d'habitation, Marseille</i>	S. 399
6. Zwischen hierarchischem Formmodell und serieller Siedlungsstruktur: die vier Paradigmen im Vergleich	S. 403
6 1. Vorstellungen von der (Groß-)Stadt	S. 405
6 1.1. Das Ganze und seine Teile: morphologische Bestimmungen	S. 405
6 1.2. Funktionale Vorstellungen	S. 408
6 1.3. Offene oder geschlossene Strukturen: Muster des gesamtstädtischen Wachstums	S. 409
6 1.4. Zwischen <i>tabula rasa</i> und Tradition als Fortschrittsprinzip: Ablehnung und Akzeptanz historischer Entwicklungsmuster der Stadt	S. 411
6 2. Zwischen gebundenem und seriellen Modell: Bestimmungen der Siedlungsstruktur	S. 413
6 2.1. Grundbausteine und Grundprinzipien des Siedlungsaufbaus	S. 413
6 2.2. Bildgehalt und Wirkungsweise des Formmodells	S. 416

6.2.3 Maß-Einheiten der Siedlungsbildung von der <i>Parzelle</i> als Grundelement zum Quartier als <i>emem</i> Gebäude	S. 418
6.2.4. Zum Verhältnis von Typologie und Morphologie: Schwerpunktverschiebungen in der Beziehung von Wohnungseinheit und Siedlungsstruktur	S. 420
6.2.5. Raumstruktur und Gebrauchsweisen des Außenraums	S. 422
6.2.6. Sozialer Anspruch und Gesellschaftsbild	S. 424
6.3 Gebäude- und Wohnungstypologie	S. 427
6.3.1 Wohn-Typen und Grundriffsdisposition	S. 427
6.3.2. Ausrichtung und Außenbezug der Wohnung	S. 431
6.3.3. Zum Verhältnis von Inhalt und Form	S. 432
7. Zusammenfassung und Schlußfolgerungen zur heutigen Relevanz der untersuchten Paradigmen	S. 435
 Anhang	
 Überblick über nachfolgende Paradigmen der Wohnquartiersplanung (1950-1990)	
<i>Antworten auf die Moderne: Auflehnung und Fortschreibung/Krise oder Kontinuität (1950-1970)</i>	S. 447
<i>Räumliche Konkretheit und Emanzipation der Bewohner (1970-1990)</i>	S. 452
<i>Epilog: Stadt- und Wohnungsbau ohne Architekten</i>	S. 456
 Überblick über Nachfolgebeispiele zu den vorgestellten Paradigmen	
<i>Nachfolgebeispiele zur Gartenstadt</i>	S. 458
<i>Nachfolgebeispiele zur Zeilenbausiedlung</i>	S. 461
<i>Nachfolgebeispiele zum Baublock als städtischem Grundbaustein</i>	S. 464
<i>Nachfolgebeispiele zur Unité d'habitation</i>	S. 467
 Quellen- und Literaturangaben	
<i>Allgemeine Literatur</i>	S. 471
<i>Literatur zu Karlsruhe-Rüppurr und zur Gartenstadt-Bewegung</i>	S. 474
<i>Literatur zur Siedlung Dammerstock und zum Zeilenbau</i>	S. 475
<i>Literatur zum Quartier Rotterdam-Spangen und zum Baublock</i>	S. 478
<i>Literatur zur Unité d'habitation und zur Ville Radieuse</i>	S. 481
 Abbildungsnachweise	 S. 485

1. Einleitung

1.1. Ausgangspunkt und Gründe für die Arbeit

Angesichts der explosiven Verstädterungsprozesse, welche, insbesondere seit Beginn unseres Jahrhunderts, weltweit das physische Erscheinungsbild der grossen städtischen Agglomerationsräume ebenso entscheidend prägen und bestimmen wie die sozio-kulturellen Art und Weisen des menschlichen Zusammenlebens, gewinnen die Wohnungsfrage und die Ansätze zu ihrer Bewältigung eine immer größere Bedeutung.

In seiner ganzen Komplexität von innerer Organisation, außenräumlicher Addition und städtebaulicher Strukturbildung wird der Wohnungsbau im 20. Jahrhundert, erstmalig, zu einem bewußten, wichtigen Aufgaben- (aber auch Experimentier-)feld für Architekten und Planer.

Dabei ist die Wohnungsfrage natürlich nicht aus ihrem gesamtgesellschaftlichen Kontext herauszulösen. So wie die Architektur insgesamt den allgemeinen sozio-ökonomischen Produktionsbedingungen unterworfen ist, kann auch der Wohnungsbau nicht unabhängig von der Gesamtheit der wirtschaftlichen und sozialen Phänomene, die zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt eine bestimmte Gesellschaft charakterisieren, betrachtet und bewertet werden.

Dennoch läßt sich im Spezifischen der Architektur und der stadträumlichen Planung, als eigenständige, einerseits wissenschaftliche, andererseits künstlerische Disziplin begriffen, auch von einer gewissen Autonomie der als Antwort auf die gesellschaftlichen Anforderungen entwickelten Konzepte ausgehen. Konzepte, die auf dem spezifischen Wissen und auf den spezifischen Fähigkeiten der Architekten und Planer basieren, die ihre Schwerpunkte in der räumlich-strukturellen und der formal-ästhetischen Gestaltung der physischen Umwelt besitzen und die ihre Determinanten und Bezüge nicht nur in den sozialen, ökonomischen und kulturellen Rahmenbedingungen, sondern auch in den immanenten Regeln, etablierten Modellen und geschichtlichen Erfahrungen der eigenen Disziplin suchen.

Gerade im Bereich der Wohnquartiersplanung werden ab der Jahrhundertwende, insbesondere seitens der jeweils bestimmenden Avantgarde, eine Reihe unterschiedlicher Antworten und Lösungsversuche - im Sinne von *räumlichen Modellen* - entwickelt, um der Krise zu begegnen. Es sind dies sowohl

- unterschiedliche *Wohn-Modelle* (d.h. die Disposition der Wohnung und die Form des Wohnens betreffend) als auch
- unterschiedliche *Stadt-Modelle* (d.h. auf die Struktur des städtischen Gewebes und die Organisation der Stadt insgesamt bezogen),

wobei der Schwerpunkt und die Intensität der wechselseitigen Beziehungen von Fall zu Fall unterschiedlich ausgeprägt sind. (Dabei beinhalten eigentlich alle Konzepte, die sich über die innere Organisation der Wohneinheit hinaus auch mit deren räumlicher Assoziation befassen, wenn nicht explizit, so zumindest implizit, auch eine Vorstellung von der Stadt, selbst in den Fällen deren völliger Negation.)

Eine Anzahl dieser räumlichen Modelle, konkretisiert in exemplarischen Siedlungen und Quartieren, läßt sich - wie in den folgenden Abschnitten aufgezogen werden soll - als grundlegende *Paradigmen*, im Sinne von 'Musterbeispiele'

len', der Wohnquartiersplanung unseres Jahrhunderts begreifen und beschreiben. Als solche gewinnen sie, auch losgelöst von ihrem unmittelbaren räumlichen und zeitlichen Kontext, eine selbständige Bedeutung als allgemein anerkannte, „konkrete Problemlösungen“¹, die fortan zu einem eigenständigen Bestandteil des wissenschaftlichen Repertoires und Erfahrungsstandes avancieren und als strukturelle 'Konstitutionsweisen' auch auf andere Beispiele und Projekte übertragbar sind

Diese Übertragbarkeit der Paradigmen spielt gerade in unserem durch zunehmende weltweite Informationsvernetzung und Kommunikation (aber in Verbindung damit auch technische wie kulturelle Nacheiferung und Abhängigkeit) gekennzeichneten Jahrhundert eine - und das betrifft nicht allein den Siedlungsbau - besondere Rolle. Die Rezeption derartiger Modelle und Paradigmen, die im allgemeinen zunächst in Europa und Nordamerika entwickelt werden, bleibt nicht mehr auf diese Länder und Kontinente beschränkt. Ihre oftmals unkritische und gründlich mißverständene Übertragung in kulturell, ökonomisch und sozial völlig andersgeartete Zusammenhänge (ich denke hier nur an die angeblich 'modernen' Wohnquartiere vieler Metropolen der sog. Dritten Welt)², unterstreicht - trotz der innovativen Aspekte, die solchen Prozessen durchaus innewohnen können - eindrucksvoll und beängstigend zugleich die Notwendigkeit einer intensiven analytisch-kritischen Auseinandersetzung mit eben diesen grundlegenden Modellen einer sozialräumlichen Organisation des städtischen Lebens.

In unserer sog. Ersten Welt, als dem Entstehungsbereich dieser nun weltweit Verbreitung und Bedeutung erfahrenden Modelle, hat die in den letzten Jahren erfolgte einseitige Asthetisierung der Entwurfspraxis und die damit verbundene (in vielerlei Hinsicht sicherlich berechnete) Kritik am Schematismus der funktionalistischen Bauproduktion der Nachkriegszeit das Pendel allzusehr in die entgegengesetzte Richtung ausschlagen lassen und zu einer weitgehend undifferenzierten und unkritischen Verdammung der modernen Architektur und Siedlungsplanung schlechthin geführt. Das Interesse beschränkt sich bestenfalls - im Sinne eines falsch verstandenen Pluralismus des *anything goes* - auf die Herauslösung und Wiederverwertung einzelner formaler und stilistischer Elemente (wie etwa bei den Neo-Avantgardisten der jüngsten Zeit) Extravagante Architektur wird dabei zu einem Instrument des Kultur-Marketings und der ursprüngliche ideengeschichtliche Kontext, was sowohl die räumlichen wie auch die sozialen Modelle betrifft, weitgehend außer Acht gelassen. Im Vordergrund steht derzeit das exklusive Einzelprodukt und nicht das Verständnis übergeordneter Zusammenhänge und ideengeschichtlicher Entwicklungen.

Nicht zuletzt um diesem Mißstand zu begegnen, versteht sich die vorliegende Arbeit als ein Versuch, auf dem speziellen Gebiet der Wohnquartiersplanung, zu einem Überblick und einer Systematisierung wesentlicher Paradigmen bezu-

¹ Ich beziehe mich hier auf eine Definition des Paradigma-Begriffs, wie sie zuerst von dem amerikanischen Wissenschaftstheoretiker Thomas S. Kuhn in seiner Arbeit über *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (2. revid. dt. Auflage, Frankfurt am Main 1976) entwickelt wurde. Im Abschnitt 1.3 dieser Einleitung wird näher auf diese Begriffsbildung eingegangen.

² Deren Vorhandensein liegt eben nicht allein in den auf Marktexpansion, Absatzsicherung und wirtschaftliche Hegemonie ausgerichteten Zielsetzungen der internationalen Wirtschaftsverbände begründet, sondern nicht zuletzt auch in den Modellen und Vorbildern, die in den Köpfen der verantwortlichen Planer verankert sind, wobei es praktisch gleichgültig ist, ob diese aus der Ersten oder aus der Dritten Welt stammen. Auch hier gibt es mittlerweile eine durch Ausbildung und beruflichen Austausch etablierte und perpetuierte 'Internationalisierung' der wissenschaftlichen Disziplin.

Siehe zu diesem Themenkomplex der Übertragung und Rezeption von städtebaulichen Modellen auch Thomas Henrich: *Technologie transfer in der Stadtplanung - Masterplanung in Dar es Salaam/Tansania durch internationale Consultants*, Darmstadt 1988.

tragen, die in unserem Jahrhundert die Wohnung in ihrer inneren Disposition, ihrer räumlichen Addition und ihrer Beziehung zur Stadt bestimmt haben. Sie möchte danach fragen, wie diese *Modelle des Wohnens* und die damit verbundenen *Konzepte der Stadt* städtebaulich und räumlich aussehen, wie sie soziale Handlungs- und Gebrauchsweisen ermöglichen und gegebenenfalls beeinflussen und wie sie sich im Laufe der Zeit entwickelt, bewährt oder möglicherweise verändert haben.

1.2. Zielsetzungen und Abgrenzung der Arbeit

Bei der Analyse und dem Vergleich der Paradigmen verfolgt die Arbeit im einzelnen die folgenden Ziele:

- Auf der allgemeinen Ebene der ideengeschichtlichen Entwicklung des modernen Wohnungs- und Städtebaus soll anhand von paradigmatischen Beispielen der Wohnquartiersplanung unseres Jahrhunderts eine mögliche Entwicklungs- und Interpretationslinie aufgezeigt werden, die weniger die formal-ästhetischen, stilistischen Veränderungen in den Vordergrund rückt als vielmehr die strukturellen Eigenarten, Brüche und Oppositionen, und zwar der inneren wie der äußeren (d.h. städtebaulichen) Organisation der Wohnheiten und ihrer Gebrauchsweisen.

Dabei soll allerdings keineswegs eine geschlossene, zusammenhängende Geschichte des modernen Wohnungsbaus geschrieben werden. Erstens wäre es vermessen, dies im begrenzten Rahmen einer solchen Arbeit leisten zu wollen, und zweitens tendieren solche 'Geschichten' zwangsläufig immer dazu, im Sinne einer anvisierten, idealisierten Kontinuität der Entwicklung die tatsächlichen Brüche zu verwischen und in der Fülle der Beispiele das Absolute zu relativieren (was auch durchaus der Realität des Alltags entspricht: ihren Überlagerungen, Pragmatismen und Anpassungsmechanismen). Eine ganze Reihe von Aspekten und Bestimmungsmomenten der jeweils dominanten Konzepte lassen sich darüber hinaus nicht auf solch eine einheitliche, sozusagen durchgängige Entwicklungslinie reduzieren. Derartige Versuche sind oftmals zu einseitig und neigen dazu, all das auszublenden, was nicht in ihr Bild paßt.³ Deshalb möchte sich die vorliegende Untersuchung ganz bewußt, im Sinne von beispielhaften Schlaglichtern, auf die Herausstellung einiger weniger, aber für ihre jeweilige Zeit besonders prägnanter, eben *paradigmatischer* Modelle beschränken

³ So erweist sich auch das Bild der sog. Moderne und ihrer Vertreter heute, bei genauerem Hinsehen, weitaus differenzierter und heterogener als es uns die klassische Geschichtsschreibung - im Sinne eines kontinuierlichen Fortschritts von niederen zu höheren Entwicklungsstufen - lange Zeit wissen lassen wollte. (Siehe hierzu z.B. die Veröffentlichung von Benedetto Gragnuolo, *La progettazione urbana in Europa. 1750-1960*, Bari 1991, in der er aufzeigt, daß die Entwicklung der städtebaulichen Konzepte der sog. Avantgarde in unserem Jahrhundert keineswegs so einheitlich verlaufen ist, wie sie immer dargestellt wird, sondern daß es unterschiedliche, zeitlich parallele Entwicklungsstränge gegeben hat, von denen sich einmal der eine und einmal der andere als der stärkere erwiesen hat.)

- Im Mittelpunkt soll dabei, auf der spezifischen Ebene der Einzelbeispiele, die Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Werk stehen. In erster Linie geht es um eine präzise räumliche Analyse auf den drei Ebenen der Wohnung, des Quartiers und des übergeordneten Bezuges zur Stadt - und zwar sowohl im ursprünglichen historischen Kontext (vor dem Hintergrund der jeweils zugrunde liegenden theoretischen Vorstellungen) als auch im möglicherweise veränderten Zusammenhang von heute. Dabei gilt es auch, Mißverständnisse, Einseitigkeiten und Fehldeutungen aus dem Wege zu räumen und Mythen zu zerstören, welche eine oftmals allzu zeitgebundene oder einseitig interessensgeleitete Geschichtsschreibung ohne genaue Überprüfung vor Ort aufgebaut und verbreitet hat.⁴

Um die Beispiele an der Realität überprüfen sowie eine bessere Vergleichbarkeit gewährleisten zu können, soll die Auswahl auf tatsächlich *gebauete* Werke eingegrenzt werden.⁵ Damit läßt sich auch das Spannungsfeld zwischen idealer und realer Welt, zwischen ursprünglicher Zielvorstellung und tatsächlicher Erscheinungsform, analysieren und diskutieren.

In einem weiteren Schritt wird die Frage nach den Auswirkungen der beschriebenen physischen Strukturen auf die sozialen Handlungs- und Verhaltensweisen ihrer Bewohner gestellt werden. Alle Paradigmen entwickeln über die räumlichen Strukturen hinaus ihren Anspruch nach auch soziale Konzepte, d.h. Vorstellungen eines kollektiven Zusammenlebens. Aus der vergleichenden Beobachtung von räumlicher Organisation einerseits und sozialen Gebrauchsweisen andererseits, einschließlich deren historischer Entwicklung und Veränderung, lassen sich möglicherweise Rückschlüsse ziehen auf eine weitere Gültigkeit bzw. Ungültigkeit des jeweiligen Modells und damit auf seine heutige Relevanz.

- Ein didaktisches Ziel besteht darin, mit dieser Studie einen Beitrag zu einer wissenschaftlich fundierten Materialsammlung (Analysen, Abbildungen, Bibliographie) zu wichtigen Beispielen des modernen Wohnungsbaus zu leisten, die als eine Art Lehr- oder Lesebuch zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem avantgardistischen Erbe unseres Jahrhunderts anregen kann
- Und nicht zuletzt besteht, über die konkreten Erkenntnisse zu den jeweiligen Paradigmen und ihrer ideengeschichtlichen Abfolge hinaus, ein wissenschaftlich-methodisches Ziel der Arbeit darin, einen ersten (und in weiteren Studien noch zu präzisierenden) Ansatz zu einer allgemeinen Methodik der Strukturanalyse von Wohnsiedlungen (als Teil einer umfassenden Architektur- bzw. Stadtanalyse) zu entwickeln

⁴ Siehe hierzu, am Beispiel der Dammerstocksiedlung, auch Anm. 45

⁵ Es bleibt unbestritten, daß auch nicht realisierte Werke und Projekte eine paradigmatische Bedeutung annehmen können. Im Sinne der komparativen Absicht der Arbeit erscheint eine solche methodische Eingrenzung jedoch sinnvoll und wichtig.

1.3. Zum Begriff des Paradigmas

Im Hinblick auf die erläuterten Zielsetzungen der Arbeit kommt dem Begriff des Paradigmas eine zentrale Bedeutung zu. Im folgenden soll deshalb kurz das der Arbeit zugrunde liegende Verständnis dieses Begriffs umrissen werden.

Seine primäre Bedeutung und Verwendung findet der Begriff des Paradigmas im Bereich der Linguistik. Vom griechischen *paradeigma* (= Beispiel, Muster, Modell, Urbild) abgeleitet, dient er der Bezeichnung eines Deklinations- bzw. Konjugationsmusters, „zu dem analog auch andere Wörter derselben Klasse flektiert werden“⁶. Er meint also ein beispielhaft durchdekliniertes oder durchkonjugiertes Wort, das als Vorbild für andere dient.⁷

Auch in der Philosophie spielt der Begriff seit der Antike eine Rolle. Platon versteht das Paradigma im Sinne von Urbild, Muster und Modell seiner Abbilder im ontologischen Sinn, d.h. ohne geometrische Genauigkeitsvorstellungen:

„P sind Urbilder innerweltlich erscheinender und sinnlich erfahrbarer Dinge: sie werden als ewig, ideal und immateriell, als bleibend und ermöglichend gedacht, während das, was gemäß ihnen gestaltet ist, veränderlich und vergänglich ist“⁸

Im Mittelalter, etwa bei Cusanus, erhält es seine Grundbedeutung als „exemplar“ im Sinne von Musterformen im göttlichen Geist.⁹

Von zentraler Bedeutung, was das Anliegen der vorliegenden Arbeit angeht, ist die Verwendung des Begriffs im wissenschaftstheoretischen und wissenschaftsgeschichtlichen Kontext. Hier sind vor allem die Arbeiten von Thomas S. Kuhn zu nennen, der in seiner, in einer ersten Fassung im Jahr 1962 vorgelegten, Untersuchung über *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, die später durch weitere Studien ergänzt wurde,¹⁰ einen Begriff des Paradigmas entwickelt hat, der sich, wiewohl ursprünglich für den Bereich der Naturwissenschaften konzipiert, in vielerlei Hinsicht auch auf andere Wissenschaftszweige übertragen läßt, nicht zuletzt auf die Architektur und den Städtebau, als wissenschaftliche Disziplinen mit eigenen Regeln, Theorien und Modellen.

Aufbauend auf den Schriften von Lichtenberg, der von Paradigmen „im Sinne grammatischer Schulbeispiele mit ihren Deklinationen als Metapher für grundlegende wissenschaftliche Orientierungen“¹¹ spricht, und von Wittgenstein, der die Paradigmen als in ihrer historischen Gültigkeit durchaus begrenzte Muster begreift und ihnen damit ihren „Ewigkeitscharakter“, zumindest teilweise, abspricht¹², versteht Kuhn unter den Paradigmen

⁶ Meyers Enzyklopädisches Lexikon, 9. Aufl., Bd. 18, Mannheim 1976

⁷ Brockhaus Enzyklopädie, 17. Aufl., 14. Bd., Wiesbaden 1972

⁸ J. Ritter, K. Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 7, Basel 1989, S.74

⁹ Ebd., S.77

¹⁰ Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, 2. revid. dt. Auflage, Frankfurt am Main 1976; ders., *Die Entstehung des Neuen. Studien zur Struktur der Wissenschaftsgeschichte*, Frankfurt am Main 1977

¹¹ J. Ritter, K. Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 7, Basel 1989, S.78

¹² Ebd., S.79. „Das P. dient 'zur Beurteilung aller ähnlichen Situationen', es ist nicht an seine Einführungssituation gebunden, sondern wird situationsinvariant weiterverwendet. P. können verlorengehen, vergessen werden, sich als unbrauchbar, unübersichtlich und nicht überzeugend erweisen.“

„allgemein anerkannte wissenschaftliche Leistungen, die für eine gewisse Zeit einer Gemeinschaft von Fachleuten Modelle und Lösungen liefern“¹³

Dabei unterscheidet er zwischen einer allgemeineren, umfassenderen Bedeutung des Begriffs, welche alle gemeinsamen Festlegungen der jeweiligen wissenschaftlichen Gemeinschaft umfaßt („die ganze Konstellation von Meinungen, Werken, Methoden usw., die von den Mitgliedern einer gegebenen Gemeinschaft geteilt werden“)¹⁴, später hat er hierfür den Begriff der „disziplinären Matrix“ geprägt¹⁵, und einer spezifischeren, engeren Definition, welche den Begriff des Paradigmas auf ein Hauptelement eben dieser disziplinären Matrix beschränkt, nämlich die sog. *Musterbeispiele* als

„die konkreten Problemlösungen, die, als Vorbilder oder Beispiele gebraucht, explizite Regeln als Basis für die Lösung der übrigen Probleme der 'normalen Wissenschaft' ersetzen können“¹⁶

Gemeint sind damit die von einer wissenschaftlichen Gruppierung gemeinsam als besonders erfolgreich und vorbildhaft gewerteten Tätigkeitsbeispiele und Leistungen

„Paradigmata erlangen ihren Status, weil sie bei der Lösung einiger Probleme, welche ein Kreis von Fachleuten als brennend erkannt hat, erfolgreicher sind als die mit ihnen konkurrierenden“¹⁷

Diese zweite, sehr konkrete und unmittelbar anwendungsbezogene Bedeutung des Begriffs des Paradigmas ist für Kuhn selbst die wichtigere. Auf ihr fußt auch das Paradigmen-Verständnis der vorliegenden Arbeit. In Bezug auf den räumlich-strukturellen Aufbau, d.h. die 'Konstitutionsregeln', von Wohnsiedlungen sind unter den Paradigmen diejenigen Musterbeispiele (Standardsiedlungen) zu verstehen, die in einem bestimmten historischen Moment von einer bestimmten Gruppe von Architekten, Planern und Wissenschaftlern als *anerkannte Vorbilder* einer erfolgreichen Arbeit und als *übertragbare Regel* für gleichartige Problemsituationen gewertet werden

Kuhn unterscheidet weiterhin vorparadigmatische, normale und revolutionäre Phasen. Zunächst sind die Wissenschaftler untereinander uneinig, es gibt unterschiedliche Projekte, Meinungen und Orientierungen, die „normale“ Phase ist die von der Gultigkeit eines Paradigmas geprägte; und eine „wissenschaftliche Revolution“ tritt dann ein, wenn die „Anomalien“, die Probleme, die von dem herrschenden Paradigma nicht mehr bewältigt werden können, so groß werden, daß dieses in einem Paradigmenwechsel durch ein anderes ersetzt wird

„Die Entscheidung, ein Paradigma abzulehnen, ist immer gleichzeitig auch die Entscheidung, ein anderes anzunehmen, und das Urteil, das zu dieser Entscheidung führt, beinhaltet den Vergleich beider Paradigmata mit der Natur [d.h. der physischen Realität, d.V.] und untereinander“¹⁸

Während im Bereich der Naturwissenschaften diese Vorstellung eines überwiegend „revolutionären“ Wandels von den Kritikern und Vertretern einer eher

¹³ Ebd., S. 79

¹⁴ Kuhn, 1976, S. 186

¹⁵ Kuhn, 1977, S. 392

¹⁶ Kuhn, 1976, S. 186

¹⁷ Kuhn, 1976, S. 37

¹⁸ Kuhn, 1976, S. 90

„vernünftigen“, rationalen Aufeinanderfolge der Paradigmen vielfach in Frage gestellt wird¹⁹, scheint sie auf dem Gebiet der stadträumlichen Konzepte durchaus bedenkenswert, wenn man sich vor Augen hält, in welchen Sprüngen und zum Teil 'revolutionären' Gegenpositionen sich die Entwicklung in den letzten Jahrzehnten tatsächlich vollzogen hat.

Der Begriff des Paradigmas an sich, der weniger umstritten ist als die Art und Weise seiner Abfolge, steht dabei, so Kuhn, in einer engen Verflechtung mit dem Begriff der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Damit sind die Vertreter eines wissenschaftlichen Spezialgebiets gemeint, mit wesentlichen Gemeinsamkeiten bzgl. ihrer Ausbildung und ihrer Tätigkeit, verhältnismäßig starker Kommunikation innerhalb der Gruppe und verhältnismäßig einmütigen Urteilen in Fachfragen. Solche wissenschaftliche Gemeinschaften oder Gruppierungen können sich auf den unterschiedlichsten Ebenen der jeweiligen Disziplin und mit den unterschiedlichsten Spezialisierungsgraden entwickeln. Sie können auch in einer gewissen Konkurrenz zueinander stehen, es kann unterschiedliche 'Schulen' geben, welche denselben Gegenstand, dasselbe Problem, von unterschiedlichen Standpunkten aus angehen und damit auch zu unterschiedlichen Lösungsansätzen gelangen.

Ebenso können Wissenschaftler in der Identifizierung eines Paradigmas durchaus übereinstimmen, ohne sich jedoch über dessen Interpretation unbedingt einig sein zu müssen. Ein klassisches Beispiel hierfür aus dem Bereich des Siedlungsbaus ist die Diskussion über die Dammerstock-Siedlung, die in den Jahren 1929/30 auf den Seiten der Werkbundszeitschrift *Die Form* ausgetragen wird: Über die grundsätzliche Bedeutung des Paradigmas, in diesem Fall des Zeilenbaus, sind sich alle einig, heftig gestritten wird jedoch über dessen konkrete Ausformung und Interpretation.²⁰

„Das Fehlen einer Standardinterpretation oder einer anerkannten Reduzierung auf Regeln hindert ein Paradigma nicht daran, die Forschung zu führen (...) In der Tat folgt aus der Existenz eines Paradigmas nicht einmal, daß irgendein vollständiges System von Regeln vorhanden ist.“²¹

Die Paradigmen bilden vielmehr die Grundlage und den Ausgangspunkt für jede weitere vertiefte und spezialisierte Forschung (von Kuhn im Gegensatz zur „normalen“ als sog. „esoterische“ Forschung bezeichnet).

Damit werden die Paradigmen in ihrer Bedeutung als *praktische Musterbeispiele*, genauso wie und in Ergänzung zu den theoretischen Regelwerken, Modellen und Gesetzen, zu einem immanenten, dem allgemeinen Gebrauch zur Verfügung stehenden Bestandteil der jeweiligen wissenschaftlichen Disziplin und ihres fachspezifischen Repertoires. Paradigmen verkörpern keine bloße, abstrakte Theorie; sie können aber auf einer Theorie aufbauen bzw. einer solchen als praktische Grundlage dienen.

Für die Architektur und den Städtebau als praxisbezogene Disziplinen scheint dies in einem besonderen Maße zutreffend zu sein. Gerade hier kommt den praktischen Vor-Bildern, im Gegensatz zu den eher abstrakten Theorien, eine hervorragende Bedeutung als Grundlage und Bezugspunkt bei der Schaffung von neuen Werken zu. Daß diese paradigmatischen Vor-Bilder dabei immer

¹⁹ Siehe dazu J. Ritter, K. Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 7, Basel 1989, S.80f

²⁰ Siehe hierzu die Diskussionsbeiträge in Frank Gloor und Felix Schwarz (Hrsg.), *Die Form. Stimme des Deutschen Werkbundes 1925-1934*, Gütersloh 1969

²¹ Kuhn, 1976, S.58

wieder mißverstanden und (bewußt oder unbewußt) falsch interpretiert und rezipiert werden, ist eine andere Sache (und hier liegt vermutlich einer der wesentlichen Unterschiede in der Bedeutung und Verwendung der Paradigmen zwischen den 'exakten' Naturwissenschaften und anderen, nicht so eindeutig objektiverbaren Wissenschaften, wozu auch der Städtebau zählt, zumal Architekten sich selten 'wissenschaftlich' bilden und betätigen).

Kuhn selbst ist, nach ersten Andeutungen in der *Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*,²² in einem späteren Aufsatz ausführlicher auf eine mögliche Übertragbarkeit seiner Begriffsdefinitionen auch auf andere Gebiete eingegangen.²³ So äußert er sich z.B. in Bezug auf die Kunst:

„Was noch wichtiger ist, Paradigmen sind nicht vollständig mit Theorien gleichzusetzen. Im Grunde sind es anerkannte konkrete Beispiele wissenschaftlicher Leistungen, wirkliche Problemlösungen, die die Wissenschaftler sorgfältig studieren und für ihre eigene Arbeit zum Vorbild nehmen. Wenn der Begriff des Paradigma für den Kunsthistoriker von Nutzen sein kann, *dann sind Bilder und nicht Stile die Paradigmen*. Daß die Parallele so gezogen wird, könnte sich als wichtig erweisen, denn ich sehe, daß die Probleme, die mich veranlaßten, nicht mehr von Theorien, sondern von Paradigmen zu sprechen, fast genau dieselben sind, die Kubler zur Ablehnung des Stilbegriffs führen. 'Stil' wie auch 'Theorie' sind Ausdrücke zur Beschreibung von Werken mit erkennbarer Ähnlichkeit. (Sie sind 'im gleichen Stil' gehalten oder 'Anwendungen der gleichen Theorie') In beiden Fällen erweist es sich als schwierig - mir scheint, letztlich unmöglich -, die Gemeinsamkeiten anzugeben, die einen Stil oder eine Theorie von anderen unterscheiden. Wegen dieser Schwierigkeiten habe ich darauf verwiesen, daß die Wissenschaftler von Paradigmen oder anerkannten Vorbildern lernen können, ohne die Elemente einer Theorie herausabstrahieren zu müssen. Laßt sich vielleicht etwas Entsprechendes über die Art sagen, wie Künstler durch die Untersuchung bestimmter Kunstwerke lernen?²⁴

Wenn dem so ist, dann werden die Kenntnis, das Studium und der sozusagen intellektuelle Erwerb der Paradigmen als eines Bestandes von *Musterbeispielen* zu einer ganz wesentlichen Voraussetzung und Vorbereitung für eine bewußte und effektive Mitarbeit in der jeweiligen wissenschaftlichen Gruppierung und die Auseinandersetzung mit ihnen zwangsläufig zu einem zentralen Bestandteil von Ausbildung und Lehre. Aus den Paradigmen zu lernen hieße dann, sie als einen Erfahrungsschatz zu begreifen, der auch dazu dienen kann, aktuelle Probleme durch den Vergleich mit vorausgegangenen, analogen Problemen und ihren Lösungsansätzen besser verstehen zu lernen und vielleicht auch bewältigen zu können.

1.4. Zur Methodik der Arbeit

Die Arbeit erfolgt nicht vom Standpunkt des dokumentierenden Historikers (mit dem Ziel einer Zusammentragung möglichst umfassender quantitativer Daten), sondern von dem des analysierenden und interpretierenden Städtebauers aus.

Kuhn 1976 S.220. „Ich vermute beispielsweise, daß einige der bekannten Schwierigkeiten des Stilbegriffs in der Kunst sich lösen, wenn man erkennt, daß Bilder mit anderen Bildern als Vorbild und nicht gemäß davon abstrahierten Stilprinzipien gemalt werden.“

Thomas S. Kuhn, *Bemerkungen zum Verhältnis von Wissenschaft und Kunst*, in: ders., 1977, S.446-460.

Kuhn 1977 S.459f.

Damit besteht die Absicht vorrangig in einer qualitativen Bewertung und dem darauf aufbauenden Vergleich der vorgefundenen räumlichen Strukturen und ihrer sozialen Gebrauchsfähigkeit.

Als Material und Grundlage der Arbeit dient einerseits die zum Thema insgesamt und zu den jeweiligen Projekten im einzelnen vorhandene Literatur (Buchpublikationen, Zeitschriftenartikel, sonstige Dokumentationen wie z.B. Ausstellungskataloge usw.), andererseits ein erneute Besichtigung aller ausgewählten Quartiere, um die Literaturaussagen an der Realität überprüfen sowie die durch die zwischenzeitliche Entwicklung und Nutzung eingetretenen Veränderungen beurteilen zu können. Soweit Primärquellen (wie Archivalien oder zeitgenössische Presseberichte und Zeitschriftenartikel) schon in der Sekundärliteratur erschlossen sind, wird auf diese nicht mehr unmittelbar zurückgegriffen.

Der Schwerpunkt der Analysen liegt in der räumlich-morphologischen Struktur und in der wechselseitigen Beziehung von Architektur, Quartier und Stadt, d.h. in der Frage, wie durch die jeweiligen 'Siedlungs-Bausteine' Stadt geformt wird und welche Voraussetzungen diese Struktur für die Benutzbarkeit durch ihre Bewohner mit sich bringt.

Die methodische Vorgehensweise knüpft an die von der französischen und der italienischen Stadtforschung seit etwa 1960 vorgelegten Arbeiten und vorgeschlagenen Instrumente einer räumlich-strukturellen Stadt- und Siedlungsanalyse an. Damit sind insbesondere die typo-morphologischen Studien der sog. Venezianischen Schule um Carlo Aymonino gemeint, welche zu einem tieferen Grundverständnis der Wechselbeziehungen zwischen der Stadtform als Ganzem (der Morphologie) und den sie konstituierenden architektonischen Einzelelementen (der Typologie) beigetragen haben,²⁵ sowie die darauf aufbauenden und die Begriffe und Vorgehensweisen weiter präzisierenden Untersuchungen der an der Hochschule in Versailles tätigen französischen Gruppe um Philippe Panerai, Jean Castex und Jean-Charles Depaule.²⁶

Die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte dieser beiden 'Schulen' - in der Folge des CIAM-Nachfolgekongresses 1959 in Otterlo, der Kritik an dem allzu einseitigen Objektbezug der funktionalistischen Moderne, der Gründung des Team X und der Wiederentdeckung der Stadt als räumlichem Gefüge - wurde an anderer Stelle ausführlich beschrieben und braucht hier nicht rekapituliert

²⁴ Als grundlegende Werke sind zu erwähnen:

- Saverio Muratori, *Studi per una operante storia urbana di Venezia*, 2 Bände, Roma 1959
- Aldo Rossi, *L'architettura della città*, Padova 1966 (dt. Ausgabe: *Die Architektur der Stadt*, Düsseldorf 1973)
- Carlo Aymonino, *La città di Padova*, Roma 1966
- Carlo Aymonino, *Lo studio dei fenomeni urbani*, Roma 1977
- Carlo Aymonino, *Per un'idea di città. La ricerca del Gruppo Architettura a Venezia 1968-74*, Venezia 1984 (eine Anthologie ausgewählter Beiträge und Dokumente)

²⁶ Siehe hierzu:

- Jean Castex und Philippe Panerai, *Notes sur la structure de l'espace urbain*, in: *L'architecture d'aujourd'hui*, Nr. 153, 1970, S.30ff
- Philippe Panerai, Jean Castex und Jean-Charles Depaule, *Formes urbaines: de l'îlot à la barre*, Paris 1977 (dt. Ausgabe: *Vom Block zur Zeile. Wandlungen der Stadtstruktur*, Braunschweig 1984)
- Philippe Panerai, Jean-Charles Depaule, Marcelle Demorgon und Michel Veyrenche, *Éléments d'analyse urbaine*, Bruxelles 1980
- Philippe Panerai, Jean Castex und Patrick Céleste, *Lecture d'une ville: Versailles*, Paris 1980 (dt. Zusammenfassung: *Eine Stadt lesen - Versailles*, in: *archithese*, Nr. 4, 1984, S.15-22)

zu werden.²⁷ In der vorliegenden Arbeit geht es, bei der Untersuchung der Paradigmen, vielmehr um die Anwendbarkeit und die Verfeinerung der von diesen Autoren vorgeschlagenen Methodik und einen teilweisen Rückgriff auf deren Kategorien und Begriffe.²⁸

Der italienischen wie der französischen Forschungslinie gemeinsam ist ein strukturalistisches Stadtverständnis. Es geht davon aus, daß jede Stadt bzw. die einzelnen Teil-Bereiche ihres jeweiligen Raumgefüges, wofür auch der Begriff des „städtischen Gewebes“ geprägt und verwendet wird, durch charakteristische Assoziationsgesetze der sie konstituierenden Elemente (die städtebaulicher wie auch stadträumlicher Natur sein können: Häuser, Parzellen, Höfe, Gärten, Zeilen, Blöcke, Straßen, Plätze usw.) gekennzeichnet sind, Gesetzmäßigkeiten, welche die 'Grammatik' und Logik der jeweiligen Struktur ausmachen und sich auf eine abstrahierte Form zurückführen, analysieren und interpretieren lassen

„Durch eine typologische Analyse (...) wird das 'Gewebe' als ein Ganzes, in dem die Gebäude nur 'Elemente' sind, erfaßt.“²⁹

„Unser Ziel ist es, die Gesetzmäßigkeiten zu erkennen, welche die Stadt als Manufaktur bestimmen; wir beschäftigen uns mit ihren räumlichen Beziehungen, ihrer Form, ihrem Wachstum, als ob die Stadt ein großes, die Zeit überdauerndes Ingenieurbauwerk wäre - und in unseren Augen ist sie ein solches.“³⁰

Dabei geht es weniger um spezifische (individuelle) Erscheinungsformen als vielmehr um die den Formen zugrunde liegenden strukturellen (eben typischen) Regeln ihres Aufbaus

Manche Studien zeigen, daß die Analyse Gefahr laufen kann, zu einer allzu abstrakten, einseitigen Betrachtungsweise zu führen, wenn sie sich ausschließlich auf die Beschreibung der physischen und gestalterischen Aspekte beschränkt. Deshalb muß sie darüber hinaus auch die Betrachtung der sozio-kulturellen Bedeutung und der beabsichtigten bzw. tatsächlich praktizierten Gebrauchsweisen der baulichen und städtebaulichen Konfigurationen miteinschließen also das, was Panerai die wichtige Beziehung „räumliche Organisation/soziale Praxis“ nennt³¹ und was Norberg-Schulz mit den Begriffspaar „Raum“ einerseits und „Charakter“ (als gelebtem Raum) andererseits umschreibt.³² Erst dann ist das Paradigma in seiner ganzheitlichen sozialräumlichen Konstitution hinreichend bestimmt

Eine solche, mehrschichtige Strukturanalyse, die von konstitutiven Elementen, beschreibbaren reziproken Relationen und einer sozio-kulturellen Praxis und Bedeutung dieser Elemente ausgeht, läßt sich auf unterschiedlichen Maßstabsebenen durchführen. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit werden die Paradigmen insbesondere auf drei Ebenen betrachtet und bewertet, wobei es um folgende Fragen geht

²⁷ Vor allem in Nikolaus Kuhnert, Soziale Elemente der Architektur Typus und Typusbegriffe im Kontext der rationalen Architektur, Diss. Aachen 1979, *IRCIH*, Nr. 50, 1980 *Wiederentdeckung des Raums Stadtraume Sozialräume*, *IRCIH*, Nr. 85, 1986 *Was für 'n Typ?*

²⁸ In Deutschland wurde der morphologische Forschungs- und Analyse-Ansatz kürzlich auch in einer Veröffentlichung von Gerhard Curdes wieder aufgegriffen: Stadtstruktur und Stadtgestaltung, Stuttgart, Berlin und Köln 1993

²⁹ Philippe Panerai, *Typologien*, in *IRCIH*, Nr. 50, 1980, S. 12

³⁰ Aldo Rossi, *Scritti scelti sull'architettura e la città 1956-72*, 2. Aufl., Milano 1978, S. 279

³¹ Panerai, Castex und Depaule, 1977, S. 6

³² Christian Norberg-Schulz, *Genius loci: Landschaft, Lebensraum, Baukunst*, Stuttgart 1982

Auf der Ebene der Beziehung zur vorhandenen bzw. geplanten Stadt als Ganzem (Beziehung von Stadt und Quartier):

- Gibt es einen Bezug zur Gesamtstadt (räumlicher und/oder funktionaler Art) oder wird dieser bewußt abgelehnt, welche sind dessen wesentliche Elemente? Welche 'Strategien' werden in Bezug auf die vorhandene Stadtstruktur entwickelt, inwieweit werden historische Entwicklungsmuster der Stadt- und Siedlungsentwicklung berücksichtigt bzw. ausgeklammert?
- Welches (theoretische, ideale) Stadtmodell liegt dem jeweiligen Paradigma zugrunde?
- Wie soll städtisches Wachstum dem Anspruch nach erfolgen und wie erfolgt es tatsächlich (kontinuierlich/diskontinuierlich, kompakt/aus autonomen Teilen, begrenzt/unbegrenzt.)?

Auf der Ebene des spezifischen stadträumlichen und städtebaulichen Gefüges, der Siedlungsstruktur:

- Wie ist das Raumgefüge aufgebaut, welcher Art sind die es bestimmenden Elemente, Regeln und Strukturen (in Bezug auf Freiraum, Baustruktur und Erschließung)?
- Wie ist die Beziehung der Teile zum Ganzen: Gibt es Hierarchien, primäre und sekundäre Elemente, eine bewußte Abstufung oder eher serielle Gleichwertigkeit, harmonischen Gleichklang oder bewußte Dissonanzen?
- Ist ein Wachstum des Siedlungsgefüges denkbar und wie kann es erfolgen?
- Wie ist das Verhältnis von Typologie zu Morphologie, von Wohnungseinheit zu Siedlungstextur, ist das eine oder das andere eher strukturbestimmend?
- Welches Konzept liegt der Bedeutung, den Charakteren und den Bildungsgesetzen des öffentlichen Raums zugrunde?
- Wie ist das Verhältnis von Privatheit zu Öffentlichkeit (räumlich und sozial-räumlich), von Haus zu Straße, von wohnungsbezogenem zu städtischem Raum, gibt es Zwischenbereiche oder sind die Übergänge eher unvermittelt?
- Wie sind Beziehungen von Siedlungsstruktur und möglichen Gebrauchsweisen, also die sozialen Charaktere und Potentiale der Raumstruktur? Sind diese eindeutig festgelegt oder eher offen und unbestimmt, welche sind die festen und welche die variablen Größen, inwieweit und in welcher Form können sich Nutzer und Bewohner Wohnung, Haus und Umfeld aneignen bzw. diese transformieren?

Auf der Ebene der Wohnungs- und Gebäudetypologien.

- Welche sind die Grundbestimmungen der inneren Disposition der Wohneinheiten?
- Wie erfolgt deren städtebauliche Addition, die Bildung von Gebäude- und Wohngruppen als Teil-Elemente der Siedlungsstruktur?
- Wie sehen Erschließung und Außenbezug (das Verhältnis von Innen- zu 'Außenhaus') aus?
- Wie ist die Beziehung zwischen Inhalt und Form, funktionaler und ästhetischer Struktur?

- Welche Beteiligungsmöglichkeiten bestehen für die Bewohner in Hinblick auf Planung, Realisierung, Nutzung und/oder Veränderung der Wohneinheiten?
- Welche sind die dem Typus jeweils zugrunde liegenden kulturellen und gesellschaftlichen Modelle des Wohnens?

Dieser Fragenkatalog bildet das grobe Leitschema, an dem sich die Analysen der vier Fallbeispiele orientieren. Ein allzu zwanghaftes Festhalten an einem einzigen, starren Untersuchungsschema würde allerdings den tatsächlich gegebenen Unterschieden zwischen den Paradigmen, was sowohl die zugrunde liegenden 'ideologischen' Intentionen als auch die konkreten Raumstrukturen betrifft, nicht gerecht werden. Deshalb gibt es im einzelnen, von Fall zu Fall, auch Abweichungen von diesem Muster bzw. spezifische Schwerpunkte und Vertiefungen

1.5. Zum Begriff der Strukturanalyse

In seinem erstmals im Jahre 1963 veröffentlichten Werk *Intentions in Architecture*³³ hat Christian Norberg-Schulz den Begriff der Strukturanalyse, als Grundlage einer empirischen Architekturanalyse, die nicht ausschließlich auf einem vielfach subjektiven Architekturerebnis begründet ist,³⁴ auf eine Art und Weise definiert, die eine Übertragung auch auf den Städte- und Siedlungsbau zuläßt und sich damit als hilfreiche Bestätigung des methodischen Grundverständnisses der vorliegenden Untersuchung erweist

„Wir sahen bereits, daß eine 'phanomenologische Beschreibung' illusorisch ist, da jede Beschreibung vom Gegenstand her geschehen muß. Auch derjenige, der etwas in Erfahrung zu bringen sucht, indem er sich ganz naiv mit dem Bauwerk auseinandersetzt, muß in jedem Fall auf geklärte Begriffe bei der Beschreibung der Ergebnisse zurückgreifen, sonst bleiben seine Aussagen für andere ohne Interesse () Nur durch eine Analyse, die von den Eigenheiten des Objekts ausgeht, kann man die Einstellung gewinnen, die uns das adäquate Erlebnis ermöglicht“³⁵

Als Grundlage einer solchen Formanalyse schlägt Norberg-Schulz - wenn diese mehr beinhalten soll als eine bloße Proportionstheorie oder eine Klassifizierung nach oftmals verschwommenen Raumbegriffen - den Begriff der *Struktur* vor. Mit Struktur ist dabei die Bauform

„als ein Ganzes gemeint, in dem viele verschiedene Faktoren vereint sind. Eine 'Strukturanalyse' muß die Gestalten (Elemente) und Beziehungen, die die formale Ganzheit bestimmen, aufzählen“³⁶

³³ Christian Norberg-Schulz, *Intentions in Architecture*, Oslo 1963 (dt. Ausgabe: *Logik der Baukunst*, Frankfurt am Main und Berlin 1965)

³⁴ Die Erkenntnisse der Wahrnehmungspsychologie sind, so Norberg-Schulz, selbstverständlich zu berücksichtigen, doch sie dürfen nicht zum alleinigen Beurteilungsmaßstab werden: „Wir sollten uns also hüten, die Architekturtheorie mit einer Theorie des Architekturerebnisses zu verwechseln“ ein Vorwurf, den er insbesondere S.E. Rasmussen gegenüber erhebt (Norberg-Schulz, 1965, S. 85)

³⁵ Norberg-Schulz, 1965, S. 84

³⁶ Norberg-Schulz, 1965, S. 100

d.h. ihre Elemente, durch die Verwendung von definierten Gegenständen als Vergleichsdimensionen, identifizieren und deren dialektische Wechselbeziehungen nachweisen.

Die Beschreibung hat auf der einen Seite zwangsläufig „sezierend“ zu sein. Auf der anderen Seite müssen die Untersuchungs-Einheiten als „charakteristische Einheiten“ aber auch so gewählt werden, daß die Bauform insgesamt verständlich bleibt und ein Vergleich im größeren geschichtlichen oder kulturellen Zusammenhang möglich ist.³⁷

Zu den Bestimmungen einer Struktur zählen, nach Norberg-Schulz, insbesondere die stereometrische Form der Räume und Massen (d.h. die *Raumform* bzw. die *Masseform*), der Charakter der Grenz- und Übergangflächen zwischen diesen Elementen (d.h. die, z.T. mehrschichtigen, *Raumgrenzen*), die ihrerseits die „Zwischenräume“ definieren, sowie die Möglichkeiten und Gesetze der Verteilung der Elemente im Raum, etwa durch Bildung von Gruppen, Reihen, Rangordnungen usw. (d.h. die physischen *Aufbau- und Ordnungsprinzipien*).

Die zuletzt genannten Relationen zwischen den Elementen können dabei rein topologischer Natur (bestimmt durch Nähe-Ferne-Relationen, etwa in einer mehr oder weniger geschlossenen Anhäufung oder Gruppierung), aber auch geometrisch-euklidischer Art sein (Symmetrie, Zentralisierung, Parallelität und Axialität als Grundbestimmungen), es kann sich um additive (wie beim standardisierten Zeilenbau) oder um divisive, hierarchische Relationen (man denke an das städtebauliche Muster der Gartenstadt) und andere mehr handeln.

Weiterhin sind „primäre“ und „sekundäre“ Elemente (und teilweise noch differenziertere Hierarchien) zu unterscheiden sowie, in Verbindung damit, unterschiedliche Schichten ihres Aufbaus und ihrer Gliederung.

Ein solches Strukturverständnis, das von Norberg-Schulz zunächst vom architektonischen Einzelobjekt ausgehend entwickelt wird (das individuelle Bauwerk als formal-räumliche Struktur), weist deutliche Parallelen zu dem im vorigen Abschnitt erläuterten städtebaulichen Strukturbegriff der französischen und italienischen Stadtforschung auf (das städtische Gewebe als formal-räumliche Struktur). Es zeigt sich (und Christian Norberg-Schulz weist auch selbst darauf hin),³⁸ daß eine strukturelle Interpretation räumlicher Konfigurationen auf unterschiedlichen Ebenen möglich ist, wobei sich das Kleinere immer als ein Teil-Element des Größeren darstellt, d.h. jedes Element wiederum eine Ganzheit auf einer anderen Ebene verkörpert, ein Bauwerk z.B. ein Element im Stadtbild.

Als architektonische und/oder städtebauliche Ganzheit verstanden, läßt sich der Strukturbegriff allerdings nicht auf seine formal-räumlichen, sozusagen *syn-taktischen*, Aspekte allem reduzieren. Er hat darüber hinaus noch eine *pragmatische* (oder funktionale) und eine *semantische* Schicht in Betracht zu ziehen. Unter der funktionalen Schicht sind die Anforderungen und Einflüsse der spezifischen Bau- oder Planungsaufgabe als die funktionsbezogenen, sozialen und kulturellen Bestimmungsfaktoren der formalen Struktur, die ansonsten leere Formhülle bliebe, zu verstehen. Die semantische Schicht beinhaltet die (nicht zuletzt auch symbolische) Bedeutung, die seitens der Planer wie auch der unmittelbaren und mittelbaren Nutzer und/oder Betrachter den Formen und Räumen beigemessen wird; sie beschreibt also das, was unter dem Titel des Buches von Norberg-Schulz - *Intentions in Architecture* - letztlich zu verstehen ist.

³⁷ Norberg-Schulz, 1965, S.132f

³⁸ Norberg-Schulz, 1965, S.102: „Die gegenwärtige Bautheorie ist unabhängig von der *Ausdehnung* der architektonischen Ganzheit. Sie ist auch bei der Anwendung auf städtische Einheiten gültig.“

Erst im Wechselspiel dieser unterschiedlichen formal-räumlichen (syntaktischen), funktionalen, semantischen und nicht zuletzt auch technischen³⁹ Dimensionen, d.h. Strukturkomponenten, erschließt sich der Gesamtzusammenhang dessen, was wir bei der hier anvisierten Untersuchung der Paradigmen der Siedlungsplanung mit dem Begriff ihrer „sozialräumlichen Konstitution“ zu umschreiben versuchen

1.6. Zur Auswahl der Paradigmen

1.6.1. Eingrenzung und Gemeinsamkeiten der ausgewählten Paradigmen

Den Ausgangspunkt der Arbeit - und damit auch der Auswahl der hier betrachteten Paradigmen - bildet die sich verschärfende Wohnungsfrage in unserem Jahrhundert und die wachsende Bedeutung, welche den unterschiedlichen politischen, sozialen, ökonomischen und nicht zuletzt räumlichen Ansätzen und Konzepten zu ihrer Bewältigung zukommt. Im Rahmen der hier durchgeführten Untersuchung erfolgt dabei eine Beschränkung auf den spezifischen Aufgabenbereich des Architekten und Städtebauers, d.h. auf eine Reihe von unterschiedlichen *baulich-räumlichen* Konzepten.

Der Auswahl dieser Paradigmen, die sich in wesentlichen Aspekten voneinander unterscheiden, liegt dennoch eine Reihe von Gemeinsamkeiten zugrunde, welche die zusammenführende pragmatische Basis der Untersuchung ausmachen, ohne die ein sinnvoller Vergleich nicht möglich wäre:

- Alle hier vorgestellten Paradigmen einer modernen Wohnquartiersplanung entwerfen zunächst einmal Gegenbilder zur bis dahin, d.h. bis zur Jahrhundertwende gültigen, traditionellen Stadt des 19. Jahrhunderts. Dabei sind manche Gegenbilder mehr und manche weniger radikal; manche übernehmen auch, innerhalb ihrer Kritik, Teilelemente der überlieferten Stadt.⁴⁰

Somit kann eine für die Arbeit wichtige Abgrenzung des Untersuchungszeitraums erfolgen. Die hier betrachteten Paradigmen setzen ein mit den Reformbewegungen des 20. Jahrhunderts, welche das räumliche Muster der überlieferten Stadt und das Wohnen in ihren traditionellen Strukturen

³⁹ Als vierte Grundkategorie der Strukturanalyse führt Norberg-Schulz die *technische* Dimension auf, „das heißt die Rolle der Materialien und der Baukonstruktionen“ (1965, S.101, siehe auch S.165ff). Er unterscheidet sie einerseits von der „Baufaufgabe“ an sich, in Hinblick auf deren Lösung sie nur ein „Mittel zum Zweck“ darstelle, und andererseits auch von der formalen Struktur, deren Komposition zunächst einmal unabhängig von ihrer materiellen Beschaffenheit (die bei gleicher räumlicher Disposition durchaus unterschiedlich sein kann) untersucht werden soll. Auch wenn im Rahmen stadtbaulicher Untersuchungen die *Technik* als Kategorie auf den ersten Blick von geringerer Bedeutung zu sein scheint als in der Hochbauarchitektur, erweist sie sich doch in einer Reihe von Fällen als durchaus wichtig in Bezug auf eine bewußte Sichtbarmachung und Durchsetzung bestimmter Intentionen (man denke z.B. an den rationalistischen Wohnungsbau der 20er Jahre).

⁴⁰ Die Entkernung und damit verbundene Umstrukturierung des Baublocks, wie etwa in Spangenberg, ist z.B. trotz der Weiterführung eines traditionellen Stadtbauens, schon eine entscheidende Gegenreaktion auf die vorangegangene Mietskasernen (Siehe dazu Abschnitt 4.3.)

(etwa dem Baublock, der dann in der Mietskaseme degeneriert) erstmals grundsätzlich in Frage stellen.

- Bei allen untersuchten Paradigmen handelt es sich um tatsächlich realisierte Beispiele, die sich anhand ihrer Entwicklung im Laufe der Zeit auf Veränderungen, Anpassungen und eine weitere Brauchbarkeit überprüfen lassen, und zwar sowohl in Bezug auf ihre räumliche Konstitution als auch in Bezug auf die sozialen Gebrauchsweisen, die hier praktiziert werden (können).
- Allen ausgewählten Projekten gemeinsam ist die Vorstellung und der Anspruch, einen Wohnungsbau für die breite Masse konzipieren und realisieren zu wollen, der qualitativ hochwertig ist und damit mehr als eine bloß quantitative Addition und Massierung von Wohnungseinheiten.
- Dabei streben alle Modelle nach einer (wenn auch im einzelnen sehr unterschiedlich gedachten und gehandhabten) prinzipiellen, struktur- und raumbildenden Konzentration und Verdichtung des Wohnens (im Gegensatz zum weitaus größten Teil des heutigen Wohnungsbaus mit seiner landschaftsverzehrenden Zersiedelung durch voneinander isolierte, punktuelle Einheiten, meist ohne jeden Anspruch auf einen erfahrbaren räumlichen Zusammenhang, ganz zu schweigen von einer stadtbildenden Textur)
- Mit diesem Versuch, eine (zur jeweils etablierten Praxis alternative) Siedlungsstruktur zu konzipieren, welche Baustruktur, Freiraum und Erschließung in einer prägnanten Form miteinander vernetzt, erweisen sich alle vier hier untersuchten Paradigmen des Wohnens - über die bloße Wohnbauproduktion hinaus - auch als städtebauliche Modelle (zumindest im kleinen Maßstab), als bewußt formulierte Konzepte einer möglichen Stadt. Das gilt für die Garten(vor)stadt ebenso wie für den Siedlungsbau der 20er Jahre oder die *Unités* von Le Corbusier

1.6.2. Zeitliche Einordnung und allgemeiner Aufbau der Untersuchung

Die vorliegende Studie geht, sozusagen als Arbeitshypothese, von einer Einordnung der Paradigmen, wie sie im 20. Jahrhundert zwischen 1910 und 1990 verwirklicht worden sind, in drei hauptsächliche Zeitabschnitte aus.

1910-1950: Traditionelle Stadt und avantgardistische Auflösungsmodelle

1950-1970: Antworten auf die Moderne -
Auflehnung und Fortschreibung/Krise oder Kontinuität

1970-1990: Räumliche Konkretheit und Emanzipation der Bewohner

Im Mittelpunkt der vergleichenden Strukturanalyse stehen hier die Paradigmen des ersten Zeitabschnitts (1910-1950), d.h. der Wohnungsreform und der 'klassischen' Avantgarde der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Sie werden in den

nachfolgenden Kapiteln zunächst in ausführlichen Werksanalysen individuell aufgearbeitet (Kap. 2 bis 5) und anschließend in ihren wesentlichen Aspekten miteinander verglichen (Kap. 6). In einem Exkurs zu Beginn eines jeden Kapitels wird zusätzlich, losgelöst vom zentralen Argumentationsstrang, so daß ihn der 'schnelle' Leser überspringen kann, ein geraffter Überblick über den ideengeschichtlichen Kontext des jeweiligen Paradigmas vermittelt.

Eine ebenso ausführliche Untersuchung der Paradigmen des o.g. zweiten bzw. dritten Zeitabschnitts muß, um einen sinnvoll leistbaren Umfang der Arbeit nicht zu überziehen, weiteren, nachfolgenden Studien vorbehalten bleiben. Diese Paradigmen werden deshalb, im *Anhang* zur eigentlichen Untersuchung, nur in Form eines allgemeinen Überblicks sowie in ihrer Beziehung zu und Entwicklung aus den Paradigmen des ersten Zeitabschnitts vorgestellt, ohne einen Anspruch auf erschöpfende Vollständigkeit ihrer Analyse zu erheben.

Die wesentlichen Ergebnisse der vier Einzeluntersuchungen werden am Ende der jeweiligen Teilabschnitte nochmals in einer Kurzfassung zusammengestellt. Somit können, durch Lektüre der Kurzfassungen sowie des abschließenden Vergleichs (Kap. 6) und der Schlußfolgerungen zur heutigen Relevanz der Paradigmen (Kap. 7), die zentralen Aussagen der Arbeit auch in einer komprimierten Form erfaßt werden.

1.6.3. Die ausgewählten Paradigmen im Überblick

Der hier näher untersuchte Zeitabschnitt *Traditionelle Stadt und avantgardistische Auflösungsmodelle (1910-1950)* läßt sich auch mit dem Untertitel *Reform oder Revolution* bezeichnen, wobei die Begriffe auf den Umgang mit den überlieferten Stadtstrukturen bezogen sind.

Das räumliche Muster der industriellen Großstadt der Grunderzeit hat ausgedient. Deren Wohnungsmisere, die katastrophalen Lebensbedingungen vor allem der unteren Einkommensschichten und die damit verbundenen schwerwiegenden sozialen und hygienischen Probleme werden nicht zuletzt auch als ein Ausdruck und eine Folgeerscheinung der physischen Konstitution der Stadt gewertet: dicht überbaute Blöcke und Quartiere (was sowohl die Mietskasernen im mitteleuropäischen als auch die *back to back*-Reihenhauser im angelsächsischen Kontext betrifft), enge Hinterhöfe und unbesonnte, zumeist restlos überbelegte Wohnungen, düstere, steinerne Korridorstraßen und ein großer Mangel an Freiland-Grünflächen. Diese Tatsachen hat man sich vor Augen zu führen, um die Gegenkonzepte zu verstehen, die nun entwickelt werden. An diesen Phänomenen entzündet sich der Geist der Reform.

Daß die Reform, trotz ihrer gemeinsamen Ausgangsbasis, dabei ganz unterschiedliche, zum Teil konträre, sozialräumliche Ausdrucksformen annehmen kann und angenommen hat, soll durch die hier analysierten vier Paradigmen aufgezeigt werden.

Diese werden in Form von jeweils zwei Gegensatzpaaren vorgestellt und diskutiert: *Gartenstadt Karlsruhe-Ruppurr* und *Siedlung Karlsruhe-Dammerstock*, *Siedlung Rotterdam-Spangen* und *Unité d'habitation* in Marseille. Es sind Wohnquartiere, die - von ihren strukturellen Aufbaugesetzen bis zum ästheti-

schen Erscheinungsbild - trotz aller Gemeinsamkeiten in vielerlei Hinsicht gegensätzliche Modelle darstellen.

Dabei stehen auf der einen Seite die 'revolutionären' Konzepte und Paradigmen der klassischen Avantgarde der Moderne, welche die Stadt, so wie sie sich in ihrer räumlichen Konstitution (aber verbunden damit auch ihrer sozialen Schichtung) bis dahin entwickelt hat, von Grund auf ablehnen und ihre radikale Auflösung und Erneuerung propagieren, einen Neubeginn ohne die Erblast der Vergangenheit.

Man denke an Le Corbusiers Streitschriften gegen die *rue corridor*, an die Vorschläge seiner freistehenden 'Wohnmaschinen im Park' sowie auch an die in ihrer Rigidität und Abstraktion kaum noch zu überbietenden, neuartigen und jeden Bezug zur Vergangenheit bewußt von sich weisenden Projekte des konsequentesten Zeilenbaus.

Die Phänomene der Großstadt und der städtischen Konzentration werden (im Gegensatz etwa zu den Vorstellungen der Vertreter der Gartenstadt) als solche durchaus akzeptiert, sollen aber in ihrer Organisation und in ihrer Erscheinungsform grundsätzlich neu definiert und gestaltet werden, insbesondere auf der Basis einer Separierung und Standardisierung (und damit verbunden auch universellen, beliebigen Wiederholbarkeit) ihrer Elemente und deren rationaler, additiver Zuordnung. Das Sinnbild einer solchen Vorstellung ist die Technik der *Maschine*

Auf der anderen Seite finden wir, nur wenige Jahre zuvor, Paradigmen, die zwar auch nach Innovation streben, dies jedoch aus einer eher 'reformerschen' Grundhaltung heraus. Gartenstadt- und Gartenvorstadtmodelle gehen ebenso wie ein reformiertes Blocksystem noch von einer Versöhnung und einem harmonischen Ausgleich mit der überlieferten Stadt und ihren urbanen Traditionen aus.

Auch wenn in einem Fall (Gartenvorstadt) die ungehemmte Expansion der Großstadt zwar aufgehalten und durch das zelluläre Wachstum kleiner Einheiten ersetzt werden soll, während im anderen Fall (reformierter Baublock) die großstädtische Kontinuität, auch räumlich, bewußt akzeptiert, weitergeführt und akzentuiert wird, beziehen sich beide Paradigmen in ihrem Grundansatz gleichermaßen auf klassische Prinzipien der städtischen Organisation, auf traditionelle Hierarchien ihrer strukturellen Elemente und auf eine vielfältige Differenzierung von öffentlichen und privaten Außenräumen.

In ihrem räumlichen Gefüge sind sie nicht additiv strukturiert, sondern eher divisiv, d.h. die Einzelelemente stehen nicht autonom nebeneinander, sondern gewinnen ihre Sinnhaftigkeit erst aus der Abhängigkeit von einem übergeordneten Ganzen. Im Gegensatz zur Maschine ist hier eher die *Natur* das Vorbild.

Natur und Maschine: Im Fall der *Gartenstadt Karlsruhe-Ruppurr* (1911-1929) und der *Zeilenbausiedlung Karlsruhe-Dammerstock* (1928-29) läßt sich hier, auf der Ebene des Raumgefüges, eine Gegenüberstellung von traditionsverhaftetem (organischem, hierarchischem) und avantgardistischem (rationalistischem, seriellem) Siedlungsmodell vollziehen - konkrete Bodenständigkeit gegen abstrakten Universalismus, Handwerkliches gegen den Takt der Maschine, Komposition gegen Reihung und Auflösung des (konventionellen) städtischen Raums. Gerade unter dem Gesichtspunkt seiner städtebaulichen Intentionen ist der Dammerstock eine besonders paradigmatische Siedlung.

Auf der Ebene der Wohnungsdisposition läßt sich, ausgehend von ersten Typisierungsansätzen in der Gartenstadt, die Suche nach der funktional optimierten und flächenmäßig minimierten *Gebrauchswohnung* als egalitärem, alle Klassenunterschiede nivellierendem Standard-Produkt verfolgen.

Beiden Siedlungen kommt eine weit über Karlsruhe hinausstrahlende Bedeutung auch deshalb zu, weil ihre hauptsächlich verantwortlichen Planer und Initiatoren (Hans Kampffmeyer im ersten, Walter Gropius und Otto Haesler im zweiten Fall) zu den wichtigsten Vordenkern und Protagonisten nicht nur der fachlichen, sondern auch der allgemein kulturpolitischen Diskussion ihrer Zeit zu rechnen sind.

Das *Quartier Rotterdam-Spangen* (1919-22) und die *Unité d'habitation* in Marseille (1945-52) stehen für zwei ebenso von Grund auf verschiedene Paradigmen des Städtebaus: der Baublock als horizontal strukturierter und nach allen Seiten hin angebundener und vernetzter Stadtbaustein und der 'Turm im Park' als vertikaler Solitär, autonom, auf sich allein gestellt, ohne direkte räumliche Bezüge.

Auf der einen Seite haben wir das traditionell ausgerichtete, urbane Muster der Rotterdamer Stadterweiterungsquartiere, wie sie von Oud als dem Leiter der Planungsabteilung des kommunalen Amtes für Wohnungsversorgung (in der Tradition der Amsterdamer Planungen von Berlage) konzipiert werden, auf der anderen Seite das radikal mit der Vergangenheit abrechnende Modell der Strahlenden Stadt, beide mit all ihren Konsequenzen auf Stadtstruktur, Quartierskonzeption und Außenraum.

Auch wenn die insgesamt fünf *Unités* von Le Corbusier nur als Einzelobjekte und niemals im größeren Zusammenhang realisiert werden können, sind ihre städtebaulichen Ambitionen und Intentionen, wie sich anhand der zahlreichen Texte und Skizzen Le Corbusiers nachvollziehen läßt, offensichtlich und unmißverständlich.

Die innovative Bedeutung von Spangen (im Verhältnis zur bis dahin gültigen Blocktypologie) liegt nicht zuletzt in der faszinierenden Kraft des großen, einheitlich entworfenen Baublocks und seines gemeinschaftlichen, sehr urbanen Innenraums mit halböffentlichen Grünanlagen und kollektiven infrastrukturellen Einrichtungen, auf den sich alle Wohnungen mit ihren Zugängen hin ausrichten.

Auch auf der Ebene des Wohnungstyps lassen sich zwischen beiden Paradigmen Parallelen aufzeigen und Vergleiche anstellen. Beide basieren auf Maisonné-Typen – sozusagen 'Hausern im Haus', die sich jedoch in ihrer Assoziation und ihrem Bezug zum öffentlichen Raum deutlich voneinander unterscheiden: offene, in ihrem Erscheinungsbild differenzierte Galerien mit einem eindeutigen Bezug zum Innenhof in Spangen, eher abgeschottete *rues intérieures* in Marseille. In beiden Fällen spielt der mit dem Wohnen verbundene, kollektive Anspruch eine entscheidende, wenn auch jeweils unterschiedliche Rolle bei der Konzeption der Quartiere.

1.7. Stand der Literatur

Die Literatur, die zum Thema zur Verfügung steht, läßt sich in fünf Hauptgruppen einteilen:

- Zunächst sind die, meist zeitgenössischen, Zeitschriftenveröffentlichungen als Projektdokumentationen mit Abbildungen und Plänen zu erwähnen. Sie betrafen im allgemeinen nur das jeweilige Werk an sich, manchmal in

einer Gegenüberstellung mit dem einen oder anderen zeitgleichen Beispiel. Eine übergeordnete, ideengeschichtliche Einordnung findet nicht statt, da diese erst zu einem späteren Zeitpunkt, aus dem geschichtlichen Rückblick, erfolgen kann.

- Eine solche Einordnung in den größeren Kontext versuchen die bekannten Architekturgeschichten zu leisten, u.a. von Leonardo Benevolo,⁴¹ Kenneth Frampton,⁴² Adolf Max Vogt,⁴³ Vittorio Magnago Lampugnani.⁴⁴ Die Aussagen zu den einzelnen Wohnquartieren beschränken sich im allgemeinen jedoch auf jeweils wenige Sätze, die zudem oft noch durch oberflächliche Verallgemeinerungen, einseitige Interpretationsweisen, mangelnde Ortskenntnis und manchmal schlichtweg falsche Tatsachen gekennzeichnet sind.⁴⁵
- Auch in den einschlägigen Architektenmonographien vermisst man meist eine tiefergehende Analyse der Siedlungen. Die Darstellung dient in diesem Fall vor allem dazu, eine subjektiv-biographische Entwicklungslinie des jeweiligen Architekten zu belegen.
- Weiterhin sind die Beispielsammlungen zum Wohnungsbau allgemein oder zu spezifischen Typologien aufzuführen.⁴⁶ Sie beinhalten im allgemeinen jedoch nicht mehr als eine, durchaus gut recherchierte und für die Pla-

⁴¹ Leonardo Benevolo, *Geschichte der Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts*. München 1978 (Bd. 3, München 1988)

⁴² Kenneth Frampton, *Die Architektur der Moderne. Eine kritische Baugeschichte*. Stuttgart 1983

⁴³ Adolf Max Vogt, Ulrike Jehle-Schulte Strathaus und Bruno Reichlin, *Architektur 1940-1980*. Frankfurt am Main, Wien und Berlin 1980

⁴⁴ Vittorio Magnago Lampugnani, *Architektur und Städtebau des 20. Jahrhunderts*. Stuttgart 1980

⁴⁵ So schreibt etwa Lampugnani, als Beispiel einer besonders oberflächlichen Architekturgeschichtsschreibung, zur Dammerstocksiedlung:

„1927/28 entstand die Dammerstocksiedlung in Karlsruhe für 3200 Einwohner, wo Gropius die Arbeit von acht anderen Architekten koordinierte und selbst einige der *fünfstöckigen* Hauszeilen entwarf. Die höheren Gebäude ermöglichten bei gleicher Wohndichte mehr Freiraum und stärkere Besonnung als die damals üblichen niedrigen Bauten, aber ihre Verteilung ist schematisch: Es bilden sich *keine erlebbaren Außenräume*.“ (1980, S 146)

Richtig ist vielmehr:

Die Dammerstocksiedlung wurde 1929 ausgeführt und eröffnet (1928 geplant), in der ersten Bauphase (eine weitere hat es anschließend lange Zeit nicht gegeben) umfaßte sie max. etwa 1200 Einwohner, sie besteht überwiegend aus *zweigeschossigen* Flachbauten (die Geschosfbauten sind im übrigen *vier-* und nicht *fünfgeschossig*) und auch eine mangelnde Raumbildung kann man ihr, zumindest in weiten Teilen der Siedlungsstruktur, sicherlich nicht anlasten. Im Gegenteil, die gespiegelten Hauszeilen entlang der in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Fußwege sind als solche durchaus *raumbildend* und widersprechen zum Teil in ihrer nach streng funktionalistischen Kriterien eigentlich 'falschen' Ausrichtung der Grundrisse (Zugang von Westen, Wohnraum und Garten im Osten) deutlich einem rein doktrinär-schematischen Zeilenbau, als welcher der Dammerstock aber immer wieder interpretiert wird. (Siehe hierzu auch Michael Peterek und Günther Uhlig, *I sessant'anni della Siedlung Dammerstock, cantiere del Movimento Moderno*, engl. *60 years of Siedlung Dammerstock, a Building Site of Modernism*, in: *ZODIAC*, Nr. 5, März 1991, S.46-75)

⁴⁶ So z.B. Jörg Kirschenmann und Christian Muschalek, *Quartiere zum Wohnen*. Stuttgart 1977. Werner Finke, Frank Popp, Konrad Schalhorn und Hans Schmalscheidt, *Der Baublock. Strasse - Wohnung - Hof*, München 1977.

Paulhans Peters und Ursula Herrn, *Das Reihenhhaus. Siedlung - Zeile - Baulücke*. München 1985

Friederike Schneider (Hrsg.), *Grundrißatlas Wohnungsbau*, Basel 1994

nungspraxis hilfreiche, Zusammenstellung einer Vielzahl von Plänen und Zeichnungen. Die eher deskriptiven Texte sind auf ein Minimum beschränkt.

- Hinzu kommen, soweit vorhanden, monographische Darstellungen einzelner Quartiere: in diesem Fall die Veröffentlichungen zur Dammerstock-Siedlung von Brigitte Franzen⁴⁷ sowie zur *Unité d'habitation* von Jacques Sbriglio.⁴⁸ (Zur Gartenstadt in Karlsruhe-Rüppurr und zum Quartier in Spangen gibt es bislang, von einigen Zeitschriftenartikeln abgesehen, noch keine umfassenden Gesamtdarstellungen.) Beide Arbeiten haben ihre Schwerpunkte ihrerseits in spezifischen Teilaspekten: Brigitte Franzen beschäftigt sich vor allem mit der Innenausstattung der Wohnungen sowie den graphischen Arbeiten von Kurt Schwitters für die Ausstellung, Jacques Sbriglio mit der *Unité d'habitation* unter vorwiegend formal-ästhetischen Kategorien.

Es gibt kaum Werke, welche wesentlichen Aspekten und Konzepten der Wohnquartiersplanung - auf ihren unterschiedlichen Ebenen von der Wohnung bis zur Stadt - in ihrer ideengeschichtlichen Entwicklung und damit raum- und zeitübergreifend nachgehen.

Es gibt einzelne Studien zu begrenzten Epochen oder Aspekten der Wohnbaugeschichte: etwa zur Gartenstadt oder zu den Siedlungen der 20er Jahre. Hervorzuheben sind die Arbeiten von Gert Kähler, ein Vergleich der Wohnbaukonzepte (der 20er Jahre) in den Städten Frankfurt, Hamburg und Wien,⁴⁹ von Angela Schumacher⁵⁰ sowie die gut dokumentierte, aber in ihrer Analyse eher unkritische Veröffentlichung von Liselotte Ungers, ebenfalls über die Siedlungen aus der Weimarer Zeit.⁵¹ Auch die Geschichte der *Bauausstellungen* von Cramer und Gutschow befaßt sich in einem einführenden Kapitel mit der Entwicklung der Wohnungsfrage im Kontext dieser Ausstellungsquartiere zwischen 1904 und 1987.⁵²

Zu den wenigen übergreifenden Arbeiten zählen Roger Sherwoods Dokumentation der *Prototypen des modernen Wohnungsbaus*, eine gut zusammengestellte Folge von etwa 30 Projektstudien, welche sich vor allem mit der inneren Disposition der jeweiligen Modelle auseinandersetzt, die städtebauliche Komponente aber weitgehend ausklammert,⁵³ ein Beitrag von Kenneth Frampton in der Zeitschrift *Lotus* aus dem Jahre 1975, der sich schwerpunktmäßig den gebäude-typologischen Entwicklungen und Veränderungen widmet⁵⁴ sowie, was die städtebaulichen Aspekte angeht, eine Studie von Benedetto Gravagnuolo, in der er städtebauliche Konzepte von 1750 bis 1960 unter drei Leitthemen (*Grüne*

⁴⁷ Brigitte Franzen, *Die Siedlung Dammerstock in Karlsruhe 1929. Zur Vermittlung des Neuen Bauens*, Marburg, 1993.

⁴⁸ Jacques Sbriglio, *Le Corbusier. L'Unité d'habitation de Marseille*, Marseille 1992.

⁴⁹ Gert Kähler, *Wohnung und Stadt. Hamburg - Frankfurt - Wien. Modelle sozialen Wohnens in den zwanziger Jahren*, Braunschweig und Wiesbaden 1985.

⁵⁰ Angela Schumacher, *Otto Haesler und der Wohnungsbau in der Weimarer Republik*, Marburg 1982.

⁵¹ Liselotte Ungers, *Die Suche nach einer neuen Wohnform. Siedlungen der 20er Jahre damals und heute*, Stuttgart 1983.

⁵² Johannes Cramer und Niels Gutschow, *Bauausstellungen. Eine Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart, Berlin, Köln und Mainz 1984, S. 37-62.

⁵³ Roger Sherwood, *Modern Housing Prototypes*, Cambridge/Mass. 1978.

⁵⁴ Kenneth Frampton, *The Evolution of Housing Concepts 1870-1970*, in *LOTUS*, Nr. 10, 1975, S. 24-33; in einer überarbeiteten Form auch in *Atelier 5. Siedlungen und städtebauliche Projekte*, Braunschweig und Wiesbaden 1994, S. 11-21.

Poetik, Kontinuität der historischen Stadt, Funktionale Innovation) sichtet und diskutiert.⁵⁵

Als methodisch und inhaltlich wichtigstes Vorbild der vorliegenden Arbeit ist die schon erwähnte Untersuchung von Jean Castex, Jean-Charles Depaule und Philippe Panerai zu den *Wandlungen der Stadtstruktur* aufzuführen. Vom *Block zur Zeile* führend, beginnt sie beim Haussmann'schen Pariser Wohnblock, um über die englische Gartenstadt und die Stadterweiterungen von Amsterdam, bei den Zeilenbauten Ernst Mays in Frankfurt zu enden (mit einem Ausblick auf die räumliche Auflösung der traditionellen Stadt im Konzept der *Ville Radieuse*).⁵⁶

Die vorliegende Arbeit versteht sich nicht zuletzt auch als eine Weiterführung dieser Untersuchung, dabei allerdings, über die Betrachtung der räumlichen Quartiersstruktur hinaus, mit einem stärkeren Gewicht auch auf der Analyse sowohl der dem jeweiligen Quartier zugrunde liegenden Stadtvorstellungen als auch der Wohnungsdispositionen, ihren hintergründigen Modellen und tatsächlichen Gebrauchsweisen.

⁵⁵ Benedetto Gravagnuolo, *La progettazione urbana in Europa. 1750-1960*, Bari 1991

⁵⁶ Philippe Panerai, Jean Castex und Jean-Charles Depaule, *Formes urbaines: de l'îlot à la barre*, Paris 1977 (dt.: *Vom Block zur Zeile. Wandlungen der Stadtstruktur*, Braunschweig 1984)

2. **Gartenstadt Karlsruhe-Rüppurr (1911-29):
ein hierarchisches Siedlungsgefüge**

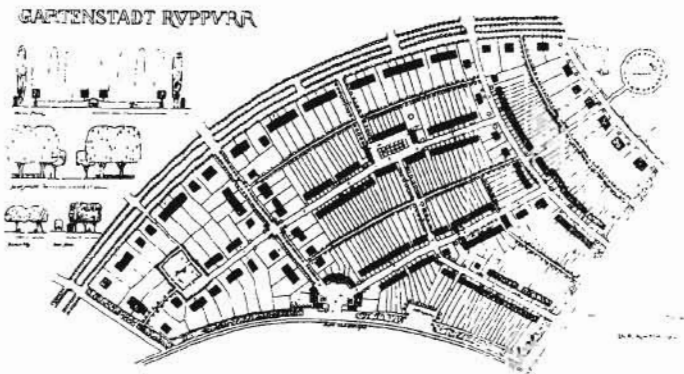


Abb.2.1: *Erster Bebauungsplan der Gartenstadt Karlsruhe von Hans Kanipffmeyer und Karl Kohler (1910)*

**Zum ideengeschichtlichen Kontext:
Gartenstadt-Begriff und Gartenstadtbewegung um die Jahrhundertwende**

Die Konzepte und Ausprägungsformen der Gartenstädte, die zwischen 1910 und 1925 in Deutschland realisiert worden sind, lassen sich nur vor dem allgemeinen Hintergrund der Diskussion um eine Wohnungs- und Städtebaureform, wie sie um die Jahrhundertwende in verschiedenen europäischen Ländern, insbesondere ausgehend vom angelsächsischen Raum, geführt wird, verstehen und bewerten.

Den Ausgangspunkt aller Reformkonzepte bilden dabei die Mißstände der städtebaulichen, sozialen und ökonomischen Entwicklung in den Großstädten des 19. Jahrhunderts. Die Kritik entzündet sich vor allem an zwei Phänomenen: zum einen an der insbesondere durch die Industrialisierung und den damit zusammenhängenden Bevölkerungszustrom bedingten beschleunigten Urbanisierung der Großstädte, welche die bekannten katastrophalen Wohn- und Lebensverhältnisse für die große Bevölkerungsmehrheit mit sich gebracht hat; und zum anderen an der durch den wirtschaftlichen Liberalismus ermöglichten rücksichtslosen Bau- und Bodenspekulation als vorrangigem Träger der Wohnbauproduktion, unter weitgehender Ausklammerung jeglicher sozialen Verantwortung.¹

Paternalistischer Wohnungsbau

Schriftsteller, wie Charles Dickens,² William Blake oder Heinrich Heine („Englische Fragmente“), und Sozialphilosophen, wie Friedrich Engels,³ haben die bedrückende Situation in den damaligen Städten eindrucksvoll beschrieben. Die utopischen Sozialisten haben erste sozialräumliche Gegenmodelle eines andersgearteten Wohnens und Zusammenlebens entwickelt.⁴ Deren sozialpolitische Ansätze lassen sich später in den Siedlungskonzepten des industriellen Paternalismus wiederfinden: So gründet der Seifenfabrikant Lever 1887 bei Liverpool die Arbeitersiedlung Port Sunlight; ab 1895 erfolgt der verstärkte Ausbau der (bereits 1879 begonnenen) Siedlung Bourneville bei Birmingham des Kakaofabrikanten Cadbury.⁵ Ob diese Konzepte nun als der Ausdruck eines

¹ Zu den Verstärkerprozessen, dem Bevölkerungswachstum und der damit einhergehenden Wohnungsnot und Bodenspekulation in den industriellen Großstädten als Ansatzpunkt der Kritik der Gartenstadtbewegung siehe Hans Kampffmeyer, *Die Gartenstadtbewegung*, 2. Auflage, Leipzig und Berlin 1913

² In seinem Buch *Hard Times* (London 1854) beschreibt Charles Dickens die desolaten Wohn- und Arbeitsbedingungen des 19. Jahrhunderts in der imaginären Industriestadt Coketown.

³ Friedrich Engels, *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*, Leipzig 1845 (Nachdruck Gütersloh 1970)

⁴ Siehe insbesondere die Veröffentlichung von Franziska Bollerey, *Architekturkonzeptionen der utopischen Sozialisten*, 2. Aufl., Berlin 1991

⁵ Die Bedeutung der britischen Vorläufer für den Entstehungs- und Entwicklungsprozeß der deutschen Gartenstadtbewegung wird beschrieben von Hans Kampffmeyer, 1913, S.11ff. Eine detaillierte Analyse der beiden erwähnten Beispiele wie auch anderer Vorläufer der Gartenstadt findet sich auch in Walter L. Creese, *The Search for Environment: The Garden City - Before and After*, 2. überarbeitete Aufl., London 1992, S.109-143.

Bemerkenswert im Hinblick auf die Entstehung der städtebaulichen Fachdisziplin ist in diesem Zusammenhang auch, daß Lord Leverhulme 1909 in Liverpool die erste englische Town Planning School gründet, Cadbury im Jahre 1911 in Birmingham die zweite entsprechende Institution. (Angabe nach Francesco Dal Co und Manfredo Tafuri, *Architektur der Gegenwart*, Stuttgart 1977, S.32)

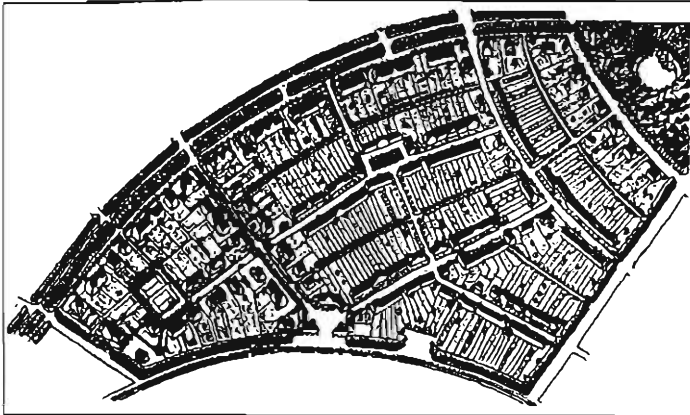


Abb.2.2: Axonometrie des ersten Bebauungsplans der Gartenstadt Karlsruhe (Kampfmeier und Kohler, 1910) mit perspektivischer Skizze des Eingangplatzes, hier als 'Marktplatz' bezeichnet

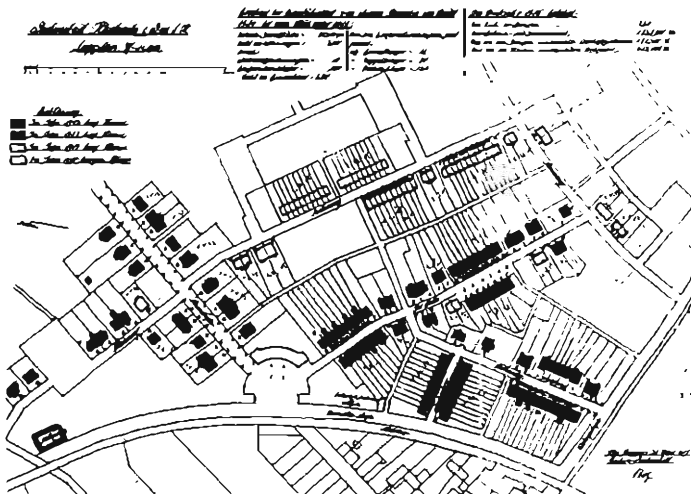


Abb.2.3: Stand der Bebauung der Gartenstadt Karlsruhe im Jahr 1915, nach Überarbeitung des ersten Bebauungsplans durch Friedrich Ostendorf (1912)

wirklich veränderten sozialen Bewußtseins der Unternehmer oder aber nur ein sozialer Befriedigungsakt oder gar das gebaute Zeugnis einer noch subtileren Form der Ausbeutung zu werten sind, mag hier dahingestellt bleiben; darüber ist schon viel und ohne endgültiges Ergebnis diskutiert worden - und vermutlich lassen sich die Aspekte in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit auch nicht so vereinfacht auseinanderdividieren. Ohne Zweifel läßt sich jedoch sagen, daß wir in dem 'romantischen' Siedlungsbild der weiträumig gruppierten Arbeiterhauser mit zugeordneten Gärten zur Selbstversorgung, die in ihrer überwiegenden Zahl dem Modell des traditionellen Dorfes nahesteuern, die Vorläufer desjenigen Formmodells finden, das später auch die Garten- und Gartenvorstädte bestimmen wird.

In Deutschland finden die Siedlungen des englischen Paternalismus ihre Entsprechung in den Werks- und Zechensiedlungen des Ruhrgebiets. Es sind in sich geschlossene 'Colonien' zur Wohnungsversorgung der Werksangehörigen mit umfassenden Nebeneinrichtungen wie Schulen, Konsumanstalten, Waschhäusern, Badeanstalten. Ganz besonders sind die Projekte zu erwähnen, die von der Firma Krupp ab 1863 im Umkreis von Essen realisiert werden: von der *Colonie Westend* (1863) über die *Colonie Cronenberg*, den *Altenhof* (1892), den *Alfredshof I und II* (ab 1894) und andere mehr, bis zu den weithin bekannten Siedlungen *Dahlhauser Heide* (ab 1907) und *Margarethenhöhe* (ab 1909).

Während es sich bei den frühen Beispielen noch um starre, orthogonale 'Rasterquartiere' handelt, zeigen die späteren, insbesondere die beiden letzten, deutlich den städtebaulichen Einfluß der 'organischen' englischen Vorbilder. Ihre Planer Robert Schmohl (seit 1891 Leiter des Baubüros bei Krupp) bzw. Georg Metzendorf, der mit dem Bebauungsplan für die *Margarethenhöhe* beauftragt wird, sind in ihren siedlungsmorphologischen Konzepten schon entscheidend von den Vorstellungen der Gartenstadt-Bewegung geprägt, auch wenn beide Siedlungen strenggenommen keine 'Gartenstädte' sind.⁶

⁶ Beiden fehlt die genossenschaftliche Grundlage im Sinne der Gartenstadtgründungen, wie sie ab 1907 seitens der Deutschen Gartenstadtgesellschaft erfolgen, und damit ein entscheidendes soziales Moment der Beteiligung und Mitbestimmung ihrer Mitglieder (Margarethenhöhe ist von ihrem rechtlichen Status her eine Stiftung). Zu den Werksiedlungen des Ruhrgebiets siehe auch Roland Günter, *Im Tal der Könige*, Essen 1994, Renate Kasdorff-Viehmann, *Wohnung, Wohnhaus und Siedlung für die Arbeiterbevölkerung im Ruhrgebiet von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum 1. Weltkrieg*, Aachen 1981, Franziska Bollerey und Kristiana Hartmann, *Wohnen im Revier 99 Beispiele aus Dortmund*, München 1975; diess., *Wohnen im Revier Siedlungen vom Beginn der Industrialisierung bis 1935*, in *Stadtbauwelt*, Nr. 46, 1975, sowie den vom Büro Prof. Einsele, Gladbeck (o. J.), herausgegebenen Nachdruck der Veröffentlichung 'Wohlfahrteinrichtungen der Gußstahlfabrik von Friedr. Krupp zu Essen a. d. Ruhr', Bd. II, 3. Aufl., 1902, mit umfangreichem Abbildungsmaterial zu Siedlungsplänen, Gebäudetypen und Einrichtungsgegenständen. Der erwähnte Zwiespalt zwischen sozial-paternalistischer Wohnungsfürsorge auf der einen und kühl kalkulierender Unternehmerrmentalität auf der anderen Seite offenbart sich auch in den Siedlungen des Ruhrgebiets. Zwei Zitate mögen dies verdeutlichen. So notiert Alfred Krupp im Jahre 1887: „Ich möchte nach dem äußeren Ebenbild des Hauses, in dem ich über 25 Jahre gewohnt, Arbeiterwohnungen errichten zu Vermietung und nach den Umständen zu späterem Eigentum treuer Familien () für ein Haus mit kleinem Gärten ist schon 1/6-1/8 Morgen ausreichend () Diese kleinen Häuser sollen einen ganz anderen Charakter haben als die Colonien () man kann ja auch andere Systeme dazwischen bringen, um unangenehme Monotonie zu vermeiden.“ Im gleichen Jahr schreibt der Direktor des Hörder Bergwerks- und Huttenvereins an die Verwaltung des Eisenwerks: „Wir wünschen () daß der Vorzug einer Wohnung in unseren Colonien nur solchen Arbeitern fernher zu Theil wird, welche sich stets tüchtig und brav erwiesen und durch die bisherige Arbeitszeit im Dienste des Vereins diejenige Anhänglichkeit an denselben an den Tag gelegt haben, welche wir wünschen müssen () überhaupt soll die Bewilligung von Arbeiterwohnungen als ein wirksames Mittel fernher betrachtet werden, dem Verein in den vorhandenen älteren Arbeitern einen guten Arbeiterstamm zu erhalten und aus deren Kindern einen tüchtigen Nachwuchs für diesen Arbeiter-

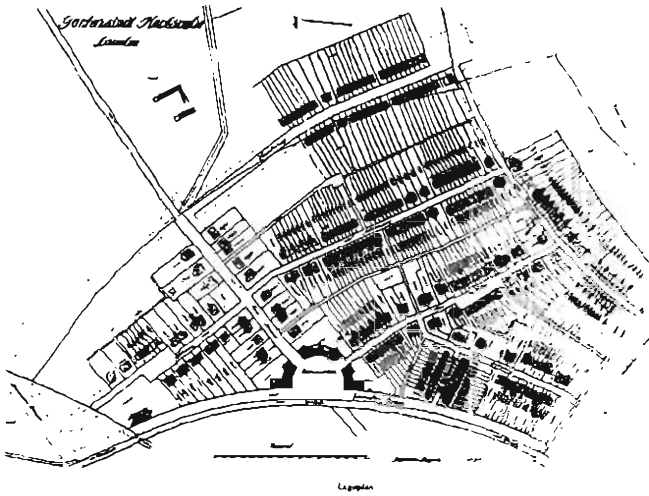


Abb. 2.4: Lageplan der Gartenstadt Karlsruhe im Jahr 1921 nach Überarbeitungen durch Friedrich Ostendorf (1912) und Max Länger (1918)

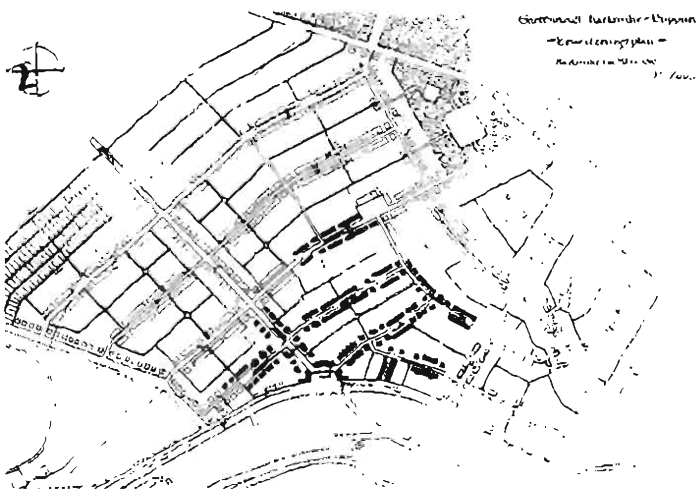


Abb. 2.5: Erweiterungsplan für die Gartenstadt Karlsruhe von Max Länger (1919, nicht realisiert)

stamm fortgesetzt zu erzielen. Beide Zitate sind dem Einleitungsreferat von Martin Einsele zum Kongreß zur Erhaltung von Arbeiter-Siedlungen in Gelsenkirchen vom 12. September 1976 entnommen.

Das Gartenstadtkonzept Ebenezer Howards

Eine wichtige Etappe markiert das Jahr 1898, in welchem Ebenezer Howards Buch *'To-morrow: a Peaceful Path to Real Reform'* erscheint. Hierin wird erstmals, in einem umfassenden theoretischen Ansatz, das Modell einer planmäßig angelegten, eigenständigen Gartenstadt mit Arbeitsstätten und landwirtschaftlich genutztem Grüngürtel entwickelt.⁷ Die das Buch begleitenden Skizzen sind von Howard allerdings nicht, was häufig Ursache von Mißverständnissen ist, als direkt umsetzbare städtebauliche Pläne gedacht gewesen, sondern lediglich als strukturelle Diagramme; Howards Interesse ist stärker auf den sozialen Wandel ausgerichtet als auf eine konkrete städtebauliche Form. Die bekannte Zeichnung von den 'Drei Magneten' verdeutlicht den Anspruch, in der angestrebten Siedlungsform die Anziehungskraft und die Vorzüge von 'Stadt' (soziale Beziehungen, öffentliche Dienstleistungen) und 'Land' (naturverbundenes, ruhiges und gesundes Wohnen) in einer neuartigen Symbiose zu verbinden:

Weder der Stadt- noch der Landmagnet erfüllen den Zweck eines wirklich naturgemäßen Lebens. Der Mensch soll Geselligkeit und Naturschönheiten zusammen genießen. Die beiden Magneten müssen zusammengeschmolzen werden. So wie Mann und Frau einander durch ihre verschiedenartigen Gaben und Fähigkeiten ergänzen, so sollen es auch Stadt und Land tun.⁸

Grundvoraussetzung ist für Howard die Lösung der Bodenfrage und das Ausschalten der Spekulation durch die Vergesellschaftung des Grundbesitzes. Der gesamte Grund und Boden soll in Gemeinbesitz bleiben (und nur zur Pacht vergeben werden), um die Wertsteigerung, welche er durch die Umwandlung landwirtschaftlicher in städtische Nutzungen erfährt, der Gemeinschaft insgesamt, als genossenschaftlichem Eigentümer, zukommen zu lassen. Durch die Reinvestition dieser Pachtgewinne soll die Stadtentwicklung fortgeführt werden.

Howards Gartenstadt soll eine feste Größe von 32.000 Einwohnern und ein Gesamtareal von 2400 ha, von denen höchstens 400 ha als bestedelte Stadtfläche und der Rest als landwirtschaftliche Fläche vorgesehen sind, nicht überschreiten. In der jeweils einer Gruppe von sechs Gartenstädten zugeordneten Zentralstadt⁹ sollen 58.000 Einwohner leben.

Das Modell beinhaltet ein neuartiges, 'alternatives' Muster des städtischen Wachstums und der Siedlungsstruktur überhaupt. Es steht für eine Überwin-

⁷ Das Buch erscheint bereits vier Jahre später in einer 2. Auflage unter dem modifizierten Titel *Garden Cities of To-morrow* (dt. Erstausgabe 1907, Neuauflage 1968; Ebenezer Howard, *Gartenstädte von morgen* Das Buch und seine Geschichte, hrsg. von Julius Posener, Berlin, Frankfurt am Main und Wien).

⁸ Zwei wichtige Bezugspunkte für Ebenezer Howard (1850-1928) sind zu benennen: Zum einen ist dies Edward Bellamy mit seinem 1888 veröffentlichten Roman *Looking Backward 2000-1887* in dem er, aus der Sicht eines Bewohners der Stadt Boston im Jahr 2000, als Alternative zum industriellen Kapitalismus die utopische Vision einer gerechteren Welt mit einem klassenlosen Gesellschaftssystem, gemeinschaftlichem Besitz der Produktionsmittel und gleichem Lohn für alle beschreibt. Zum anderen sind es die Schriften des russischen Anarchisten Peter Kropotkin aus den Jahren 1880-1890, in denen dieser für eine durch die Elektrizität möglich gewordene kleinteilige, industrielle Dezentralisierung - in Form von „Industriedorfem“ - plädiert, mit wesentlich besseren Wohnbedingungen für die Arbeiter, als sie in den großen Städten gegeben seien.

⁹ Zum ideologischen Hintergrund Howards siehe auch R. Beevers, *The Garden City Utopia. A Critical Biography of Ebenezer Howard*, London 1988, Stephen V. Ward (Hrsg.), *The Garden City Past, Present and Future*, London 1992 (hier insbesondere S. 28-51, Kapitel *The English Origins*, mit ausführlichen bibliographischen Angaben), Walter L. Creese, *The Search for Environment: The Garden City - Before and After*, London 1992, S. 144ff.

⁸ Howard, *Gartenstädte* 1968, S. 57

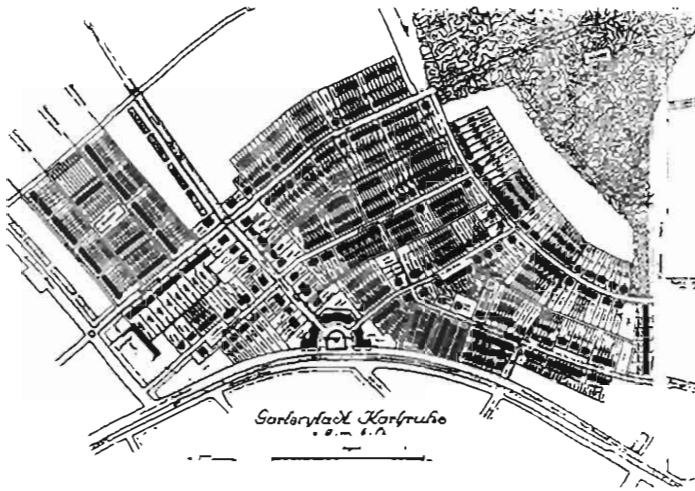


Abb.2.6: Lageplan der Gartenstadt Karlsruhe mit Stand der Bebauung im Jahr 1931

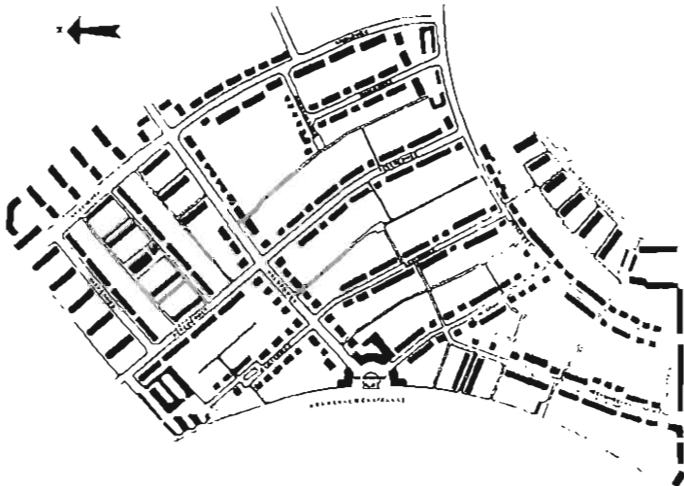


Abb.2.7: Lageplan der Gartenstadt Karlsruhe mit Stand der Bebauung im Jahr 1982

ding der Großstadt historischer Prägung. An die Stelle der monozentrischen, großstädtischen Expansion soll fortan die Entwicklung von dezentral verteilten, in ihrem Wachstum begrenzten und in ihren Funktionen weitgehend autonomen 'Kernen' treten: Städte-Gruppen, die untereinander durch eine gut ausgebaute Schieneninfrastruktur erschlossen und verbunden sind. Howards Konzeption greift damit, als eine der ersten, über die Stadt hinaus und begreift die 'Region' als neue physische, ökonomische und soziale Realität, der es eine Gestalt und ein Gleichgewicht zu verleihen gilt.

Auf diese 'Entballungs'ansätze beziehend, wird dem Gartenstadt-Gedanken vielfach eine anti-urbane Haltung vorgeworfen. Das ist ein fatales Mißverständnis, das seine Rezeption bis auf den heutigen Tag belastet und soweit geht, unter diesem Begriff selbst den formlosen und dezidiert unstädtischen Einfamilienhausbrei der letzten Jahrzehnte zu subsumieren. In der 1968 erschienenen, kommentierten Neuauflage des Buches von Howard weist Julius Posener darauf hin, daß jener hingegen die 'Stadt' als sozialräumliche Lebensform durchaus bejaht, daß es ihm keineswegs um deren radikale Auflösung geht. Howard will die Stadt, allerdings nicht die steinerne (des 19. Jahrhunderts), sondern eine grüne - eine Stadt 'im' Garten, d.h. im Grünen und in der Landschaft, aber keinesfalls eine Stadt 'der' Gärten, also keine bloße Ansammlung von Häusern mit Garten.⁹ Die Gärten sind für ihn ebenso wichtig wie die Gebäude: doch das seinem schematischen Idealplan von 1898 zugrunde liegende Konzept mit breiten Alleen und Boulevards und einem großen, zentralen Park beinhaltet eine eminent städtische Anlage.¹⁰

Zur Propagierung der Gedanken von Howard wird 1899 die englische Garden City Association gegründet, welcher binnen kurzer Zeit

*Leute aus allen Bevölkerungskreisen, Fabrikanten, Genossenschaftler Architekten, Finanziers, Mitglieder des Londoner Grafschaftsrates, Gemäßigte und Fortschrittler, Sozialisten und Individualisten, Radikale und Konservative*¹¹

beitraten. Ihr erster großer Erfolg läßt mir wenige Zeit auf sich warten: die Gründung der ersten Gartenstadt, Leichworth, im Jahre 1903. Rund 50 km nordlich der Londoner Kernstadt gelegen, kann ein Gelände von 1.600 ha er-

⁹ Howard, Gartenstädte . 1968, S 9

¹⁰ Siehe die diagrammatische Zeichnung in Howard, Gartenstädte . 1968, S 61f. Lewis Mumford schreibt dazu in einem Nachwort aus dem Jahr 1945: „Die Gartenstadt, die Howard wollte, ist nicht eine lockere und unendlich verzettelte Masse von Einzelhäusern in großen Gärten, die schließlich das ganze Land bedecken: sie ist vielmehr eine kompakte, streng begrenzte städtische Ansiedlung.“ (Ebd., S 188)

Und Fritz Schumacher schreibt 1917 zur Rezeption des Gartenstadt-Konzeptes: „Es ist deshalb nötig, immer wieder daran zu erinnern, daß jene Gedanken (), wie sie Howard in England und Frutich in Deutschland zuerst verfolgten, etwas ganz anderes, viel weitgehenderes wollten, als man jetzt gemeinhin aus dem Worte heraushört. Sie wollten die Folgen der Massenansammlung in der Großstadt dadurch bekämpfen, daß sie den Riesenkörper der Großstadt zerteilten, bei ihnen liegt die Betonung nicht nur auf dem Begriffe Garten, sondern ebenso sehr auf dem Begriffe Stadt.“ (Fritz Schumacher, Das Problem der Groß-Stadt durch die Gartenstadt-Innen!, nachgedruckt in: Bolkerley, Fich und Hartmann, 1990, S 175)

Abnlich äußert sich auch Rudolf Hillebrecht in seinem Artikel Von Ebenezer Howard zu Jane Jacobs - oder: Was alles falsch? aus dem Jahr 1965 (Stadtbauwelt, Nr 8, S 638): „In seiner [d.h. Howards, A d V] Schemadarstellung und in seiner Beschreibung ist alles darauf angelegt, dem neuen Gebilde städtischen Charakter zu geben und den Bewohnern neben den Vorteilen einer von landwirtschaftlichen Flächen umgebenen und mit Hausgärten ausgestatteten Wohnlage alle Vorzüge städtischer Lebensform zu sichern. Howard hatte also mit seinen Ideen eine Stadt im Auge. Keine Gartenstadt, sondern eine 'Stadt in der Landschaft' mit 225 f'W'ha Nettowohnbauland.“

¹¹ Kampffmeyer, Die Gartenstadtbewegung, 1913 S 10

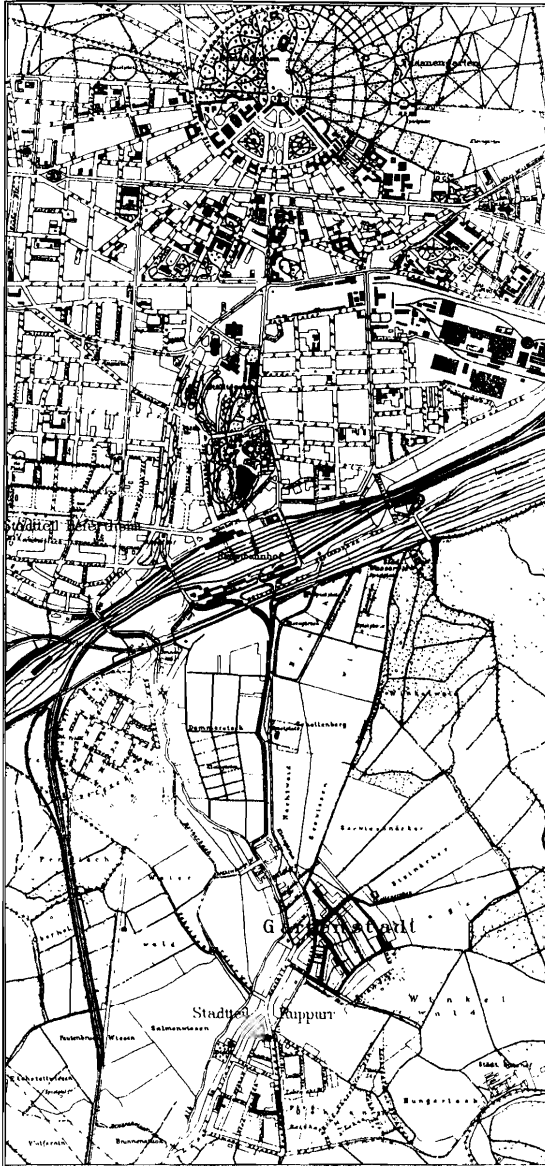


Abb.2.8: Übersichtplan zur Lage der Gartenstadt Karlsruhe (um 1925)

worben werden, von denen 2/3 - im Sinne der Howard'schen Vorstellungen - auf Dauer der Landwirtschaft vorbehalten bleiben sollen. Nach einem städtebaulichen Konzept der Architekten Parker und Unwin (Sieger in einem Wettbewerb) wird Letchworth für 30.000 Einwohner geplant; 1911 zählt die Stadt bereits 9.000 Einwohner, 100 Läden sowie 30 Betriebe.¹²

Die Deutsche Gartenstadtgesellschaft

In Anlehnung an die englische „Garden City Association“ erfolgt im Jahr 1902 die Gründung der Deutschen Gartenstadtgesellschaft e.V. (DGG). Ihr vorrangiges Ziel liegt in der Propagierung und Durchsetzung der Howard'schen Ideale auch in Deutschland, also darin,

„das Problem unter Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse eingehend zu studieren und weite Bevölkerungsschichten für die Gründung einer ersten deutschen Gartenstadt im Sinne von Letchworth zu gewinnen“¹³

Die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Deutschen Gartenstadtgesellschaft, und insbesondere ihre sozialgeschichtlichen Voraussetzungen und kulturpolitischen Ambitionen, sind an anderer Stelle ausführlich untersucht und beschrieben worden.¹⁴

Die DGG präsentiert sich als ein heterogenes Sammelbecken von vielfältigen sozialen bis sozialistischen, genossenschaftlichen und allgemein lebens- und kulturreformerischen Idealen im wilhelminischen Deutschland. Allen Mitgliedeströmungen gemein ist der ideologische Kreuzzug gegen die Großstadt des Industriezeitalters und ihr kompaktes, scheinbar unaufhaltsames, stereotypes und hochverdichtetes Wachstum, wie es im schematischen Fluchtlinien- und Baublocksystem, z.B. des Berliner Hobeicht-Plans (1873), prototypisch zum Ausdruck kommt. Dieses gemeinsame Anliegen sichert ihr eine allgemeine Unterstützung auf einer breiten gesellschaftlichen Basis.

Zu den Mitbegründern und tragenden Persönlichkeiten der DGG zählt Hans Kampffmeyer (1876-1932), der lange Zeit auch ihr Generalsekretär, gleichzeitig Initiator der Karlsruher Gartenstadt und im 1910 als Landeswohnungsinspektor in Baden tätig ist.¹⁵ Hans Kampffmeyer als Chronistem verdanken wir die ersten, umfassenden Darstellungen der Deutschen Gartenstadtbewegung¹⁶ sowie eine frühe Propagierung ihrer Ziele in Pamphleten und Flug-schriften.¹⁷ Die Deutsche Gartenstadtgesellschaft sieht sich in ihrem Selbstverständnis wie folgt:

¹² Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft, Die Deutsche Gartenstadtbewegung, Berlin-Schlachtensee 1911, S. 4

Zur Geschichte Letchworths aus heutiger Sicht siehe M. Miller, Letchworth - The First Garden City, Chichester 1989

¹³ Kampffmeyer, 1913, S. 26

¹⁴ Kristiana Hartmann, Deutsche Gartenstadtbewegung Kulturpolitik und Gesellschaftsreform, München 1976, Axel Schollmeier, Gartenstädte in Deutschland, Münster 1990, S. 55-76

¹⁵ Zur Person und Biographie Hans Kampffmeyers siehe Hartmann, 1976, S. 31f

¹⁶ Hans Kampffmeyer, Die Gartenstadtbewegung, 1. Aufl. Berlin 1909, 2. Aufl. Berlin/Leipzig 1913, außerdem war Kampffmeyer als Herausgeber maßgeblich an der Veröffentlichung der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft, Die deutsche Gartenstadtbewegung, Berlin-Schlachtensee 1911, beteiligt

¹⁷ Hans Kampffmeyer, Gartenstadt und ästhetische Kultur, Berlin 1904

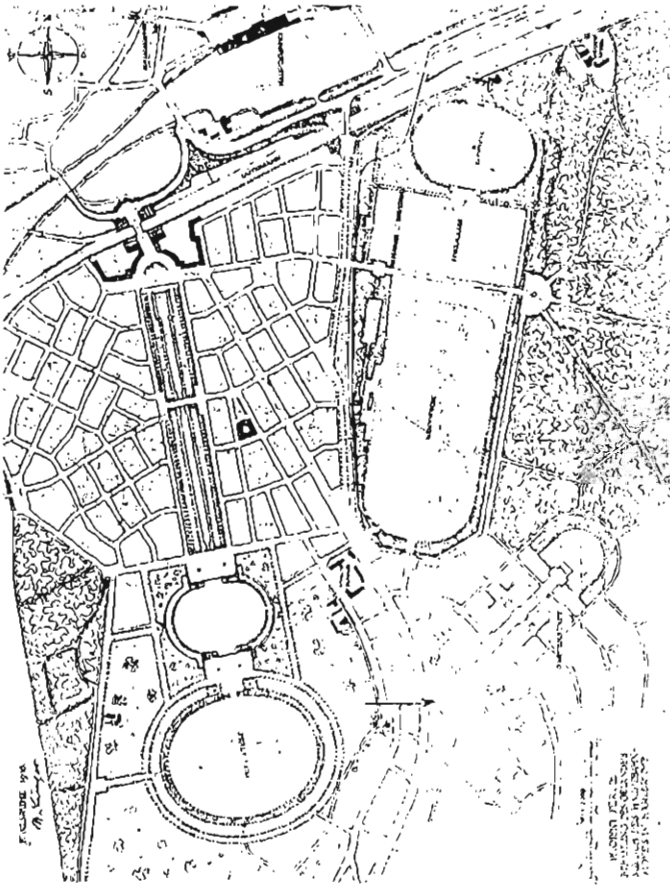


Abb.2.9: Projekt für die Bebauung des Geländes südlich des Hauptbahnhofs in Karlsruhe von Max Läger (1916, nicht realisiert)

„Die Deutsche Gartenstadtgesellschaft ist eine Propagandagesellschaft. Sie erblickt ihr Hauptziel in der Gewinnung des Volkes für die Begründung von Gartenstädten. Eine Gartenstadt ist eine planmäßig gestaltete Siedlung auf wohlfeilem Gelände, das dauernd im Obereigentum der Gemeinschaft erhalten wird, derart, daß jede Spekulation mit dem Grund und Boden dauernd unmöglich ist. Sie ist ein neuer Stadtypus, der eine durchgreifende Wohnungsreform ermöglicht, für Industrie und Handwerk vorteilhafte Produktionsbedingungen gewährleistet und einen großen Teil seines Gebietes dauernd dem Garten- und Ackerbau sichert. Das Endziel einer fortschreitenden Gartenstadtbewegung ist eine Innenkolonisation, die durch planmäßiges Begründen von Gartenstädten eine Dezentralisation der Industrie und eine gleichmäßige Verteilung des Gewerhelebens über das Land anstrebt. Solche Siedlungen werden das städtische Leben gesunder und vielseitiger gestalten und der sich angliedernden Landwirtschaft die Kulturwerte und das technische Rüstzeug der Stadt sowie die Vorteile des direkten Absatzes vermitteln.“¹⁸

In ihren Reformbestrebungen verbindet die Gartenstadtbewegung städtebaulich-raumliche Zielsetzungen mit allgemein lebensreformerischen Absichten, d.h. sozialen, ökonomischen, gesundheitlich-hygienischen und kulturpädagogischen Aspekten:

- Städtebauliches Formmodell ist eine lockere Siedlungsstruktur von Familienhäusern im Grünen, weitraumig durchsetzt mit privaten und öffentlichen Gärten, nicht unbedingt als freistehende Einzelhäuser (diese Forderung wäre in der Praxis kaum einzulösen gewesen), sondern eher in einer harmonischen, räumlich abwechslungsreichen Gruppen-Bauweise:

„Diese Forderung ist () nicht gleichbedeutend mit der des allein stehenden Einfamilienhauses, das an sich die vollkommenste Wohnart sein mag, dessen Verbreitung aber an dem Verkehrsbedürfnis einer Stadt und selbst bei geringsten Bodenpreisen an den Kosten für Straßen und Kanalisation sowie an den Einkommensverhältnissen breiter Volksschichten seine Grenze findet. Neben dem Einzelhaus kommt daher auch der Reihenhausbau in Frage, der bei maßiger Gebäudehöhe, genügendem Abstand der Häuserreihen und ausreichender Größe des Blockinneren den weitgehendsten, hygienischen Anforderungen Genüge leisten kann.“¹⁹

- Eng verbunden mit dem städtebaulichen Modell ist ein soziales Projekt, ein Lebensmodell, welches die Gartenstadt als sichtbaren Ausdruck einer neuen, korporativ strukturierten Form des Zusammenlebens ihrer Bewohner verspricht. Die neue „geistige und materielle Interessensgemeinschaft“²⁰ soll sich nicht auf die Arbeiterschaft beschränken, sondern alle Schichten der Bevölkerung umfassen. Damit sind Vorstellungen verbunden, die zum Teil an die Baugenossenschaftsbewegung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts anknüpfen, zum Teil aber auch - auf der Suche nach der verlorenen 'Heimat' - auf ein mystisch verklärtes Bild von Gemeinschaft in vorindustrieller Vergangenheit verweisen.
- Ökonomisch gesehen, sollen die kapitalistischen Spekulationsprozesse, welche die Erweiterungen der Industriestädte bestimmt haben, durch den kollektiven Besitz bzw. zumindest eine öffentliche Kontrolle des Grund und Bodens eingedämmt werden. Dessen Wertzuwachs soll der Gemeinschaft insgesamt und nicht mehr einzelnen Individuen oder Spekulanten zugute kommen. Dabei werden drei mögliche juristische Instrumentarien einer

¹⁸ Zit. nach Kampffmeyer 1913 S.27

¹⁹ Aus dem Programm der Deutschen Gartenstadtgesellschaft, nach Kampffmeyer, 1913, S.29
²⁰ Kampffmeyer 1904 S.12



Straßenfront

Baujahr:	1911
Architekt:	Pfeifer und Grossmann
Anzahl der Einheiten:	max. 14 Hauseinheiten
Orientierung:	Ost-West
Anbauten:	Stallanbauten auf Gartenseite
Geschosszahl:	1 1/2geschossig
Dachform:	Waldach
Dachaufbauten:	große Satteldachgaupen Straßenseite durchlaufende Schleppgaupe Gartenseite

ursprüngliche Gartenfront



Grundrißtyp 1a



Abb. 2.10: Gartenstadt Karlsruhe, Hausgruppe am Heckenweg 2-28, 1911
(Quelle: Uhl, 1983)

„gemeinnützigen Bodenhaltung“ (Kampffmeyer) diskutiert: das Erbbaurecht, wie es vor allem in England Anwendung findet (in Deutschland wird es nur zögernd, etwa in der Gartenvorstadt Mannheim, eingesetzt), das gemeindliche Wiederkaufsrecht (von der Stadt Ulm praktiziert) und nicht zuletzt die Erbmiete (wie in Hellerau, in Karlsruhe und etlichen anderen deutschen Gartenstädten).²¹

- In zahlreichen Schriften der Bewegung wird immer wieder auf den Zusammenhang zwischen der Wohnungsfrage und der Volksgesundheit (bzw. deren Beeinträchtigung durch Überbelegung, mangelnde Licht-, Luft- und Sonnenzufuhr usw.) hingewiesen. Das städtebaulich-räumliche Konzept wird dabei mit einem gesundheitlich-hygienischen verknüpft.²²

Ein Abbau der übermäßigen Dichte der Mietskasernenstadt, Wohnen in unmittelbarer, alltäglicher Symbiose mit der Natur, Gartenarbeit an der frischen Luft werden als Maßnahmen gewertet, welche nicht nur die Anfälligkeit gegen bedrohliche Krankheiten (wie z.B. Tuberkulose) reduzieren, sondern auch die Gefahren des sittlichen Verfalls (etwa Alkoholismus) abwehren können:

„Alle die Schäden der Übervölkerung werden in den weiträumig gebauten Gartensiedlungen in Wegfall kommen () Hier wird auch Gelegenheit zur Gartenarbeit geboten, auf deren gesundheitliche Bedeutung Professor M. v. Gruber und andere Hygieniker mit großem Nachdruck hinweisen. Die Erzeugnisse des eigenen Gartens bringen Abwechslung in den Speisezettel und ermöglichen eine bessere Ernährung der Familie. Die Gartenarbeit gibt dem in der Fabrik beschäftigten Arbeiter und auch dem geistigen Arbeiter der seine Zeit im Bureau oder Schreibzimmer verbringt, ein gesundes Gegengewicht gegen die ungesunden Nachwirkungen seiner beruflichen Tätigkeit. Die Frauen der Unbemittelten finden hier eine wohl bekömmliche und nützbringende Beschäftigung () Sie [die Gartenarbeit, A.d.V.] wird zugleich ein wertvolles Gegengewicht gegen die Gefahren des Alkoholismus bilden.“²³

- Schließlich wird das lebensreformersische Projekt nicht nur mit ganz nüchternen, volkswirtschaftlichen Überlegungen verbunden (Selbstversorgungsaspekt, geringere Ausgaben für öffentliche Kranken- und Armenpflege, für Heilanstalten und Gefängnisse)²⁴, sondern auch ein Erziehungsanspruch und moralischer Auftrag geltend gemacht, der in der Ausformulierung eines umfassenden kulturpädagogischen Modells mündet.

Die Wohn- und Siedlungskultur wird als Erzieherin des menschlichen Charakters angesehen, als Mittel zum Zweck, um diesen auf ein höheres geistiges Niveau zu heben. „Bauen heißt bilden“, hat der österreichische

²¹ Kampffmeyer, 1913, S. 60ff. Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft, 1911, S. 3

²² „Die Weiträumigkeit der Bebauung und Durchsetzung einer Stadt mit privaten und öffentlichen Garten ist eine gebietensche Forderung der Volksgesundheit und der Kultur an den Städtebau“ (Kampffmeyer 1913, S. 29)

²³ Kampffmeyer 1913, S. 85f

²⁴ Kampffmeyer, 1913, S. 78: Wenn also durch gesunde Wohnungen dem Verdrängen der schrecklichen Tuberkulose, des Krebses, der Trunksucht, der Geisteskrankheiten und anderer Krankheiten entgegenge wirkt wird, wenn dadurch das Leben vieler Menschen vor Siechtum bewahrt und verlängert wird, dann wächst dadurch auch für den einzelnen Menschen die Zahl der Jahre, in der er arbeiten kann im Verhältnis zu den Jahren, die er als Kind und als Kranker untätig sein muß. Dann verringern sich die Ausgaben für Kranken- und Irrenhäuser, für Trinkerheilanstalten und Armenpflege, auch Gefängnisse und Zuchthäuser.“



Straßenfront

Baujahr: 1915
 Architekt: Botz
 Anzahl der Einheiten: max. 10 Hauseinheiten, gekoppelt
 Orientierung: Ost-West
 Anbauten: 1geschossiger Anbau, Gartenseite
 Geschößzahl: 2geschossig
 Dachform: Walmdach
 Dachaufbauten: Schlepogauben auf Gartenseite

ursprüngliche Gartenfront



Grundrißtyp 2a

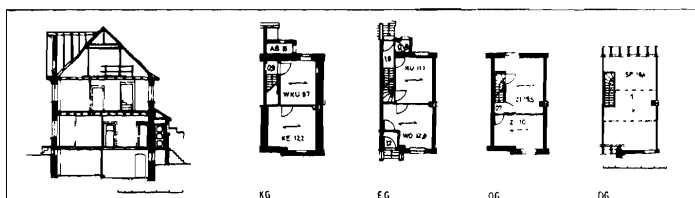


Abb.2.11: Gartenstadt Karlsruhe, Hausgruppe am Astenweg 27-45, 1915
 (Quelle: Uhl, 1983)

Kunstreformer Joseph August Lux geschrieben,⁵⁵ und Hermann Muthesius, ein langjähriger Beobachter und genauer Kenner der englischen Vorbilder und ihrer engen Beziehung zur 'Arts and Crafts'-Bewegung, spricht von der Wohnung als dem entscheidenden Bindeglied zwischen dem Menschen und seiner Kultur. Hans Kampffmeyer notiert in Bezug auf die Intentionen der Gartenstadtbewegung:

„Diese Bemühungen gehen zunächst darauf aus, die Laien zu verständnisvollem Genuß, zur Kunstfreude zu erziehen, und ferner darauf, den Künstlern neue Schaffungsmöglichkeiten zu bieten.“⁵⁶

Mit der Verbesserung der Lebensumstände soll eine Anhebung des Bildungsniveaus der unteren und mittleren Einkommensschichten erfolgen. Dazu ist die Einrichtung von sog. Volkshäusern, von Bibliotheken, auch künstlerischen und allgemeinbildenden Einrichtungen, als Volksbildungsstätten in den Gartenstädten vorgesehen.

Soweit die Vorstellungen in ihrem theoretischen Anspruch. In der Praxis hat die Deutsche Gartenstadtbewegung, gerade in ihrer Anfangszeit, mit erheblichen Durchsetzungsschwierigkeiten zu kämpfen, und es erweist sich als unmöglich, in absehbarer Zeit in Deutschland eine Gartenstadt in Reinform (d.h. einschließlich der von Howard geforderten wirtschaftlichen und politischen Unabhängigkeit) als Neugründung - vergleichbar mit Leichworth - zu verwirklichen. Das Modell muß deshalb den real gegebenen Bedingungen angepaßt werden, was schließlich zu einer Erweiterung seines Aufgabenspektrums führt. Nach lebhafter und kontroverser interner Diskussion wird, über die Neugründung hinaus, auch die „planvolle Erweiterung“ bestehender Städte⁵⁷ in die Verursätze mitaufgenommen.

Dies näheres Studium der deutschen Verhältnisse und die Erfahrungen bei der Propaganda zeigen außerdem ganz bedeutende Aufgaben die in der Erweiterung bestehender Städte und in der Anlage von Industriedörfern und Vorstädten gegeben sind.“⁵⁸

Der Gartenstadt-Begriff wird damit, ab dem Jahr 1907, auch auf neuanzulegende Gartenvorstädte, auf Industriekolonien und von ähnlichen Grundgedan-

⁵⁵ Zitiert nach Hartmann 1976 S. 19

⁵⁶ Kampffmeyer 1911 S. 92

⁵⁷ Die Diskussion über diese „Verwasserung der Verursätze“ als die sie von manchen betrachtet wird, dauert nicht als zwei Jahre und mündet schließlich in einer Umformulierung der Statuten im Jahr 1907 (Siehe dazu Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft, 1911, S. 6)

⁵⁸ Aufschlußreich sind in diesem Zusammenhang auch die in Bollerley, Fehl und Hartmanns, 1990 S. 104-109 auszugsweise wiedergegebenen Dokumente der 12. Jahrestagung des Deutschen Vereins für Öffentliche Gesundheitspflege in Wien (1907), auf der bekannte Wohnung- und Städtebauexperten (u.a. Fuchs, Baummeister, Stubbins) über die Bedeutung der Gartenstadt in Deutschland diskutierten und sich ausdrücklich positiv zu dieser Änderung der Statuten äußerten. So sagt z.B. Fuchs: „Streitlosweise hat die Deutsche Gartenstadtgesellschaft ihre Statuten entsprechend geändert“ - damit hat sie meines Erachtens einen großen Schritt vorwärts getan vom Utopischen zum Praktischen und Realisierbaren. Und die erste Verwirklichung ihrer Ideen, die jetzt in Ruppurr bei Karlsruhe vor sich gehen soll, wird denn auch eine Gartenstadt, keine Gartenstadt im engeren Sinne werden.“ (Ebd., S. 107)

⁵⁹ Und Stubbins fügt zusammenfassend hinzu: „Es muß also die deutsche Gartenstadtgesellschaft, wenn sie den Erfolg haben will, den wir ihr gewiß alle wünschen, sich mehr auf die Gartenvorstädte oder zunächst ausschließlich auf die Gartenvorstädte beschränken.“ (Ebd., S. 109)

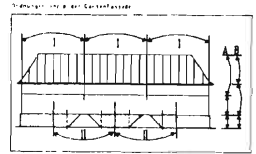
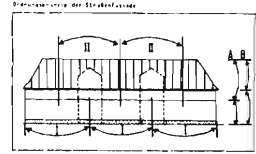
⁶⁰ Kampffmeyer 1911 S. 17



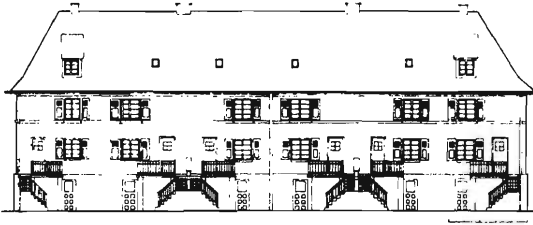


Strassenfront

Baujahr: 1926
 Architekt: Botz
 Anzahl der Einheiten: sechs, jeweils zwei gekoppelt
 Orientierung: NO-SW
 Anbauten: gartenseitige Terrassen
 Geschößzahl: 2 Geschosse, mit teilweise ausgebautem DG
 Dachform: Walmdach
 Dachaufbauten: 2 Zwerchhäuser straßenseitig, 2 Gauben gartenseitig.



ursprüngliche Gartenfront



Grundrißtyp 1b, Zustand um 1980

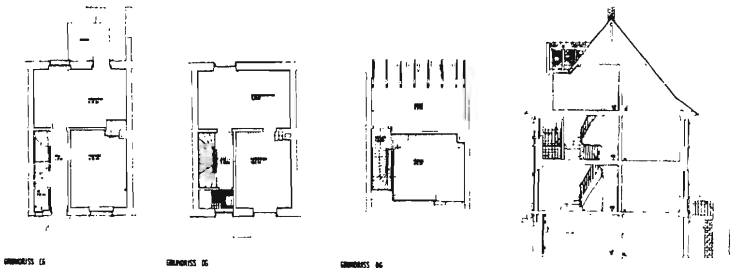


Abb. 2.12: Gartenstadt Karlsruhe, Hausgruppe am Resedenweg 28-38, 1926
 (Quelle: Uhl, 1983)

ken getragene Stadterweiterungen ausgedehnt.²⁹

Die meisten Gartenstädte, die in der Folgezeit in Deutschland gegründet und realisiert werden, sind dementsprechend, bei korrektem Gebrauch der Begriffe, nur Gartenvorstädte. Die Gartenvorstadt wird damit zum eigentlichen und wichtigsten Paradigma der Siedlungsplanung vor dem Ersten Weltkrieg.

Als sozialutopisches Gegenmodell zur großstädtischen Agglomeration konzipiert, entwickelt sich die Gartenstadt, angesichts der in der Praxis gegebenen politischen Unmöglichkeit einer Durchsetzung dieses Projektes, nun in der Mehrzahl der Fälle zur vorstädtischen Realität. Neben der Gartenstadt Karlsruhe, welche wir im folgenden genauer betrachten werden, zählen dabei bis zum Jahre 1912 u.a. folgende Neugründungen zu den wichtigsten Unternehmungen auf deutschem Gebiet: Gartenstadt Hellerau bei Dresden, gegr. 1908 (Bau ab 1909); Gartenstadt Nürnberg, 1908 (Bau ab 1911); Gartenstadt Huttenau bei Blankenstein im südlichen Ruhrgebiet, 1909; Gartenstadt Ralsdorf bei Königsberg, 1909; Gartenvorstadt Stockfeld bei Straßburg, 1910; Gartenvorstadt Mannheim, 1910 (Bau ab 1912).³⁰ Insgesamt werden in Deutschland bis zum Ersten Weltkrieg von der Deutschen Gartenstadtgesellschaft etwa zwanzig gartenstadtähnliche Ansiedlungen gegründet.

²⁹ So heißt es im §1 der Satzung von 1907 „Die Gesellschaft ist bemüht, derartige Siedelungen durch besondere Gründungsgesellschaften ins Leben zu rufen, öffentliche Körperschaften für die Verwirklichung ihrer Ziele zu gewinnen sowie alle Bestrebungen mit verwandten Zielen zu fördern. Dazu gehört vor allem die Begründung von Wohnsiedelungen, Gartenvorstädten, Industriekolonien und die Erweiterung bestehender Städte im Sinne der Gartenstadt“ (Zitiert nach Kampffmeyer, 1913, S. 27)

³⁰ Diese Auflistung ist der Dokumentation von Hans Kampffmeyer aus dem Jahre 1913 entnommen (1913, S. 41)

2.1. Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte

Die *Genossenschaft Gartenstadt Karlsruhe e.GmbH* wird am 13. März 1907 unter entscheidender Mitwirkung von Hans Kampffmeyer, dem damaligen Generalsekretär der Deutschen Gartenstadtgesellschaft (DGG), gegründet. Sie geht dabei aus einer schon seit 1905 bestehenden Ortsgruppe Karlsruhe eben dieser Deutschen Gartenstadtgesellschaft hervor.³¹ Noch vor der Gartenstadt Hellerau bei Dresden, die im Juni 1908 ins Leben gerufen wird,³² stellt sie damit die erste Gründung dieser Art in Deutschland dar.

Mit ihrer Ausführung kann allerdings erst vier Jahre später, 1911, begonnen werden. Die Schwierigkeit besteht vor allem darin, ein geeignetes und gleichzeitig erschwingliches Baugelände ausreichender Größe zu finden. Dabei überlagern sich baurechtliche und bautechnische Gründe mit eher allgemeinen (wohnungs)politischen Bedenken und Vorbehalten gegenüber dem Reformansatz des Projektes.

„Obwohl in Karlsruhe kein Überfluß an guten Wohnungen war, stand die Stadtverwaltung und mit ihr ein immerhin weiter Kreis der Karlsruher Einwohnerschaft der Neugründung recht vorsichtig, wenn nicht ganz ablehnend gegenüber“,

bemerkt Georg Botz, der viele Jahre lang Bauleiter, Geschäftsführer und Chronist der Gartenstadt Karlsruhe gewesen ist, in seiner Festschrift zum 25jährigen Bestehen der Genossenschaft im Jahr 1932.³³

Bereits 1906 hat es erste, zunächst erfolgsversprechende Verhandlungen mit der Großherzoglichen Badischen Forst- und Domänenverwaltung über die Nutzung eines 72 ha großen Geländes nahe des kurze Zeit zuvor eingemieteten Vorortes Rüppurr gegeben. Diese scheitern schließlich jedoch an nicht entlösbaren Auflagen der Stadtverwaltung in Bezug auf den Ausbaustandard der Straßen und einen von der Genossenschaft vorab zu finanzierenden Anschluß an das zentrale städtische Abwassernetz (obwohl bis dahin in Rüppurr ein Grubensystem durchaus üblich ist).³⁴

Ebenso bleibt einem zweiten, schon bis zur Bebauungsplanung konkretisierten Versuch der Jahre 1908/1909, auf dem Gebiet der Stadt Durlach ein Gelände zu erwerben, der Erfolg versagt, da die allmendberechtigten Bürger - „die von den Gegnern einer sozialen Wohnungsfürsorge aufgehetzt waren“³⁵ - ihre Zustimmung zum Verkauf versagen.

Von unterschiedlichen Seiten, die hier eine unerwünschte Konkurrenz wahren, gibt es immer wieder Versuche, einer öffentlichen Förderung des Garten-

³¹ Zur Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte siehe insbesondere: Georg Botz, *Die Gartenstadt Karlsruhe*, Karlsruhe 1925; Georg Botz, *Die Gartenstadt Karlsruhe 1907-1932*, Karlsruhe 1932; *Gartenstadt Karlsruhe eG* (Hrsg.), *Festschrift zum 75jährigen Bestehen*, Karlsruhe 1982.

Zur Entwicklungsgeschichte, dem gesellschaftlich-ideologischen Hintergrund der Gründung sowie den Finanzierungsmechanismen siehe auch Dieter Scheeren, *Die Gartenstadt Karlsruhe-Rüppurr 1907-1932: Wie aus einem enthusiastischen Beginn ein mühevoller Weg wurde*, in: Bollerey, Fehl und Hartmann, 1990, S.134-147; außerdem Axel Schollmeier, *Gartenstädte in Deutschland*, Münster 1990, S.109-142 (Kap. *Die Gartenstadt Karlsruhe*).

³² Zur Hellerauer Gartenstadt siehe Hartmann, 1976

³³ Botz, 1932, S.5

³⁴ Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft, 1911, S.25. Zum Bauantrag der Genossenschaft an den Karlsruher Stadtrat und dessen Ablehnung des Projekts im Oktober 1907 siehe auch die Akte I HR Abt. 1565 im Stadtarchiv Karlsruhe.

³⁵ Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft, 1911, S.27

stadt-Gedankens entgegenzuwirken, so z.B. auch seitens des Verbandes des Badischen Grund- und Hausbesitzer-Vereins, der in einer Petition vom 20.5.1910 an die „Hohe Zweite Kammer der Badischen Landstände“ alle Angriffe gegen einen angeblich preistreibenden spekulativen Wohnungsbau von sich weist und dringend von jeder weiteren Unterstützung der Gartenstadt-Bewegung abrät:

„Mit allem Nachdruck darf (...) bestritten werden, daß die Gewinnsucht der städtischen Hausbesitzer die Ursache der hohen Mietpreise sei. (...) Andererseits ist es eine offenkundige Tatsache, daß der städtische Hausbesitz durch Steuern, Umlagen und Abgaben aller Art für Staat, Reich, Gemeinde und Kirche sehr stark belastet ist (...)

Was nun die Gartenstadgesellschaften im besonderen betrifft, so ist darauf hinzuweisen, daß deren Mitglieder nicht zu den unbemittelten Arbeiterkreisen gehören und daß sogar ein großer Teil derselben zu den wohlbemittelten Gesellschaftsklassen zählt. Daß aber für einen verhältnismäßig kleinen Teil gutsituierter Leute öffentliche Mittel zu Wohnungszwecken bewilligt werden, dagegen müssen wir mit allem Nachdruck den entschiedensten Widerspruch erheben.

Hiernach gelangen wir zu der ergebensten Bitte, die Hohe Zweite Kammer wolle der Petition der Gartenstadgesellschaften nicht entsprechen.“³⁶

Erst erneute Verhandlungen über das Gelände in Rüppurr bringen dann im Jahr 1911 (nachdem man sich mit der Stadt Karlsruhe auf den Kompromiß einer kostspieligen biologischen Kläranlage geeinigt hat)³⁷ den gewünschten Erfolg. Die staatliche Domanendirektion erklärt sich bereit, eine Fläche von zunächst 12 ha zum Preis von 3 Mk. je Quadratmeter (etwa der Hälfte des damaligen Marktwertes) zu verkaufen, „für Gartenbau geeignet und zugleich auch ein guter Baugrund“,³⁸ und weitere 60 ha für spätere Verkäufe vorzuhalten, wobei das Gelände für öffentliche Straßen und Plätze kostenlos an die Stadt Karlsruhe abgetreten wird. In ihrem Endausbau soll die Gartenstadt, nach damaligem Planungsstand, etwa 8000 bis 10.000 Einwohner beherbergen.³⁹

Damit kann das Hauptziel der Genossenschaft, die „Erstellung von Wohnungen mit Gärten für die Genossen“,⁴⁰ endlich in Angriff genommen werden, wobei, ganz im Sinn der Wohnungsreform um die Jahrhundertwende, der individuelle, kostengünstige Kleinhausbau im Vordergrund der Bemühungen steht.⁴¹

Doch auch bei der Ausführung gibt es immer wieder unerwartete Schwierigkeiten und jahrelang noch eine Situation „wie auf dem platten Land“.⁴² So dauert es bis zum Jahr 1914, ehe ein Anschluß an das städtische Elektrizitätsnetz erfolgen kann. Zunächst gibt es auch keine städtische Müllabfuhr, und bis 1927 wird eine eigene biologische Kläranlage betrieben; erst dann wird die Gartenstadt an die städtische Kanalisation angeschlossen.

Während der jahrelangen Verhandlungen um das Baugelände ist die Mitgliederzahl der Genossenschaft wieder gesunken. Doch nachdem sich ein positives Ergebnis der Bemühungen abzeichnet, steigt sie innerhalb kurzer Zeit von knapp 200 auf über 400 Mitglieder an (1911), mit einer weiteren kräftigen Zu-

³⁶ Akte in Stadtarchiv Karlsruhe I HR Abt 1565

³⁷ Die Vereinbarung vom Mai 1911 sieht vor, daß die Genossenschaft vorläufig eine eigene Kläranlage zu erstellen habe; die Stadt Karlsruhe verpflichtet sich, im Gegenzug die erforderlichen Straßenkanäle zu verlegen, deren Kosten von der Genossenschaft jedoch erst nach einem späteren, endgültigen Anschluß an das städtische Netz zu erheben. (Akte I HR Abt. 1565, Stadtarchiv Karlsruhe)

³⁸ Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft, 1911, S.27

³⁹ Kampffmeyer, 1913, S.38

⁴⁰ Botz, 1932, S.13

⁴¹ Botz, 1932, S.5: „Schon lange vor dem Krieg ging durch das deutsche Volk ein Sehnen nach dem Einfamilienhaus mit Garten.“

⁴² Siehe Botz, 1932, S.9

nahme in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg (1924 1156 Mitglieder).⁴³

Der Geschäftsanteil beträgt 200 RM je Genosse und kann in Raten von mindestens 2 Mark pro Monat eingezahlt werden. Der Grund und Boden der Gartenstadt bleibt im Gemeineigentum, um mögliche Spekulationsgewinne und eine individuelle Bereicherung Einzelner auf Kosten der Gemeinschaft auszuschließen. Was die Häuser betrifft, so gilt bis heute ein vererbbares Dauermietrecht, d.h., alle Gebäude bleiben auf Dauer im Eigentum der Genossenschaft. Gleichzeitig wird den Mietern (einschließlich ihrer Nachkommen) jedoch ein zeitlich unbegrenztes Nutzungsrecht eingeräumt:

„Der Mieter wohnt in seinem Hause ebensogut, wie wenn es sein Eigentum wäre. Er hat einen Vertrag, der ihm und seinen Nachkommen das Recht auf das Haus sichert, wenn er es behalten will.“⁴⁴

Trotz der weitgehenden Einheitlichkeit der hier verwirklichten städtebaulichen und gebäudetypologischen Gestaltungsprinzipien ist die Rüppurrer Gartenstadt keine Siedlung 'aus einem Guß'. Im Gegensatz zu anderen Gartenstädten, die in relativ kurzer Bauzeit von einem einzigen Planer geprägt worden sind, vollzieht sich ihr Bau in unterschiedlichen, aufeinanderfolgenden Etappen. Über die Jahre hinweg sind dabei verschiedene Architekten an ihrer Konzeption und Ausführung beteiligt. Die ersten planerischen Überlegungen stammen aus dem Jahr 1906, mit der Bebauung wird im September 1911 begonnen, die ersten Häuser werden im Frühjahr 1912 bezogen und die jüngsten Gebäude (am Krokusweg) erst 1982 fertiggestellt.

Obwohl architektonische und gestalterische Brüche - den jeweils gültigen Leitbildern entsprechend - an verschiedenen Stellen nachweisbar sind, läßt sich eine generelle Akzeptanz und Durchgängigkeit der grundsätzlichen städtebaulich-räumlichen Prinzipien über die Jahre hinweg feststellen und ein spürbarer struktureller Zusammenhang der Gesamtanlage

Der größte, städtebaulich einheitlichste und kulturhistorisch bedeutsamste Teil wird in den beiden Jahrzehnten von 1911 bis 1931 errichtet. Der Jubiläumsbericht zum 25jährigen Bestehen der Genossenschaft im Jahr 1932 macht dazu folgende Angaben. Bis zum Stichtag des 31.12.1931 konnten 672 Wohneinheiten (die Mehrzahl davon, nämlich 444 Einheiten, in 50 Reihenhausanlagen) für 2655 Einwohner realisiert werden, die Gesamtfläche aller Grundstücke (ohne Straßengelände) beträgt zu diesem Zeitpunkt etwa 20 ha.⁴⁵

Grundlage der Realisierung sind mehrere aufeinander aufbauende städtebauliche Planungen und Überarbeitungen. Die ursprüngliche stammt von Hans Kampffmeyer und dem Durlacher Architekten Karl Kohler (Abb.2 1/2.2). Sie wird nur kurze Zeit später (um 1912) ein erstes Mal von Friedrich Ostendorf und nach dem Ersten Weltkrieg (1918) ein zweites Mal von Max Läger (Abb.2 4) überarbeitet.⁴⁶ Von Läger stammt auch ein großzügiger Erweiterungsplan der Gartenstadt aus dem Jahr 1919 (Abb.2.5), der in den Grundzügen an sein umfassendes *Projekt für die Bebauung des Geländes südlich des Hauptbahnhofes* von

⁴³ Botz, 1932, S.37

⁴⁴ Botz, 1932, S.13

⁴⁵ Angaben nach Botz, 1932, S.33f

⁴⁶ Diese Datierung ergibt sich aus dem Geschäftsbericht der Genossenschaft für das Jahr 1918, in dem (S.4) erstmals die Überarbeitung durch Läger erwähnt ist. Nach dem Plan von Kampffmeyer und Kohler wurden die südliche Auerstraße (heute Holderweg), der Blütenweg, der Heckenweg und die Straße im Grün ausgeführt. Der Planung Ostendorfs folgen der Ostendorfplatz, der Asternweg, die Sperlingsgasse (heute Staudenweg) und ein Teil des Rosenwegs.

1916 (Abb.2.9) anschließt; beide Planungen können in der vorgeschlagenen Form allerdings nicht realisiert werden. Weitere Abbildungen zeigen den Ausbauzustand im Jahr 1931 (Abb.2.6) und schließlich im Jahr 1982 (Abb.2.7).

An der Planung und Ausführung der Wohnhäuser sind als örtliche Architekten in den Anfangsjahren der schon genannte Karl Kohler, außerdem Pfeifer, Großmann, Zippelius, Winter und bei einigen repräsentativen Bauten (wie den Geschäftshäusern am Eingangsplatz) auch Friedrich Ostendorf beteiligt. Ab den Jahren 1913/14 werden sämtliche Gebäude in Eigenregie eines Baubüros der Gartenstadtgesellschaft, das von Georg Botz geleitet wird, geplant und realisiert. Diesem Baubüro steht ein künstlerischer Berater zur Seite: ab 1911 zunächst der schon erwähnte Friedrich Ostendorf (bis zu seinem Tod im Ersten Weltkrieg, 1915) und anschließend Max Läger, beide Professoren an der Karlsruher Technischen Hochschule.

Die vorliegende Untersuchung konzentriert sich auf die frühen Bauphasen, d.h. den sog. *historischen Kernbereich* von 1911 bis etwa 1929, zumal sich danach in einigen Siedlungsteilen (nördlich der Auerstraße, zwischen Reseden- und Krokusweg) ein deutlicher Strukturwandel zugunsten eines eher funktionalistischen Formmodells anzubahnen beginnt - mit geradlinigen Zeilen, einer Auflösung der geschlossenen Straßenräume und einer vorrangigen Ausrichtung der Baukörper nach 'hygienischen' Gesichtspunkten.

2.2. Die Teile und das Ganze: Zum Verhältnis von Garten(vor)stadt und Kernstadt

2.2.1. Funktionale Verflechtungen

In Anbetracht der praktischen Durchführungsschwierigkeiten, auf die die Deutsche Gartenstadtbewegung bei der Übertragung des Gartenstadt-Konzepts im ursprünglichen Howard'schen Sinn auf die Verhältnisse in Deutschland stößt, wird dieses ab 1907 weitgehend zu einem praxisorientierten Gartenvorstadt-Konzept umdefiniert.⁴⁷ Es ist eine Entwicklung, die auch in anderen Ländern ihre Parallelen aufweist⁴⁸ und im Jahr 1909 eine wichtige Kodifizierung ihrer theoretischen und praktischen Grundlagen in Raymond Unwins (1863-1940) Veröffentlichung *Town Planning in Practice* erfährt, einem städtebaulichen Handbuch, das gerade in Bezug auf die randstädtische Siedlungsplanung zum Grundlagenwerk seiner Zeit avanciert.⁴⁹ Viele Gestaltungsprinzipien, die wir in den Gartenstädten wiederfinden, lassen sich hier nachlesen.

Streng genommen, sind alle deutschen Gartenstädte eigentlich nur Gartenvorstädte, d.h. es fehlt ihnen die wirtschaftliche und politische Autonomie, wie sie Howard für seine Neustadtgründungen gefordert hat. Das gilt auch für die Gartenstadt Karlsruhe als erste der deutschen Gründungen.

Dennoch sind die meisten von ihnen in ihren sozial-räumlichen Intentionen, ihren Bildungsgesetzen und Strukturen eindeutig dem Gartenstadt-Gedanken verpflichtet. Die Gartenvorstädte sind sozusagen (mit allen Einschränkungen, die zwangsläufig zu treffen sind, was insbesondere die fehlenden gewerblichen Funktionen angeht) Gartenstädte *en miniature* und damit ein zur bis dahin gültigen Praxis zweifellos *alternatives* Modell der Stadtentwicklung bzw. Stadterweiterung. Das, was im großen (auf der regionalen und territorialen Ebene) nur ansatzweise realisiert werden kann, läßt sich hier im kleinem (auf der städtischen Ebene) eingehend studieren. Zwar kann man die Großstadt nicht auflösen, aber man versucht, ihr flächenhaftes Wachstum zu begrenzen bzw. in neue Wege zu lenken.

Der Name steht dabei für ein Programm. Das läßt sich besonders gut im Karlsruher Fall nachvollziehen, wo sich auf der Gründungsversammlung - trotz massiver Gegenrede und wider besseres Wissen (denn es handelt sich hier eindeutig um eine Vorstadtsituation) - die Mehrheit der Mitglieder bewußt für die Bezeichnung *Gartenstadt* entscheidet. So heißt es im Jubiläumsbericht von 1982 in einem Rückblick auf die damalige Zeit:

⁴⁷ Siehe dazu auch die Ausführungen im vorangegangenen Abschnitt *Zum ideengeschichtlichen Kontext: Gartenstadt-Begriff und Gartenstadtbewegung um die Jahrhundertwende*

⁴⁸ Benedetto Gravagnuolo (*La progettazione urbana in Europa. 1750-1960*, Bari 1991, S. 95ff) weist auf parallele Entwicklungen u.a. in den frankophonen Ländern (*cité-jardin* als Gartenvorstadt-begriff in Frankreich und Belgien), in Italien, in Skandinavien hin. Das bekannteste Beispiel dieses Typs wird im Jahre 1906 in England gegründet und ab 1909 realisiert. Hampstead Garden Suburb, durch die U-Bahn unmittelbar mit dem Londoner Zentrum verbunden und bis zum Jahre 1919 schon auf über 1000 Häuser angewachsen: siehe dazu eine detaillierte Analyse in Walter L. Creese, 1992, S.219-254. Weitere Beispiele von Gartenvorstädten behandelt Stephen V. Ward, 1992.

⁴⁹ In Deutschland erscheint das Buch unter dem Titel *Grundlagen des Städtebaus. Eine Anleitung zum Entwerfen städtebaulicher Anlagen* in Berlin im Jahr 1910.

„Hans Kampffmeyer, der die Bezeichnung ‚Gartenstadt‘ für irreführend hielt, und dies mit recht, denn es war ja nicht eine in sich geschlossene Stadt geplant, sondern eine Ansiedlung im Vorort Rüppurr, hatte den Antrag gestellt, dem Unternehmen den Namen ‚Gartenvorstadt Karlsruhe‘ zu geben. Doch die Mehrheit der Anwesenden ist ihm nicht gefolgt.“³⁰

Die Gartenstadt Karlsruhe liegt etwa zwei Kilometer südlich des neuen städtischen Hauptbahnhofs, welcher bis dahin die gebaute Stadtgrenze markiert, und vier Kilometer südlich des Schlosses, dem Ausgangs- und städtebaulichen Mittelpunkt der Stadt. Ganz im Sinn der anvisierten Naturverbundenheit des Wohnens ist sie eingebettet in eine landschaftlich schöne Vorstadtlage, von Äckern, Wald und Wiesen umgrenzt, mit Fuß- und Wanderwegen zu den Ausläufern des Schwarzwalds (Abb.2.8).

Die Garten(vor)stadt ist vor allem ein Wohn-Standort, unter funktionalen Gesichtspunkten also keineswegs autosuffizient, auch wenn wohnergänzende Nutzungen (Arbeitsplätze in begrenztem Umfang, Versorgungseinrichtungen, kulturelle Einrichtungen) einen wichtigen konzeptionellen Bestandteil ihrer Planung ausmachen

„Unter Zugrundelegung eines technisch und künstlerisch befriedigenden Bebauungsplans sollen den Bewohnern gesunde und schöne Wohn- und Arbeitsstätten und Gelegenheit zum Gartenbau gegeben werden. Ferner sollen gemeinnützige Einrichtungen aller Art geschaffen werden, die der Bildung von Geist und Körper dienen.“

heißt es in der Karlsruher Grundungssatzung.³¹ In randstädtischer Lage läßt sich ein solches Modell allerdings nur eingeschränkt realisieren. In Karlsruhe entstehen bis zum Jahr 1932, zusätzlich zu den schon erwähnten 672 Wohneinheiten für 2655 Einwohner, lediglich zwölf Geschäfte³² sowie ein Werkhof mit Werkstätten für verschiedene Handwerker und Garagen und ein Kundergarten, der auch als Gemeinschaftshaus für Versammlungen und Veranstaltungen genutzt wird. Das ursprünglich vorgesehene große Volkshaus, das zu einem gebauten Simbild für die mit der Gartenstadt verknüpften Hoffnungen auf ein neues, gemeinschaftsbezogenes Zusammenleben hatte werden sollen, kann nicht realisiert werden

Zur entscheidenden Voraussetzung der Funktionstüchtigkeit des Siedlungsmodells wird ein günstiger und regelmäßiger Verkehrsanschluß an die Kernstadt. Nur dieser kann die notwendigen, alltäglichen Verflechtungen gewährleisten. Denn die

„verbesserten Beförderungsmittel ermöglichen es schon jetzt, die Menschenmassen, die die Industrie vom Lande in die Stadt zusammengezogen hat, wieder in zweckmäßiger Weise aufs Land zurückzuziehen.“

schreibt Kampffmeyer in seiner Schrift zur Verbreitung der Gartenstadtidee im Jahr 1904 und fährt fort

„Schon heute berechnen wir bei Entfernungen nicht mehr die Länge des Weges, sondern die Anzahl der Minuten, in denen wir ihn durchmessen können. Es verschlägt uns wenig,

³⁰ Gartenstadt Karlsruhe (Hrsg.), 1982, S. 19f.

³¹ Gartenstadt Karlsruhe (Hrsg.), 1982, S. 19.

³² Dies sind „eine Backerei mit Konditorei und Cafe, ein Manufakturwarengeschäft und Schneiderei, ein Papierwarengeschäft, ein Kurz- und Wollwarengeschäft, eine Apotheke, zwei Lebensmittelgeschäfte, ein Schuhgeschäft mit Reparaturwerkstatt, ein Haushaltsartikelgeschäft, ein Photo- und Radiogeschäft, ein Metzgerladen, ein Friseurgeschäft.“ (Botz, 1932, S.31f)

von einem Orte 1 km oder 10 km entfernt zu sein, wenn wir nur im zweiten Fall ebenso rasch und billig hingelangen wie im ersten.“⁵³

Diese verkehrliche Anbindung ist in Karlsruhe in hervorragender Weise gegeben. Von Beginn an verbindet die elektrifizierte Albtalbahn zwischen Karlsruhe und Bad Herrenalb die Gartenstadt im halbstündlichen Takt in knapp zehn Minuten Fahrzeit mit dem Hauptbahnhof.⁵⁴

2.2.2. Morphologische Unabhängigkeit in sich geschlossener Siedlungseinheiten

Obwohl die Garten(vor)stadt, funktional gesehen, auf die Kernstadt angewiesen und von dieser abhängig ist, konstituiert sie sich in ihrer räumlichen Struktur - d.h. in ihrer Morphologie - als eigenständige, in sich geschlossene Siedlungseinheit. Sie präsentiert sich dabei als ein in seiner Größe klar begrenztes, nach außen hin eher abweisendes, in seinem Inneren dagegen nach eigenen Aufbaugesetzen differenziert strukturiertes Ganzes.

Die Anbindung an ihren unmittelbaren räumlichen Kontext beschränkt sich in Rüppurr auf wenige topographische und infrastrukturelle Elemente: einige vorhandene Überlandwege und Alleen (z.B. die historische Verbindung nach Aue, welche im Siedlungsgrundriß in der Hauptachse der Auerstraße, dem heutigen Holderweg, erhalten bleibt) sowie den Gleisbogen der Albtalbahn als vorgebene, sozusagen 'natürliche' Begrenzung im Westen.⁵⁵

Gegenüber der nur wenige hundert Meter entfernt liegenden Bebauung des dörflichen Rüppurr sondert sich die neue Struktur völlig ab. Sie pocht, auch formal, auf ihre Eigenständigkeit und setzt eindeutige Grenzen mit nur wenigen, klar definierten Zugangsmöglichkeiten. Damit grenzt sie sich - als 'Zufluchtsinsel' (der Sozialromantiker) - weitgehend aus ihrem Umfeld aus, versteht sich, in ihrer überschaubaren Größe, als ein Ort der Geborgenheit und des Schutzes ihrer Bewohner gegenüber der Unwirtlichkeit der Großstadt.

Der westfälische Kunstmäzen und Förderer der Gartenstadtbewegung Karl Ernst Osthaus schreibt:

„Da im Wesen der Gartenstadt auch ihre Begrenztheit liegt, sollte gerade sie als eine ihrer stärksten, künstlerischen Möglichkeiten begriffen und durchgebildet werden.“⁵⁶

Besonders deutlich läßt sich dies anhand des ersten Bebauungsplans (1910) von Kampffmeyer und Kohler studieren (Abb.2.1/2.2). Wald, Alleen, Hecken und Mauern grenzen die Gartenstadt nach außen hin ab. Es sind ausnahmslos Elemente, die auch Unwin in seinem Entwurfskompendium als Abgrenzungsmöglichkeiten aufführt, indem sie dazu beitragen, „ein Gefühl lokaler Gebietsgemeinschaft zu befestigen“.⁵⁷ Räumliche Identität wird als eine wichtige Prämisse für

⁵³ Kampffmeyer, 1904, S.7

⁵⁴ Botz, 1925, S.9

⁵⁵ Die heute diesen Gleisbogen begleitende Herrenalber Straße wurde als durchgängige Verbindung erst 1939 gebaut.

⁵⁶ Karl Ernst Osthaus, *Die Bedeutung der Gartenstadtbewegung für die künstlerische Entwicklung unserer Zeit*, in: Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft (Hrsg.), 1911, S.100

⁵⁷ Raymond Unwin, *Grundlagen des Städtebaus*, Berlin 1910, S.96



Abb. 2.13 Begrenzungsmauer der Carstenstadt entlang der Herrenalber Straße



Abb. 2.14 Brunnen von Max Läger am Ostendorfplatz (Realisierung 1926, und Blick in die Achse des Holderwegs (der früheren Auerstraße, 1991)

soziale Identifikation betrachtet.

Die vierreihige Allee, welche die Gartenstadt in diesem ersten Bebauungsplan im Nordosten begrenzt, stellt gleichermaßen eine moderne Form von 'Stadtmauer' wie auch einen 'Grüngürtel' dar. Sie markiert Grenze und Übergang zugleich: einen Ort der Begegnung wie auch der Abgrenzung von Stadt und Land, artifizell in ihrer Anlage, natürlich in ihren Elementen. Bei einer Erweiterung der Gartenstadt, wie sie sich Kampffmeyer und Kohler wohl vorgestellt haben, wäre dieser Alleengürtel vermutlich zur innerstädtischen „Park-Avenue“ (im Sinn des Howard'schen Idealplans von 1898) weiterentwickelt worden.

Im Westen der Gartenstadt ist bis heute eine abschirmende Mauer als Grenzziehung entlang des Schienenstrangs und der Herrenalber Straße erhalten geblieben (Abb. 2.13). Die Wohnhäuser und Parzellen nehmen keine Beziehung nach außen hin auf. Sie sind zur jenseitigen, inneren Straße hin orientiert. Die Mauer, von der sie zusätzlich noch durch einen parallel verlaufenden, inneren Gartenweg getrennt sind, schützt ihre privaten Rückseiten und Gärten. Den primären Zugang und räumlichen Anknüpfungspunkt auf dieser Seite bildet nach wie vor das 'Eingangstor' des Ostendorfplatzes.

2.2.3. Ein Wachstumsmodell 'eigenständiger Orte'

Was sich Howard mit seinen Gartenstädten als einen Entwicklungs- und Dezentralisierungsansatz auf *regionaler* Ebene vorgestellt hat, das versuchen, angesichts seiner offensichtlichen Unemlösbarkeit in der Praxis, die Verfechter der Gartenvorstädte nun auf den (*groß*)städtischen Kontext zu übertragen und zu reduzieren. Dabei gehen sie von einem Wachstumsprozeß *zellulärer* Art aus. Dieser erfolgt aus teil-autonomen Einheiten, d.h. in ihrem Wesen und ihrem Erscheinungsbild 'eigenständigen Orten' möglichst gleicher Größenordnung (wobei sich die Eigenständigkeit in der Praxis, wie wir gesehen haben, zumindest auf der funktionalen Ebene nur sehr eingeschränkt realisieren läßt), welche ein vorhandenes Hauptzentrum umkreisen und somit ein ausgewogenes Gesamtgleichgewicht herstellen sollen.

Damit verfechten sie ein deutliches Gegenmodell zu den bis dahin gültigen Formen des städtischen Wachstums, welche auf dem Muster einer beständigen Ausdehnung und Fortentwicklung, eines kompakten, verstädterten Kontinuums, eines Wachstums sozusagen 'in Jahresringen' basieren. Das radiozentrische Wachstum der industriellen Großstadt ist der Theorie nach unbegrenzt, das zelluläre Wachstum der Gartenstädte arbeitet mit Einheiten einer von vornherein festgelegten Größe.

Derartige Vorstellungen verweisen auf der einen Seite, illusionsbeladen, in eine längst überholte Vergangenheit, auf das Bild der überschaubaren, räumlich wie sozial in sich geschlossenen, mit der umgebenden Natur noch versöhnten, vorindustriellen Kleinstadt oder gar dörflichen Idylle. Sie sind damit Ausdruck der Hoffnung auf eine (im Rückblick verklärte) 'heile' Welt, in der der Einzelne, als entwurzelter Großstädter, in einer ganzheitlichen, begreifbaren Ordnung wieder Orientierung und Geborgenheit finden soll.

„Der ungeheure Einfluß, den heute unsere Großstädte auf unser Leben und Arbeiten haben, ist geeignet, uns das Schlimmste befürchten zu lassen (...) Natürlich, auch die Klein-

stadt ist mangelhaft, war es immer und wird es immer sein, letzten Endes versagen wir alle; aber sie war immer am besten, wird immer am besten sein und ist es auch heute. (...) Nirgends ist unsere menschliche Würde so viel gefordert wie in der Kleinstadt, nirgends ist ein gewisses Vollwertige oder Vollmenschliche so wichtig wie in ihr (...) Die Kleinstadt hat dem Menschen gegenüber nicht die kalte Gleichgültigkeit der Großstadt.“

schreibt Heinrich Tessenow in seinem 1919 erschienenen Werk *Handwerk und Kleinstadt*.⁵⁸ Vor allem auf der Ebene des Siedlungsgefüges und seiner Aufbau- prinzipien, welche sich vornehmlich an tradierten, hierarchischen Formmodellen orientieren, zeigt diese Vorstellung, wie noch aufzuzeigen sein wird,⁵⁹ weitreichende Auswirkungen.

Auf der anderen Seite ist man sich, was die Ebene der Gesamtstadt betrifft, zumindest in fortschrittlicheren Kreisen der Abhängigkeiten und Verflechtungen der einzelnen Zellen untereinander durchaus bewußt. Die Gartenvorstadt als räumlich begrenzten Trabanten in einer eindeutigen Verflechtung mit der Kernstadt zu begreifen erweist sich, angesichts der tatsächlichen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Bedingungen, als eine weitaus realistischere Betrachtungsweise als die Kleinstadt-Utopie. So vermerkt der schon erwähnte Karl Ernst Osthaus im Jahr 1911

„Die Kleinstadt als Ideal scheint mir absurd. Wir sind heute allesamt mehr wie je Weltbewohner geworden und drängen mit unseren Interessen nach wenigen großen Zentren (...) Ich denke mir die Weltstadt der Zukunft als ein Herz ungeheuer konzentrierter Energien, aus deren gemeinsamen Wirken die Kultur der Zukunft hervorwächst, und um diesen Kern herum ein radial gelagertes System von Wohnstädten - Gartenstädten, wenn man will - zwischen denen breite Promenaden, große Plätze zu Sport und Spiel sich allmählich zu Feld und Wald und Wiese erweitern“⁶⁰

Ähnlich sieht es auch Karl Scheffler in seiner bekannten Schrift zur *Architektur der Großstadt* (1913). Er versteht die Gartenvorstädte als Teil-Elemente einer geordneten und ausgeglichenen zellulären Erweiterung der Großstadt - also nicht als deren regressives Ersatzmodell, sondern als deren progressive Weiterführung und Ergänzung.

„(...) als (...) nicht ganz unabhängige, irgendwo im offenen Land gegründete Siedlungen großstadtmüder Menschen (...), sondern als (...) durchaus notwendige Ergänzungen der City, organische Teile eines einheitlichen Großstadtbildes und (...) Wohnplätze der die Großstadt bejahenden Menschen“⁶¹

Solche Zellen sollen nach Scheffler maximal 50.000 Einwohner beherbergen. Sie sollen durch Schnellbahnen bequem mit der City und untereinander verbunden werden und eine gewisse Selbstverwaltung mit Rathaus, Kirchen, Theater und Vergnügungsstätten, Schulen und Sportplätzen besitzen. Scheffler sieht die Großstadt der Zukunft als einen agglomerierten „Stadt-Staat“, sozusagen eine *Städte-Stadt*.

⁵⁸ Heinrich Tessenow, *Handwerk und Kleinstadt*, Berlin 1919, S 13 bzw. 22ff. Tessenow spricht sich in diesem Werk für „gewissermaßen ideale Kleinstädte“ von etwa 20.000 bis höchstens 60.000 Einwohner aus (S.51) und bezieht sich dabei explizit auf die Bemühungen der DGG, „die hier noch besonders empfohlen sei“ (ebd.)

⁵⁹ Siehe Abschnitt 2.3 *Zur Siedlungsstruktur - ein gebundenes Formmodell*

⁶⁰ Karl Ernst Osthaus, *Die Bedeutung der Gartenstadtbewegung*, in *Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft* (Hrsg.), 1911, S 09

⁶¹ Karl Scheffler, *Die Architektur der Großstadt*, Berlin 1913, S 17

„Die Großstadt wäre dann nicht mehr, wie sie es jetzt ist, eine unnatürlich erweiterte, formlose Stadtwirtschaft, sondern ein Verband von vielen kleinen Stadtwirtschaften (.) unter der Obergewalt einer Zentralidee.“⁶²

Eine entscheidende Bedeutung wird bei diesen Vorstellungen der Versöhnung von Stadt und Natur, von gebautem und landschaftlichem Raum eingeräumt. Die Natur soll wieder in die Stadt herengeholt werden, was von schlechten Epigonen, aber auch oberflächlichen Kritikern der Bewegung vielfach als Aufforderung und Zustimmung zu einer flächenhaften Zersiedelung der randstädtischen Areale mißdeutet worden ist. Dennoch liegt diesem Siedlungsgedanken nichts ferner

„als den großen Rhythmus Stadt und Land (...) aufzuheben, um an seine Stelle ein endloses Durcheinander von Häusern und Bäumen zu setzen“⁶³

Im Gegenteil, die bewußte Konzentration von Bebauung (wenn auch in einer für unsere heutigen Vorstellungen sehr maßvollen Dichte) und - wie wir beschrieben haben - ihre eindeutige Begrenzung gegenüber der Landschaft, die Markierung von Übergängen, Eingängen und 'Toren', zeugen davon, daß die Kontrapunktik vom städtischen Lebenszusammenhang einerseits und dem landschaftlichen Umland mit seinen Anbau- und Erholungsflächen andererseits sehr bewußt respektiert wird. Die Gartenstadt ist, im Sinne ihrer ursprünglichen Vordenker, eine *Stadt* (mit durchaus urbanen Qualitäten) inmitten der *Landschaft*.

„Ich denke mir die Gartenstadt also als ein geschlossenes Ganzes, das scharf umrissen in der Landschaft liegt.“ (Osthaus)⁶⁴

Erst die Begrenzung der Bebauung an der einen ermöglicht den Erhalt und den Schutz des Freilands an der anderen Stelle. Das meint auch Unwin, wenn er schreibt:

„Es müßte auf reizvolle Weise eine Linie geschaffen werden, bis zu der sich Stadt und Land jeweils ausdehnen könnten bzw. im Wachstum deutlich aufgehalten würden.“⁶⁵

⁶² Scheffler, 1913, S.21

⁶³ Karl Ernst Osthaus, *Die Bedeutung der Gartenstadtbewegung*. in Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft (Hrsg.), 1911, S.101

⁶⁴ Karl Ernst Osthaus, Vortrag auf der Jahresversammlung der DGG 1911, abgedruckt in Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft (Hrsg.), *Bauordnung und Bebauungsplan*, Leipzig 1911, S.33-40, auszugsweise auch in Bollerey, Fehl und Hartmann, 1990, S.119-123

⁶⁵ Zitiert nach Panerai, Castex und Depaule, *Vom Block zur Zeile. Wandlungen der Stadtstruktur*, Braunschweig 1985, S.53f

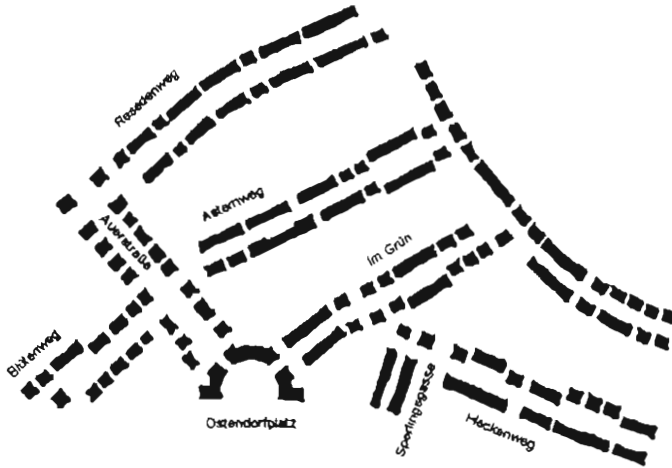


Abb. 2.15. 'Schwarzplan' zum Siedlungsgefüge des sog. historischen Kernbereichs der Gartenstadt Karlsruhe-Ruppurr

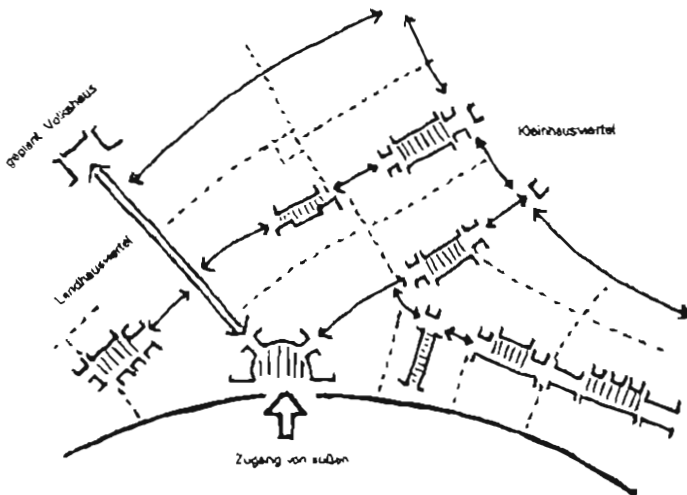


Abb. 16. Struktursskizze zum Siedlungsgefüge des sog. historischen Kernbereichs mit lokalen Mittelplätzen, verbindenden Straßenzügen und blockinternem Wegenetz

2.3. Zur Siedlungsstruktur: ein gebundenes Formmodell

Die Strukturanalyse des Siedlungsgefüges der Rüppurrer Gartenstadt konzentriert sich auf den *historischen Kernbereich*, wie er von 1911 bis etwa 1929 realisiert worden ist (Abb.2.15). Dieser umfaßt knapp zwei Drittel der heutigen Siedlungsfläche. Hier werden die paradigmatischen Prinzipien des Garten(vor)-stadt-Konzeptes besonders deutlich. Untersuchungsgegenstand sind neben dem Ostendorfplatz insbesondere die Straßenzüge des Heckenweges, der Sperlingsgasse (heutiger Staudenweg), Im Grün, des Asternweges und des Resedenweges, der Auerstraße (heutiger Holderweg) sowie des Blütenweges.⁶⁶

2.3.1. Grundbestimmungen: Achsen, Hierarchien und Zentrenbildung

„Ist es nicht herrlicher, ein Bestandteil eines bedeutenden Ganzen zu sein, als nur ein prunkvolles Einzelwesen unter einer Menge anderer Einzelwesen?“⁶⁷
 „Wir müssen eine Verbindung und ein Verständnis der verschiedenen Teile unserer Zeichnung untereinander herstellen, müssen einige Teile betonen, andere abschwächen (...).“⁶⁸

Diese Zitate aus dem Städtebau-Handbuch von Raymond Unwin veranschaulichen den Gestaltungsanspruch, den man auch mit der Gartenstadt in Karlsruhe verbindet: die Schaffung eines nach verbindlichen Regeln aufgebauten, ganzheitlichen Gefüges, einer abwechslungsreichen, aber gleichzeitig wohlgeordneten Stadtstruktur. Ziel ist ein einheitliches Siedlungsbild mit einer individuellen Ausprägung seiner Details, die jedoch immer aufeinander und auf das Ganze abgestimmt sind. Es ist von unten nach oben hierarchisch aufgebaut, die kleinere Einheit fungiert jeweils als Teil-Element eines größeren Ganzen.

In Bezug auf die architektonisch-räumlichen Elemente bedeutet dies: Fenster und Tür, Fassade und Haus, Parzelle und Wohngruppe, Straßenraum und Platz, Nachbarschaft und Quartier... „alle sind Glieder eines Ganzen“ (Unwin).

Christian Norberg-Schulz hat morphologische Ordnungssysteme dieser Art mit dem Begriff der *divisiven* Struktur bezeichnet,⁶⁹ womit gemeint ist, daß die jeweiligen Komponenten und Einzelteile nicht für sich allein stehen, sondern erst durch ihren Zusammenhang verständlich werden und eine Sinnggebung erfahren.

⁶⁶ Als hauptsächliche Plandokumente dienen dabei:

- der ursprüngliche Entwurf für die Gartenstadt von Kampffmeyer und Kohler in seiner Fassung aus dem Jahre 1910, als Lageplan und in seiner isometrischen Darstellung (Abb.2.1/2.2);
- ein Bestandsplan aus dem Baubüro der Gartenstadt (unterzeichnet von Botz) aus dem Jahr 1915 (Abb.2.3);
- der von Botz in seiner Dokumentation aus dem Jahre 1925 wiedergegebene Plan der Gartenstadt, wie sie nach Überarbeitungen des ursprünglichen Entwurfs durch Ostendorf (1912) und Läger (1918) bis etwa 1921 (Datierung des Plans) realisiert worden ist (Abb.2.4);
- ein Idealplan von Läger für eine großräumige Erweiterung der Gartenstadt vom März 1919 (Abb.2.5).

⁶⁷ Unwin, 1910, S.167

⁶⁸ Unwin, 1910, S.103

⁶⁹ Christian Norberg-Schulz, Logik der Baukunst, Frankfurt am Main und Berlin 1965



Abb. 157 Der Ostendorfplatz als Langgangplatz der Gartenstadt Karlsruhe (1932)



Abb. 158 Langgangplatz einer Gartenstadt. Zeichnung von F. Ostendorf (1922)



Abb. 159 Lageplan einer Gartenstadt. Zeichnung von F. Ostendorf (1922)

In die gleiche Richtung zielt Peter Bürgers Begriffsprägung des *organischen Kunstwerks* (oder Formmodells), welches, im Gegensatz zum „avantgardistischen Kunstwerk“, durch eine nachvollziehbare Kohärenz seines Gesamtgefüges bestimmt wird:

„Einzelteile und Ganzes bilden eine dialektische Einheit. (...) Die Teile sind nur aus dem Werkganzen, dieses wiederum nur aus den Teilen zu verstehen (...) Grundvoraussetzung dieses Typus der Rezeption ist die Annahme einer notwendigen Übereinstimmung zwischen dem Sinn der Einzelteile und dem Sinn des Ganzen.“⁷⁰

Diese Aussage betrifft die gebauten Elemente ebenso wie die öffentlichen und privaten Frei- und Zwischenräume. Gerade letztere werden, im Verständnis der Gartenstadt, zu vorrangigen Bestimmungsfaktoren des Siedlungsgefüges. Baustruktur und Außenraum bilden eine kompositorische Einheit.

Die primären Strukturen, Aufbaugesetze und Hierarchien der Rüppurrer Gartenstadt lassen sich gut an dem Ursprungsplan von Kampffmeyer und Kohler (1910) sowie dem von Botz im Jahre 1925 dokumentierten Bestand ablesen. Dabei ist zunächst der Ostendorfsplatz (Abb.2.17) in seiner Bedeutung als ‚Tor‘ und Eingang zur Gartenstadt und gleichzeitig als deren räumlicher und funktionaler Dreh- und Angelpunkt aufzuführen. Das zentrale Erschließungsprinzip vermittelt eine einfache Grundorientierung innerhalb der Siedlung. Von hier aus erfolgt der Hauptzugang zu allen wesentlichen Teilbereichen; hier sind die über das Wohnen hinausgehenden Funktionen und öffentlichen Einrichtungen untergebracht.

Schon Unwin hat auf die städtebauliche Bedeutung derartiger Eingänge zu Quartieren und Vorstädten hingewiesen:

„(...) z.B. würde ein kleiner grüner Vorhof, von Gebäuden umgeben und zu einer Allee hinaufführend, den gewünschten Eindruck machen“⁷¹

Und Friedrich Ostendorf unterstreicht das gleiche in seinem *Ersten Buch vom Bauen*, indem er, sozusagen als Standardbeispiel, einen (idealisierten) Siedlungsplan einer Gartenstadt präsentiert, der, ganz ähnlich wie in Rüppurr, von einem halbkreisförmigen Eingangsplatz aus erschlossen wird (Abb.2.18/2.19).⁷²

In seiner räumlichen wie auch architektonischen Gestaltung ist der Ostendorfsplatz ein eminent städtisches Element, zweifellos das städtischste in der Gartenstadt überhaupt. Der urbane Anspruch wird, wie auch seine ‚Tor-Funktion‘, ganz besonders in der ersten Fassung des Bebauungsplans deutlich, in der die Öffnung zur Bahn durch eingrenzende Arkaden verengt und der Platzraum damit noch deutlicher gefaßt ist als in der endgültigen Lösung (Abb.2.2). Außerdem sollte der Zugang ursprünglich, von Rüppurr aus kommend, senkrecht auf den Platz geführt werden, um diesen in seiner räumlichen Wirkung zu verstärken.⁷³ Max Läger hat diese Vorstellung in seinem *Projekt für die Bebauung des Geländes südlich des Hauptbahnhofes* (1916, Abb.2.9) und in seinem (nicht

⁷⁰ Peter Bürger, *Theorie der Avantgarde*, Frankfurt/Main 1974, S.107

⁷¹ Unwin, 1910, S.99

⁷² Friedrich Ostendorf, *Sechs Bücher vom Bauen*, Bd. I, Berlin 1922, S.272ff

⁷³ „Der Zugang zur Gartenstadt sollte durch eine Straße erfolgen, die von der Rastatter Straße bei der kleinen Kirche abzweigte und senkrecht auf die Mitte des Ostendorfsplatzes zulief, wodurch der Ostendorfsplatz erst seine Bedeutung erhalten hätte. Leider hat man bei der Bearbeitung des neuen Generalbebauungsplanes auf diese Verhältnisse keine Rücksicht genommen und die vorgesehene Zufahrtsstraße aufgehoben. Der Ostendorfsplatz ist dadurch sehr in seiner Wirkung beeinträchtigt. Es ist nur zu hoffen, daß man an maßgebender Stelle diese unbefriedigende Lösung noch einsieht und die früher vorgesehene Zufahrtsstraße zum Ostendorfsplatz wieder vorsieht.“ (Bolz, 1932, S.17)



Abb. 2.20 Die zentrale Achse der Auerstraße 1951, das heutige Holderweg.

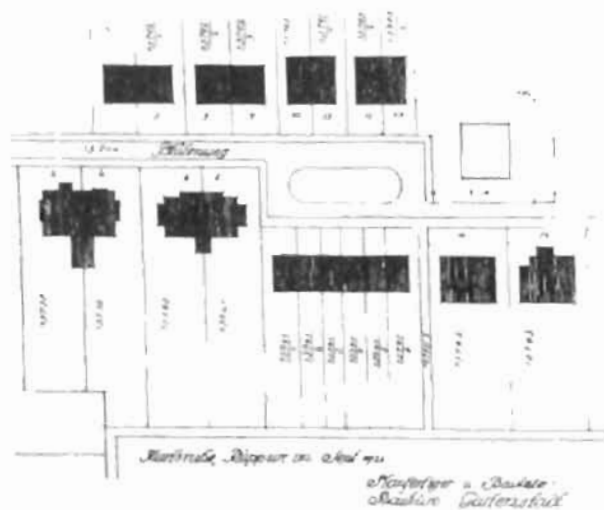


Abb. 2.21 Platzartige Erweiterung am Blütenweg

verwirklichten) Erweiterungsplan der Gartenstadt von 1919 (Abb.2.5) noch einmal aufgegriffen. Von ihm stammt auch die Planung des heute noch den Platz schmückenden, zentralen Brunnens (Realisierung 1926; Abb.2.14).

Eingangsbetonung einerseits und *Grenzziehung* andererseits stehen in einem unmittelbaren Zusammenhang. Sie markieren ein eindeutiges *Innen* und ein eindeutiges *Außen*. Die Struktur kann somit, konzeptionell betrachtet, nicht beliebig weiterwachsen oder -wuchern, sondern besitzt einen deutlichen Anfang und ein deutliches Ende. Auch wenn der tatsächliche Ausbau sukzessive erfolgt, steht immer ein geschlossenes Gesamtbild im Hintergrund.

Als räumliches Rückgrat der Siedlung fungiert, vom Ostendorfsplatz nach Nordosten verlaufend, die zentrale Achse der Auerstraße (heute Holderweg; Abb.2.20), einer großzügigen, von Bäumen gesäumten Allee, welche allein schon durch ihren geradlinigen Verlauf und ihre größere Breite (zwölf Meter) aus dem Gestaltungskanon der ansonsten eher kleinteilig und malerisch strukturierten Straßenzüge herausfällt. Ihre städtebauliche wie auch funktionale Rechtfertigung und Vollendung sollte die Achse im Bau des großen 'Volkshauses' am jenseitigen, nordöstlichen Ende erfahren; im Erweiterungsplan von Läger (Abb.2.5) ist dieser Standort gut ablesbar

Die zentrale Auerstraße trennt und verbindet gleichzeitig zwei in ihrer morphologischen wie auch sozialen Struktur unterschiedliche Teile der Siedlung: das sog. Landhausviertel im Norden, vor allem aus Einzel- und Doppelhäusern bestehend, sowie das Kleinhausviertel, vorwiegend mit Reihenhäusern, im Süden.

Eine soziale (Binnen-)Differenzierung - wenn auch unter dem idealistischen Anspruch einer versöhnlichen, globalen (Gesinnungs-)Gemeinschaft aller Gartenstadtgenossen - wird hier durchaus noch akzeptiert. Die Gartenstadt vollzieht noch *nicht* den Schritt hin zu einer 'klassenlosen' Gesellschaft mit einer standardisierten, egalitären Wohnungsversorgung, wie er später im Anspruch des avantgardistischen Siedlungsbaus der 20er Jahre manifest werden wird.

Beide Viertel sind in sich wiederum in überschaubare Wohngruppen unterteilt, die sich an abwechslungsreich gestalteten Straßenzügen aufreihen oder um kleine, platzartige Aufweitungen gruppieren. Denn

„die Idee, einen Mittelpunkt anzulegen, sollte sich nicht nur auf Stadtviertel, Gemeinden und Reviere beschränken. Jedes Gebiet sollte seine besondere Zentralgestaltung oder einen Punkt von allgemeinem Interesse haben, um den herum der Entwurf sich gruppiert und auf den er zugeschnitten sein müßte“⁷⁴

Somit läßt sich das Siedlungsgefüge insgesamt als ein System differenzierter und in ihrer Bedeutung abgestufter räumlicher Bereiche interpretieren. Kleine platzartige Erweiterungen der Straßenzüge bilden sichtbare und erlebbare lokale Bezugs- und Mittelpunkte: z.B. am Asternweg, am Heckenweg und Im Grün sowie, auf der Landhausseite, am Blütenweg (Abb.2.21), wo ursprünglich, standesgemäß, ein Tennisplatz nach englischem Vorbild als städtebaulicher wie auch gesellschaftlicher Mittelpunkt der Einzel- und Doppelhausanlage vorgesehen war

In der ersten Planfassung von Kampffmeyer und Kohler (Abb.2.1/2.2) kommt dieses System von Haupt- und Nebenzentren, von verstreuten Plätzen und lokalen Mittelpunkten noch deutlicher zum Ausdruck, als es dann tatsächlich

⁷⁴ Unwin, 1910, S.108. Und an anderer Stelle: „Wir müssen eine Verbindung und ein Verhältnis der verschiedenen Teile unserer Zeichnung untereinander herstellen, müssen einige Teile betonen, andere abschwächen, und der beste Weg dieses beim Städtezeichnen zu tun, ist, bestimmte Zentralplätze anzulegen.“ (Ebd., S.103)

realisiert werden konnte. Doch auch der Erweiterungsplan von Läger (Abb.2.5) fußt auf solchen Prinzipien: Vom Kleinen ins Große baut sich die Hierarchie der öffentlichen Räume auf.

2.3.2. Traditionelle Vorbilder

Das Paradigma der Gartenstadt orientiert sich an Bildern einer 'heilen' Vergangenheit, an Zeiten, in denen das menschliche Zusammenleben nicht nur durch allgemein anerkannte, jedermann verständliche *soziale* Regeln gekennzeichnet war, sondern diese auch ihren Ausdruck in ebenso etablierten *baulichen* Formen fanden. Es knüpft damit in seiner morphologischen Struktur an überlieferte, konventionelle Modelle der städtischen Raumbildung an, mit einer eher kleinstädtischen Maßstäblichkeit und einer, gegenüber der großstädtischen Realität, geringeren Dichte.

Dabei lassen sich zwei konkurrierende künstlerisch-ästhetische Ideale - sozusagen zwei Grundmodelle der Strukturbildung - unterscheiden, welche die Gartenstadtgründungen in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg bestimmt haben

Auf der einen Seite steht dasjenige der mittelalterlichen (Klein-)Stadt mit ihren gewundenen und verwinkelten Straßen, unregelmäßigen Plätzen, malerischen Häusern, steilen Dächern, Türmen und Mauern. Es ist das Modell der pittoresken Unregelmäßigkeit, mit Versätzen und Versprüngen, wie sie in Städten wie Nürnberg oder Rothenburg historisch ihren Ausdruck fand und besonders von Camillo Sitte in seinen Schriften 'wiederentdeckt' wurde.⁷⁵ Nicht nur in den Gartenstädten findet dieses Modell um die Jahrhundertwende zahllose Nacheiferer, auch für ausgesprochen großstädtische Quartiere gibt es vielfach 'romantische' und pittoreske Bebauungsvorschläge.⁷⁶ Ob diese Unregelmäßigkeit ursprünglich allerdings bewußt so entworfen und planvoll angelegt worden ist oder vielmehr das Ergebnis eines eher unbedachten, natürlichen Wachstums, darüber gehen die (Fach-) Meinungen durchaus auseinander.⁷⁷

Seine paradigmatische Konkretisierung erfährt dieses romantisierende, heimatümelnde Modell ab 1909 im Bau der Gartenstadt Hellerau bei Dresden. Den gleichen Prinzipien folgt wenig später, ab dem Jahr 1911, auch die Gartenstadt Nürnberg.⁷⁸ In beiden Fällen ist Richard Riemerschmid für die städtebauliche Planung verantwortlich. Kristiana Hartmann hat die dahinterstehenden Intentionen

⁷⁵ Camillo Sitte, *Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen*, Wien 1889

⁷⁶ So plädiert z.B. Karl Henrici in seinen Projekten für Flensburg-Süd (1903) oder die Südwest-Vorstadt von Jena (1904) für geschwungene Straßenverläufe, Aufweitungen, bewußte Schrägstellung von Häuserfronten und gestaffelte Gebäudehöhen. In einem begleitenden Aufsatz schreibt er: „Glücklicherweise ist aber die Parallelität der Baufluchten noch nirgends zum Gesetz erhoben, und hier verbleibt noch ein sehr erfreulicher Spielraum, um der tödenden Eintönigkeit entgegen zu wirken. Durch Aufweitung der Straßen an geeigneten Stellen wird eine wenn auch nur ganz leise Schrägstellung der Häuserfronten bewirkt, wodurch diese sofort viel günstiger in das Blickfeld gerückt werden.“ (Aus: Gerhard Curdes und Renate Oehmichen, *Künstlerischer Städtebau um die Jahrhundertwende. Der Beitrag von Karl Henrici*, Köln u.a. 1981, S.112)

⁷⁷ Für Unwin sind diese Unregelmäßigkeiten eher das Ergebnis eines natürlichen Wachstums, während sie für Sitte in ihrer Wirkung bewußt so konzipiert worden sind.

⁷⁸ Zur Gartenstadt Nürnberg siehe Schollmeier, 1990, S.143-172

nen in ihrer Studie von Hellerau analysiert und dabei deutlich gemacht, wie diese die gebaute Struktur auf allen ihren Ebenen, von der Stadtanlage bis zum Fensterdetail, bestimmen:

„Die tiefgezogenen Dächer des Hellerauer Grünen Zipfels, die Fenster- und Türformen, die Hausproportionen, die ganze gemütliche kleinstädtische oder dörfliche Geschlossenheit der Anlage tragen den Ausdruck dieser Gedanken.“⁷⁹

Und Riemerschmid selber schreibt:

„Wenn man an einem Feierabend in einer solchen Gasse eine Schar gemütlich beieinander stehen sieht, nicht in Reih und Glied, nicht aufgeputzt, nicht irgendwie zur Schau sich stellend, sondern ohne strenge Ordnung, aber auch ohne daß sich einer belästigend vordränge, in Hemdsärmeln vielleicht und die Pfeife zwischen den Zähnen, in behaglichem Gespräch, dann sollte man sich denken müssen: ja, die passen zueinander, die Häuser und die Menschen.“⁸⁰

Auf der anderen Seite finden wir das Modell einer formal strengeren, eher geometrisch-rationalen bzw. - um den Vergleich mit dem 'mittelalterlichen' Modell fortzuführen - sozusagen 'klassizistischen' Planung. Die Gartenstadt Karlsruhe ist ein erstes, wichtiges Beispiel für diese Haltung; aber auch die 1910 gegründete Gartenvorstadt Mannheim ist in diesem Zusammenhang zu erwähnen.⁸¹

Das verkörperte, idealisierte Vorbild für Ordnung und Ruhe, für Einheitlichkeit und Regelmäßigkeit und für behagliche Vertrautheit ist in diesen Fällen die noch überschaubare vorindustrielle Stadt des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Diese, gilt es, durch die neuen Gartenstädte wiederzubeleben. Kampffmeyer schreibt:

„Nach den Plänen, die gerade die allerletzte Zeit zur Reife brachte, werden wir in Deutschland in einigen Jahren Gartenvorstädte von einer so einheitlichen städtebaulichen Schönheit zu sehen bekommen, wie sie seit dem Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr bei uns geschaffen wurde.“⁸²

Ihre theoretische Begründung finden diese Vorschläge in der im Jahre 1908 von Paul Mebes herausgegebenen Veröffentlichung *Um 1800*, einem Plädoyer für eben diese vorindustrielle Stadtkultur.⁸³ Dabei handelt es sich um eine zweibändige, umfassend bebilderte Dokumentation des baulichen und städtebaulichen Erbes „um 1800“, welche vor allem als Lehrmaterial gedacht, aber auch an den interessierten Laien gerichtet ist. Sie beklagt den „Verfall“ der Bau- und Stadtbaukunst im (industriellen) 19. Jahrhundert, bei der nicht mehr künstlerisch-ästhetische Ideale, sondern ausschließlich Spekulation und Profitsucht im Vordergrund ständen,⁸⁴ und stellt diesem die (klassizistische) Stadt des Jahrhunderts zuvor gegenüber:

„Ein ganz anderes Bild zeigt sich uns, wenn wir unsere Blicke auf die Bauten und handwerklichen Erzeugnisse lenken, die im 18. Jahrhundert und um die Wende desselben ge-

⁷⁹ Hartmann, 1976, S.83

⁸⁰ Richard Riemerschmid, *Das Arbeiterwohnhaus*, in: *Hohe Warte*, 3. Jg., 1907, S.141

⁸¹ Zur Gartenvorstadt Mannheim siehe Schollmeier, 1990, S.79-108

⁸² Kampffmeyer, 1913, S.93f

⁸³ Paul Mebes, *Um 1800. Architektur und Handwerk im letzten Jahrhundert ihrer traditionellen Entwicklung*, Band I und II, München 1908

⁸⁴ „Wie zusammengewürfelt und charakterlos sehen die neuen Straßen und Plätze aus! Da ist auch nicht eine Spur jener harmonischen Stimmung, wie wir sie noch in manch alter Stadt genießen können.“ (Mebes, 1908, Band II, S.9)

schaffen worden sind. Fast alle Bauten dieser Zeit atmen durchweg einen Geist, der unseren heutigen Anschauungen und Ansprüchen mit unwesentlichen Einschränkungen noch vollauf entspricht.“⁸⁵

‘Um 1800’ beinhaltet ein Plädoyer für einfache bauliche und städtebauliche Grundordnungen, für konstruktive Klarheit und eine Absage an jedes Übermaß an entstellendem Dekor:

„() wie uns eine schlicht gekleidete Frau ohne jeden Schmuck, allein durch die edle Gestalt und die Anmut der Haltung schön erscheint, so wird uns auch ein Bauwerk ohne Ornament vollauf ästhetisch genügen, wenn die Hauptbedingungen, nämlich Grundriß, Aufbau und Durchführung, glücklich gelöst sind.“⁸⁶
 „Es ist deshalb wahrlich kein Rückschritt nach dem langen fruchtlosen Umherirren, sondern ein Fortschritt, wenn wir an die Bauweise des 18. Jahrhunderts wieder anknüpfen.“⁸⁷

Es sind Feststellungen und Forderungen, die auch Friedrich Ostendorf als künstlerischer Berater der Karlsruher Gartenstadt in seinen unvollendet gebliebenen *Sechs Büchern vom Bauen* unterstützt.⁸⁸ Und die strukturelle Analogie des von ihm konzipierten Ostendorffplatzes mit dem Halbrund und den fächerförmig ausstrahlenden Straßen des Karlsruher Schloßplatzes ist ihrerseits keine zufällige, sondern fugt sich schlussig in die gewollte ‘Grundstimmung’ ein.

Auch Unwin schlägt sich in seinen *Grundlagen des Städtebaus* eher auf diese Seite (wenn auch im Detail seiner Planungen immer wieder Anklänge an die Sitte’schen Gestaltvorstellungen nachzuweisen sind). Er fordert einen klaren und für jedermann verständlichen Aufbau des Plans, wobei er - über das Formale hinaus - die Bedeutung pragmatischer und funktionaler Faktoren (wie etwa des neuzeitlichen Verkehrs) unterstreicht. Eine „malersche“ (und in seiner Sicht ihrem Ursprung nach eigentlich „spontane“) Entwicklung kann, so Unwin, mit den modernen Anforderungen einer rationalen Planung nicht länger in Übereinkunft gebracht werden

„() wenn wir unsere Städte nach einigermaßen regelmäßigen Grundrissen entwerfen, können wir Wirkungen von einfacher, ruhiger Würde mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit erzielen; denn der Bedingungen, die wir dem Erbauer aufzuerlegen haben, um sie tatsächlich zu erreichen, sind nur wenige, und sie sind von leicht verständlicher Art.“⁸⁹

Dem deutschen Städtebau wirft Unwin vor, oftmals allzu wörtlich an die, zweifellos wichtigen, historischen Untersuchungen von Sitte anknüpfen und damit das Mittelalter auf allzu pittoreske Art und Weise nachahmen zu wollen

„Es fehlt die Einfachheit des Grundgedankens und die Methode im Entwurf () ein Fremder würde sich verirren.“⁹⁰

„Trotz der unzweifelhaft schönen und malerischen Wirkung in gotischen Städten infolge unregelmäßiger Abwechslung der Straßenbreite und unregelmäßiger Straßenführung muß ich doch der Empfindung Ausdruck geben, daß bei einer entworfenen Arbeit solche Unregelmäßigkeiten klarer Begründung bedürfen und daß man lieber Abstand nehmen sollte von irgendwelcher Abweichung von der Regelmäßigkeit, die nur in unklarer Weise Abwechslung bezweckt.“⁹¹

⁸⁵ Mebes, 1908, Band I, S. 10

⁸⁶ Mebes, 1908, Band I, S. 11

⁸⁷ Mebes, 1908, Band I, S. 17

⁸⁸ Friedrich Ostendorf, *Sechs Bücher vom Bauen*, erschienen sind lediglich die Bände I bis III sowie ein Supplement, Berlin 1914/1922

⁸⁹ Unwin, 1910, S. 76

⁹⁰ Unwin, 1910, S. 67

⁹¹ Unwin, 1910, S. 162

2.3.3. Baugefüge, Hausgruppen

Am Ausgangspunkt der Gartenstadtbewegung steht, in Karlsruhe wie auch andersorts, die Idealvorstellung vom (Ein-)Familienhaus mit zugeordnetem Garten, ein Modell, das aus den erwähnten generellen Zielsetzungen resultiert: dem Fluchtgedanken aus den Mietskasernen der steinernen Stadt, der angestrebten neuen Symbiose von Stadt und Land, von Bebauung und Grün, den mystifizierten Vorstellungen von einem 'bodenständigen' Wohnen.

Im besten Fall soll es sich dabei um freistehende Einfamilienhäuser handeln. Angesichts der realen sozio-ökonomischen Verhältnisse erweist sich dieser Anspruch aber sehr schnell als nicht einlösbar. In Rüppurr sind die Häuser deshalb in ihrer Mehrzahl Reihenhäuser - als sog. Kleinhäuser - mit Wohnflächen zwischen 55 qm und 100 qm. Einzel- und Doppelhäuser bleiben in der Minderzahl und sind, abgesehen von Zwecken einer Arrondierung städtebaulicher Gruppierungen, vorrangig im nördlichen Landhausviertel untergebracht.

Für die einen stellt das Reihenhäuser dabei eigentlich nur eine Notlösung dar, in Anbetracht der ökonomischen Unmöglichkeit, ein freistehendes Haus für jedermann zu realisieren.

„Die Mehrzahl der Leute hat sich damals die Gartenstadt nicht anders vorgestellt, als aus lauter kleinen Einzelhäuschen inmitten von Gärten, und sie waren erstaunt, statt dessen Reihenhäuser zu sehen. (...) Der Kleinhäuserbau in größerem Umfang, wie er durch die Gartenstadt in Baden zuerst aufgenommen worden ist, war eben damals noch eine neuere Erscheinung, an die sich die Menschen erst gewöhnen mußten, und es mußten mit Geduld die Vorurteile bekämpft werden.“⁹²

Für die anderen bietet es hingegen nicht allein ökonomische, sondern auch gebrauchswertbezogene Vorteile,

„[dabei] kann (...) die Freifläche restlos als Gartenfläche ausgenutzt werden; die Gärten werden, weil der Bauwisch fortfällt, schmaler und tiefer, der Abstand der Haushinterfronten also und die zwischen zwei Häusergruppen liegende Gesamtgartenfläche größer“⁹³

Darüber hinaus erweist es sich als ein Mittel, um bewußte städtebauliche Raumwirkungen zu erzielen. Als Teil-Element, das von seinem Wesen her stets in einen größeren Zusammenhang eingebunden ist, bietet es die Möglichkeit, bei planmäßig neu anzulegenden Strukturen, wie im Fall der Gartenstadt, bestimmte künstlerisch-ästhetische Ideale der Stadtgestaltung konsequent zu verwirklichen. Friedrich Ostendorf schreibt:

„Das Reihenhäuser ist für die Gestaltung des Straßenraumes - in den Gartenstädten und ähnlichen Siedlungen hat es ja, anders als in der Stadt, der Architekt in der Regel in der Hand, den Straßenraum selbst mit den Häusern zu bilden - ein außerordentlich brauchbares Mittel.“⁹⁴

Eine allzu 'romantisierende' Interpretation Unwins, wie sie von manchen Bauhistorikern vortragen wurde (siehe z.B. Kenneth Frampton, *Die Architektur der Moderne. Eine kritische Baugeschichte*, Stuttgart 1983, S.25), scheint mir, angesichts der wiederholten, eindeutigen Kritik Unwins an den pseudo-mittelalterlichen Moden, zumindest in ihrer generalisierenden Grundtendenz fraglich zu sein.

⁹² Botz, 1932, S.19

⁹³ Friedrich Ostendorf, *Sechs Bücher vom Bauen*, Bd. 3, 2. Aufl., Berlin 1922, S.109

⁹⁴ Ostendorf, 1922, S.112

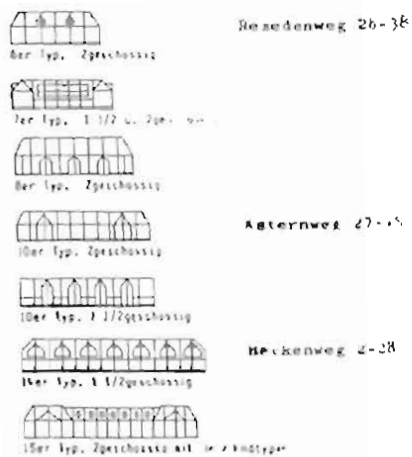


Abb. 2.22: Schematischer Aufriß der wichtigsten Hausgruppen (Uhl, 1999)



Abb. 2.24
Gekoppelte-
Eingänge
benachbarter Häuser

Und Hans Kampffmeyer meint:

„Es liegt nahe, derartige Straßen und Häuserblocks als Einheiten zu behandeln, in denen die einzelnen Häuser nur unselbständige Bauglieder sind. Durch geschickte Gruppierung auch nur weniger erprobter Grundräftypen können ungemein reizvolle Wirkungen erzielt werden.“⁹⁵

Eine so verstandene Gruppen-Bildung meint also mehr als nur eine stereotype Reihung oder ein zufälliges Nebeneinander. Sie beinhaltet den Anspruch einer bewußten, über das Einzelelement hinausgehenden Gestaltung städtebaulicher und stadträumlicher Zusammenhänge.

Ensemble-Bildung

Aus den individuellen Reihenhäusern, die in Karlsruhe überwiegend zweigeschossig sind, werden das Einzelhaus übergreifende Einheiten geformt: entlang der Wohnstraßen und Wohnwege, an Kreuzungspunkten, Straßenerweiterungen und um kleine Plätze herum. Diese Gruppen von sechs, sieben, acht bis höchstens fünfzehn Häusern werden fortan zu ganz wesentlichen Bestimmungselementen der städtischen Physiognomie (Abb. 2.22).

Sozusagen *von unten* aus werden damit zusammenhängende Ensembles geschaffen, die sich ihrerseits in das *von oben* definierte Strukturschema (von Achsen, Hierarchien und Zentren) einfügen. Es entsteht ein konsequent *gebundenes* System von Stadt-Bausteinen auf unterschiedlichen Ebenen, von denen jeder seinen genau bestimmten Platz innerhalb der Gesamtordnung aufweist. Die Bausteine sind nicht austauschbar, ohne das System empfindlich zu beeinträchtigen. Jedes Element ist in sich geschlossen und dient der Geschlossenheit des Ganzen.

Der strukturelle Aufbau und die architektonische Sprache dieser Einheiten folgen traditionellen Regeln und Gestaltungsprinzipien. Gemäß der klassizistisch-rationalen Grundhaltung der Karlsruher Gartenstadt sind die Großformen meist symmetrisch angelegt, einfach gegliedert und, unter Verzicht auf übermäßigen Dekor, aus klar ablesbaren, geometrischen Teilelementen zusammengesetzt. Sie sind durch ausgewogene Proportionen, rhythmische Reihung, horizontale Zonierung und traditionsverhaftete Bauelemente (wie Sattel- und Walmdächer, Schleppgauben und Zwerchhäuser, Risalite und Rundbögen) bestimmt. Sie bilden ein harmonisches Ganzes, in einer dialektischen Beziehung von Einzelteilen und Gesamtstruktur, und schließen damit an das an, was Raymond Unwin in einem Kapitel seines Lehrbuchs mit der Überschrift *Von den Gebäuden und wie die Verschiedenartigkeit jedes Einzelnen durch die Harmonie des Ganzen beherrscht werden muß*⁹⁶ bezeichnet hat.

⁹⁵ Kampffmeyer, 1913, S.93

Auch Unwin (1910, S.232) unterstützt diese Ansicht: „In den außerhalb der Stadt gelegenen Bezirken wird es besonders wichtig, die Häuser zu gruppieren. Es gibt kaum etwas Einförmigeres, als das Aneinanderreihen von freistehenden und halbangebauten Häusern, und diese Einförmigkeit wird wenig belebt durch die Verschiedenheit der einzelnen Häuser aus dem Grunde, weil die Straße keine Gesamtwirkung hat.“

⁹⁶ Unwin, 1910, S.226

Drei Beispiele

Wir wollen das soweit Gesagte an drei Beispielen genauer aufzeigen:⁹⁷ der Reihenhaushgruppe am Heckenweg 2-28, der ersten in der Gartenstadt Ruppurr überhaupt ausgeführten Hausgruppe aus dem Jahre 1911 (Abb. 2.10), der Gruppe am Asternweg 27-45 (Baujahr 1915, Abb. 2.11) sowie der Hausgruppe am Resedenweg 28-38 aus dem Jahr 1926 (Abb. 2.12).

Das einzelne Haus ist bei genauerem Hinsehen zwar noch als solches in der Fassade ablesbar, geht aber - vor allem was die Straßenseite betrifft - weitgehend in der übergeordneten Ganzheit der Baugruppe auf. Dieser Ganzheit ordnet es sich unter. Die Straßenseite wird zu einem kollektiven Gesicht der Wohngruppe zum öffentlichen Raum hin, wohingegen auf der rückwärtigen, privateren Seite sowie in der Realität des Parzellenmusters der individuelle Charakter des einzelnen Hauses eine weitaus stärkere Gültigkeit behält.

Als lustonisches Vorbild derartiger Gestaltungsprinzipien sind die georgianischen Reihenhausanlagen im England des 18. Jahrhunderts zu erwähnen, mit einer vergleichbaren räumlichen Polarität von vorne und hinten,⁹⁸ wobei die in der Karlsruher Gartenstadt verwandte Formensprache, bedingt durch den bewußt kleinstädtisch verstandenen Kontext, selbstverständlich viel bescheidener und zurückhaltender bleibt.

Der Zusammenhalt der Gruppe wird, in der additiven Aneinanderreihung der Hauseinheiten, insbesondere durch folgende Assoziationsprinzipien erreicht:

>Kopplung benachbarter Einheiten durch achsensymmetrische Spiegelung<

Hierbei werden jeweils zwei Reihenhäuser zu einer größeren, doppelhaus-ähnlichen Einheit zusammengefaßt. Aus sechs werden drei, aus acht dementsprechend vier Einheiten. Die Spiegelung kommt insbesondere in der Wandzone zum Ausdruck: in den gekoppelten Eingangstüren (Abb. 2.23) und den entsprechend symmetrisch angelegten Mustern der Fensteröffnungen, wobei die Trenn- und Brandwände zwischen den Häusern völlig überspielt werden. Auch in der Sockelzone werden die Treppenaufgänge benachbarter Einheiten vielfach zu einem verbindenden Gestaltungselement zusammengefaßt (z.B. am Heckenweg, Abb. 2.10).

>Kopplung von je zwei bzw. vier Hauseinheiten durch Giebel oder Zwerchhäuser in der Dachzone<

Aus der Kombination dieses zweiten Ordnungsprinzips, das ebenfalls in allen drei untersuchten Beispielen nachweisbar ist, mit dem zuerst aufgeführten ergeben sich komplexe, rhythmisch gegliederte Gesamtfiguren, teilweise mit einer Reminiszenz an großbürgerliche (wenn nicht gar schloßartige) Gebäudeanlagen

⁹⁷ Zur detaillierten Gestaltuntersuchung dieser Häuser siehe auch Ottokar Uhl (Hrsg.), Neues Leben in Gartenstädten. Vorbild-Expertise zur erhaltenden Erneuerung von ein- und zweigeschossigen Einfamilienreihenhäusern nach dem Gartenstadt-Konzept von 1910 bis 1930, Karlsruhe 1983

⁹⁸ Zu den umfassendsten aktuellen Veröffentlichungen über die englischen Reihenhausanlagen, insbesondere auch der georgianischen Zeit (mit Beispielen aus London, Bath, Bristol, Brighton u.a.), zählt das 1982 im englischen Original und 1990 in Deutschland publizierte Buch von Stefan Muthesius, Das Englische Reihenhäuser, Königstein im Taunus 1990

So werden in der Gruppe am Heckenweg (Abb.2.10) die Reihenhäuser in der Dachzone durch große Zwerchgiebel paarweise zusammengefaßt. In Bezug auf die symmetrische Spiegelung der Eingangstüren (in der Wandzone) ist diese Kopplung rhythmisch, d.h. um jeweils eine halbe Achse, versetzt. Damit greifen die Spiegelachsen von Wand- und Dachzone kammartig ineinander, was den Zusammenhang der Gesamtordnung noch verstärkt.

In der Gruppe am Resedenweg (Abb.2.12) lassen sich in der Wandzone drei Hauspaare ablesen. In der Dachzone fassen zwei Zwerchhäuser die vier mittleren Einheiten noch einmal symmetrisch zu zwei übergeordneten (Teil-) Figuren zusammen.

>Symmetrische Betonung der Eck- und Endtypen der Reihenhauseilen<

Vor- und Rücksprünge im Baukörper, Mittel- oder Eckrisalite (z.B. am Asternweg; Abb.2.11), die Verlegung der Erschließung der Endtypen auf die Kopfseite der Zeile (am Heckenweg; Abb.2.10) oder auch besonders gestaltete Dachabschlüsse dienen der (stets symmetrischen) Hervorhebung der Eck- und Endsituationen. Dadurch wird die jeweilige Hauszeile als Ganzheit betont und zusammengefaßt, mit einer das individuelle Haus weit übergreifenden Wirkung. Das tief heruntergezogene Walmdach umschließt den Baukörper wie eine schützende Haube. Es versinnbildlicht, daß die ausgewogene Komposition einen wohlbedachten und keineswegs zufälligen Abschluß besitzt; die Begrenzungen sind eindeutig, die Reihung kann nicht nach Belieben fortgesetzt werden.

In ihrer horizontalen Schichtung zeigen alle Hausgruppen den klassischen, dreiteiligen Aufbau von Sockelzone, Wandzone und Dach, wobei durch überstehende Gesimse, Vorkragungen oder Rücksprünge die Bereiche deutlich voneinander abgesetzt sind. Diese Bezugnahme auf traditionelle Gestaltungsprinzipien, die in der klassischen Schichtung von Basis, Schaft und Kapitell - und damit letztendlich in antropomorphen Aufbaugesetzen - ihren Ursprung haben, ist ihrerseits ein Zeichen für die zugrunde liegende Absicht, an Bekanntes und Vertrautes anknüpfen und damit Geborgenheit und Identifikation vermitteln zu wollen.

Was die Verbindung der horizontalen mit den vertikalen Strukturelementen angeht, läßt sich eine Entwicklung von einer zunächst 1½geschossigen Bauweise mit tief heruntergezogenem Dach zu einer im späteren Verlauf dann zweigeschossigen Ausführung verfolgen.⁹⁹ Diese hat sowohl funktionale und ökonomische als auch architektonisch-gestalterische Gründe und Konsequenzen:

In der ersten, 1½geschossigen Phase (von 1911 bis etwa 1913), zu der in Karlsruhe z.B. die schon erwähnte Hausgruppe am Heckenweg (Abb.2.10) ebenso wie auch einige der frühen Gebäudegruppen im Grün zu zählen sind, steht noch das Erscheinungsbild eines Einfamilienhauses mit ländlichem Charakter im Vordergrund. Als Vorbilder dienen die englischen *cottages* und die daraus abgeleiteten Reihungsbeispiele in den frühen Arbeitersiedlungen und ersten Gartenstadtgründungen auf der britischen Insel. Die Steildachzone ist, gestalterisch bestimmend, weit heruntergezogen, vielfach bis zu einem Verhältnis von 2:1 gegenüber der Wandzone.

Aus Gründen einer ansonsten unzureichenden Wohnfläche muß der Dachraum zwangsläufig mitausgebaut werden. Notwendige Belichtungsmaßnahmen sowie eine erwünschte Vergrößerung der durch die Dachschräge beein-

⁹⁹ Uhl, 1983, S.184ff

trächtigen Geschoßfläche führen zu den für diese Periode typischen haushohen Risaliten als Verbindung von Dach- und Wandzone (z. B. Im Grün) oder auch den fassadengleichen bzw. nur leicht zurückgesetzten Zwerchhäusern in der Dachzone (z. B. am Heckenweg). In beiden Fällen ist die Gesamtfigur durch eine ausgewogene Überlagerung von rhythmischer, plastischer Vertikalität (der Risalite und Zwerchhäuser) und zusammenbindender Horizontalität (der tiefliegenden Traufkante) bestimmt.

Nicht zuletzt aus Rationalisierungsgründen wird diese Bautypologie in Karlsruhe bald wieder aufgegeben.¹⁰⁰ Sie weicht in den darauffolgenden Phasen zweigeschossigen Häusern, deren Dachstuhl aufgrund des nun insgesamt höheren Flächenangebots nur noch vereinzelt zu Wohnzwecken ausgebaut wird. Gauen und Zwerchhäuser werden demzufolge kleiner. Die Erscheinungsform der Baugruppe wandelt sich vom Landhaustyp zu einem eher vorstädtisch-bürgerlichen Bild.

In vielen Beispielen bleibt die Vorstellung vom tief heruntergezogenen, schutzgebenden Dach, nicht zuletzt aus 'Stimmungsgründen' und als Symbol für den bodenständigen Anspruch, dennoch weiterhin präsent: z. B. in der Baugruppe am Resedenweg, wo ein horizontales Brüstungsgesims unter der Fensterreihe des Obergeschosses die horizontale Linie der Traufkante aufnimmt und wiederholt (Abb 2 12). Dies ist eine offensichtliche Reminiszenz an den früheren, eingeschossigen Typus, welche die Wandfläche des Obergeschosses an die Traufkante anbindet und den horizontalen Zusammenhang der Gruppe zusätzlich verstärkt.

Ein 'organisches' Strukturmodell

Es bietet sich an, die beschriebenen Assoziationsmuster in den Begriffen von Peter Bürgers Analyse des *klassischen (organischen) Kunstwerks*, im Gegensatz zum *avantgardistischen, 'nicht-organischen' Werk*, zu lesen.¹⁰¹

Strukturell folgt die Assoziation der Gebäudetypen demnach einem *syntagmatischen* Muster.¹⁰² Das meint, daß alle Reihung und Gruppierung einen eindeutigen Anfang und ein eindeutiges Ende besitzt: bestimmt durch besondere Gebäudetypen oder auch nur -stellungen, Vor- und Rücksprünge, spezifische Bau- oder Schmuckformen, Differenzierungen in der Fassadengestaltung oder der Gebäudeerschließung. Sie bleibt in ihren Ausmaßen überschaubar und in ihrer Struktur in sich abgeschlossen und verweist damit, über das Einzelhaus hinausgehend, stets auf das Ganze, welches jedoch keinesfalls beliebig verlänger- oder veränderbar ist. Alle Einzelelemente gewinnen ihre wirkliche Bedeutung und ihren tatsächlichen Sinn erst innerhalb dieses Ganzen als eines dialektischen Zusammenhangs.

In einem solchen System bekommt jedes Element, jedes Gebäude, seine besondere Rolle und seinen besonderen Platz zugewiesen. Jede Situation ist anders, kein Ort gleicht einem anderen. Jedes Haus ist (in Bezug zu seinen Nachbarn, zur Hummelsrichtung, zum öffentlichen und zum privaten Außenraum und zur

¹⁰⁰ „Ein Teil der ersten Häuser ist eingeschossig mit ausgebautem Dachstock gebaut worden. Angestellte Berechnungen haben aber ergeben, daß zweigeschossige Häuser mit wenig unterbrochenem Dach nicht viel teurer kommen, als eingeschossige mit teuren Dachaufbauten, die auch in der Unterhaltung teurer sind (...) Es würde deswegen in der Hauptsache nur noch zweigeschossig gebaut.“ (Botz, 1932, S. 20)

¹⁰¹ Peter Bürger, *Theorie der Avantgarde*, Frankfurt am Main 1974

¹⁰² Bürger, 1974, S. 107

Siedlung insgesamt) in seiner spezifischen Situation einmalig und damit, zumindest dem äußeren Anschein nach, den es erzeugt (bzw. erzeugen möchte), ein Unikat.¹⁰³

Ein solcher *organischer* Aufbau, wie wir ihn in der Gestaltung der Gartenstadt-Quartiere analysieren können, versteht sich seinem Anspruch nach als ein Abbild der Natur. Er möchte den Schein des Natürlichen herstellen, die Tatsache seines artifiziiellen Ursprungs weitgehend unkenntlich machen. „Schöne Kunst muß als Natur anzusehen sein“ (Kant).¹⁰⁴ Damit werden die realen Bedingungen der Produktion, d.h. die Normierung, die zumindest teilweise hinter der Repetitivität der Reihenhausezeilen steht, durch die Art und Weise ihrer städtebaulichen Komposition überspielt und verdeckt.

Es zeigt sich ein Konflikt zwischen Anspruch und Realität, der eindeutige Parallelen auch in dem Widerspruch zwischen dem der Gartenstadt zugrunde liegenden Gesellschaftsbild und der tatsächlichen sozialen Wirklichkeit¹⁰⁵ aufweist. In beiden Fällen, im baulichen wie im sozialen, wird ein (Schein-)Bild von versöhnlicher, sinnstiftender Ganzheitlichkeit geschaffen (bzw. der real existierenden Stadt als Zukunftsprojektion gegenübergestellt), das es in dieser Form in der gesellschaftlichen und ökonomischen Wirklichkeit zwar längst nicht mehr gibt, das aber vielleicht gerade deshalb die Ausformung eines sehr grundsätzlichen menschlichen Bedürfnisses nach überschaubaren, 'wohlbehüteten' Lebenswelten darstellt.

2.3.4. Raumgefüge, Straßenbild und Straßenzüge: die öffentliche Seite

„Nicht aus einem Guß, dafür aus einem Geist“, mit diesem Motto überschreibt der Chronist im Jubiläumsjahr 1982 die der Struktur- und Raumbildung der Gartenstadt Karlsruhe zugrunde liegenden Intentionen.¹⁰⁶

Die gleichen Bildungsgesetze, die das Bau-Gefüge und die Hausgruppen bestimmen, gelten auch für den Aufbau des Raum-Gefüges, insbesondere was dessen öffentliche Seite betrifft, d.h. den Außenraum von Straßen und Plätzen. Die „Rücksicht auf ansprechende Straßen- und Platzbilder“ (Kampffmeyer) ist ein zentrales Anliegen der Bewegung.

Die Hausgruppen werden dabei, ebenso wie die Einzel- und Doppelhäuser, durch eine abwechslungsreiche Folge von Straßen- und Platzräumen, durch das Vor- und Zurücksetzen der Gebäudezeilen, durch die Gestaltung von Blickpunkten und die Schaffung von Sichtachsen¹⁰⁷ in eine wohlüberlegte räumliche Gesamtordnung eingebunden, welche schon Kampffmeyer als eine organische bezeichnet hat:

¹⁰³ „Überhaupt gälte es, im Plan wie in der Bauordnung möglichst zu individualisieren und jedem 'Schema' aus dem Wege zu gehen.“ (Kampffmeyer, 1904, S.11)

¹⁰⁴ Zitiert nach Bürger, 1974, S.97

¹⁰⁵ Siehe auch Abschnitt 2.3.6. *Gartenstadt und Gesellschaftsbild: sozialversöhnliche Ideale*

¹⁰⁶ Gartenstadt Karlsruhe, 1982, S.25

¹⁰⁷ „Die Planer haben es, das muß man ihnen bescheinigen, bestens verstanden, innerhalb der Häuserzeilen durch Vor- und Zurücksetzen der Fronten, durch geschickte, die Gerade vermeidende Führung der Straßenzüge und schließlich durch Plätze und Anlagen für Abwechslung und Unterbrechung und damit für eine Steigerung des Eindrucks zu sorgen. Man kann nicht umhin, die Eingruppierung der einzelnen Häuser in das große Ganze als überaus gekonnt zu bezeichnen.“ (Gartenstadt Karlsruhe, 1982, S.25)



Abb. 2.24: Jüdische Wohnstraße (hier: Asterweg im Kleinhausviertel) 1900



Abb. 2.25: Gekrümmter Verlauf des Resedenwegs 1900

„Er [der Städtebauer, A. d. V.] kann durch die organische Zusammengliederung von Straßen und Plätzen, von öffentlichen und privaten Gebäuden, von Parks und Gärten, Straßenbilder von seltenem Reiz schaffen.“¹⁰⁸

Wie bei der Hausgruppe und ihrer Zusammenfügung aus einzelnen Reihenhäusern, bildet auch hier ein komplexes Ganzes, das mehr ist als die bloße, stereotype Addition seiner individuellen Komponenten, das Ziel der Bemühungen. Daß dabei tatsächlich *strukturelle* Fragen und Überlegungen der (städtischen) Formbildung im Vordergrund stehen (und nicht bloß deren, auf die eine oder andere Weise geartete, oberflächliche 'Dekoration'), wird durch Äußerungen wie die folgende von Karl Ernst Osthaus zur Gartenstadt und ihrer künstlerischen Entwicklung belegt:

„Die Fragen, ob ein Haus mehr als ein Einzelkörper oder als Bestandteil einer Gruppe aufzufassen ist, ob seine Fassaden mehr dem Baukörper als solchem oder Raumgebilden, die sie einschließen, angehören, sind viel wichtiger geworden als die Frage nach tektonischem Ausdruck oder dekorativem Schmuck.“¹⁰⁹

Im einzelnen lassen sich in der Karlsruher Gartenstadt folgende Elemente und Gestaltungsprinzipien des (öffentlichen) Raumgefüges erkennen.

Differenzierte Gestaltung und Führung der Straßen

Die Siedlungsstruktur gründet auf einem 'offenen' Blocksystem mit tiefen, innenliegenden Gartenparzellen und einem in Hausgruppen, Doppel- und Einzelhäuser aufgelösten Blockrand. Im Sinne des klassischen Musters von *Masse* und *Hohlraum* ist die Straße in ihrer Erschließungsfunktion keine unabhängige, von der Bebauung losgelöste 'Fahr-Trasse' (wie im Siedlungsbau der Moderne), sondern in ihrem Profil und Erscheinungsbild primär durch die Position und Gestaltung der sie flankierenden Häuser und Hausgruppen bestimmt (Abb. 2.24).

Der Straßenraum ist beidseitig gefaßt, weist aber keinen gleichförmigen Charakter auf, sondern verändert sich laufend. Verengungen, Weitungen, geschlossene oder unterbrochene Raumkanten, Vor- und Rücksprünge der angrenzenden Fronten dienen dazu, die Monotonie überlanger Fronten zu brechen, differenzierte Ausblicke zu ermöglichen und somit die angestrebten „reizvollen Bilder“ (Ostendorf) und „erfreulichen Straßenwirkungen“ (Unwin) zu gestalten. Über die Gebäudestellung hinaus werden dabei Bäume und Hecken, Mauern und Zäune zur Gestaltung, Gliederung und Begrenzung des Straßenraums eingesetzt.¹¹⁰

Die Straße wird zu einem erlebbaren Außenraum. Abwechslungsreichtum ist erwünscht, sofern er nicht zum Selbstzweck wird; er hat sich der Gesamtwirkung unterzuordnen.

Dem gleichen Ziel einer abwechslungsreichen Gesamtwirkung dient auch die Krümmung vieler Straßenzüge. Sie bietet interessante, sich verändernde und gleichzeitig begrenzte Ausblicke und verstärkt dabei die Geschlossenheit des Straßenbildes (Abb. 2.25). Hier zeigt sich - selbst in einer eher rational bestimmten Grundordnung wie der der Karlsruher Gartenstadt - der Sitte'sche Einfluß

¹⁰⁸ Kampffmeyer, 1913, S.93

¹⁰⁹ Karl Ernst Osthaus, *Die Bedeutung der Gartenstadtbewegung*. in: Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft (Hrsg.), 1911, S.99

¹¹⁰ „Als Mittel der Gestaltung der äußeren Räume stehen zur Verfügung: Gebäude, Mauern, Denkmäler. Zäune, Bäume, Sträucher und Hecken und dergl.“ (Friedrich Ostendorf)



Abb 2.26: Platzartige Erweiterung am Blütenweg 1932.



Abb 2.27: Straßenerweiterung am Heckenweg 1936.

und damit das, was Unwin als „malerische Behandlung der Details“ empfohlen hat.

Auch bei der Dimensionierung der Straßenquerschnitte gilt ein hierarchisches Prinzip, schon allein aus ökonomischen Gründen, da eine so weiträumige Bauweise, wie wir sie hier vorfinden, sonst nicht zu realisieren wäre. Die Breite stuft sich ab von den 12 Metern der Auerstraße als baumbestandener Allee und Hauptachse der Siedlung, über die 8 Meter des Blütenweges (im Landhausviertel) bis zu den 7 Metern als Standardquerschnitt der Wohnstraßen im Kleinhauviertel, den 5 Metern der kurzen Sperlingsgasse (dem heutigen Staudenweg) und den 2 bis 3 Meter breiten Fußwegen der blockinternen Erschließung.¹¹¹ In der Erscheinungsform der jeweiligen Straße lassen sich damit ihre Funktion und ihr Status unmittelbar ablesen.

Kleine Mittelplätze als lokale Bezugspunkte der Wohnstraßen und -gruppen

„Aber wie auch die Form sei, es kann keinem Zweifel darüber unterliegen, wie wichtig es ist, selbst auf dem kleinsten Gelände eine Mittelmotiv zu haben, um welches sich der ganze Entwurf gruppiert.“¹¹²

Sowohl im ersten Bebauungsplan von Kampffmeyer und Kohler (1910) als auch in den von Botz dokumentierten Bestandsplänen von 1925 bzw. 1932 lassen sich kleine platzartige Aufweitungen des öffentlichen Raumgefüges erkennen. Im Grün, am Heckenweg (hier gleich zweimal in Folge), am Blütenweg und in abgeschwächter Form auch am Asternweg. Es sind ortliche, auf die jeweilige Nachbarschaft bezogene Mittelpunkte, kleine Plätze zur Begegnung und zum Verweilen, mit schattenspendenden Bäumen und mit Sitzbänken ausgestattet (Abb. 2.21/2.26/2.27).

Besonders deutlich wird dieses Gestaltungsprinzip auch in dem (nicht verwirklichten) Erweiterungsplan von Max Läger (Abb. 2.5), welcher die gesamte Gartenstadt durch ein umfassendes System von Plätzen und platzartigen Situationen (entlang der Wohnstraßen, an Straßenkreuzungen und Wegeeinmündungen) als lokalen Bezugs- und Mittelpunkten strukturiert.

Diese Raumfiguren bilden kleine, in sich geschlossene städtebauliche Einheiten, die sich dem hierarchischen Gesamtprinzip unterordnen und von denen jede einzelne ihren besonderen, unverwechselbaren Charakter besitzt. Jede ist etwas anders gestaltet; es gibt keine zwei, die völlig identisch sind; bei gleichem Grundprinzip sind sie im Detail doch alle verschieden. Diese Details betreffen u. a. das bewußte Zurücksetzen von Baufluchten, die städtebauliche Zuordnung von sich gegenüberliegenden Hausgruppen, Variationen in den Dachformen und -ausrichtungen sowie die besondere Gestaltung der Eingangs- und Ausgangsfiguren der jeweiligen Situation, welche, vielfach in der Form von vorspringenden, freistehenden Doppelhäusern, den erweiterten Raum wieder verengen und schließen.

¹¹¹ Die angegebenen Werte beinhalten die Straßenbreiten (Fahrspur und beidseitige Bürgersteige) von Zaun zu Zaun. Die Baufluchten lagen jeweils noch einige Meter zurück, so daß die Straßen im Bedarfsfall hätten verbreitert werden können. Dies war eine Auflage der genehmigenden Behörde, die ansonsten einer Ausführung von, aus der Sicht der damaligen Stadtplanung, derart reduzierten Wohnstraßen nicht zugestimmt hätte. (Siehe auch Botz, 1925, S.11, Kampffmeyer, 1913, S.52)

¹¹² Unwin, 1910, S.170



Abb. 2.28: Geschlossene Straßenräume (hier: Blütenweg 1912).



Abb. 2.29:
Geschlossene Sicht-
achse von der Spiel-
platzgasse zum Hei-
denweg (1912)

In ihrer Maßstäblichkeit sind sie auf die jeweilige Wohngruppe bezogen. Überschaubar in ihren Ausmaßen, harmonisch in ihren Proportionen und meist symmetrisch in ihrer Grundanlage sind sie der Ausdruck einer ausgeglichenen Gesamtordnung um eine spürbare Mitte herum.

Ausbildung von optischen und räumlichen Sequenzen

Eine Verknüpfung der beiden erstgenannten Prinzipien (abwechslungsreiche Straßenräume, lokale Mittelpunkte) führt zur Ausgestaltung von optischen und räumlichen Sequenzen. Der öffentliche (Straßen-)Raum konstituiert sich dabei als eine Folge von Raumabschnitten mit jeweils unterschiedlichem Charakter, was sowohl die städtebaulich-morphologischen Eigenschaften als auch den Gebrauchswert, d.h. die sozialen Charaktere, betrifft. Die zentrierten Platzsituationen mit einer hohen Aufenthaltsqualität fungieren als Unterbrechungen und 'Ruhepunkte' der eher verbindenden, linearen Abschnitte. Hier kann sich der Blick weiten, bevor er anschließend wieder gefaßt wird.

Die Perspektive verändert sich laufend. Zum Teil wird sie gebrochen (wie etwa durch die gekrümmten Straßenverläufe), zum Teil ganz bewußt auf signifikante Blickpunkte und Raumabschlüsse gelenkt (wie z.B. beim Straßenversatz des Mittelplatzes am Blütenweg). Kreuzungspunkte und Ecklösungen sind dabei von besonderer Bedeutung, ihnen wird eine erhöhte Aufmerksamkeit zuteil.¹¹³ Alle Sichtachsen werden konsequent geschlossen. (Abb. 2.28/2.29)

Damit wird die Geschlossenheit des hierarchischen Formmodells nicht nur auf der Ebene des morphologischen Gesamtgefüges, sondern auch im kohärenten Aufbau jedes einzelnen seiner Teilelemente deutlich. So wie jede Hausgruppe in sich vollständig und ohne eine Modifikation wesentlicher Gestaltungsprinzipien nicht zu erweitern ist, sind auch die Straßenräume und -sequenzen in ihrer Struktur abgeschlossen, d.h., sie ließen sich - auch in einer theoretischen Annahme - nicht weiter, bis ins Unendliche, verlängern. Es sind kleine Mikrokosmen in sich, sozusagen kleine Heimat-Bildungen, von denen jede einzelne als solche wiedererkennbar ist und sich von den anderen unterscheidet.

Exkurs: Ein nicht realisiertes Gartenstadtfragment von Friedrich Ostendorf

Auf ein aufschlußreiches Detail der Überarbeitung des Bebauungsplans der Karlsruher Gartenstadt durch Friedrich Ostendorf (1912) hat Axel Schollmeier in seiner Untersuchung aus dem Jahr 1990 aufmerksam gemacht.¹¹⁴

Auf den ersten Blick hält Ostendorf am grundsätzlichen Straßen- und Bebauungsschema der vorausgegangenen Planung von Kampffmeyer und Kohler (1910) fest. Gegenüber dieser modifiziert er lediglich die Konzeption des Eingangsplatzes durch eine größere Öffnung zur Bahntrasse hin und fügt zusätzlich die kurze Sperlingsgasse ein.

Erst beim genaueren Hinsehen wird deutlich, daß er in einem Teilbereich des Kleinhausviertels eine Bebauung nicht mehr nur entlang der Straßen, sondern, was ein entscheidendes Novum darstellt, auch im *Binnenraum* einiger

¹¹³ Schon Unwin verweist auf die Bedeutung einer räumlichen und gestalterischen Bewältigung der Ecksituationen und unterstreicht z.B. die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit den seitlichen Fassaden der Eckhäuser. (Unwin, 1910, S.203ff)

¹¹⁴ Schollmeier, 1990, S.117ff



Abb. 2.30: Teilausschnitt des durch F. Ostendorf überarbeiteten Bebauungsplans (1912) mit Wohnhöfen im Binnenbereich der tiefen Blöcke



Abb. 2.31: Erste Ansätze eines 'funktionalistischen' Zeilenbaus am Irisweg (ab 1929/30)

Blöcke vorsteht. Dabei schlägt er kleine *Wohnhöfe* vor, die vorwiegend aus Einzel- und Doppelhäusern gebildet werden und durch Stichstraßen erschlossen, zum Teil aber auch untereinander verbunden sind (Abb.2.30).

Es sind Modelle, die sich an entsprechende Vorbilder in anderen Gartenstädten, vor allem aber, aufbauend auf den Konzepten Unwins, in den englischen Neugründungen anlehnen (wie z.B. in Letchworth und in Hampstead Garden Suburb)¹¹⁵ In seinem Handbuch *Town Planning in Practice* zeigt Unwin eine Reihe von Varianten zum Thema Wohnhof auf. Typisch ist dabei insbesondere der halböffentliche Charakter des hofartigen Erschließungsbereichs, der sich sowohl vom öffentlichen Straßenraum als auch von den privaten Gartenparzellen absetzt.

Die Vorteile, die sich daraus in der Karlsruher Situation ergeben, sind eine höhere Baudichte und eine bessere Ausnutzung der großen Flächenreserven in den tiefen Blöcken (mit der Konsequenz entsprechend kleinerer Gartenparzellen).

Das sicherlich beachtenswerte Modell kann sich in Rüppurr allerdings nicht durchsetzen. Aus einer Durchsicht der Protokolle des Aufsichtsrats der Genossenschaft zieht Schollmeier die Schlußfolgerung, daß schon im Jahr 1915 diese von Ostendorf vorgeschlagenen Wohnhöfe kein Thema mehr waren.¹¹⁶ Im Lageplan vom März 1915 (Abb.2.3) tauchen sie zwar, am nördlichen Gebietsrand, andeutungsweise noch auf, in Max Läugers *Projekt für die Bebauung des Geländes südlich des Hauptbahnhofes* (1916; Abb.2.9) sind sie aber schon (handschriftlich) gestrichen. Auch danach werden sie in keiner einzigen der von der Genossenschaft herausgegebenen Veröffentlichungen jemals wieder erwähnt. Die Gründe dafür bleiben unklar. Vermutet werden ökonomische Bedenken gegenüber einer relativ aufwendigen Erschließung der Blockinnenräume,¹¹⁷ außerdem auch der hohe Anteil an Einzel- und Doppelhäusern in den Wohnhöfen, welcher der im Ursprungskonzept der Gartenstadt im Kleinhausviertel vorgesehenen vorwiegenden Ausführung von Reihenhauseinheiten entgegengestanden hätte.¹¹⁸

Die soweit vorgetragene Analyse des Raumgefüges gilt für die Gartenstadt in ihrem historischen Kernbereich bis Mitte der 20er Jahre. Schon die Anlage des südlichen Resedenweges (ab 1923/24), mit strengeren Hauszeilen und einem weniger differenzierten Straßenraum, bringt erste Anzeichen für einen sich auch in der Gartenstadt anbahnenden Paradigmenwechsel mit sich. Ganz offensichtlich wird dieser schließlich in den Straßenzügen nördlich der verlängerten Auerstraße, zwischen nördlichem Resedenweg und Krokusweg, aus dem Jahr 1929 (Abb.2.6). Lineare Zeilenstrukturen ohne besondere Hervorhebung der Ecksituationen (abgesehen von der Abwalmung des Daches), die Auflösung der Korridorstraße mit ihrer beidseitig begleitenden Randbebauung sowie eine vornehm-

¹¹⁵ Eine ausführliche Analyse der sozialräumliche Charaktere der Wohnhöfe in Hampstead findet sich in Castex, Depaule und Panerai, 1985, S.56ff.

¹¹⁶ Schollmeier, 1990, S.119

¹¹⁷ Fehl und Rodriguez-Lores weisen in ihrer Untersuchung der *Gartenstadt-Bebauung* (1983) allerdings nach, daß eine Verteuerung nur bei einem unverminderten Ausbaustandard der Straßen gegeben ist. Bei einer Standardreduzierung (durch eine einfache Schotterdeckung, durch schmalere Querschnitte, den Verzicht auf Bürgersteige u.ä.) sind solche Wohnhöfe ein sehr ökonomisches Erschließungsmuster und durchaus rentabel (ebd., S.76). Weiterhin vermerken die beiden Autoren, daß der Wohnhof wegen seiner Reminiszenzen an den innerstädtischen Hinterhof in jener Zeit, vor allem bei den städtischen Behörden, generell auf wenig Gegenliebe gestoßen sei.

¹¹⁸ Schollmeier, 1990, S.119



Abb. 2.32: Luftbild des historischen Kernbereichs der Gartenstadt Karlsruhe-Rüppurr (1982)

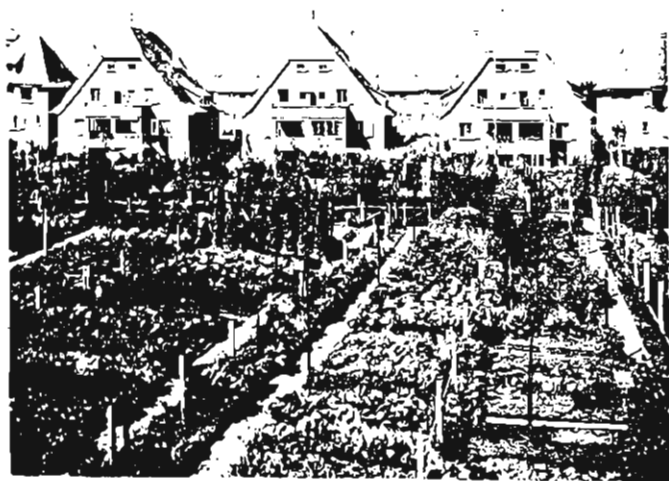


Abb. 2.33: Blockannenbereich zwischen Rosen- und Heckenweg (1932)

liche Ausrichtung der Gebäude und Gärten nach 'funktionalistischen' Kriterien (Besonnung, Belichtung...) verweisen auf ein ganz andersgeartetes stadträumliches Modell (Abb.2.31). In der unweit gelegenen Siedlung Dammerstock werden diese Prinzipien, zeitgleich, bis zu ihrer Perfektion verwirklicht.

2.3.5. Der rückwärtige Bereich: Gebrauchsweisen der Bau- und Raumstruktur

Wie schon erwähnt, bilden, über die Reihenhäuser hinaus, die individuellen, langgestreckten Parzellen die eigentlichen Grundelemente des Siedlungsgefüges der Gartenstadt. Diese zwischen 200 und 1000 qm großen und bis zu 50 m tiefen Parzellen fügen sich zu einem weiträumigen, 'offenen' Blocksystem zusammen (Abb.2.32/2.33). Die Hauszeilen, die Doppel- und Einzelhäuser markieren dabei eine erfahrbare Raumkante, die gleichzeitig transparent bleibt, indem sie immer wieder Durchblicke in den (grünen) Binnenraum erlaubt.¹¹⁹

Damit 'richtet' die Parzellenstruktur die Architektur aus. Sie verleiht ihr eine eindeutige Vorder- und eine Rückseite, mit jeweils unterschiedlicher sozialräumlicher Bedeutung. Es ist der traditionelle Dualismus von *vorne* und *hinten*, von außen (Straßen-) und innen (Binnenraum), welcher das gebaute Gefüge und die darin praktizierten und zugelassenen Gebrauchsweisen bestimmt. Das Element (sei es Wohnung, Haus oder Garten) wird in eine komplexe außenräumliche Ordnung eingebunden, in der jeder Teil-Raum seine spezifische Bedeutung und Nutzung erfährt.

Die Gebundenheit der Teilelemente bedeutet dabei einerseits Verpflichtung gegenüber dem Ganzen, andererseits auch Geborgenheit in einem sinnstiftenden und Orientierung vermittelnden System. Sie entwickelt sich im Spannungsfeld zwischen der Individualität der Parzelle und dem kollektiven Gesetz der Gesamtordnung, wobei einmal der eine und einmal der andere Aspekt überwiegt.

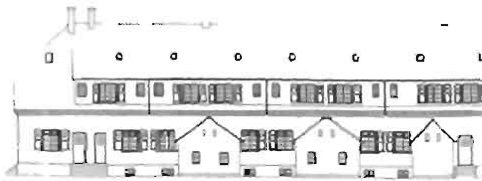
Zum öffentlichen Straßenraum hin präsentiert sich das Siedlungsgefüge als formal ausgereifte Gruppen-Bauweise mit 'sozialem' Anspruch. Das Individuelle (des einzelnen Hauses, der Parzelle) tritt hier hinter dem Kollektiven (der Hausgruppe) zurück. Die nach eingebürgerten Gestaltungsregeln und Proportionsgesetzen entwickelten Reihenhäusergruppen und baulichen Ensembles¹²⁰ sollen Gemeinschaftssinn und nachbarlichen Zusammenhalt vermitteln. Der Ausdruck des Kollektiven (der Gruppe) und des Öffentlichen (aller Gartenstadtbewohner) steht hier im Vordergrund. Über seine Erschließungsfunktion hinaus dient der Straßenraum somit auch der Repräsentation. Das Förmliche überwiegt, selbst dort, wo es um seine 'natürliche' Ausstattung geht (Bäume, Hecken, Alleen...); das Informelle einer subjektiven Aneignung beschränkt sich hier, soweit überhaupt vorhanden, auf die - zumindest in den Anfangsjahren gestattete - individuelle Gestaltung der Vorgärten.¹²¹

Völlig anders stellt sich die Situation auf der Rückseite dar, in den privaten, hausbezogenen Gärten des Blockinnenbereiches. Hier bleibt fast alles den unter-

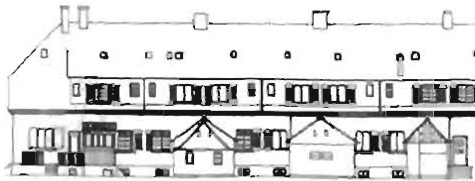
¹¹⁹ Diese Innen-Außen-Beziehung beschränkt sich allerdings weitgehend auf eine visuelle Verbindung. Tatsächliche Durchgänge gibt es nur an wenigen Stellen der Binnenerschließung.

¹²⁰ Siehe dazu Abschnitt 2.3.3. *Baufüßige, Hausgruppen*

¹²¹ Zu den Vorgärten siehe Abschnitt 2.4.2. *Schwellen- und Übergangsbereiche*



Zustand 1911



Zustand um 1980

Abb. 2.34: Modifikationen der Gartenfront am Heckenweg 2-28 (Uhl, 1983).



Abb. 2.35: ravel Umbauten der Gartenzone (Uhl)

schiedlichen Spielarten einer individuellen Aneignung durch seine Nutzer überlassen.

Das beginnt schon bei der rückwärtigen Gebäudefront. In ihrer Grundanlage ist diese zunächst durch die gleichen Ordnungsprinzipien bestimmt, wie sie schon in Bezug auf die Straßenfront erläutert wurden: horizontale Schichtung (in vielen Fällen, wie z.B. am Resedenweg, mit einer erhöhten Sockelzone, bedingt durch das bis zu einem halben Geschoß tieferliegende Gartenterrain)¹²², vertikale Symmetrien, Achsenspiegelung, hierarchische Binnenstruktur (Abb. 2.10-2.12).

Auf der Gartenseite wird diese Ordnung jedoch viel schneller als auf der öffentlichen Vorderseite gestört und durch individuelle Veränderungsmaßnahmen kleineren und größeren Ausmaßes gestaltwirksam modifiziert. Dazu zählen die Modernisierung von vorhandenen Fenster- und Türöffnungen (durch andere Rahmen, größere Glasflächen), das Einbringen von zusätzlichen Fenstern im Dachgeschoß und in der Sockelzone (Dach- bzw. Kellerausbau, um Wohnfläche zu gewinnen), der An- und Ausbau von Terrassen, von erhöhten Freisitzen und Wintergärten, die Überdachung und seitliche Schließung von Veranden (zur Erweiterung des Wohnraums, Ausbau eines Hausarbeitsraums oder eines Bades) und anderes mehr.¹²³ (Abb. 2.35)

Daß solche individuellen Veränderungsmaßnahmen auf der Gartenseite weitaus stärker ausgeprägt sind als auf der Vorderfront (daß sie hier also, dem Empfinden nach, 'erlaubt' zu sein scheinen und dort eher 'verboten'), ist ein deutliches Zeichen für den jeweils unterschiedlichen Charakter der Raumstruktur: konkrete Gebrauchsweisen gegenüber symbolträchtiger Repräsentation, das *Sein* siegt hier über den *Schein*. Die Individualität der Häuser und die Parzellierung des städtischen Raums kommen hier viel stärker zum Ausdruck.

Während die Vorderfront weitgehend flächig, d.h. in einer Ebene, bleibt (mit wenigen Vor- und Rücksprüngen durch Zwerchhäuser und Risalite), ist die Rückseite (mit ihren unterschiedlichen An- und Ausbauten) kubisch geprägt, mit einer tendenziellen Entwicklung auch in die Tiefe der Parzelle durch das Aneinanderfügen von Nebengebäuden, z.B. für Gartenbau und Kleinviehhaltung eingeschossige Stallbauten, Geräteschuppen, Hühnerhof, die entweder mit dem Hauptgebäude unmittelbar verbunden oder in einigem Abstand auf der Parzelle untergebracht sind. (Abb. 2.36/2.37)

Der landwirtschaftliche bzw. gartenbauliche Nebenerwerb, ursprünglich eines der zentralen Ziele der Gartenstadtbewegung, findet hier (in manchen Fällen bis heute) seinen möglichen Platz. Die Raumstruktur der tiefen, individuell nutzbaren Parzellen integriert konfliktlos derartige, über die bloße Wohnfunktion hinausgehende Aktivitäten.

Bei einer Aufgabe der Kleinviehhaltung bzw. des gartenbaulichen Nebenerwerbs werden die Anbauten auf unterschiedliche Weise immer wieder umgenutzt. Wo solche Anbauten ursprünglich nicht vorhanden sind, werden sie oft nachträglich, in anderer Form, noch ergänzt:

„Der Wunsch nach Wohnflächenerweiterung veranlaßte die Bewohner der Reihenhauseinheiten ohne Stallanbau, nachträgliche, zum Teil unterkellerte, Terrassen und Anbauten gartenseitig anzufügen.“¹²⁴

¹²² Aufgrund des hohen Grundwasserstands wurde der Bauaushub im allgemeinen nicht abtransportiert, sondern straßenseitig aufgeschüttet, um somit höhergelegene und natürlich belichtete Kellerräume zu schaffen.

¹²³ Siehe hierzu auch Uhl, 1983, S.34f, S.146f und S.152f

¹²⁴ Uhl, 1983, S.46



1bb.2.36: Nebengebäude im rückwärtigen Bereich (1995)



1bb.2.37: Ein ehemaliger Stallbau als Wohnraumerweiterung (1995)

Die Raumstruktur des rückwärtigen Bereiches bietet somit ein erhebliches Potential an individuellen Aneignungsmöglichkeiten. Der dabei ablaufende Prozeß erfolgt in den meisten Fällen in Eigenleistung und sukzessiven Ausbaustufen:

„Die hauptsächlich in Eigenleistung errichteten Anbauten realisieren die Bewohner in mehreren Bauphasen, z.B.: Eine befestigte Terrasse erhält zunächst eine Pergola, die nach kurzer Zeit mit leichtem Material überdacht wird. Nach dem Schließen der Seitenteile verbessert man die Verbindung zum dahinterliegenden Wohnraum durch Vergrößerung der Wandöffnungen bis hin zum Abriß der Außenwand im Erweiterungsbereich mit allen konstruktiven Folgemaßnahmen.“¹²⁵

Aus einer rein kunsthistorisch-stilistischen Betrachtungsweise sind solche Veränderungen sicherlich anders zu beurteilen als aus der Sicht der Bewohner:

„Die Auswirkungen der Erneuerungsmaßnahmen auf die Fassadengestalt sind überwiegend negativ zu beurteilen, wobei die 'öffentliche' Straßenfassade weniger verunstaltet wurde als die 'privatere' Gartenseite.“¹²⁶

„Bei (...) gestaltwirksamen Modernisierungsmaßnahmen reagierte man bei der gartenseitigen Fassade wesentlich unsensibler als straßenseitig.“¹²⁷

Auch die Geschäftsführung der Genossenschaft ist diesen unkontrollierten Entwicklungen von Anfang an mit Skepsis begegnet, zumal die Häuser kein Eigentum, sondern nur zur Miete überlassen sind. In den jährlichen Geschäftsberichten wird regelmäßig von Begehungen vor Ort berichtet, bei denen man sich immer wieder vor vollendete Tatsachen gestellt sieht.¹²⁸ Es erweist sich jedoch als unmöglich, die individuellen Umbau- und Erweiterungsmaßnahmen (am Äußeren wie im Inneren der Häuser) im einzelnen zu kontrollieren, geschweige denn einzudämmen.

Aus der Sicht der Nutzer sieht das ganz anders aus. In einem Pressesprach im Jahr 1979 äußert sich ein Bewohner aus der Sperlingssgasse (dem heutigen Staudenweg) begeistert:

„Mit vielen eigenen Ideen, etwas handwerklichem Geschick und dem Geschmack meiner Frau haben wir nach und nach das ganze Haus umgebaut, ohne die Außenfassade zu verändern - es ist ein richtiges Schmuckstück geworden.“¹²⁹

Ein blockinternes Wegenetz

Über die soweit beschriebenen 'Potentiale' der tiefen Parzellen hinaus wird der rückwärtige Bereich in seiner funktionalen Eigenständigkeit wie auch seiner sozialen Gebrauchsfähigkeit zusätzlich noch durch ein blockinternes, sekundäres Erschließungssystem gestärkt, welches als schmales Fußwegenetz (mit zwei bis drei Meter breiten Gartenwegen und kleinen, platzartigen Aufweitungen) die Binnenräume durchzieht.

¹²⁵ Uhl, 1983, S. 47ff

¹²⁶ Uhl, 1983, S. 34

¹²⁷ Uhl, 1983, S. 45

¹²⁸ So heißt es z.B. im Geschäftsbericht der Genossenschaft für das Jahr 1947 (S.4): „(...) haben wir in allen Siedlungen unserer Genossenschaft Wohnungs- und Gartenkontrollen durchgeführt. (...) [Dabei] mußten wir feststellen, daß manche Gärten ungepflegt waren und Ställe und Hütten für allerlei Zwecke ohne Genehmigung erstellt werden.“

¹²⁹ Badische Neueste Nachrichten (BNN) vom 10.3.1979



Abb. 2.38: Das blockinterne Wegenetz (1995)



Abb. 2.39: Ein rückwärtiger Zugang zu Hans und Parvulescu

Fast alle Parzellen (insbesondere im Kleinhausviertel) sind doppelt erschlossen, von vorne durch den Vorgarten und das Haus, von hinten durch das rückwärtige Wegenetz (Abb.2.38), wobei dieser informelle Zugang vielfach sogar stärker genutzt wird als der formelle und sich somit, der Gebrauchsweise nach, zum eigentlichen Hauseingang entwickelt. Botz schreibt 1932: „(...) die Bewohner selbst in der Regel den hinteren Zugang benutzen.“¹³⁰ Hier entsteht eine zweite Art von (nachbarschafts- und quartiersbezogener) Öffentlichkeit 'zwischen den Gärten'

Damit vergrößert sich der Handlungsspielraum für die Bewohner. Der rückwärtige Bereich der Parzelle gewinnt, was seine Gebrauchsmöglichkeiten angeht, eine gewisse Autonomie gegenüber der Randbebauung, er löst sich aus seiner unmittelbaren Abhängigkeit vom Gebäude. Er ist heute Garten und Spielplatz, Kommunikationsraum und Treffpunkt und bietet Platz für handwerkliche und andere Freizeitaktivitäten.

2.3.6. Gartenstadt und Gesellschaftsbild: sozialversöhnliche Ideale

„Es werden Menschen aus allen Kreisen und Bevölkerungsschichten sein, die es überdrüssig sind, in der Steinwüste unserer Mietskasernenviertel als heimatlose Nomaden aus einer Steinhöhle in die andere zu flüchten. Menschen, die dem Lärm und Staub und Gestank der Stadt entgehen und im eigenen Heim ihrer Arbeit und Erholung leben wollen. Menschen, die sich aus der Grosstadt hinaussehen in die freie Natur und denen es Freude bereitet, ihre Feierstunden im eigenen Garten zuzubringen. Vor allem aber Eltern, die sich ihrer Pflichten bewußt sind, Männer, die auf ihren Dämmerstolpen verzichten. Frauen, die eine gelegentliche kleine Unbequemlichkeit in Kauf nehmen, wenn sie dadurch ihre Kinder aus den Gefahr drohenden Strassen und dumpfen Höfen herausziehen können in die Gärten und Spielplätze der Gartenvorstadt.“

Die 'Gartenstadt Karlsruhe' will den Riss, der zwischen manchen Bevölkerungsklassen klafft, nicht künstlich vergrößern, sondern überbrücken helfen. Ihr ist ein Jeder, arm oder reich, hoch oder niedrig, Mann oder Frau willkommen, der ihr bei der Verwirklichung ihrer Ziele helfen und mit hinausziehen will.“

Aus einer Propagandschrift der Karlsruher Gartenstadt¹³¹

Das städtebaulich-räumliche Gestaltungsideal der Gartenstadtbewegung, die harmonische Gruppen-Bauweise, ist unmittelbar mit einem sozialen Anspruch verknüpft, das künstlerische mit dem reformerischen Projekt eines gemeinschaftsbezogenen Lebens verbunden, wobei in vielen Fällen offen bleibt, welche Beweggründe, die sozialen oder die ästhetischen, im einzelnen die vorherrschenden sind. Unwin schreibt dazu in seinem Handbuch:

„Bisher waren unsere modernen Städte zu sehr bloße Anhäufungen von Menschen; aber unsere Aufgabe muß es sein, diese Anhäufungen in bewußt organisierte Gemeinwesen zu verwandeln.“¹³²

Die mit den Gartenvorstädten anvisierte Gliederung der Großstadt in überschaubare Teil-Einheiten soll gleichzeitig der Ausformulierung von (Wohn-)Be-

¹³⁰ Botz, 1932, S.21

¹³¹ Undatierte Propagandaschrift (Stadtarchiv Karlsruhe I HR Abt. 1565)

¹³² Unwin, 1910, S.7

reichen mit einer ablesbaren eigenen Identität und einem damit verbundenen 'Gemeinschaftspotential' dienen, das in der auswachsenden Großstadt des 19. Jahrhunderts entwurzelte Individuum hier wieder Orientierung und Geborgenheit finden und die spezifische architektonische und räumliche Struktur diesem Gemeinschaftsgedanken sinnbildlichen Ausdruck verleihen

„Wenn (...) in der Gartenstadt die Einzelhäuser zu einheitlichen Gruppen und Straßenbildern zusammengeschlossen werden, so ist das nichts Zufälliges, nichts Willkürliches, sondern es ist der sinnfällig gewordene Ausdruck einer bestehenden sozialen Gemeinschaft.“¹²³

Soziale und räumliche Intentionen greifen eng ineinander. So wie das einzelne Haus in eine höhere, aber gleichzeitig noch überschaubare Ordnung eingebunden ist, soll dies auch der einzelne Bürger sein. Jedes Haus und jeder Bürger haben ihren festen Platz und ihre Aufgabe innerhalb des Ganzen.

Als Trägerorganisation kann auf genossenschaftliche Modelle zurückgegriffen werden, wie sie seit Mitte des vergangenen Jahrhunderts und insbesondere seit Erlass des reichseinheitlichen Genossenschaftsgesetzes von 1889 in vielen Städten Deutschlands erprobt worden sind.¹²⁴

Mit dem (durchaus progressiven) Genossenschaftsgeist der Jahrhundertwende läßt sich aber nur ein Teil der (Sozial-)Utopie der Gartenstadt beschreiben und begründen. Zwitterhaft ist diese in vielerlei Hinsicht auch noch anderen, eher konservativen, rückwärts gewandten Lebensanschauungen und Mythen verpflichtet, die, indem sie die Integration zur Ideologie machen, am Ende sogar eher sozial ausschließend als integrierend wirken.

Das (verklärte) Ideal, das man vor Augen hat, ist das einer angeblich heilen Welt der Vergangenheit, die man zurückholen möchte: zunächst das Dorf, dann die mittelalterliche oder auch die bürgerliche (Klein-)Stadt als Lebensmodell, in der sich soziale, ständische, religiöse Organisationsformen noch für jedermann, auch baulich, begreifbar dargestellt haben

Eine wichtige Rolle spielt dabei das 1887 in seiner ersten Auflage erschienene Werk *Gemeinschaft und Gesellschaft* des Sozialphilosophen Ferdinand Tönnies.¹²⁵ Darin stellt er der modernen „Gesellschaft“ das „organische“ Wesen der ursprünglichen (insbesondere dörflichen) „Gemeinschaft“ gegenüber. Diese Gemeinschaft ist für ihn die „natürliche“ Verbindung der Menschen, während die Gesellschaft eher eine „artifizelle“, mechanische ist:

„Gemeinschaft ist alt, Gesellschaft ist neu, als Sache und Namen.“¹²⁶

„Gemeinschaft ist das dauernde und echte Zusammenleben, Gesellschaft nur ein vorübergehendes und scheinbares. Und dem ist es gemäß, daß Gemeinschaft selber als ein lebendiger Organismus, Gesellschaft als ein mechanisches Aggregat und Artefact verstanden werden soll.“¹²⁷

Die Gemeinschaft hat - so Tönnies - ihre Ursprungszelle in der Familie, auf der

¹²³ Kampffmeyer, zit. nach Hartmann, 1976, S. 40

¹²⁴ Die entscheidende Neuerung des Reichsgenossenschaftsgesetzes von 1889 ist die Einführung der beschränkten anstelle einer persönlichen Haftung jedes Genossen bei Liquiditätsproblemen. Zu den Baugenossenschaften im Kontext der deutschen Gartenstadtbewegung siehe Hartmann, 1976, S. 34f sowie S. 133. Anm. 82; zur Genossenschaft der Gartenstadt Karlsruhe siehe Botz, 1925, S. 6f

¹²⁵ Ferdinand Tönnies, *Gemeinschaft und Gesellschaft*, 1887 (bis 1935 acht weitere, immer wieder ergänzte Auflagen), Nachdruck Darmstadt 1970

¹²⁶ Tönnies, 1970, S. 4

¹²⁷ Tönnies, 1970, S. 5

sie hierarchisch aufbaut: von der Hausgemeinschaft, über die Nachbarschaftsgemeinschaft bis hin zur Dorf- bzw. (Klein-)Stadtgemeinschaft oder auch den religiösen und zunftmäßigen Gemeinschaften als „heiligen Ordnungen von unmittelbarer sittlicher Bedeutung“ (Tönnies). Gemeinschaft ist dabei stets mit einer engen Beziehung zum Grund und Boden (zur „Scholle“) und zum eigenen Hausbesitz verbunden und damit durch Selbsthaftigkeit und lokale Verwurzelung bestimmt.

Die Gesellschaft bleibt für Tönnies demgegenüber eine Verbindung ohne wirkliche innere Beziehungen. Sie ist primär durch materielle und monetäre Interessen geprägt:

„() hier ist ein jeder für sich allein, und im Zustand der Spannungen gegen alle übrigen (...) Keiner wird für den anderen etwas tun und leisten, keiner dem anderen etwas gönnen und geben wollen, es sei denn um einer Gegenleistung oder Gegengabe willen, welche der *seinem* Gegebenen wenigstens *gleich* erachtet.“¹³⁸

Das gilt insbesondere für die industrielle Großstadt. Die Großstadt birgt die Gefahr einer Auflösung der „Gemeinschaft“ in sich; hier stehen sich weitgehend vereinzelt Personen und Familien gegenüber, die nichts mehr miteinander teilen als die Zufälligkeit ihrer Wohnstätte:

„Die Großstadt besteht (...) aus lauter freien Personen, die im Verkehr einander fortwährend berühren, miteinander tauschen und zusammenwirken, ohne daß Gemeinschaft und gemeinschaftlicher Wille zwischen ihnen entstände (...) Vielmehr werden durch diese zahlreichen äußeren Beziehungen, Kontrakte und kontraktlichen Verhältnisse ebenso viele innere Feindseligkeiten und antagonistische Interessen nur überdeckt.“¹³⁹

Eben dieser Unübersichtlichkeit und Beziehungslosigkeit bis hin zu Feindseligkeit in der industriellen Großstadt will die Gartenstadt durch eine neue 'alte' Ordnung, die auf früheren Vorbildern von Gemeinschaft basiert, entgegentreten. Es soll eine überschaubare Stadt sein, in einem menschlichen Maßstab, die Orientierung und Geborgenheit vermittelt und ein ebenso überschaubares Zusammenleben ermöglicht, bei dem, neben den gestalterischen, auch die sozialen Regeln des gegenseitigen Umgangs eindeutig und allgemein verständlich festgelegt sind.

Die Begrenzung der Größe und des Wachstums der Gartenstadt und im Zusammenhang damit ihre, zumindest dem Anspruch nach, partielle Ausgrenzung aus dem Kontext der Großstadt finden nicht zuletzt hier ihre Begründung. Sie verleihen der Gartenstadt eine räumliche und soziale Autarkie, welche sie zur Fluchtburg macht, zum Ort des Schutzes vor der als unwirtlich empfundenen Großstadt und einer damit verbundenen Bedrohung durch die industriell-arbeitssteigende Zivilisation. Das Motto heißt: zurück zur Natur (selbst die Straßen und Wege tragen ausschließlich naturverbundene Namen: Heckenweg, Blüten-

¹³⁸ Tönnies, 1970, S.40

¹³⁹ Tönnies, 1970, S.246. Die konsequenteste Fortentwicklung der städtischen „Gesellschaft“ - und damit auch einer Negierung der ursprünglichen „Gemeinschaft“ - stellt für Tönnies die sog. „Weltstadt“ dar: „Endlich aber entfaltet sich, und zwar am ehesten durch Synthese dieser beiden Formen [gemeint sind: Großstadt und Hauptstadt, A.d.V.], die höchste Gestalt von solcher Art als *Weltstadt*: welche nicht allein den Auszug einer nationalen Gesellschaft, sondern eines ganzen Völkerkreises, der 'Welt', in sich enthält. In ihr ist Geld und Kapital unendlich und allmächtig, sie vermöchte für den ganzen Erdkreis Waren und Wissenschaft herzustellen, für alle Nationen gültige Gesetze und öffentliche Meinungen zu machen. Sie stellt den Weltmarkt und den Weltverkehr dar; Weltindustrien konzentrieren sich in ihr, ihre Zeitungen sind Weltblätter, und Menschen aller Stätten des Erdballs versammeln sich geldgierig und genußsüchtig, aber auch lern- und neugierig in ihr.“ (Tönnies, 1970, S.247)

weg, Astenweg, Rosenweg, Sperlingsgasse. Im Grün), zum Handwerk und zur individuellen Scholle - und das glaubt man, höchstens noch in kleinstädtischen, teil-autarken Assoziationsformen verwirklichen zu können

Diese Idealvorstellungen eines sozialen Zusammenlebens sollen in vielfältigen, gemeinschaftlichen Aktivitäten ihren Ausdruck finden, die - als wichtiger Bestandteil der Sozialkultur der Bewegung - erwünscht, erwartet und auch gefordert werden. So spricht Botz, der Karlsruher Chronist, von gemeinsamen Festen und Umzügen, Weihnachtsfeiern, Kinderveranstaltungen und von einem „unsichtbaren Band (), [das] alle zusammengehalten [hat], wenn es das Leben der jungen Genossenschaft [zu gestalten] galt“¹⁴⁰

Bei der Zusammensetzung der Genossenschaft sollen unterschiedliche Bevölkerungsschichten, möglichst viele Berufskreise und unterschiedliche Bildungsgrade angesprochen werden (Vertreter von freien Berufen, Staatsbeamte, Fabrikanten, Angestellte und Arbeiter).¹⁴¹ insbesondere aber diejenigen,

„die auf ihre Kraft angewiesen, niemals in der Lage gewesen wären, ein solches Hauschen zu besitzen Gerade die Bevölkerungskreise, die nicht über erhebliche Mittel verfügen, können in der Gartenstadt zu einem Einfamilienhaus kommen“¹⁴²

In der Praxis rekrutieren sich die Genossenschaftler und Mieter vor allem aus der Beamtschaft (der Reichsbahn, der Reichspost, des Badischen Staates und der Stadt, insgesamt ca. 62%), wohingegen die Gruppen der Arbeiter (12%) und der Angestellten (15%) nur verhältnismäßig schwach vertreten sind.¹⁴³

Trotz der sozialversöhnlichen Absichten bleiben in der Gartenstadt die „Klassenunterschiede“ noch bestehen. Die Gartenstadt bezweckt zwar eine harmonische Gemeinschaft, aber noch kein klassenloses Nebeneinander, noch keine standardisierte Egalität, wie später das Neue Bauen. Den unterschiedlichen Bedürfnissen wird noch auf unterschiedliche Weise entsprochen. Jedem das ihm Angemessene! Hieraus leitet sich die Forderung nach differenzierten Wohnvierteln (Landhaus- bzw. Kleinhausviertel), nach unterschiedlichen Haustypen und einem dementsprechend „abwechslungsreichen Gesamtbild“ ab

„Schon durch die eigenartigen Wohnbedürfnisse verschiedener Bevölkerungskreise waren verschiedenartige Haustypen nötig, die das Gesamtbild der Anlage abwechslungsreich gestalten konnten. Darauf mußte bei der Anlage der Siedlung Rücksicht genommen werden.“¹⁴⁴

„Der Bodenpreis soll hier [im Landhausviertel, A d V] mit 6 M für den Quadratmeter berechnet werden, während er in dem größeren Kleinhausviertel mit 4,50-4,70 M berechnet werden soll. Diejenigen, die aus irgendwelchen Gründen besonderen Wert darauf legen, in der Nachbarschaft von Standesgenossen zu wohnen, können das also gegen eine erhöhte Zahlung erreichen, die natürlich indirekt den Bewohnern des Kleinhausviertels zugute kommt.“¹⁴⁵

Eine solche Kategorisierung in von ihrer sozialen wie auch ihrer morphologischen Struktur unterschiedliche Viertel ist nicht nur für Karlsruhe, sondern auch für andere deutsche Gartenstädte, z.B. Hellerau, prägend. Der Anspruch einer umfassenden sozialen Integration stößt damit an seine offensichtlichen Grenzen

¹⁴⁰ Botz, 1932, S.9

¹⁴¹ Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft, 1911, S.28

¹⁴² Botz, 1932, S.32

¹⁴³ Die Angaben betreffen den Stand am Ende des Jahres 1931 (Bolz, 1932, S.37)

¹⁴⁴ Botz, 1932, S.17

¹⁴⁵ Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft, 1911, S.29

2.4. Wohnbautypologien und Modelle des Wohnens

2.4.1. Innere Gebäude- und Grundrißdisposition

Die Wohnbautypologien, die in der Gartenstadt zur Anwendung gelangen, werden im Spannungsfeld zwischen zwei konträren Vorstellungen entwickelt: einem Feindbild, das prinzipielle Ablehnung erfährt, und einem Idealbild, das sich in Wirklichkeit aber ebensowenig realisieren läßt. Das Idealziel wurde schon angesprochen: die Vorstellung vom Einfamilienhaus im Grünen, mit zugeordneter Gartenparzelle, in einer möglichst innigen Verbindung zum Freiraum und zur Natur. Das Feindbild, dem man damit entgegentreten will, ist ebenso klar: die überbelegte Mietskaseme, mit ihren Menschenmassen auf engstem Raum, schlecht belichtet und belüftet, der Stein gewordene Ausdruck eines spekulativen, nur auf größtmöglichen Profit bedachten wirtschaftlichen Liberalismus. Die Praktiker der Gartenstadt können sich einen Fortschritt in Bezug auf die Wohnverhältnisse der breiten Masse nur in dieser einen Richtung vorstellen¹⁴⁶. Die mögliche Innovation eines städtischen Wohnens 'auf der Etage' ist kein diskussionswürdiges Thema. Dort, wo sie realisiert werden muß, wird die Geschößwohnung allenfalls als Notlösung akzeptiert.

„Nicht die mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattete Wohnung war das erstrebenswerte Ziel, sondern das Einfamilienhaus mit Garten auch für den einfachen Mann wollte man schaffen.“¹⁴⁷

Im übrigen versucht man, die Argumentation auch durch ökonomische Berechnungen zu untermauern. Kampffmeyer verweist auf Untersuchungen von Eberstadt und Fabarius, die belegen sollen, daß die Baukosten ab dem vierten Geschöß rapide steigen und daß die Mieten in Geschößwohnungsbauten hoher liegen als beispielsweise in niedrigen (Reihen-)Häusern auf preiswertem Gelände¹⁴⁸ - insbesondere wenn man die bei einem Reihenhaus gegenüber dem Stockwerksbau möglichen Vereinfachungen der Standards in Bezug auf Treppen- und Korridorbreiten, Schallisolierung, Geschößhöhen usw. in Betracht zieht. (Die baupolizeilichen Behörden sind allerdings lange Zeit und in vielen Städten nicht bereit, solche Standardminderungen zu akzeptieren)¹⁴⁹

¹⁴⁶ Kampffmeyer (1913, S.65) schreibt: „Nach alledem ist das Einfamilienhaus das Ideal einer Wohnung, und zwar ein Ideal, an dessen Verwirklichung wir mit weit mehr Energie arbeiten sollten, als es bisher geschehen ist.“

¹⁴⁷ Botz, 1932, S.8

¹⁴⁸ Kampffmeyer, 1913, S.51

¹⁴⁹ Kampffmeyer, 1913, S.65.

In dieser Schrift stößt man auf eine ganze Reihe von derartigen ökonomischen Überlegungen (S.57-62). Ebenso bedeutend, wenn nicht noch wichtiger, sind für Kampffmeyer jedoch die gebrauchswertbezogenen Vorteile des Einfamilienhauses: „Wir haben bei den vorstehenden Erörterungen der Baukostenfrage die Bedeutung eingeräumt, die ihr von den Verteidigern der Mietskaseme beigemessen wird. Doch ist meines Erachtens ganz verfehlt, die Wohnungsfrage als ein abstraktes Rechenexempel aufzufassen und den Kubikinhalt eines Wohnzimmers in der fünften Etage eines Massenmietshauses gleichwertig mit dem gleichen Raum in einem Einfamilienhause zu vergleichen. Für die Bewohner ist der gleiche Raum in einem Ein- oder Zweifamilienhaus bedeutend wertvoller als in einer hochgelegenen Etagenwohnung, denn die Zimmer in einem derartigen Häuschen sind viel leichter zu lüften. Der anstoßende Hof und Garten bedeutet gleichzeitig einen Wohnraum, der bei jedem Sonnenblick rasch erreicht und benutzt werden kann und besonders für die Kinder mehr Wert hat als das größte Zimmer in einer Etagenwohnung. Auch die Nebenräume, Keller und Speicher, werden von der Hausfrau

Erst Mitte der 20er Jahre werden in Ruppurr, in Anbetracht der sich weiter verschärfenden Krise der städtischen Wohnungsverorgung, notgedrungen¹⁵⁰ auch kleinere Geschößwohnungen (in zweistöckigen Häusern) mit etwa 50 qm Wohnfläche, insbesondere für „junge Eheleute oder ältere alleinstehende Personen“¹⁵¹, angeboten. Sie unterscheiden sich in ihrem Äußeren nicht wesentlich von den Reihenhäusern; ihnen wird immer auch eine eigene Gartenparzelle zugeordnet.

In seiner inneren Disposition erfährt der Geschößbau dabei keinerlei Innovation, was seine spezifische Lage in einer Gartenstadt, seine Bezüge zum Freiraum, seine geringere Geschößzahl und Gebäudehöhe betrifft. Mögliche Potentiale eines 'verdichteten Wohnbaus im Grünen' bleiben ungenutzt. Er bleibt ein isoliertes Fragment, das in gleicher Form auch in einem innerstädtischen Block seinen Platz hätte finden können (Abb. 2.40).

Die überwiegende Mehrheit der Wohnungen wird, wie erwähnt, in Reihenhäusern untergebracht.¹⁵² Die Entwicklung und Ausformung der Raum- und Grundrißstruktur dieser Haustypen reiht sich dabei in Bemühungen ein, wie sie, beginnend mit den sozialreformerischen Ansätzen im 19. Jahrhundert¹⁵³ und den Realisierungen im Werkswohnungsbau, nach der Jahrhundertwende in zahlreichen Untersuchungen, Wettbewerben, Ausstellungen und Musterschauen immer wieder mit dem Anspruch verfolgt werden, einen adäquaten Kleinhausbau als Arbeiterwohnungsbau zu gestalten. „Gesunde Wohnverhältnisse“ sind das Ziel: So vage dieser Begriff auch bleibt (denn er läßt sich, je nach Standpunkt, mit den unterschiedlichsten Inhalten füllen), er steht für das Bestreben, der sozialen Frage der Wohnungsmisere auch mit einer architektonisch-räumlichen Lösung zu begegnen.

So wird z.B. auf der *Rheinisch-Westfälischen Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung* im Jahre 1902 in Düsseldorf eine umfangreiche Palette von Entwürfen für mustergulige Arbeiterwohnungsgrundrisse ausgestellt. Dabei werden erste *Standards*, meist in Form von nicht zu unterschreitenden Mindestanforderungen bzgl. Ausstattung und Größe, formuliert und vorgeschlagen. Die Wohnung soll mindestens drei Räume (einschließlich der Küche) aufweisen und 32 qm Gesamtfläche nicht unterschreiten, jeder Wohnung soll eine eigene Toilette zugeordnet werden (anstelle der bis dahin gängigen Gemeinschaftsanlagen) u.a.m.¹⁵⁴ Ähnliche Verfahren und Vorschläge gibt es in zahlreichen anderen Städten und bei anderen Ausstellungen. Zwei Merkmale sind dabei den meisten Projekten gemein

- So weit heruntergeschraubt die Standards auch sein mögen, für die wirkliche Zielgruppe, d.h. die untersten Einkommensschichten, sind sie in den meisten Fällen noch immer zu teuer

Viel mehr geschätzt, wenn sie von der Küche nur durch wenige Stufen getrennt sind, als wenn die dreifache Stufenzahl zu ihnen führt“ (Ebd., S. 64)

¹⁵⁰ „Die Umstände haben uns dazu gebracht.“ heißt es in einem Geschäftsbericht der Genossenschaft von 1930 (S. 5). Vor diesem Zeitpunkt gab es Geschößwohnungen nur in den Obergeschossen der Geschäftshäuser am Ostendorferplatz (Botz, 1932, S. 21)

¹⁵¹ Der Wohnungsschlüssel am 11. 12. 1931 sieht wie folgt aus: Wohnungen insgesamt 672, davon in Einzelhäusern 16, in kleineren Geschößwohnungen 100, in Doppelhäusern 112, in Reihenhäusern 444 (Botz, 1932, S. 35)

¹⁵² So hatte z.B. schon der deutsche Reformler Sax Kleinhausler nach englischem Vorbild als anzustrebende Lösung für die Unterkunft der Arbeiter gefordert (Da! Co und Tafeln, 1977)

¹⁵³ Siehe Cramer und Gutschow, Bauausstellungen. Eine Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts, Stuttgart, Berlin, Köln und Mainz 1984, S. 17ff

- Es werden keine wirklich *neuen* Wohntypen entwickelt. Die meisten Vorschläge beinhalten kaum mehr als 'Miniaturausgaben' ihrer bürgerlichen Vorbilder, welche in ihren Größenverhältnissen, den wirtschaftlichen Notwendigkeiten angepaßt, lediglich verkleinert werden. Das Arbeiterwohnhaus wird damit zum bürgerlichen Haus *en miniature!* Selbst Kampffmeyer sieht bezeichnenderweise die Aufgabe zunächst einmal nur darin, „das deutsche bürgerliche und bäuerliche Wohnhaus, wie es sich bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts organisch entwickelt hat, unter Anpassung an unsere neuzeitlichen Bedürfnisse weiterzubilden.“¹⁵⁵

Grundrißtypen in der Gartenstadt Rüppurr

Der räumlichen und sozialen Aufteilung in Landhausviertel einerseits und Kleinhausviertel andererseits entsprechen auch unterschiedliche Gebäudetypen. Auf die größeren Landhäuser als Doppel- und Einzelhäuser soll an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden. Sie folgen durchweg dem gängigen Bild des zu jener Zeit üblichen bürgerlichen Einfamilienhauses.

Die Reihenhausbauten im Kleinhausviertel basieren auf wenigen Grundtypen, die in ihrem äußeren Erscheinungsbild jedoch bewußt immer wieder variiert werden, um nicht einförmig zu wirken, sondern ein abwechslungsreiches, malerisches Ganzes zu erzeugen. Obwohl die Häuser typisiert sind, wird auf der städtebaulichen Ebene Individualität vorgetäuscht. Es ist ein Ansatz, der sich deutlich von einer Haltung unterscheidet, wie sie den rationalistischen Zeilenbau etwa der Dammerstock-Siedlung bestimmt. Dort kommt die Wiederholung der stets gleichen, standardisierten Grundeinheiten - programmatisch - auch im Äußeren zum Ausdruck; hier wird die Aneinanderreihung von ebenfalls prinzipiell gleichartigen Haustypen durch abwechslungsreich gestaltete Fronten und differenzierte Gruppierungen mit Absicht 'kaschiert'

In einem Gutachten zur erhaltenden Erneuerung der Gartenstadtsiedlungen in Deutschland führt Uhl¹⁵⁶ die zwischen 1910 und 1930 in diesen Siedlungen realisierten Reihenhausanlagen auf drei vorrangige Grundrißtypen zurück: die Typen 1a, 1b und 2a (Abb.2.41). Diese unterscheiden sich untereinander in erster Linie durch die Lage der Treppe in ihrer Beziehung zur Straßen- bzw. zur Gartenseite. Sie unterscheiden sich kaum, was die generelle Disposition und die horizontale wie vertikale Raumaufteilung und -zuordnung innerhalb des Baukörpers betrifft. So ist ihnen allen z.B. die geschoßweise Zonung von Wohnen und Kochen (im EG) sowie Schlafen (im OG) gemeinsam.

Bei den beiden Grundtypen der Gruppe 1 liegt die Geschoßtreppe straßenseitig, wobei sich der Typ 1b vom Typ 1a durch die größere Schottenbreite und die damit gegebene Möglichkeit unterscheidet, die zum Garten hin gelegene Wohnküche durch einen separaten Stichflur unmittelbar vom straßenseitigen Hauseingang zugänglich zu machen.

Beim Typ 2a liegt der Treppenantritt auf der Gartenseite. Ober- und Dachgeschoß sind damit vom Straßenraum her nur mittelbar (über das Wohnzimmer bzw. die Wohnküche) zu erreichen.

Die Wohnflächen betragen zunächst (1½geschoßsig) etwa 50-60 qm, später dann (zweigeschoßsig) 70-90 qm. Auf diese Grundtypen lassen sich alle in der Gartenstadt Rüppurr realisierten Reihenhäuser zurückführen, wobei zu jedem

¹⁵⁵ Kampffmeyer, 1904, S.12

¹⁵⁶ Uhl, 1983, S.117

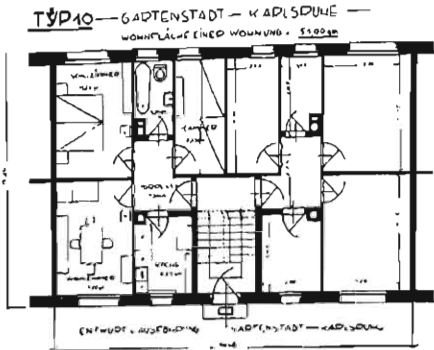


Abb.2.40: Geschößwohnungsgrundriß (Zweispänner-Typ) in der Gartenstadt Karlsruhe-Ruppurr

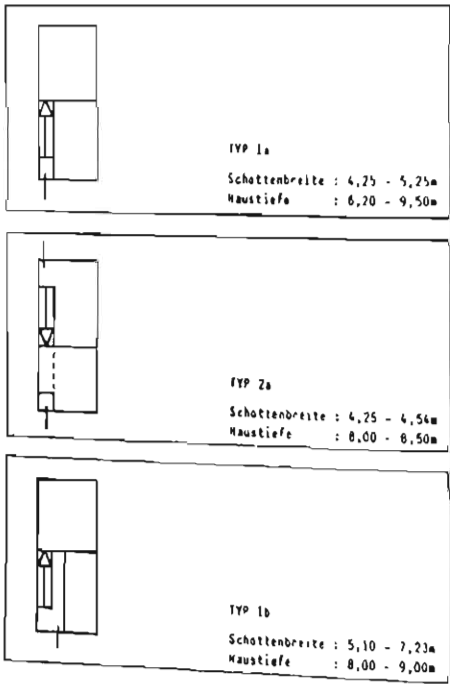


Abb.2.41: Reihenhaus-Grundrißtypen in der Gartenstadt Karlsruhe-Ruppurr (Uhl, 1983)

Grundtyp im Laufe der Zeit unterschiedliche Varianten ausgeführt werden¹⁵⁷

Im folgenden sollen diese anhand von einigen exemplarischen Haustypen dargestellt werden. Dabei konzentriert sich die Betrachtung insbesondere auf die Häuser, die in den ersten Bauphasen der Gartenstadt realisiert und in der Botz'schen Veröffentlichung von 1925 dokumentiert worden sind, da sie die ursprünglichen Ansprüche am deutlichsten zum Ausdruck bringen. Im Zeitraum bis zur zweiten Dokumentation aus dem Jahr 1932 erfahren etliche der Grundrisse (wie auch der Siedlungsplan, was bereits erwähnt wurde) schon eine nicht zu übersehende Modifikation nach 'funktionalistischen' Gesichtspunkten: Die große Wohnküche wird zur kleinen Arbeitsküche reduziert, rückwärtige An- und Nebenbauten für den landwirtschaftlichen Nebenerwerb sind nicht mehr vorgesehen.

Als Beispiel für den *Grundriss* *1a* mag die 1911 erstellte Hausgruppe am Heckenweg 2-28 dienen (Abb.2.10). Nach ihrem Grundrissmuster sind in Rüppurr die meisten Reihenhäuser errichtet worden. Botz spricht in diesem Zusammenhang, bereits 1925, von mehr als 100 Einheiten.¹⁵⁸ Es handelt sich hierbei um relativ schmale Typen mit einem Achsmaß von 4,25 m; die überbaute Fläche beträgt (ohne Nebengebäude) knapp 40 qm, die Wohnfläche bei zweigeschossigem Ausbau ca. 55 qm, bei zusätzlicher Nutzung des Dachraums ca. 70 qm (Abb.2.42).

Drei Stufen führen vom Vorgarten in den knapp bemessenen Vorraum hinauf. Von hier aus erfolgt der Zugang in den straßenseitig gelegenen Wohnraum (die 'gute Stube') sowie - über eine einläufige Treppe - in das Obergeschoß. Die große Wohnküche, zum Garten hin orientiert, ist von der Straße aus nur indirekt über den Wohnraum erschlossen, besitzt aber einen zweiten, von den Bewohnern stärker genutzten, Zugang über den Garten und das Wegenetz im Blockinnenraum. Hinter einer offenen Veranda schließen sich auf der rückwärtigen Seite Nebenbauten für die über die Wohnfunktion hinausgehenden Nutzungen auf der Parzelle an: Hühnerhof und Kleinviehstall, Lagerraum für Gartengeräte. Im Keller befindet sich eine Waschküche mit Wasserkessel sowie daran angeschlossener Badewanne, außerdem ein Kellerraum als Kohlenlager für die Ofenheizung. Im Obergeschoß sind die beiden Schlafräume sowie ein schmales WC in Verlängerung der Treppe untergebracht. Folgende Bestimmungen sind im Überblick als besonders prägnant für diesen Typus hervorzuheben:

- Die Beibehaltung der großen Wohnküche (mit 16 qm der bei weitem größte Raum im Haus!) als wichtigem Element des traditionellen Arbeiterwohnens zeugt von der Absicht, hier keine radikal neuen Wohn- und Lebensmodelle verwirklichen, sondern an Vertrautes **anknüpfen** zu wollen. Nicht der Bruch mit dem Vergangenen und die Projektion einer revolutionären Utopie sind das Ziel, sondern die Weiterführung und Verbesserung des schon Bewährten und Bekannten.
- Innovation und 'Modernisierung' sind, wenn überhaupt, nur als 'Ver-Bürgerlichung' denkbar und beabsichtigt. Dies wird in der Ausweisung eines zweiten, zusätzlichen Wohn-Raums deutlich, der sog. guten Stube, welche

¹⁵⁷ So spricht Botz (1925, S.14) zunächst von acht, später (1932, S.19ff) von zehn Haustypen, die in Rüppurr Verwendung finden, nicht mitgerechnet die größeren Einzel- und Doppelhäuser mit einer individuellen Grundrissplanung.

¹⁵⁸ Botz, 1925, S.18

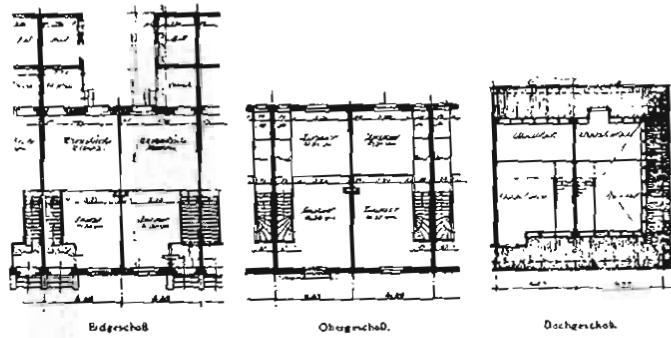


Abb. 2.42: Grundrißtyp 1a (hier zweigeschossig mit ausgebautem Dach)

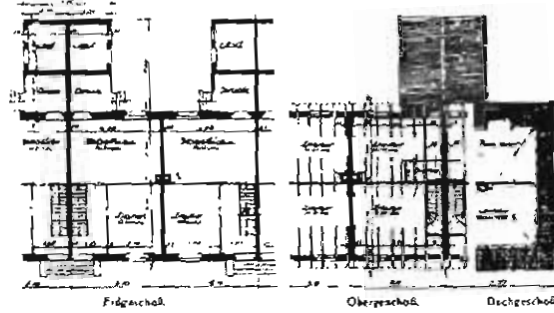


Abb. 2.43: Grundrißtyp 1b

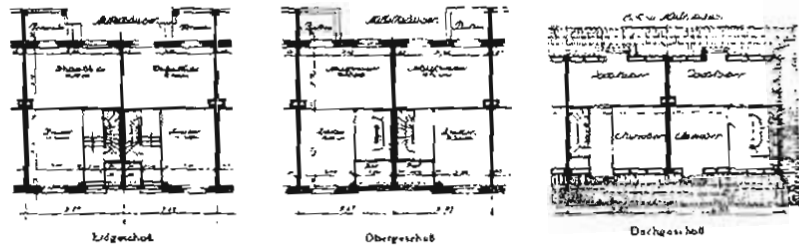


Abb. 2.44: Grundrißtyp 1b (hier mit Stichflur auf allen drei Geschossen und halbgewendelter Treppe)

hier als Miniaturmodell eines bürgerlichen Salons in Erscheinung tritt. Sie besitzt vorrangig Repräsentationscharakter und ist, was ihren Gebrauchswert angeht, eigentlich überflüssig, da sie in den meisten Fällen (wie Botz anführt) im Alltag kaum genutzt wird.¹⁵⁹

- Die Grundrißdisposition fällt damit im Erdgeschoß, sozialräumlich betrachtet, in zwei unterschiedliche Bereiche auseinander: einen eher repräsentativen mit 'guter Stube', Hauseingang und Vorgarten zur Straße hin und einen eher gebrauchorientierten mit Wohnküche, informellem Hauseingang, Nebenbauten und Garten auf der rückwärtigen Seite. Der im städtischen Außenraum aufgezeigte Dualismus zwischen *vorne* und *hinten* setzt sich damit auch im Inneren des Hauses fort.
- Dem bürgerlichen (Einfamilienhaus-)Vorbild folgt auch die vorbehaltlose Übernahme der 'klassischen' Nutzungsschichtung von Wohnzone (Tageszone) im Erdgeschoß und Schlafzone (Nachtzone) im Obergeschoß. Dabei kommt es, aufgrund des Durchgangscharakters der 'guten Stube' im Erdgeschoß, zwangsläufig zu Schwierigkeiten in den Nutzungsbeziehungen zwischen Garten und Wohnküche einerseits sowie WC und Schlafräumen im Obergeschoß andererseits.

Daraus ergeben sich zwei Konsequenzen: zum einen eine nochmals verstärkte Bedeutung der Wohnküche als *dem* zentralen Bereich, in dem sich tagsüber der überwiegende Teil aller Aktivitäten im Hause abspielt; und zum anderen die Forderung nach einer Modifikation des Typus durch einen zusätzlichen Stichflur, welcher (wie wir anhand des Grundrißtyps 1b sehen werden) die Wohnküche im Erdgeschoß (evtl. auch die Schlafräume im Ober- und Dachgeschoß) separat zugänglich macht.

Der Grundrißtyp 2a findet in der Gartenstadt Rüppurr nur eine begrenzte Anwendung, z.B. in der Hausgruppe am Asternweg 27-45 (Abb.2.11).¹⁶⁰ Bei einem Achsmaß von ebenfalls 4,25 m bietet er in etwa die gleiche Wohnfläche wie der Typ 1a an. Er unterstreicht seinerseits die Rolle der Wohnküche als wichtigstem Raum der Gebäudedisposition, denn in diesem Fall wird der rückwärtige Eingang nun definitiv zum eigentlichen Hauptzugang. Von hier aus erschließen sich die Obergeschosse ebenso wie die Wohnküche und der für diesen Haustyp charakteristische erdgeschossige WC-Anbau. Die Verbindung der Wohnküche zu den Schlafräumen wird damit viel direkter, während der Vordereingang von der Straße aus nur noch der Erschließung des repräsentativen Wohnraums dient und damit den Dualismus zwischen der förmlichen Repräsentation einerseits und den informellen Gebrauchswesen des Alltags andererseits bis in die physischen Strukturen der Raumdisposition hinein deutlich macht.

Eine entscheidende Innovation erfährt die Grundrißdisposition erst durch die Verbreiterung des Achsmaßes auf ca. 4,75-6,00 m und die damit einhergehende

¹⁵⁹ „Bei dem (...) dargestellten Typ (...) ist im Erdgeschoß neben der größeren Wohnküche ein weiteres Zimmer angeordnet, was allerdings als 'gute Stube' in den meisten Fällen wenig benutzt wird.“ (Bolz, 1926, S.17)

¹⁶⁰ Bolz führt dieses Grundrißmuster in seinen beiden Übersichten (von 1925 bzw. 1932) über die in Rüppurr eingesetzten Grundrißtypologien überhaupt nicht mehr auf, was darauf schließen läßt, daß man es in den 20er Jahren nicht länger eingesetzt hat. Uhl bestätigt diese Aussage indirekt (1983, S.177), indem er als Bauzeit des Typs 2a die Zeitspanne von 1911 und 1921 angibt. Die von ihm dokumentierte und hier angesprochene Hausgruppe am Asternweg 27-45 datiert aus dem Jahr 1915.

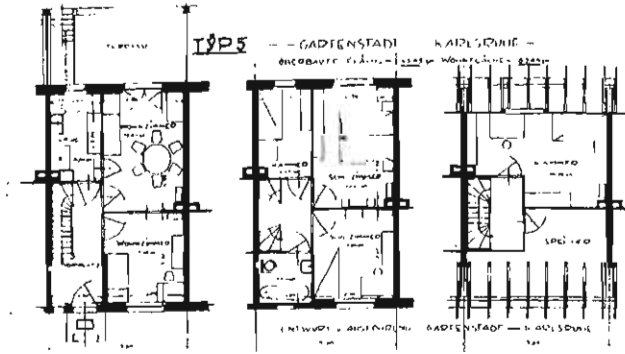


Abb 2.45: Grundrißtyp 1b (mit einem dritten Raum im Erdgeschoß)

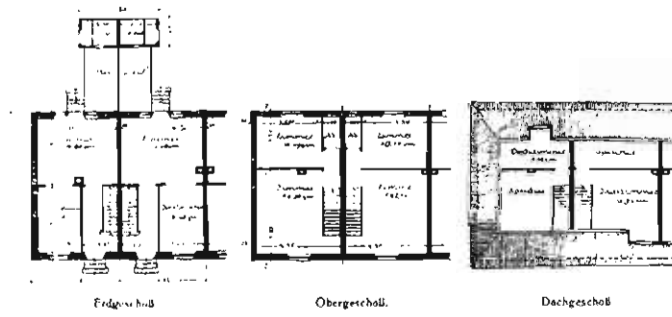


Abb 2.46: Grundrißtyp 1b als sog. 'Spartyp'

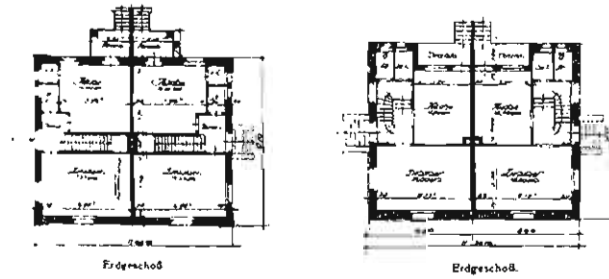


Abb 2.47: Doppelhaustypen mit einläufiger, mittiger oder halbgewendelter, seitlicher Treppe

Möglichkeit, neben dem Treppenhaus einen separaten Stichflur auszuweisen. Dies erfolgt im *Grundrißtyp 1b* (Abb.2.43). Damit verbessert sich, funktional betrachtet, die innere Zugänglichkeit der Räume ganz erheblich. Das gilt insbesondere für diejenigen Typen, in denen (nach dem Ersten Weltkrieg) dieser Stichflur auch im Obergeschoß vorgesehen ist und somit einen separaten Zugang zu den Dachkammern und zum Speicher erlaubt, ohne eines der Schlafzimmer durchqueren zu müssen (Abb.2.44). Dazu zählt auch die schon vorgestellte Hausgruppe am Resedenweg 28-38 (Abb.2.12), wobei die dort weiterentwickelte Treppe in halbgewendelter Form zusätzlich Vorteile der Raumersparnis bietet.

Weitere Anhebungen des Standards erfolgen im Laufe der 20er Jahre durch die Ausweisung eines dritten Raums im Erdgeschoß bzw. Obergeschoß (dies wird ab einer Achsbreite von 5,30-5,80 m möglich; Abb.2.45) sowie die Unterbringung eines separaten Badezimmers, gleichfalls im Obergeschoß (anstelle der Badewanne im Waschraum im Keller).¹⁶¹

Der anfänglich noch durch Teilelemente des Arbeiterwohnens geprägte Typus entwickelt sich damit endgültig zum bürgerlichen Einfamilienhaus *en miniature* (was der tatsächlichen Bewohnerschaft der Gartenstadt auch viel eher entspricht!), allerdings auf Kosten der Ökonomie, wie Botz im Jahre 1925 deutlich macht, denn die breiteren und besser ausgestatteten Häuser sind natürlich auch teurer:

„Während der Inflationszeit ist von manchen Genossenschaften den Ansprüchen der Mieter zu viel nachgegeben worden, und es wurden oft Häuser gebaut, die über das Bedürfnis der Bewohner, bzw. über deren Leistungsfähigkeit hinausgehen. Bei den damals niederen Mieten hat man das nicht so recht wahrgenommen. Jetzt, wo die Mieten aber wieder im Verhältnis zum Einkommen höher werden, wird es oft recht unliebsam bemerkt, daß man zuviel Miete zahlen muß. Natürlich wollen die Mieter nicht einsehen, daß daran auch oft ihre gegen früher erhöhten Ansprüche an die Wohnung schuld sind.“¹⁶²

Solche Überlegungen führen, zeitgleich, zur Ausweisung eines entschiedenen *Spartyps* (Abb.2.46):

„Wir haben deswegen auch neuerdings wieder einen Typ (...) eingeführt, der die Wohnungsbedürfnisse schon weit gezogener Kreise befriedigen kann. Bei nur 38 qm überbauter Fläche hat der Typ mit der Dachkammer eine Wohnfläche von rund 72 qm. Wohnraum und Koch- und Spülküche sind hier so angeordnet, daß sie beide benützt werden müssen und die Bewohner nicht versucht sind, einen Raum als 'gute Stube' unbenutzt zu lassen.“¹⁶³

Dabei wird nicht nur die Fläche verkleinert, sondern auch die Bauelemente werden entschieden vereinfacht: durch ausschließlich geradläufige Treppen, konstruktiv einfache Grundrißzuschnitte, glatte Fassadenfronten ohne Vor- und Rücksprünge. Die Rationalisierungsbemühungen der funktionalistischen Moderne klingen schon ebenso mit an wie die Debatten um das Kleinsthau (bzw. die

¹⁶¹ Bei diesem Typ ist erstmals auch eine separate Arbeitsküche anstelle der früheren Wohnküche nachweisbar, was dazu führt, daß der Gartenzugang nun ins Wohnzimmer führt.

¹⁶² Botz, 1925, S.18.

Der Mietpreis beträgt am 1.1.1932 bei den kleinsten Reihenhäusern etwa 40 Reichsmark im Monat, bei den größeren zwischen 40 und 60 RM; bei insgesamt 51% der Wohneinheiten der Gartenstadt (inkl. der Stockwerkswohnungen) liegt die Miete unter 50 RM je Monat. (Bolz, 1932, S.36)

Interessant ist hier der Vergleich mit der Siedlung Dammerstock, in der die Mieten durchweg höher liegen (siehe auch im Teil 3 dieser Arbeit, *Zeilenbausiedlung Karlsruhe-Dammerstock*, Anm. 123).

¹⁶³ Botz, 1925, S.18



Abb. 2.48: Eintritt von der Straße in den Vorgarten (1925)



Abb. 2.49: Ein Vorgarten heute (1993)

Kleinstwohnung) für das Existenzminimum, welche kurze Zeit später die wohnungsbaulichen Auseinandersetzungen auf den CIAM-Kongressen bestimmen werden.

In der Gartenstadt Karlsruhe scheint dieser (Spar-)Typ aber nur in einem geringen Umfang ausgeführt worden zu sein. Schon in der Veröffentlichung von 1932 wird er nicht mehr aufgeführt, weder im Text noch in der Abbildungsfolge über die zum damaligen Zeitpunkt verwendeten Gebäudetypen. Was fort dauert, ist die Ausweisung der verkleinerten (Spül-)Küche, welche von nun an in fast allen Typen als selbständige funktionale Einheit (Arbeitsküche) aus dem Wohnzusammenhang (in Form der früheren Wohnküche) herausgelöst wird.

Über die Reihenhäuser hinaus werden im Kleinhausviertel noch eine Reihe von Doppelhaustypen realisiert.¹⁶⁴ Strukturell gesehen, unterscheiden sich diese (kleineren, typisierten) Doppelhäuser nur wenig von den beschriebenen Reihenhaustypen. Dies gilt für das Achsmaß (hier zwischen 5,25 und 5,65 m), die Geschossigkeit (zwei Geschosse und evtl. ein ausgebautes Dach) und die vertikale wie auch horizontale Zonung der Funktionen (Orientierung zum Garten bzw. zur Straße).

Der wesentliche Unterschied, welcher auch den entscheidenden Vorteil ausmacht, liegt in der Zugangsmöglichkeit von der Seite her. Diese ermöglicht eine günstige, zentrale Erschließung (und flexiblere Nutzbarkeit) der beiden Räume auf jeder Geschossebene, sei es durch eine einläufige, mittig liegende Treppe in Verlängerung des Eingangs oder eine halbgewendelte, seitlich liegende (Abb. 2.47).

Vielfach werden die Doppelhaustypen auch als Endtypen der Hauszeilen eingesetzt: als Sondertypen in der Reihe (von der Seite aus erschlossen) und deren Abschluß markierend - eine Vorstellung, die im rationalistischen Zeilenbau undenkbar wäre!

2.4.2. Schwellen- und Übergangsbereiche

Im historischen Teil der Gartenstadt richten sich alle Häuser an der (Korridor-) Straße aus. Ihre innere Orientierung wird vorrangig durch die Lage zur Straße (bzw. zum Garten) bestimmt. Die Eindeutigkeit der Außenräume (vorne öffentlich, hinten privat) und deren stimmige Zuordnung und Vernetzung spielen eine weitaus wichtigere Rolle als eine nach funktionalistischen Kriterien optimierte Ausrichtung zur Sonne. Dementsprechend können in der Gartenstadt *alle* Räume des Hauses gleichermaßen nach Norden, Süden, Osten oder Westen hin orientiert sein, in Abhängigkeit von den jeweils unterschiedlichen, spezifischen Bedingungen der außenräumlichen Organisation und der Beziehung zum öffentlichen Raum. Die Sonne soll man vor allem im Freien, in den zugeordneten tiefen Gärten genießen.

¹⁶⁴ Hiemit sind die die Reihenhäuszeilen und Wohngruppen ergänzenden und arrondierenden Doppelhäuser gemeint; die Doppel- und Einzelhäuser im Landhausviertel werden wesentlich größer und individueller geplant und ausgeführt.



Abb. 2.50.
Eingangssituation
(1932)



Abb. 2.51
Kopplung benachbar-
ter Hauseinheiten
durch Großformen

Vorgärten

Zur Straße hin fungieren die drei bis fünf Meter tiefen Vorgärten, so wie sie ursprünglich konzipiert und realisiert worden sind, als Übergangs- und Vermittlungselement zwischen der Straße und dem Haus. Sie dienen nicht nur einer Reduzierung der Ausbaubreite der Straßen (bis auf sieben oder in Einzelfällen sogar fünf Meter) bei einem gleichbleibenden, für die Belichtung und Durchlüftung notwendigen, größeren Gebäudeabstand,¹⁶⁵ sondern auch der Schaffung einer spürbaren Distanzzone zum öffentlichen Raum, einer bewußten Abstufung des Öffentlichkeitsgrades von der Straße zum Haus:

„Diese Vorgärtchen lassen sich sehr freundlich mit Stauden und Rosen gestalten und haben nicht allein den Vorteil, daß sie den Abstand von dem gegenüberliegenden Hause vergrößern, sondern auch den, daß sie das Haus von der Straße trennen und den Einblick in das Hausinnere erschweren.“¹⁶⁶

In den ersten beiden Jahrzehnten nach Gründung der Gartenstadt sind die Vorgärten dicht bewachsen und zunächst durch Naturholzzäune (Abb. 2.48), ab etwa 1925 durch Hecken geschlossen. Sie bilden die eigentlichen städtebaulichen Begrenzungselemente des öffentlichen Raums (Abb. 2.24/2.25), gleichzeitig aber auch, als Teil der privat genutzten und gestalteten Parzelle, eine erste Andeutung des individuell bestimmten rückwärtigen Gartenbereichs. Botz schreibt 1925:

„Die Anlage der Gärten, einschließlich der Vorgärten, ist Sache der Mieter. Die Mieter sollen bei der Anlage der Gärten die denkbar größte Freiheit haben.“¹⁶⁷

Dies gilt so bis zum Jahr 1929, dem Zeitpunkt, zu dem auch der 'funktionalistische' Umbruch in der Bebauungsplanung erfolgt. Danach werden die Vorgärten von der Genossenschaft einheitlich angelegt und unterhalten. Damit verändert sich ihr Status in entscheidender Art und Weise. An die Stelle individueller Gebrauchsweisen tritt nun ein kollektiver Repräsentationscharakter. Bei Botz heißt es 1932 wie folgt:

„Wenn auch nicht alle Bewohner der betreffenden Häuser damit einverstanden sind, so besteht darüber kaum ein Zweifel, daß die einheitliche Anlage der Vorgärten der Siedelung ein vorteilhaftes Gepräge gibt und dadurch zum Ansehen der Siedelung nicht wenig beiträgt.“¹⁶⁸

Heute sind die 'geschlossenen' Vorgärten mit Zäunen, Hecken und dichter Begrünung weitgehend verschwunden und damit vielfach auch eine klare Gliederung und Begrenzung des Straßenraums. Sie präsentieren sich eher als ungestaltete Flächen, als Standorte für Mülltonnen und Abstellplätze für Kraftfahrzeuge, befestigt und versiegelt oder, soweit begrünt, mit pflegeleichtem Rasen und Zierpflanzen bestückt. Öffentlichkeit und Privatheit stoßen, im Vergleich zur ursprünglichen Anlage, nun viel unvermittelter aufeinander (Abb. 2.49).

¹⁶⁵ Kampffmeyer, 1913, S.54

¹⁶⁶ Kampffmeyer, 1913, S.57

¹⁶⁷ Botz, 1925, S.26

¹⁶⁸ Botz, 1932, S.29

Eingangssituation

Eine besondere Rolle, was die Beziehung zum öffentlichen Raum angeht, kommt, über den Vorgarten hinaus, der vorderen Eingangssituation als unmittelbarem Verknüpfungselement zwischen Innen und Außen zu mit Haustür, deren Einfassung und Verzierung, Treppenaufgang, Vorplatz (Abb 2 50)

Neben der praktischen Erschließungsfunktion wird ihr auch eine Orientierungs- und eine Statusfunktion übertragen. Zum einen soll sie das einzelne Haus als 'Individuum' innerhalb der Reihe erkennbar machen, zum anderen auch Aussagen über die Rolle, die Person, die Vorlieben des jeweiligen Nutzers vermuteln. Dies drückt sich in einer differenzierten, zum Teil aufwendigen ästhetischen Gestaltung der Eingangssituation aus. Dabei lassen sich folgende Elemente und Prinzipien festhalten:

- Die in der Fassadengestaltung ansonsten eher sparsam eingesetzten *Schmuckformen* verdichten sich im Eingangsbereich, in der handwerklichen Ausformung der Tür und des Türblatts, dessen Verzierung und Einfassung, dem Vorplatz mit Stufen, Geländer, evtl. Sitzbank, Hausnummer. Gemäß den Grundintentionen der Gartenstadtbewegung finden dabei vorrangig naturbezogene Zierelemente Verwendung: Pflanzen- und Tiermotive, vielfach vom Jugendstil beeinflusst, in Keramikmedaillons, schmiedeeiserne Gitter und Werksteinreliefs eingebunden
- Durch eine *spiegelsymmetrische Kopplung* der Eingangsbereiche von jeweils zwei benachbarten Hauseinheiten wird deren Bedeutung innerhalb der Fassadenabwicklung der Reihe verstärkt. Dabei kommen Schmuck- oder auch Großformen zur Anwendung, welche nicht nur die Haustüren allein, sondern vielfach auch die Vorzone, Eingangsstufen, seitliche Fenster oder Öffnungen des Obergeschosses miteinbeziehen und damit komplexe, teilweise zweigeschossige Fassadenfiguren entstehen lassen (Abb 2 51)

Das Individuelle der jeweiligen Eingangssituation wird in die Tiefe des Vorgartens, bis zur Straße hin, entwickelt. Pergolen und Rankgitter (Abb 2 48), aber auch bewußt platzierte Bäume (Abb.2.50) markieren den Eintritt von der Straße auf die Parzelle.

2.4.3. Fassadenordnung, Materialien und ästhetischer Anspruch

Ein wichtiges Anliegen der Gartenstadtbewegung besteht darin, die praktischen Bauaufgaben auch künstlerisch zu bewältigen. Hans Kampffmeyer hat diesen Anspruch schon 1904 in seiner Schrift *Gartenstadt und asthetische Kultur* zum Ausdruck gebracht:

„(...) von allen Wirtschaftsfragen, die auf die ästhetische Kultur einwirken, (ist) die Wohnungsfrage bei weitem die wichtigste. (...) Hier begegnen sich die Wünsche des Kunstfreundes mit den Forderungen des Arztes, des Ethikers und des Volkswirtschaftlers.“¹⁴⁴

¹⁴⁴ Kampffmeyer, 1904, S.5

Kampffmeyer beklagt den Verfall des allgemeinen ästhetischen Niveaus durch die Umgestaltung des Wirtschaftslebens, das Vordringen der Maschine („fortschreitende Arbeitsteilung“, billige Schmuckformen, „aufgepapptes Ornament“) und den damit einhergehenden Verlust lokaler handwerklicher Kenntnisse und Traditionen.¹⁷⁰ Dem möchte sich die Gartenstadtbewegung mit einem nicht zuletzt auch aufklärerisch-erzieherisch verstandenen Projekt entgegenstellen, wobei sie an andere Bewegungen vor und nach der Jahrhundertwende, wie etwa das *City Beautiful Movement*, anknüpft. Die Bewahrung traditioneller kultureller wie auch ästhetischer Werte geht eng mit dem Wunsch nach Vertrautheit und (der großstädtischen Anonymität entgegenwirkender) Geborgenheit, nach Selbsthaftigkeit und lokalem Bezug einher:

„Wie viele Fäden (...) spinnen sich nicht vom Heimgefühl zur ästhetischen Kultur“, schreibt Kampffmeyer gleichfalls 1904.¹⁷¹ Zu diesem „Heimgefühl“ soll die architektonisch-räumliche Gestaltung auf ihre Weise beitragen, indem sie den Bewohnern das Bild einer heilen (geheilten) Welt präsentiert und damit zu einer auch physisch erfahrbaren Heimat wird.

Man orientiert sich bei der Gestaltung der Häuser und ihrer Fassaden, ähnlich wie schon bei der Siedlungsstruktur, am klassischen Formengut, also an traditionellen Kompositionsprinzipien und Elementen einer ebenso konservativen Architektursprache. Botz vermerkt im Jahr 1932 mit einer unverhohlenen Mißbilligung des kurz zuvor errichteten Dammerstocks: „Der Mode, die Fenster so breit als die ganze Zimmerwand zu machen, sind wir nicht gefolgt.“¹⁷²

Im Sinne der klassizistisch-rationalen Grundhaltung der Karlsruher Gartenstadt - und im Gegensatz zu anderen „allzu malerischen Bildern“ (Ostendorf), wie etwa in der Gartenstadt Nürnberg - handelt es sich hierbei um einfache, klar gegliederte Kompositionen mit regelmäßigen, geometrischen Grundformen, einem ausgewogenen Verhältnis von horizontalen und vertikalen Strukturelementen und relativ schlichten Bauformen ohne ein Übermaß an Dekor. Auch hier sei nochmals ein direkter Vergleich zum Dammerstock erwähnt, in einer aufschlußreichen Selbsteinschätzung der Genossenschaft aus dem Jahr 1982(!).

„Was sie in Rüppurr gebaut haben, verdient es, klar und sachlich genannt zu werden. Zum Glück jedoch nicht derart klar und sachlich, wie die Wohnblocks, die ab 1928 in nur wenige hundert Meter entfernten Dammerstock entstanden sind.“¹⁷³

Auf der Ebene der 'Makrostruktur' (der Hausgruppe und ihrer Fassadenanordnung) sind als Gestaltungsprinzipien im einzelnen zu verzeichnen:

- eine Verwendung des traditionellen dreiteiligen Regelaufbaus von Sockel, Wandzone und Dach, wobei die drei Schichten durch das Gesims im Dach- bzw. einen Versprung im Sockelbereich deutlich voneinander getrennt werden,¹⁷⁴
- bei den frühen, 1½-geschossigen Typen (z.B. am Heckenweg, Abb.2.10) eine sichtbare Dominanz der hohen (Steil-)Dachzone im Verhältnis zur Wandzone (bis zu einem Verhältnis von 2:1), welche diesen Häusern einen eher dörflich-ländlichen Charakter verleiht.

¹⁷⁰ Kampffmeyer, 1904, S.6

¹⁷¹ Kampffmeyer, 1904, S.6

¹⁷² Botz, 1932, S.24

¹⁷³ Gartenstadt Karlsruhe, 1982, S.28

¹⁷⁴ Vielfach wird die markante Horizontalität des Dachgesimses noch durch ein zusätzliches Putzgesims in Brüstungshöhe der Fenster des Obergeschoßes (z.B. am Resedenweg) verstärkt.

- bei den späteren, zweigeschossigen Typen (z.B. am Resedenweg; Abb. 2.12) eine Zurücknahme dieser Dominanz der Dachfläche zugunsten eines größeren vertikalen Fassadenanteils (mit einem Proportionsverhältnis von etwa 6:5) und einem eher (klein)städtischen Gebäudecharakter.¹⁷⁵
- eine vertikale Rhythmisierung und Gliederung durch plastisch hervortretende Bauglieder als Großformen (Risalite, Zwerchhäuser, Dachgauben);
- ausgewogene Öffnungsproportionen mit einer generellen Bevorzugung von stehenden Fenster- und Türformaten (mit Proportionsverhältnissen von 1:1, 1:2, 2:3, 4:5...), wobei die Fenster entsprechend der Bedeutung der dahinterliegenden Räume in ihrer Größe abgestuft sind;
- eine symmetrische Gesamtanlage der jeweiligen Baugruppe sowie eine rhythmische Gliederung ihrer Fassadenabwicklung durch achsensymmetrische Spiegelung der Fenster- und Türöffnungen bzw. Dachaufbauten benachbarter Hauseinheiten;
- ein Ausgleich von vertikalen und horizontalen Gliederungselementen im Sinne einer ausgewogenen Gesamtharmonie, welche auch in formaler Hinsicht Abgeschlossenheit und Vollendung vermitteln soll.

Was die 'Mikrostruktur' der Gestaltung im Detail angeht, kommen vor allem bekannte, 'bodenständige' Materialien und Bauformen zum Einsatz. Sie sind durchweg handwerklich ausgeführt und sorgfältig verarbeitet. Zu den Bauelementen zählen:¹⁷⁶

- steile Dächer (Sattel- und Walmdächer);
- kleinteilig versproste, zwei- und dreiflügelige Fenster mit Steingewänden und Klappläden aus Holz;
- gezielt eingesetzte Schmuckformen als kunstvoll ausgearbeitete Architekturelemente: Haustüren, Treppengeländer, Hausnummernschilder, besondere Fenster- und Türgewände und -beschläge, Klappläden, Rankgerüste und Spaliere.

Als Baumaterialien finden Verwendung:¹⁷⁷

- (roter) Bruchsandstein für den Sockelbereich, auf der Gartenseite teilweise verputzt;
- Blocksandstein für die Außentreppen;
- Ziegelsteinwände mit naturfarbenen (meist gelblich, z.T. auch silbergrau) getöntem Spritzbewurf als Außenputz;
- Tür- und Fenstergewände aus grauem Naturwerkstein;
- rote Biberschwanzdoppeldeckung der Dächer;
- hölzerne (grün gestrichene) Fensterläden, holzverschindelte Gauben und Zwerchhäuser, bei zwei Hausgruppen auch ein verschindeltes Obergeschoß.

¹⁷⁵ Uhl (1983, S.117) unterscheidet, den Aufriß betreffend, zwei wesentliche Gestalttypen der deutschen Gartenstadt: „den 1½-geschossigen Reihenhaustyp mit Sockel, einem Vollgeschoß und ausgebautem Steildachgeschoß, oft auch in Mansardausführung“ aus der ersten Phase der Gartenstadtbewegung (bis etwa 1914/15) sowie „den 2-geschossigen Reihenhaustyp mit Sockel, zwei Vollgeschossen und in wenigen Fällen mit teilweise ausgebautem Steildachraum“ aus den späteren Entwicklungsphasen. In Karlsruhe wird der erste Gestalttyp nur in wenigen Hausgruppen der Jahre 1911-1913 verwirklicht

¹⁷⁶ Siehe hierzu auch Uhl, 1983, S. 186ff

¹⁷⁷ Botz, 1932, S.22

2.5. Die Gartenstadt heute

Im Jahr 1982 feierte die Genossenschaft Gartenstadt Karlsruhe eG ihr 75jähriges Bestehen. Sie zählte zu diesem Zeitpunkt 4570 Mitglieder¹⁷⁸ Bis zum Jahr 1994 ist diese Zahl auf 6315 Mitglieder angestiegen.

Die Siedlungstätigkeit hat sich seit den 20er Jahren kontinuierlich weiterentwickelt, wenn auch in einem bescheideneren Umfang als in der stürmischen Gründerphase. Im Jahr 1935 erfolgt der Zusammenschluß der Genossenschaft in Rüppurr mit der Gartenvorstadt Grünwinkel und der Baugenossenschaft Bulach, was seinerseits zu einer quantitativen Zunahme des Wohnungsbestandes führt.

Die Zeit des Nationalsozialismus ist ansonsten eine eher dunkle (und bislang nicht aufgearbeitete) Seite in der Geschichte der Gartenstadt und durch politische Verstrickung mit der herrschenden Ideologie gekennzeichnet. Der Geschäftsbericht von 1933 verzeichnet den geschlossenen Rücktritt des alten und die Wahl eines neuen Vorstands, welcher die politischen Veränderungen nachdrücklich begrüßt und ihre Unterstützung durch die Genossenschaft ankündigt. Ein noch düsteres Kapitel wird im Jahr 1936 aufgeschlagen, in dem das den Ursprungsintentionen der Gartenstadt-Bewegung zugrunde liegende Gebot der gegenseitigen sozialen, kulturellen und weltanschaulichen Toleranz unter Berufung auf notwendige „Klarheit“ in der „Arierfrage“ aufgegeben wird. Im Geschäftsbericht heißt es dazu:

„Um auch in der Arierfrage volle Klarheit zu schaffen, hat der Vorstand beschlossen, daß als Mitglieder der Genossenschaft nur Antragsteller arischer Abstammung aufgenommen werden können. Jedes Mitglied hat vor der Aufnahme eine entsprechende Erklärung abzugeben.“¹⁷⁹

Der Jubiläumsbericht von 1982 erwähnt diese Tatsache mit keinem Wort!

Die baulichen Ergänzungen der Nachkriegszeit folgen einem städtebaulichen Erweiterungskonzept von Professor Müller von der Technischen Hochschule in Karlsruhe. In Anbetracht der gestiegenen Bau- und Baulandpreise beschränkt sich die Neubautätigkeit der Genossenschaft ab dem Jahr 1956 auf die Erstellung von Mehrfamilienhäusern im Geschloßwohnungsbau. Damit verändern sich nicht nur das Wohn-Modell, sondern zwangsläufig auch das städtebauliche und stadträumliche Muster, die Parzellierung, die Nutzungsweisen der Außenräume.

Der Wohnungsbestand in Rüppurr erhöht sich bis zum Jahr 1994 auf 1438 Wohneinheiten, darunter 639 Einfamilienhäuser. Die durchschnittliche Wohnfläche je Einheit ist, bedingt durch den hohen Anteil des historischen Bestandes, weiterhin eher gering. Sie beläuft sich im Jahr 1982 auf 71,33 qm.¹⁸⁰

Trotzdem ist die Nachfrage nach einem Haus oder einer Wohnung in der Gartenstadt unvermindert groß. So kamen in den Jahren 1991 und 1992 durchschnittlich 19 Bewerbungen auf eine ausgeschriebene Wohnenheit. Die Wartezeit bis zum Zustandekommen des Nutzungsverhältnisses eines Reihenhauses in Rüppurr beträgt derzeit (1994) durchschnittlich zehn Jahre.¹⁸¹

Die vorrangigen Gründe für das Freiwerden einer Wohnung liegen im Tod eines Mieters, in dessen Umzug in ein Altersheim oder in eine größere Wohnung

¹⁷⁸ Aus diesem Anlaß ist eine umfangreiche Festschrift erschienen: Gartenstadt Karlsruhe eG (Hrsg.), Festschrift zum 75jährigen Jubiläum, Karlsruhe 1982

¹⁷⁹ Geschäftsbericht aus dem Jahr 1936, S.7

¹⁸⁰ Angaben nach dem Geschäftsbericht 1994, S.6

¹⁸¹ Alle Angaben sind den Geschäftsberichten der entsprechenden Jahre entnommen

(mit jeweils 25%). Praktisch nicht ins Gewicht fällt ein Wohnungswechsel infolge des Erwerbs von Wohneigentum (lediglich 6% der Fälle).¹⁸² Dies zeigt, daß das Wohnen im genossenschaftlichen Zusammenhang der Ruppurer Gartenstadt mit einer hohen Wohnzufriedenheit und vor allem, bedingt durch das Erbmietrecht, mit einer hohen Wohnsicherheit verbunden ist. Man wohnt „wie im eigenen Haus“. Darin liegt ein offensichtlicher Unterschied zu der ansonsten üblichen Situation in Mietobjekten, bei der der Wechsel ins eigene Wohneigentum einen der häufigsten Umzugsgründe ausmacht.

Die Aufgaben der Genossenschaft konzentrieren sich heute vor allem auf den Bereich der Bestandspflege, also die Verwaltung, die Instandhaltung und die Erneuerung der vorhandenen Wohnungssubstanz. Neubaumaßnahmen erfolgen nur noch vereinzelt¹⁸³ bzw. beschränken sich auf eine Ergänzung durch (soziale) Infrastruktur oder sonstige spezifische Angebote. So wird 1995 ein Kindergarten am verlängerten Blütenweg fertiggestellt; weiterhin ist eine betreute Altenwohnanlage mit dreißig Wohneinheiten geplant, die älteren, betreuungsbedürftigen Menschen ein Verbleiben im sozialen Verband der Gartenstadt ermöglichen soll.

Über die Jahre hinweg hat sich, vor allem bei der historischen Bausubstanz, ein erheblicher Instandhaltungsbedarf aufgestaut. Dieser schlägt sich verstärkt auch in der Mietpreisentwicklung nieder. Die lange Zeit äußerst niedrigen Mieten werden nun (insbesondere seit Abschaffung der Wohnungsgemeinnützigkeit und Entlassung aus den damit gekoppelten Bindungen) nach und nach den durch die notwendigen Sanierungsmaßnahmen bedingten Kostensteigerungen angepaßt.¹⁸⁴

Angesichts der geringen Ertragskraft der vorhandenen Bausubstanz besteht seitens der Geschäftsleitung ein verstärktes Interesse an einer Wiederbelebung der (rentableren) Neubautätigkeit; allerdings fehlt dazu das Flächenpotential.¹⁸⁵ Die einzige hypothetisch denkbare Reserve bietet in diesem Zusammenhang das Flächenangebot in den tiefen Binnenräumen, zumal sich im Laufe der Zeit sowohl die Belegungsziffern der Häuser als auch die Nutzungsintensität der Gartenparzellen erheblich reduziert haben. Bei der Denkmalpflege wie auch bei den Anwohnern stoßen solche Vorschläge, die konzeptionell noch zu überprüfen wären,¹⁸⁶ allerdings auf Widerstände, die unter den derzeitigen Umständen kaum zu

¹⁸² Geschäftsbericht 1994, S.8

¹⁸³ Zuletzt 1992/93 im angrenzenden Areal der Seewiesenäcker, in dem die Genossenschaft 32 Sozialwohnungen und 19 Reihenhäuser erstellt hat.

¹⁸⁴ Besonderes Aufsehen hat eine zum 1.9.1995 angesagte Mieterhöhung (in beträchtlicher Höhe) erregt, die im August 1995 zur Gründung einer Bewohner-Initiative *Wir sind die Gartenstadt* geführt hat. Innerhalb von wenigen Tagen werden 680 Unterschriften von Genossenschaftsmitgliedern gesammelt, mit denen die Einberufung einer außerordentlichen Vertreterversammlung und die Rücknahme der Mieterhöhung erreicht werden soll bzw. zumindest eine größere Transparenz derartiger Vorgänge und eine Satzungsänderung, nach der der Beschluß einer evtl. Mieterhöhung nicht mehr vom Vorstand, sondern von der Vertreterversammlung zu treffen sei. Nach Jahren der Passivität, in denen man die Belange der Genossenschaft weitgehend dem Vorstand, dem Aufsichtsrat, der Geschäftsführung und den gewählten sog. Vertretern überlassen hat, scheinen die Genossen, durch die Umstände gezwungen, nun also gewillt, selber wieder mehr Verantwortung zu übernehmen. (Siehe dazu auch die Berichterstattung in den Badischen Neuesten Nachrichten vom 3.8.95, 14.8.95 und 18.8.95)

¹⁸⁵ Neubaumaßnahmen im 'historischen' Teil der Gartenstadt werden erstmals in den Jahren 1978/79 kontrovers diskutiert, wie eine Artikelserie in den BNN (vom 16.2.78, vom 10.3.79, mit einer eigenen Sonderseite, und vom 26.4.79) belegt. Während auf der einen Seite die Bürgergemeinschaft Ruppurr einen Ensemble-Schutz als Denkmal vorschlägt, gibt es auf der anderen Seite seitens des Baubüros der Genossenschaft Schubladenpläne für einen Teilabriß des Straßenzugs Im Grün und eine Neubaueingangs durch „wirtschaftlichere“, „moderne“ dreistöckige Geschossbauten, die in dieser Form vom Vorstand jedoch abgelehnt werden.

¹⁸⁶ Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß der erwähnte Bebauungsvorschlag von Friedrich Ostendorf aus dem Jahr 1912 (Abb.2.30) ansatzweise eine solche Bebauung der tiefen Binnenräume vorsah.

überwinden sein dürften. Ihre soziale Akzeptanz ist bei der überwiegenden Mehrheit der Genossen nicht gegeben; zu groß wäre der Eingriff in bestehende Besitzstände.

Obwohl das Gelände der Gartenstadt in Rüppurr inzwischen weitgehend vom ausufernden Siedlungsbau der Vor- und Nachkriegszeit umschlossen ist, hat diese den eigenständigen Charakter und die Ablesbarkeit ihrer morphologischen Struktur bewahren können.

Der Ostendorfsplatz fungiert noch immer als 'Eingangs-Tor' und funktional-räumliches Zentrum der Siedlung. Dabei besteht ein bewusstes Interesse der Genossenschaft, die Lebensfähigkeit der kleinen Ladengruppe zu erhalten und zu unterstützen. Durch eine gezielte Mietpreispolitik, die auch kleineren Läden, die sich ansonsten auf dem freien Markt nicht halten könnten, das Überleben ermöglicht, wird die spezifische Mischung einer auf den Bedarf des Quartiers bezogenen Nahversorgung sichergestellt.

Schon um 8.30 Uhr ist der Platz belebt, auch von zahlreichen älteren Bewohnern (Abb. 2.52). Die vielfältig sortierten Geschäfte öffnen durchweg eine halbe Stunde früher als in der Innenstadt, und es läßt sich alles finden, was man für den täglichen Bedarf braucht:¹⁸⁷ ein Lebensmittelmarkt mit Bäckerei-Verkaufsstelle, ein Zeitungs-, Schreibwaren- und Buchladen (einschließlich Photo-Aannahmestelle und Spielwarenabteilung), Läden für Haushaltswaren und Gartenbedarf sowie für Strick- und Handarbeitswaren, ein Schuhgeschäft, ein Friseur mit Drogerie, ein Reformhaus, eine Apotheke und ein Café mit Konditorei, außerdem die Geschäftsstelle der Genossenschaft und eine Rechtsanwaltskanzlei. Des weiteren befinden sich eine Bäckerei mit Metzgerei-Verkauf sowie eine Zahnarztpraxis nur wenige Meter weiter am Holderweg.

Beachtlich und bezeichnend für die Attraktivität des Platzes ist die Tatsache, daß, insbesondere samstags, auch viele Nutzer aus den umliegenden Wohnquartieren hier einkaufen, nicht zuletzt aus der nahegelegenen Siedlung Danmerstock, die kein entsprechend (städtebaulich wie auch funktional) ausgeprägtes Nahversorgungszentrum besitzt.

In den Straßenzügen der Gartenstadt haben die zwischenzeitlich großgewachsenen Bäume ihre Bedeutung als raumfassende und raumabschließende Elemente noch verstärkt. Die ursprünglich starke räumliche Fassung durch Hecken und Zäune der Vorgärten ist hingegen verlorengegangen. Dort, wo noch begrenzende Hecken vorhanden sind, werden sie von der Genossenschaft einheitlich geschnitten, um die Kontinuität des Straßenbildes zu wahren.

Die platzartigen Aufweitungen, einst mit durchgängigem Belag und beschatteten Sitzplätzen ausgestattet, sind heute entweder zu Verkehrsinseln degradiert oder mit pflegeleichtem Grün 'bedeckt' worden. Ihr Verweilcharakter ist weitgehend verlorengegangen, was auch damit zusammenhängt, daß der öffentliche (Straßen-)Raum inzwischen vorrangig durch den fahrenden und ruhenden Autoverkehr bestimmt und belegt ist.

Die zum Zeitpunkt der Planung der Siedlung noch nicht voraussehbaren Parkraumansprüche sind längst nicht mehr in den Griff zu bekommen. Es mutet schon eigenartig an, wenn man in historischen Unterlagen nachliest, daß die Verbreitung des Autos seinerzeit sogar begrüßt und als ein Motor für die Fortentwicklung der Gartenstadt angesehen wurde. So heißt es im Geschäftsbericht des Jahres 1926:

¹⁸⁷ Diese und die folgenden Feststellungen resultieren aus mehreren Begehungen im Sommer 1994 bzw. 1995.



Abb. 2 52: Der Ostendorfplatz bildet nach wie vor den funktional-raumlichen Mittelpunkt der Gartenstadt (1995)



Abb. 2 53: Die tiefen Gartenparzellen dienen heute vorrangig als Erholungsgärten (1995)

„Die Entwicklung des Autobetriebes hat zweifellos günstig auf die Entwicklung der Gartenstadt eingewirkt. Mancher Stadtbewohner, der schon längst den Wunsch hatte, in die Gartenstadt zu ziehen, entschließt sich bei den besseren Verkehrsverhältnissen leichter dazu.“¹⁸⁸

Im Kleinhausviertel sind Stellplätze fast nur im öffentlichen Raum verfügbar. Lediglich zwischen einigen, die Baugruppen arrondierenden, Einzel- und Doppelhäusern konnten Garagenbauten eingefügt bzw. in den rückwärtigen Grundstücksbereich eingeschoben werden. Der zentrale Garagenhof im Norden der Gartenstadt wurde 1972 oberirdisch umgestaltet, eine zunächst erwogene Tiefgaragenlösung an dieser Stelle dann doch nicht ausgeführt. Die Wartezeit auf eine Garage beträgt derzeit 20 Jahre, wobei sich die Situation nach jedem Mieterwechsel (meist folgen den älteren Bewohnern ohne Auto jüngere Familien mit Auto) weiter verschärft.

In Anbetracht der fortwährenden Verringerung der räumlichen und gebrauchsbefugten Qualitäten des öffentlichen (Straßen-)Raums durch die Zunahme des motorisierten Individualverkehrs hat die Bedeutung des sekundären, blockinternen und seit jeher verkehrsberuhigten Wegenetzes zugenommen. Dies gilt vor allem für die Erschließung zu Fuß und mit dem Fahrrad, die vielfach, wie eh und je, 'von hinten' erfolgt. Die zahlreichen vor oder hinter dem Gartentor abgestellten Fahrräder belegen dies.

Die ursprünglich für den landwirtschaftlichen Nebenerwerb und die Kleinviehhaltung errichteten Anbauten und Nebengebäude sind zwischenzeitlich mehrheitlich zu Wohnzwecken umgenutzt worden, nicht zuletzt auch als Kompensation der für unsere heutigen Verhältnisse eher kleinen Wohnfläche in den Häusern selbst.

Wohnflächen und Standard der Reihenhäuser im historischen Kernbereich sind, an heutigen Ansprüchen gemessen, in den meisten Fällen noch immer relativ gering. Es bestehen Defizite in Bezug auf den Grundrißzuschnitt und die Raum- und Wohnungsgrößen, auf den Schall- und den Wärmeschutz wie auch die sanitäre (fehlende Bäder und Duschen) und technische Ausstattung (Ofenheizung).

Im Laufe der Jahre sind deshalb eine Reihe von Modernisierungs-Maßnahmen (teils auf individuelle Initiative hin, teils auch zentral vonseiten der Genossenschaft) in die Wege geleitet worden. Diese betreffen die Erneuerung der Installationen, den Einbau von Bad und Zentralheizung, eine Erweiterung des Wohnflächenangebots durch den Aus- und Umbau der Speicherflächen unter den steilen Dächern, Anbauten zur Gartenseite hin (Ausbau von Terrassen und Veranden), Umbauten der früheren Kleinviehställe sowie in Einzelfällen auch eine veränderte Grundrißdisposition durch Umkehrung der inneren Orientierung, so daß der Wohnraum zum Garten (anstelle der vormals großen Wohnküche) und die Küche zur Straße ausgerichtet ist.

In einigen (wenigen) Fällen ist eine Zusammenlegung von vormals zwei Häusern zu einem erfolgt: z.B. in der Sperlingsgasse (dem heutigen Staudenweg), in der zwei kleine Reihenhäuser aus dem Jahr 1913 mit jeweils 50 qm Wohnfläche zu einer größeren Einheit zusammengefügt wurden.

Die vielfach ungenehmigt vorgenommenen An- und Umbauten in Haus und Garten bereiten der Geschäftsleitung der Genossenschaft nach wie vor große Probleme. Im Geschäftsbericht 1994 heißt es dazu:

¹⁸⁸ Geschäftsbericht für das Jahr 1926, S.6

„Wir werden den sogenannten 'Wildwüchsen' Einhalt gebieten, um der Gartenstadt ein optisch ansprechendes Äußeres zu erhalten oder ein solches wieder herzustellen.“¹⁸⁹

Gemäß einem Vorstands- und Aufsichtsratsbeschluss von 1986 dürfen derartige Maßnahmen grundsätzlich nicht mehr in Eigeninitiative durchgeführt werden, sondern nur noch zentral vom Baubüro der Genossenschaft (gegen die Erhebung eines entsprechenden Mietzuschlags). Hintere Anbauten sollen nur dann genehmigt werden, wenn alle Mieter damit einverstanden sind, so daß die Maßnahmen einheitlich für eine ganze Zeile ausgeführt werden können. Unrechtmäßig erstellte Anbauten sollen in Zukunft spätestens bei Auszug des Mieters wieder abgebrochen werden.

In einem diesbezüglichen Musterprozeß wurde im Jahr 1993 der nach Ansicht der Geschäftsleitung unerlaubt und unangemessen ausgeführte Ausbau eines Wintergarten am Resedenweg 5a gerichtlich untersagt und der Wiederabbruch angeordnet.¹⁹⁰

Die größten Potentiale für individuelle Gebrauchs- und Aneignungsweisen liegen nach wie vor in den weiträumigen Gartenparzellen. Diese machen für ihre Bewohner, trotz der geringen Wohnflächen und bescheidenen technischen Ausstattung der Häuser, die spezifische, große Qualität der Gartenstadt aus.

In den meisten Fällen werden die Gärten, zumindest in einem Teilbereich ihrer Fläche, immer noch als Nutzgärten unterhalten, wenn auch dieser Aspekt der Selbstversorgung, seinerzeit ein wichtiger Anspruch der Gartenstadt-Idee, in seiner Bedeutung deutlich zurückgegangen ist. Er stellt heute, wenn überhaupt, eher ein Hobby und eine Ausgleichsbeschäftigung als eine Lebensnotwendigkeit dar, ein Zeichen für den deutlich erhöhten Lebensstandard gegenüber den Anfangsjahren der Gartenstadt.

Darüber hinaus hat die Nutzung als weniger arbeitsintensiver Ziergarten und vor allem als Erholungsgarten beständig an Bedeutung gewonnen (Abb. 2.53).

Wenn man die Parzellenstruktur im einzelnen analysiert, hat sich inzwischen in vielen Fällen eine typische, dreigeteilte Zonierung herausgebildet:

- zunächst ein unmittelbar an das Haus angelagerter Sitzplatz, ein Erholungsbereich, der befestigt, vielfach auch überdacht ist und zum Teil mit einer vorgelagerten, förmlichen Rasenfläche (als einem Stückchen repräsentativer Ziergarten) abgeschlossen wird;
- daran anschließend eine größere und tiefere Nutz- oder auch Ziergartenfläche;
- und am hinteren Ausgang (bzw. Eingang vom Gartenweg aus gesehen) meist ein Gartenhäuschen (für Geräte, Fahrräder, Gartenmobiliar), das den räumlichen Abschluß der Parzelle zur Binnenschließung bildet und in manchen Fällen noch mit einem zweiten Sitzplatz verbunden ist. (Abb. 2.39)

Im Gegensatz zum repräsentativen Charakter vieler Vorgärten ist in diesem rückwärtigen Bereich kaum eine bewußte Zurschaustellung erkennbar. Weniges ist inszeniert, und auch die vielerorts sichtbaren, liebevollen Details, z.B. einer überranken Eingangssituation, sind eher unpräzise. Der Binnenraum erweckt heute den Eindruck eines wohlfunktionierenden, sozusagen normalen und vorbehaltlosen nachbarschaftlichen Zusammenlebens 'zwischen den Gärten'. Die tiefen Gartenbereiche bieten Raum für zwangslöse Kommunikation, aber auch in-

¹⁸⁹ Geschäftsbericht 1994, S.9

¹⁹⁰ Siehe dazu den Bericht in den BNN vom 4.4.1993

dividuellen Rückzug. Sie sind Kontaktzone und Nische zugleich, mit, insbesondere im Sommer, verschlungenen, durchgrüntem Wegen und immer wieder wechselnden Ein- und Ausblicken. Die Leute kennen sich, halten im Gespräch auf dem Fahrrad oder am Zaun inne, und auch der Fremde wird angesprochen oder zumindest begrüßt.

Das Bild, das sich hier zeigt, entspricht in vielem durchaus noch der idyllischen Beschreibung, wie sie ein Zeitgenosse im Jahr 1952 zum 40jährigen Jubiläum des Bezugs der ersten Häuser formuliert hat:

„Blickt man aus einem oberen Fenster hinab auf die klar und ruhig gegliederten Häuserzeilen, so verdichtet sich noch der wohlthuende Eindruck der harmonischen Einheitlichkeit der Anlage. (...) Jetzt, in den Sommermonaten, ist die Gartenstadt malerisch. Bunt und duftend die Vorgärten mit den Heckenrosenbögen, mit den vielen zarten Sommerblumen neben dicken Hortensienbüschen, edlen Rosenstämmen, königlichen Sonnenblumen und viel Flieder. Hoch darüber wehen Birkenzweige, hier und da auch eine dunkle Tanne und - an markanten Punkten - hohe Pappeln. Und immer wieder, selbst über die Straßen neigend, Bäume mit saftigem Obst. (...) Beginnt und neigt sich ein Tag, dann klingen die Glocken der Rüppurrer Kirche mit ihren ehernen Stimmen herüber, und sinkt die Abendruhe nieder, dann blinken an den Wegen die Straßenlaternen auf, und ihr Licht zeigt malerische Bilder mit hohen Giebeln und dunklem Laub.“¹⁹¹

¹⁹¹ Aus den Badischen Neuesten Nachrichten vom 8.8.1952

Kurzfassung Gartenstadt Karlsruhe-Rüppurr

Das Paradigma der Gartenstadt, wie sie ab 1911 in Karlsruhe-Rüppurr realisiert worden ist, entwickelt sich vor dem Hintergrund der stadtreformerischen Diskussionen des ausgehenden 19. Jahrhunderts und der Jahrhundertwende. Seine wichtigste theoretische Grundlage erfährt es in Ebenezer Howards Veröffentlichung von 1898. Darin wird die Vision einer neuartigen regionalen Siedlungsstruktur entwickelt, welche an die Stelle der monozentrischen, großstädtischen Expansion die Entwicklung von dezentral verteilten und in ihrer Größe eindeutig begrenzten Städte-Gruppen (eben Gartenstädten) setzen möchte. Diese sollen die klassischen Vorzüge des Lebens in der Stadt (soziale Beziehungen, gute Infrastruktur) und des Lebens auf dem Lande (gesunde, naturnahe Wohnverhältnisse) miteinander verbinden.

Das Modell wird ab 1902 von der Deutschen Gartenstadigesellschaft aufgegriffen und bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs in etwa zwanzig Siedlungsprojekten umgesetzt. Angesichts der realen städtischen Entwicklungsbedingungen erfährt es dabei allerdings eine deutliche Schwerpunktverschiebung von seinem Anspruch einer gegen die Großstadt gerichteten Utopie zu seiner Realisierung als weitgehend vorstädtische Realität. Alle deutschen 'Gartenstädte' sind, strenggenommen, nur Gartenvorstädte, d.h. ohne die von Howard vorgesehene wirtschaftliche und politische Autonomie.

Das gilt auch für die Gartenstadt Karlsruhe-Rüppurr, deren Bezeichnung (der Name ist hier Programm) jedoch bewußt in dieser Form gewählt wird: denn in ihren sozial-räumlichen Intentionen, ihren Bildungsgesetzen und Strukturen bleibt sie eindeutig dem Gartenstadt-Gedanken verpflichtet. Sie bildet sozusagen eine Gartenstadt 'en miniature' und damit ein zur bis dahin gängigen Stadtentwicklungspraxis zweifellos alternatives Modell einer eher 'zellulären' Erweiterung aus überschaubaren, teil-autonomen Siedlungseinheiten.

Auch wenn sie funktional mit der Gesamtstadt verwachsen und auf diese angewiesen bleibt (die angestrebten Arbeitsplätze lassen sich eben nur in einer äußerst reduzierten Weise realisieren), konstituiert sie sich - morphologisch gesehen - als eine eigenständige, weitgehend in sich geschlossene und nach außen hin eher abweisende Einheit. Mauern, Hecken, und Baumreihen fungieren dabei als Elemente der Grenzziehung, der einleitende Ostendorfsplatz als Element des Übergangs und der Vermittlung von innen nach außen.

Nicht nur in morphologischer Hinsicht, sondern auch in ihren sozialen Vorstellungen verweist die Gartenstadt dabei in eine längst überholte Vergangenheit: auf das Bild der überschaubaren, räumlich wie auch sozial in sich geschlossenen, mit der umgebenden Natur noch versöhnten vorindustriellen Kleinstadt oder gar dörflichen Idylle. Diese kleinstädtische Maßstäblichkeit und Behaglichkeit wird zum wohlgestalteten Ausdruck der Hoffnung auf die Wiedergeburt einer (im Rückblick mehr als verklärten) 'heilen' Welt, in welcher der entwurzelte Großstädter wieder Rückhalt und Geborgenheit finden soll.

Dies spiegelt sich auch in dem gebundenen, hierarchischen Formmodell der Siedlungstextur wieder: als einem harmonisch gestalteten, ganzheitlichen Gefüge, einem einheitlichen Siedlungsbild, mit einem kohärenten Aufbau vom Kleinen zum Großen und umgekehrt. Alle Elemente, vom Ziegelstein bis zum Siedlungsplan, sind Glieder und Diener eines 'organischen' Ganzen. Dabei gibt es keine Brüche; die Teile sind nur aus dem Ganzen und dieses ist wiederum nur aus seinen Teilen zu verstehen. Norberg-Schulz hat für dieses Prinzip

den Begriff eines *divisen Ordnungsmodells* geprägt. Es steht für *Einheitlichkeit im Ganzen bei gleichzeitigem Abwechslungsreichtum im Detail*.

Dabei bilden *Baustruktur und Außenraum eine kompositorische Einheit*. Das Gesamtquartier ist in *Teilbereiche abgestuft*; diese sind wiederum in *überschaubare Wohn- und Nachbarschaftsgruppen* gegliedert, die sich entlang von *differenziert gestalteten Straßenzügen mit einem fortlaufenden Wechsel der Bilder und Ausblicke aufreihen oder an kleine platzartige Aufweitungen anlagern*.

Im Hintergrund steht die *Zielvorstellung vom Einfamilienhaus mit Garten als Wohnform für jedermann, als vollkommenster Ausdruck eines 'bodenständigen', naturverbundenen Wohnens (und Gegenpol zu den Mietskasernen der verachteten steinernen Stadt)*. Angesichts der *realen sozialen und ökonomischen Verhältnisse* läßt sich dieser Anspruch allerdings nur in Form von *gereihten Kleinhäusern* verwirklichen. Deren *Gruppierung erfolgt dabei nicht als stereotype, additive Reihung, sondern dient der bewußten Erzeugung von differenzierten stadträumlichen Situationen durch die Ausformung von das Einzelhaus übergreifenden städtebaulichen Ensembles*.

Nicht nur auf der *Siedlungs-, sondern auch auf der Gebäudeebene* folgen der *strukturelle Aufbau und die architektonische Sprache* dabei eingebürgerten, *konservativen Regeln und Gestaltungsprinzipien*. Zur Verwendung kommen *traditionelle Bauelemente und Materialien, die Vertrautheit erzeugen und Identität stiften sollen*.

Dabei bleibt die *individuelle Parzelle - wie in der historischen Kleinstadt - als Grundelement der Siedlungsbildung erhalten*. Mehrere Parzellen fügen sich wiederum zu einer *'offenen' Blockstruktur* zusammen. An dieser richtet sich die *Architektur aus: mit einer eindeutigen Vorder- und einer eindeutigen Rückseite*. Es ist der *traditionelle Dualismus von vorne und hinten, von außen und innen, welcher die gebaute Struktur und die darin zulässigen Gebrauchsweisen bestimmt*. Zur Straße hin *dominiert das Förmliche und der Anspruch des Kollektiven (der jeweiligen Gruppe)*, während sich im (Block-)Inneren das *Informelle und Individuelle in unterschiedlichen Formen der Aneignung entfalten kann (An-, Neben- und Umbauten, Gartenutzung, Kleintierhaltung)*. Dabei erweist sich das *sekundäre, blockinterne Erschließungsnetz im Alltag der Bewohner oftmals als wichtiger und intensiver genutzt als die förmliche Erschließung von vorne*.

In ihrer *Grundrißdisposition* orientiert sich die *Gebaudetypologie* noch weitgehend am *Muster des bürgerlichen Einfamilienhauses*. Eine *wirkliche Innovation in Richtung eines 'neuen' Typus des sozialen Wohnens* findet hier (noch) nicht statt. Vielmehr geht es auch auf dieser Maßstabsebene um eine *Weiterführung des Bekannten und angeblich Bewährten*.

Die *zwangsläufig herunterzuschraubenden Flächenwerte* führen in den meisten der realisierten Gebäudetypen zu *bürgerlichen Grundrißorganisationen 'en miniature'*, oftmals unter *Beibehaltung der Wohnküche als traditionellem Element des Arbeiterhauses* und *gleichzeitiger Ausweisung eines repräsentativen Salons, der sog. 'guten Stube'*. Letztere besitzt *überwiegend Repräsentationscharakter und einen äußerst geringen Gebrauchswert, da sie im Alltag praktisch nicht genutzt wird*.

3. Zeilenbausiedlung Karlsruhe-Dammerstock (1928-29):
'Städtebau ohne Eigenschaften'?



Abb.3.1: Endgültiger Bebauungsplan der Siedlung Dammerstock von Walter Gropius und Otto Haesler (1929)

*Zum ideengeschichtlichen Kontext:
Von der Trabanten(vor)stadt zur (Groß-)Siedlung*

Die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Siedlungen des Neuen Bauens ist bekannt und hinreichend dokumentiert; sie braucht an dieser Stelle nicht rekapituliert zu werden.¹ Der Großsiedlungsbau der Weimarer Zeit, wie er sich in seiner konsequentesten Form in den Zeilenbau-Siedlungen wie etwa im Dammstock manifestiert, will mit der scheinbaren Idylle der Garten(vor)städte nichts mehr zu tun haben. Diesen Siedlungsbau nur als eine unmittelbare und zwangsläufige Fortführung jener Gartenstädte zu interpretieren, wie es vielfach geschieht,² ist zweifellos ein Mißverständnis und eine Fehlinterpretation der den rationalistischen Siedlungen zugrunde liegenden Motivationen und Intentionen. In räumlicher, sozialer, aber auch technischer und organisatorischer Hinsicht verfolgt der Siedlungsbau zum Teil ganz andere Ziele als noch die Gartenstadt. Seine Vertreter distanzieren sich immer wieder bewußt von den Ansprüchen der Gartenstadt. So schreibt Hilberseimer 1929, im Jahr des Baus der Dammstock-Siedlung:

Während man noch bis in die neueste Zeit Siedlungspläne unter dem Gesichtspunkt, malerische Platz- und Straßenbilder zu erreichen, bearbeitete, tritt heute auch im Städtebau das funktionelle Moment in den Vordergrund. Die städtebauliche Planung erfolgt unter den Gesichtspunkten der Wohnlage zur Sonne und des Herausverlegens der Hauptverkehrsstraßen aus den Wohnquartieren. (...) Der Zeilenbau ist (...) in hygienischer, wirtschaftlicher und wohnungstechnischer Hinsicht (...) vorzuziehen.³

¹ Neben den klassischen Architekturgeschichten von Benevolo (1978), Tafuri und Dal Co (1977), Frampton (1983), Lampugnani (1980) sind hier, was eine allgemeine und spezifische Einzelprojekte übergreifende Darstellung angeht, vor allem das breit angelegte Werk von Barbara Miller Lane, *Architecture and Politics in Germany 1918-45*, Cambridge 1968 (dt. Ausgabe Braunschweig 1986) sowie der grundlegende Aufsatz von Günther Uhlig, *Stadtplanung in der Weimarer Republik*, in: *Neue Gesellschaft für Bildende Kunst* (Hrsg.), *Wem gehört die Welt? Kunst und Gesellschaft in der Weimarer Republik*, Berlin 1977 zu erwähnen, weiterführend: Julio Carlo Argan, *Gropius und das Bauhaus*, dt. Ausgabe Braunschweig und Wiesbaden 1983; Norbert Huse, *Neues Bauen 1918 bis 1933. Moderne Architektur in der Weimarer Republik*, 2. erw. Aufl., Berlin 1985; Angel Schwaner, *Otto Haesler und der Wohnungsbau in der Weimarer Republik*, Marburg 1982; Liselotte Ungers, *Die Suche nach einer neuen Wohnform. Siedlungen der 20er Jahre damals und heute*, Stuttgart 1983; Gert Kähler, *Wohnung und Stadt. Hamburg - Frankfurt - Wien. Modelle sozialen Wohnens in den 20er Jahren*, Braunschweig und Wiesbaden 1985; *Bauhaus-Archiv* (Hrsg.), *Vier Berliner Siedlungen der Weimarer Republik*, 2. erw. Aufl., Berlin 1987.

² So z. B. bei Monodetto Grassano, 1901: „Vieles läßt darauf schließen, daß die grundlegenden Bebauungsprinzipien der Siedlungen (...) die logische Fortführung der Konzepte und Erfahrungen darstellen, die vor dem Kriege im Umfeld der Gartenstadtbewegung gereift sind.“ (...) In städtebaulicher Hinsicht greifen die meisten der 'rationalistischen' Quartiere, die in Deutschland in den 20er Jahren gebaut wurden, auf Muster zurück, wie sie in der internationalen Bewegung der *modernisme* in den ersten Jahren des Jahrhunderts entwickelt worden waren. Es ist die Fortsetzung für eine bewußte theoretische Kontinuität.“ (S. 10)

³ Auch Kristiana Hartmanns Bewertung ist eher undifferenziert: „Die nach der Inflation in ganz Deutschland errichteten Siedlungen können als Nachfolgeunternehmen der Gartenstadt verstanden werden.“ (Kristiana Hartmann, *Gartenstadt und Siedlung. ein Produktionsversuch*, *Arch. des Heimats* in *Der Architekt*, Nr. 3, 1992, S. 150)

Im Gegensatz dazu schreibt Julius Posener: „Daß jedoch diese großen städtischen Baukomplexe mit dem Gartensiedlungsgedanken nichts mehr zu tun haben, braucht eigentlich nicht gesagt zu werden.“ (*Die Großsiedlungen*, *Ull. II*, Nr. 48, 1979, S. 279)

Ulrich Hilberseimer, *Nachbau und Wohnungsbau*, Tagungsbeitrag für die Reichsforschungsgesellschaft in *Die Form*, Nr. 11, 1929, nachgedruckt in Glöck und Schwarz, 1969, S. 140

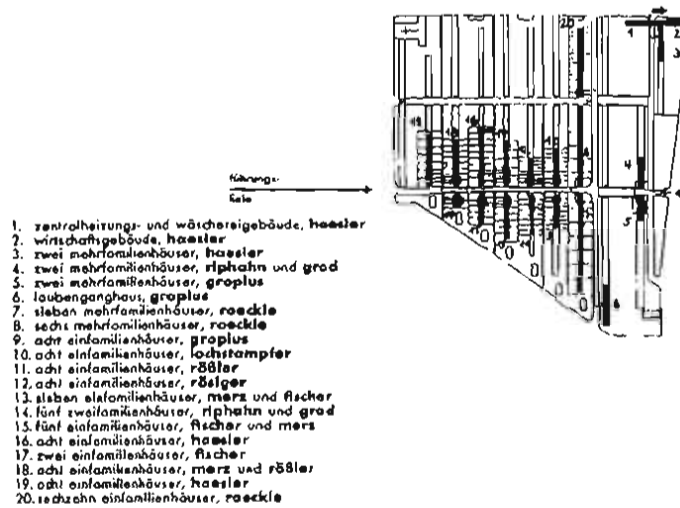


Abb.3.2: Siedlung Dammerstock, Lageplan der Bauausstellung im Jahr 1929

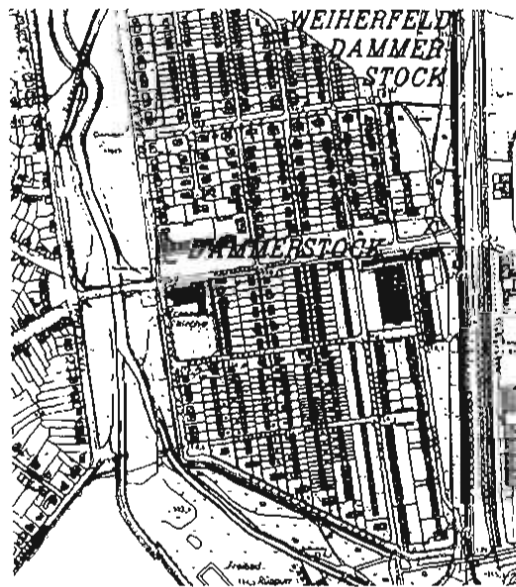


Abb.3.3: Siedlung Dammerstock, Lageplan mit ergänzender Bebauung der 30er Jahre und der Nachkriegszeit

Die Abgrenzung erfolgt aber auch in umgekehrter Richtung. So wird während der Dammerstock-Ausstellung 1929 in Karlsruhe von der unweit entfernt liegenden Rüppurrer Gartenstadigenossenschaft eine Gegenausstellung veranstaltet, bei der man drei verschiedene Musterhäuser eines bewußt traditionsverbundenen, 'bodenständigen' Wohnens dem Publikum präsentiert.⁴

Dennoch gibt es natürlich Verbindungslinien, einen gemeinsamen Ideen- und Erfahrungsschatz, Elemente der Kontinuität. Und natürlich auch eine Vielzahl von gebauten Beispielen, bei denen sich die Paradigmen überlagern und durchdringen; man denke nur an die Siedlungen von Bruno Taut und die frühen von Ernst May. Die Trennungslinie ist keineswegs scharf, sondern eher verschwommen; der Übergang erfolgt, insbesondere in der ersten Hälfte der 20er Jahre, nicht abrupt, sondern fließend.

Dabei gilt es noch ein zweites Mißverständnis aus dem Weg zu räumen. Die eigentliche Zäsur und der Paradigmenwechsel auf der stadtmorphologischen Ebene - vom gebundenen Modell der Gartenstadt zum seriellen der Großsiedlung - erfolgt keineswegs schon 1918/19, nach dem tiefgreifenden Einschnitt des Ersten Weltkriegs, wie vielfach angenommen, sondern erst in den Jahren um 1927/28. Erst dann wird der, im folgenden noch zu beschreibende, radikale Bruch von einem Teil der Avantgarde vollzogen. Bis zu diesem Zeitpunkt sind auch die neusachlichen Siedlungen, vor allem was ihre städtebaulich-räumlichen Gestaltungsprinzipien angeht, noch einem vorwiegend 'konservativen' Kanon verpflichtet bzw. einer Durchdringung von traditionellem und avantgardistischem Modell.⁵

Personelle Kontinuitäten

Die partielle Kontinuität zwischen der Gartenstadtbewegung vor dem Ersten Weltkrieg und dem Siedlungsbau der Weimarer Zeit ist nicht zuletzt auch durch Personen bedingt. Beispielhaft seien hier drei erwähnt: Bruno Taut, Ernst May und Martin Wagner. Sie alle und viele andere Protagonisten des Siedlungsbaus

⁴ Die Ausstellung findet von August bis Oktober 1929 statt. Vorgestellt werden drei möblierte Einfamilien(reihen)häuser mit jeweils drei Zimmern, Dachkammer, Küche, Bad, Terrasse, Waschküche, Vor- und Nutzgarten. Die Miete soll 60 RM betragen (siehe im Vergleich dazu auch Anmerkung 123). Die Gegenposition zum Dammerstock wird ganz bewußt bezogen: „Es ist unverkennbar, daß sich die Wohnformen in den letzten Jahren erheblich verändert haben. (...) Es ist aber eingehend zu prüfen, ob das Neue in jeder Hinsicht gut ist und ob es auch Bestand haben wird. Die Gartenstadt hat es in vorsichtiger Bewertung aller Gesichtspunkte für gut gehalten. (...) nicht radikal die bisherigen bewährten Grundsätze ganz auf die Seite zu schieben. Sie hält einen schrittweisen, wohlüberlegten Übergang zu neuen Formen für richtiger, als ein plötzliches völliges Aufgeben der in jahrelanger Erfahrung als gut bewährten Bauweise. Die Richtigkeit dieser Auffassung dürfte die im Berichtsjahr veranstaltete Ausstellung dreier neuer Haustyps mit möblierten Wohnungen gezeigt haben. Tausende haben in den Monaten August bis Oktober diese Wohnungen besichtigt und die überwiegende Mehrzahl der Bewohner hat sich anerkennend ausgesprochen. Auch haben hervorragende Baufachleute des In- und Auslandes die Ausstellung besucht und sich lobend sowohl über die Grundrisse als auch über die Art der Geländeteilung geäußert.“ (Geschäftsbericht der Genossenschaft für das Jahr 1929, S. 7f)

Auch die in Stuttgart parallel zur Weißenhofsiedlung konzipierte (wenn auch aus wirtschaftlichen Gründen erst einige Jahre später realisierte) Kochenhofsiedlung stellt ein solches bewußtes Gegenmodell zu den rationalistischen Siedlungen dar.

Günther Uhlig hat diese Überlagerung von traditionellem und avantgardistischem Formmodell exemplarisch am Beispiel der Frankfurter Siedlungen beschrieben: Günther Uhlig, *Städtebau am Stadtrand. Sozialräumliche Konzeptionen der Frankfurter Siedlungen*, in: Deutsches Architekturmuseum (Hrsg.), *Ernst May und das Neue Bauen 1925-30*, Berlin 1986



Abb.3.4: Siedlung Dammerstock, Luftaufnahme der Bauarbeiten (1929)



Abb.3.5: 'Wohnungsbau in Serie', Hauszeile von Franz Roeckle in der Siedlung Dammerstock (1929)

der 20er Jahre sind durch die Konzepte der Gartenstadt in ihrer Studien- und Ausbildungszeit entscheidend geprägt worden oder haben sogar selber Gartenstädte geplant.

Bruno Taut, der nach 1925 zum wichtigsten Architekten der Großsiedlungen in Berlin wird, hat immer wieder den Vorbildcharakter der Garten(vor-)städte für seine eigenen Projekte betont. Vor dem Ersten Weltkrieg hat er die Gartenstadtkolonie Reform in Magdeburg (1913-15; Erweiterungen bis 1932) sowie die Gartenstadt Falkenberg in Grünau bei Berlin (1913-15) geplant. In den frühen 20er Jahren vertritt er mit seinem Plädoyer für eine 'Auflösung der Städte' weiterhin dezidiert anti-großstädtische Positionen. Auch seine nachfolgenden Siedlungen in Berlin (Großsiedlung Berlin-Britz, sog. Hufeisensiedlung, ab 1925; Waldsiedlung Zehlendorf, sog. Onkel Toms Hütte, ab 1926) sind morphologisch betrachtet noch weitgehend den Gartenstadt-Prinzipien verpflichtet: „Reihenhäuser mit Gärten in den Baublöcken und (...) Dungweg zwischen den Gärten“, hat sie Julius Posener charakterisiert.⁶ Die Gestaltung und Ausdifferenzierung des städtischen Raums 'zwischen' den Zeilen erfährt hier, wie vormalig in der Gartenstadt, noch eine mindestens ebenso große Beachtung und Bedeutung wie die Ausformulierung der Gebäudetypologien an sich.

Martin Wagner, der zusammen mit Bruno Taut verantwortlich für die Großsiedlung in Berlin-Britz zeichnet, ist in vergleichbarer Weise zunächst noch dem Gartenstadtgedanken verbunden: Mitglied der Deutschen Gartenstadtesellschaft, Zusammenarbeit mit Muthesius und Schumacher, Planung der Arbeiterkolonie bei Rüstringen (1912) sowie der genossenschaftlichen Siedlung Lindenhof in Berlin-Schönefeld (1919-21) unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg. Auch letztere weist noch einen weitgehend gartenstädtischen Charakter auf, indem sie sich als 'kleinstädtische', mehrheitlich aus Einfamilienreihenhäusern mit eigenen Gartenparzellen bestehende, überschaubare und sich nach außen hin bewußt abschottende Siedlungsstruktur präsentiert.

Erst als Stadtbaurat von Gesamtberlin (ab 1926) und in der damit verbundenen Konfrontation mit den großstädtischen Fragen des Baus, der Verwaltung und der Bewirtschaftung der Metropole erfolgt eine Abkehr von der eher restaurativen, gegen die Großstadt gerichteten Haltung der Gartenstadt und die Einsicht, daß das offensichtliche Scheitern des Gartenstadt-Konzeptes (das die Wohnungsfrage nicht lösen kann) zu neuen organisatorischen, aber auch räumlichen und ästhetischen Modellen des Massenwohnungsbaus führen muß. Der Wohnungsbau darf sich nicht länger an der kleinen autarken Einheit aufhalten, sondern muß in die Gesamtheit des großstädtischen Wirtschaftsprozesses eingegliedert werden, was - so Wagner - nur durch eine umfassende Rationalisierung der Bauwirtschaft, die Einführung der „großen Serie“ sowie konzentrierte und zentralisierte Aktionen (im Gegensatz zum Dezentalisierungsanspruch der Gartenstadt) zu leisten sei.

Ähnlich ist der Werdegang von Ernst May. Auch er ist mit der Gartenstadt aufgewachsen: Schüler von Theodor Fischer in München, 1910-1912 Mitarbeit im Büro von Raymond Unwin in London, 1919-25 im Siedlungsbau in Schlesien

⁶ Posener, 1979, S. 69

Die Person und das Wirken Martin Wagners ist ausführlich von Ludovica Scarpa untersucht worden: Martin Wagner und Berlin. Architektur und Städtebau in der Weimarer Zeit. Braunschweig und Wiesbaden 1986.

Siehe außerdem Klaus Novy und Günther Uhlig, Stadt - Land- Wirtschaft. Begründungsdi-lemma eines wirtschaftlichen Städtebaus am Beispiel des Werkes Martin Wagners, in: Stadtbauwelt, Nr. 65, 1980, S. 468-472, sowie Günther Uhlig, Sozialisierung und Rationalisierung im 'Neuen Bauen', in: ARCHIT., Nr. 45, 1979, S. 5-8

tätig (aus dieser Zeit datiert auch sein aus dem Konzept der dezentralen Gartenstädte abgeleitetes Trabanten-Prinzip, als gleichsam zelluläres großstädtisches Wachstumsmuster). Anhand der Frankfurter Siedlungen, die während seiner Amtszeit als Stadtbaurat zwischen 1926 und 1931 realisiert werden, lassen sich die Übergänge und Unterschiede zwischen dem gartenstädtischen und dem rationalistischen Siedlungsmodell besonders deutlich studieren.⁸ Während sich die frühen Siedlungen, etwa die Römerstadt, trotz rationalisierter Gebäudetypologien in ihrer städtebaulichen Anlage noch weitgehend an Gestaltungsprinzipien der Gartenstadt orientieren (mit gefaßten Straßenräumen, differenzierten Außenräumen in einer konventionellen Polarität von vorne und hinten), sind die späteren, am deutlichsten davon Westhausen, das ausschließliche Derivat eines stereotypen, 'mechanischen' Zeilenbaus. Damit manifestieren die Frankfurter Siedlungen ganz exemplarisch den einleitend schon erwähnten Übergang und damit verbundenen Paradigmenwechsel von der noch einen ganzheitlichen, sozialen „Lebenszusammenhang bergenden Raumgestalt“ des Gartenstadtmodells zur (Groß-)„Siedlung als rein wissenschaftlicher (...) Ansammlung von Produktionsstätten“ (Günther Uhlig).⁹

Gartenstadt, Trabantenstadt, Großsiedlung

Von der Gartenstadtbewegung und ihrer nicht einlösbaren Illusion, wirklich 'neue' Städte gründen zu können, ist der Weg nur kurz zu der in den 20er Jahren erhobenen Forderung nach der Gründung von Trabantenstädten.

Das Trabantenstadt-Konzept stellt eine pragmatische Weiterentwicklung der Realität der Gartenvorstädte dar. Auf der funktional-strukturellen Ebene ist es die Fortführung des Modells einer Stadterweiterung aus zellulären Teileinheiten. Es knüpft an die progressiven Strömungen der Gartenstadtbewegung an, welche die Gartenstadt nicht auf die Idylle der Kleinstadt reduzieren, sondern von der großstädtischen Realität ausgehen und nach Modellen für deren Gliederung suchen. Auf die diesbezüglichen Vorschläge von Osthaus (1911) und Scheffler (1913) wurde schon hingewiesen. Ähnlich wie die Gartenstadt ist die Trabantenstadt eine weitgehend selbständige Einheit; anders als die Gartenstadt (wie sie Howard ursprünglich dachte) ist sie allerdings nicht als Gegenmodell zur Großstadt konzipiert, sondern als deren 'symbiotische' Ergänzung und mit dieser aufs engste verwoben.

Auch Raymond Unwin hat schon, seit seiner Planung für Hampstead Garden Suburb, derartige auf die Großstadt bezogene Dezentralisierungsmodelle vorgeschlagen und damit das Howard'sche Modell der autarken Gartenstadt zugunsten einer Gruppe von Vorstadt-Satelliten, die von ausgiebigen Grünzügen umgeben und mit der Kernstadt durch radiale Nahverkehrslinien verbun-

⁸ Zu den wichtigsten während der Amtszeit von Ernst May als Stadtbaurat in Frankfurt fertiggestellten Siedlungen zählen die Siedlung Bruchfeldstraße (1926-27), die Siedlung Praunheim (1926-30), die Siedlung Römerstadt (1927-29) und die Siedlung Westhausen (1929-31). Siehe dazu u.a. die folgenden Veröffentlichungen: Ungers (1983); Heike Risse, *Frühe Moderne in Frankfurt am Main 1920-1933*, Frankfurt am Main 1984; Christoph Mohr und Michael Müller, *Funktionalität und Moderne. Das neue Frankfurt und seine Bauten 1925-1933*, Köln 1984; Deutsches Architekturmuseum (Hrsg.), *Ernst May und das Neue Frankfurt 1925-30*, Berlin 1986; sowie die Zeitschrift *Das Neue Frankfurt* (1926-1934, Reprint Aachen 1977 hrsg. von Juan Rodriguez-Lores und Günther Uhlig).

⁹ Günther Uhlig, *Sozialräumliche Konzeptionen der Frankfurter Siedlungen*, in: Deutsches Architekturmuseum (Hrsg.), 1986, S. 100

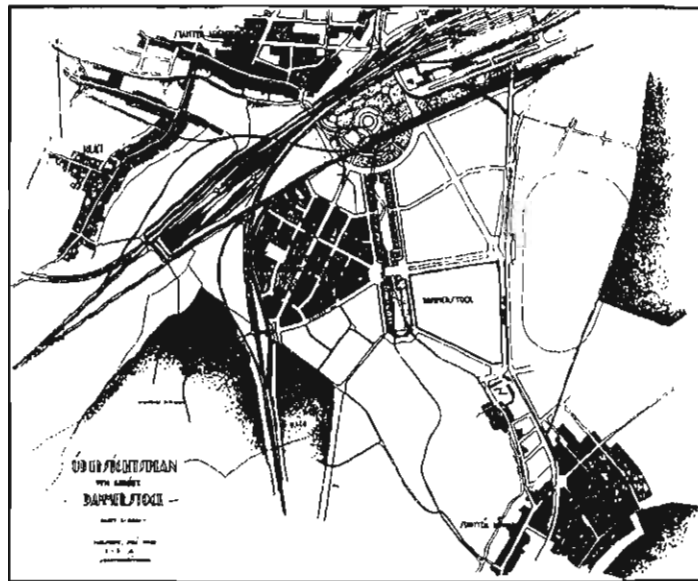


Abb.3.8: *Übersichtsplan des Dammerstock-Gebiets mit Eintragung des Wettbewerbsgeländes, Juli 1929
(im Südosten erkennbar: die Gartenstadt Karlsruhe-Ruppurr)*

den sind, aufgegeben: „The Garden City Principle Applied to Suburbs“ hat er die Vorschläge genannt.¹⁰

Unmittelbar daran knüpft der wichtigste und bekannteste konzeptionelle Beitrag aus den 20er Jahren zum Trabantenstadt-Konzept an: der Wettbewerbsbeitrag von Ernst May zur Stadtentwicklung von Breslau (1922).¹¹ May überträgt hier das Unwin'sche Dezentralisierungskonzept erstmals auf eine deutsche Großstadt. Auch in diesem Fall sind die 'Satelliten' keine völlig selbständigen Einheiten im Sinne Howards, sondern an bestehende Strukturen und Funktionen der Zentralstadt angebunden, allerdings mit einer beträchtlichen Teil-Autonomie. So sind z.B., als wesentlicher Bestimmungsfaktor in fast allen Trabanten, auch über das Wohnen hinausgehende Funktionen in Form von Arbeitsplätzen vorgesehen:

*Im allgemeinen wird (...) der Wohntrabant der seltenere Typ sein. Man wird danach streben, der neuen Tochterstadt die zu ihrer Entwicklung erforderliche Industrie anzugliedern, so daß sie sich gewissermaßen selbst erhalten kann.*¹²

May spricht in diesem Zusammenhang von in sich geschlossenen, räumlich fest umrissenen und in ihrer Einwohnerzahl auf ca. 50.000 bis 100.000 Bewohner begrenzten „Organismen“, mit einer lokalen Selbstverwaltung, die „wie Planeten um die Sonne schweben“.¹³ Die Trabanten sollen in ihrer städtebaulichen Physiognomie als selbständige Einheiten mit einer eigenen Identität ablesbar sein. Damit bleibt auch hier, über die bloße funktional-räumliche Ordnung der städtischen Peripherie hinaus, der dem Gartenstadtdenken verpflichtete Anspruch auf die Gestaltung einer einprägsamen und für den Einzelnen noch überschaubaren 'Heimat' bestehen. Ernst May schreibt dazu:

*„Besondere Bedeutung ist der Tatsache beizumessen, daß die Trabantstadt auch infolge ihrer festgelegten Höchstaudehnung, wenn erst ihr Ausbau vollendet ist, sich festumrissen aus der sie umflutenden Freifläche abhebt. Wie einst der Wanderer beim Betreten der Stadt durch Wall und Graben oder durch die Stadtmauer den vor ihm auftauchenden Organismus der mittelalterlichen Stadt eindrücklich als festumrissenes Ganzes erfassen lernte, so wird auch die Trabantstadt, umgrenzt durch Reihen von Gruppenbauten oder durch Alleen, als feste Zelle ihre typische Eigenart schon durch ihre Silhouette verkünden.“*¹⁴

In den Frankfurter Siedlungen, die May wenige Jahre später in großem Umfang realisieren kann, lassen sich diese Vorstellungen allerdings nur rudimentär verwirklichen. Bestenfalls der Anspruch auf räumliche Abgeschlossenheit und

¹⁰ Zuerst in deutscher Übersetzung abgedruckt in *Die Gartenstadt*, 7. Jahrg., 1913, S.43, Nachdruck in Bollerey, Fehl und Hartmann (Hrsg.), *Im Grünen wohnen - im Blauen planen* Ein Lesebuch zur Gartenstadt, Hamburg 1990, S.118.

„[H]owards eher gleichförmig vernetzte Struktur der durch Kanäle, Straßen, Radial- und Ringbahnen miteinander verbundenen Gartenstädte hatte Unwin drastisch vereinfacht und umgebaut in eine hierarchisch geordnete Struktur, bei der die schwachen 'Satelliten' dem starken Zentrum als Zentralgestirn wie im Sonnensystem zugeordnet sind.“ (Bollerey, Fehl und Hartmann, 1990, S.47)

¹¹ Ernst May, *Städterweiterung mittels Trabanten* (1922). Das Projekt wurde in der Zeitschrift *Der Städtebau* veröffentlicht (19. Jg., 1922/23, S.51ff.). Ein Nachdruck erfolgte kurzlich in Bollerey, Fehl und Hartmann, 1990, S.183-188. (In seinem dazugehörigen Erläuterungsbericht weist May übrigens ganz explizit auf die Bedeutung seines „Lehrers“ Unwin und dessen Vorarbeiten hin.)

¹² Ernst May, *Städterweiterung mittels Trabanten*, in: Bollerey, Fehl und Hartmann, 1990, S.187

¹³ Ebd., S.184

¹⁴ Ebd., S.186

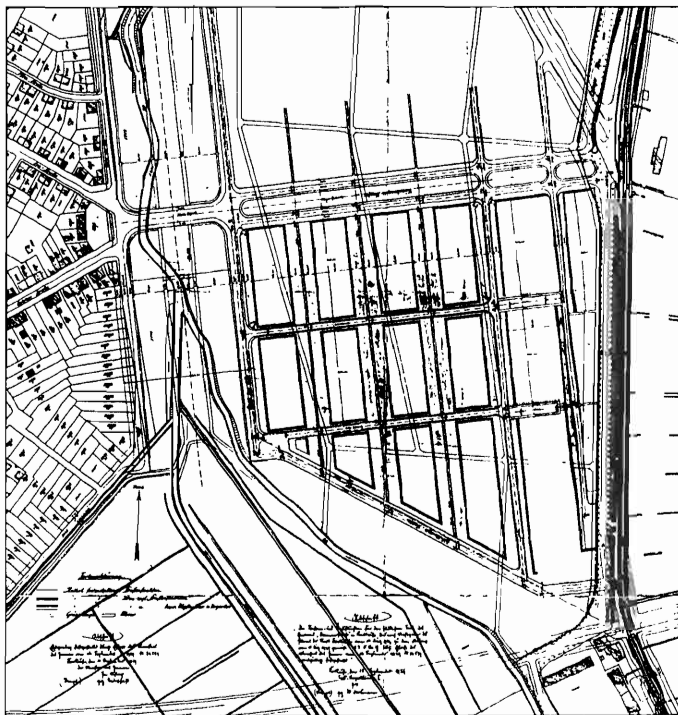


Abb.3.9: Bauflichtplan der Siedlung Dammerstock, datiert 29.2.1929 und 14.3.1929, mit handschriftlichem Eintrag über die ministerielle Rechtskräftigkeit vom 14.9.1929

formale Abgrenzung der Siedlungseinheiten bleibt in Teilen noch gewahrt (z.B. in der Römerstadt). In ihrer Nutzungsstruktur schrumpfen die Trabanten nunmehr aber zu rein monofunktionalen Wohnsiedlungen.

Denn auch das Trabanten-Prinzip ist, ohne umfassende Eingriffsmöglichkeiten in die Wirtschaftsstrukturen der Großstadt, zum Scheitern verurteilt. Mit dieser Einsicht und im Zuge des, insbesondere nach der um 1924/25 eingetretenen Stabilisierung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in der Weimarer Republik erfolgten, Aufschwungs der Bauwirtschaft wird nun die Großsiedlung zum pragmatischen, 'machbaren' neuen Modell deklariert. Der schon erwähnte Martin Wagner spricht 1929 in einem Vortrag von der „ideellen und auch der wirtschaftlichen Pleite“ der Garten- und der Trabantenstadsidee. Und er fährt fort:

...Aus welchen Gründen? Jedes Dorf, aber auch jede Weltstadt ist ein Markt. Die Großstadt wird wirtschaftlich von der Marktidee beherrscht. (...) Und so ist es auch ganz natürlich, daß das Siedlungswesen eine ganz natürliche marktpolitische Tendenz hat. Eine Ausgliederung der Industrie aus dem Kreise seines natürlichen Marktgebietes muß darum auf die größten wirtschaftspolitischen Hemmungen stoßen. Die Industrie hat z.B. durchaus keine Neigung, sich von der ortsansässigen Arbeiterschaft abhängig zu machen. Sie will an den größten Arbeitsmarkt angeschlossen sein und umgekehrt will der moderne Arbeiter und Angestellte das Angebot der offenen Stellen der Industrie ausnutzen.¹⁵

Die Vorstellung von einer Autarkie der jeweiligen Siedlungseinheit wird damit, zumindest in funktionaler, ökonomischer und sozialer Hinsicht, endgültig aufgegeben. Die Großsiedlung bleibt als solche ein fester Bestandteil der Großstadt und ihres Arbeitsplatzangebotes. Sie erhebt nicht mehr (wie einst die Gartenstadt und zum Teil auch noch die Trabantenstadt) den Anspruch, einen 'neuen' Stadttyp schaffen zu wollen, sondern paßt sich pragmatisch den bestehenden Verhältnissen an.¹⁶

Dabei sind, über die funktionalen, sozialen und stadtmorphologischen Aspekte hinaus, zwei weitere wichtige Unterschiede zwischen dem Konzept der Großsiedlung und den vorausgegangenen Gartenstadt-Vorstellungen zu verzeichnen.

Zum einen ist dies die fortan eine verstärkte Bedeutung erfahrende Technifizierung der Baustelle und der Bauproduktion, die vor allem mit der Hoffnung auf eine Verbilligung der Produktion einhergeht. Dabei geht es sowohl um den Einsatz von neuen, 'modernen' Baumaterialien als auch um den Versuch einer Übertragung von industriellen Fertigungsmethoden auf den Bauprozess. Aus dem damit verbundenen Anspruch auf Industrialisierung, Rationalisierung und Typisierung resultiert, bei seiner konsequenten Umsetzung, zwangsläufig auch eine Veränderung des städtebaulichen und baulichen Formmodells.

Und zum anderen ist dies eine einschneidende Veränderung in der Form der Trägerschaft. An die Stelle der kleinteiligen Genossenschaften treten ab dem Jahr 1924 große gemeinwirtschaftliche Wohnungsbaugesellschaften, die von Gemeinden, Gewerkschaften, Verbänden u.a. als Trägergesellschaften der geplanten Großsiedlungen gegründet und getragen werden.¹⁷

¹⁵ Martin Wagner, *Städtebauliche Probleme der Großstadt*, in: *Soziale Bauwirtschaft*, Nr. 7, 1929, S. 108-111, und Nr. 8, 1929, S. 119-122 (hier S. 120, zit. nach Uhlig, 1977, S. 55f)

¹⁶ Zur Gegenüberstellung der Konzepte von Trabantenstadt und Großsiedlung siehe auch Günther Uhlig, 1977, S. 50-71

¹⁷ 1924 erfolgt die Gründung der DEWOG, als dem Dachverband aller gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Wohnungsbaunehmen mit insgesamt zwölf Tochtergesellschaften, darunter die ebenfalls 1924 gegründete Berliner GEHAG

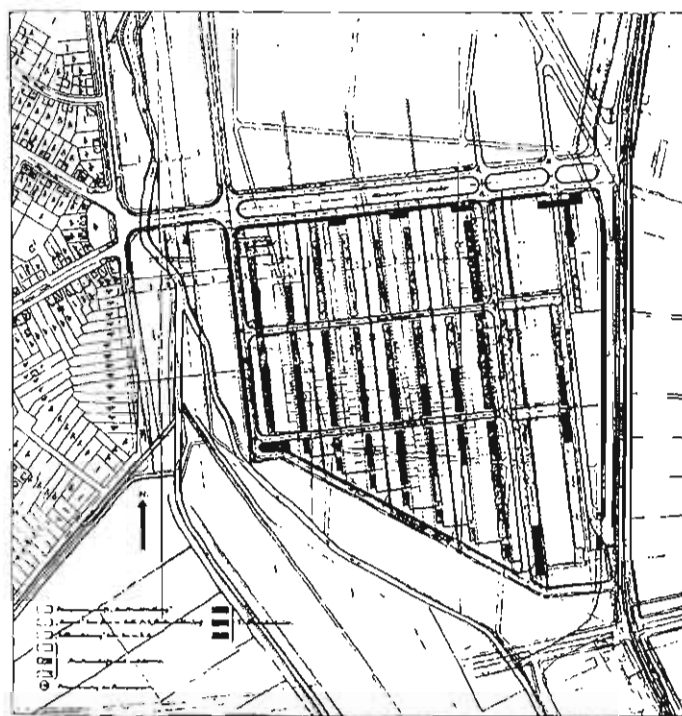


Abb.3.10: Parzellierungsplan des ersten Bauabschnitts der Siedlung Dammerstock, Februar 1929, mit Darstellung der Bauherrenschaft



Abb. 3.11 Sog. 'Bürgermeister-Schneider-Plan' zur Erweiterung von Karlsruhe aus dem Jahr 1926



Abb. 3.12: Ausschnitt aus dem 'Bürgermeister-Schneider-Plan' mit Darstellung des Bereichs des Dammierstock-Geländes

3.1. Zur Entstehungsgeschichte: Wettbewerb und avantgardistische Bauausstellung

In ihrem ursprünglichen Kern ist die Siedlung Dammerstock das Ergebnis einer mit großem propagandistischen Aufwand realisierten Bauausstellung. Als solche fügt sie sich ein in die Reihe der bedeutenden Ausstellungen, welche Ende der 20er Jahre der Avantgarde zum Durchbruch verhelfen sollen. Stuttgart 1927, Breslau 1929, Zürich 1931, Berlin 1931, Wien 1932... Unterschiedlich sind die Schwerpunkte und Themen, doch kaum eine andere löst derart heftige Kontroversen und Richtungskämpfe aus wie die Siedlung Dammerstock.¹⁸ Während es beispielsweise in der Stuttgarter Weißenhofsiedlung (1927) noch darum geht, der modernen Architektur im Südwesten Deutschlands zunächst eine Plattform zur Selbstdarstellung zu verschaffen, kann und muß Dammerstock einen entschiedenen Schritt weitergehen: Nicht mehr die ehrgeizige Einzelarchitektur soll sich hier brüsten, sondern die ehrgeizlose Rücknahme der individuellen Architektur in den Zusammenhang des (Groß-) Siedlungsbaus sucht nach Anhängerschaft.

Dammerstock löst einen schwerwiegenden Bruch, bis hin zur Spaltung, innerhalb der Wohnungsreformbewegung aus. Es ist der Schritt, den die konservative Moderne und die Traditionalisten erst recht nicht mehr mittragen wollen. Von rechts geschmäht und von links verlassen, beginnt die radikale Avantgarde von nun an, sich selbst zu isolieren, indem sie sich gegen reale soziale Erfahrungen abdichtet und immer trotziger zu noch reineren Prinzipien voranschreitet. Die Werke von Haesler und auch von Gropius nach Dammerstock - wir werden darauf zurückkommen - legen davon Zeugnis ab.

Dennoch, das Objekt des Anstoßes ist bei genauerem Hinsehen viel komplexer, als es die puristisch vereinfachende, polarisierende Kritik oft wahrhaben will. Meist geht der Blick nicht tief genug, man sieht nicht mehr als ein oberflächliches Prinzip. In Wirklichkeit ist das scheinbare Dogma des Dammerstocks durch viele Widersprüche gebrochen, es gibt Überlagerungen und Gegensätze, Vielfältigkeit anstelle der Eindeutigkeit des ersten Hinsehens. Auch das soll im folgenden aufgezeigt werden.

Vorgeschichte

Eine solch provokative Siedlung ist im eher bürgerlich-konservativen Land Baden schon ein eigentümliches und, zumindest auf den ersten Blick, überraschendes Produkt. Am Ausgangspunkt stehen ein engagierter Baubürgermeister, Hermann Schneider, welcher die Stadtentwicklungspolitik von 1919 bis 1933 maßgeblich mitbestimmt, und ein Stadtratsbeschuß aus dem Jahr 1928.

Der sog. Bürgermeister-Schneider-Plan, in seiner räumlichen Konzeption noch überwiegend traditionellen Stadterweiterungsprinzipien verhaftet, schafft als

¹⁸ Die Auseinandersetzung wird in zahllosen Zeitschriftenartikeln mit offener Polemik ausgetragen. Beispielfhaft erwähnt seien hier nur die Beiträge von Behne, Schwagenscheidt, De Fries, Lotz, Schmidt und anderen in der Zeitschrift *Die Form* aus dem Jahr 1930 (Hefte 6, 7, 9, 14 und 18, 1930).

Ausführliche bibliographische Nachweise der zeitgenössischen Zeitschriftenveröffentlichungen zum Dammerstock finden sich bei Angela Schumacher (Otto Haesler und der Wohnungsbau in der Weimarer Republik, Marburg 1982, S.383-386) und bei Brigitte Franzen (Die Siedlung Dammerstock in Karlsruhe. Zur Vermittlung des Neuen Bauens, Marburg 1993, S. 156-158).



Abb. 3.13. Gropius (1. Preis)

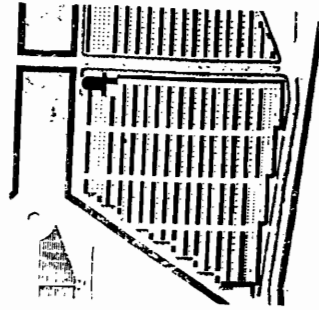


Abb. 3.14: Haesler (2. Preis)

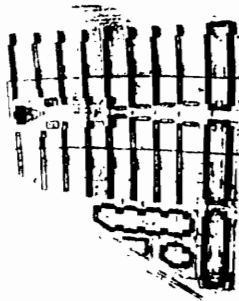


Abb. 3.15 Riphahn & Grod
(ein 3. Preis)

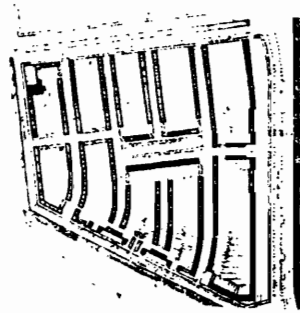


Abb. 3.16: Lochstampfer & Schmitt
(ein 3. Preis)

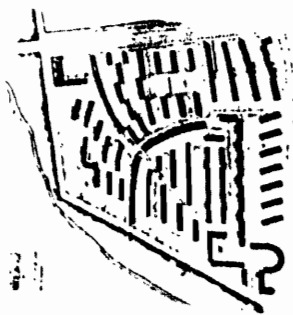


Abb. 3.17 Herkommer
(lobende Erwähnung)

Einige Beiträge zum Wettbewerb
Karlsruhe-Dammerstock (1928)

neuer Generalbebauungsplan der Stadt Karlsruhe (1926) die planerischen Voraussetzungen für die Ausweisung des Wettbewerbsgebietes im Süden der Stadt (Abb. 3.11). Zwar hat es auch zuvor schon Überlegungen für eine Bebauung des sog. Dammerstock-Geländes gegeben (zunächst 1907 als Industriegebiet mit Gleisanschluß, dann 1916 als Wohngebiet im Rahmen des *Projektes für die Bebauung des Geländes südlich des Hauptbahnhofes* von Max Läger; Abb. 2.9), doch erst mit dem Erweiterungsplan von 1926, der zum Teil auf den Läger'schen Prinzipien aufbaut, werden dafür die endgültigen Rahmenbedingungen gesetzt.

Der Stadtratsbeschuß vom Mai 1928 beinhaltet die öffentliche Verpflichtung zu einer aktiveren städtischen Wohnungsbaupolitik und die Gründung einer stadteigenen gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaft, der *Volkswohnung*, mit dem ausschließlichen Ziel der Erstellung von Kleinstwohnungen für munderbemittelte Bevölkerungsschichten.¹⁹ Karlsruhe, damals 140.000 Einwohner, folgt damit einem Beispiel, wie es, insbesondere seit Einführung der Hauszinssteuer (1924) nach der Währungsreform im November 1923,²⁰ schon von anderen Städten der Republik, etwa Frankfurt, vorgeführt worden ist. In der Begründung zum Stadtratsbeschuß heißt es:

„Das Problem der Wohnung als solcher mit Energie aufzugreifen und soweit als möglich der Lösung zuzuführen, d. h. die für eine Familie mit Kindern beiderlei Geschlechts gerade noch zureichende Wohnung so billig herzustellen, daß sie von der großen Masse der Bevölkerung auch bezahlt werden kann, ist heute von größter kultureller und staatspolitischer Bedeutung. (...) Die neu zu gründende Baugesellschaft soll deshalb ausschließlich Kleinwohnungen erstellen und zu angemessenen, den Baukosten entsprechenden Preisen vermieten. Sie soll dabei auf Fortentwicklung der Wohnung nach Inhalt und Form besonderen Wert legen und versuchen, unter Anwendung der neuesten Errungenschaften rationaler Wohnungsgestaltung und Einrichtung dem Ideal der Volkswohnung, d. i. der zureichenden und zugleich erschwinglichen Wohnung der großen Masse der Bevölkerung, näher zu kommen.“²¹

Schon wenige Wochen später, im Juni 1928, legt das städtische Tiefbauamt ein erstes städtebauliches Konzept für das Gelände vor. Gleichzeitig erarbeitet das städtische Hochbauamt Typengrundrisse für eine Bebauung durch die *Volkswoh-*

¹⁹ Die *Volkswohnung* ist eine der drei gemeinnützigen Baugesellschaften, welche ein Jahr später als Bauherren der Dammerstock-Siedlung auftreten werden. Die beiden anderen sind die *Gemeinnützige Baugenossenschaft Hardtwaldsiedlung* (gegr. 1919; Träger der ebenso genannten Siedlung im Nordwesten von Karlsruhe und bis dahin eher dem Gedankengut der Gartenstadt verpflichtet) sowie die *Heimat, gemeinnützige Bau- und Siedlungs-AG, Berlin-Zehlendorf, Außenstelle Frankfurt* (Angaben nach: Ausstellung Karlsruhe Dammerstock-Siedlung. Die Gebrauchswohnung, Katalog, Karlsruhe 1929, S.14).

Während die *Volkswohnung* im Dammerstock ausschließlich Reihenhäuser erstellt, ist die *Hardtwaldsiedlung* der Träger sämtlicher Geschoßwohnungsbauten sowie der Reihenhäuser von Gropius, Lochstampfer und Rösiger; die *Heimat* übernimmt die 400 Meter lange, dreigeschossige Zeile von Franz Roeckle (Hausgruppen 7, 8 und 20 im Ausstellungskatalog, a. a. O.). Die Finanzierung der Siedlung wird durch verlorene Zuschüsse, in Form von sog. zwölfjährigen Zinsbeihilfen der Stadt Karlsruhe, erleichtert bzw. überhaupt erst möglich gemacht, siehe dazu Dommer, *das karlsruher system der wohnungsbauförderung und seine anwendung in der dammerstock-siedlung*, in: *Ausstellung Karlsruhe...*, 1929, S.11ff. Ein Antrag auf verlorene Zuschüsse und niedrig verzinsliche Darlehen seitens der Reichsforschungsgesellschaft (siehe Anmerkung 23) bleibt erfolglos und wird abgelehnt, obwohl die *Dammerstock-Siedlung* deren Richtlinien durchaus entspricht (Angabe nach C.H. Bohtz, 1969).

²⁰ Die Hauszinssteuer (in Baden heißt sie Gebäudesondersteuer) belastet den Altbaubestand mit einer Sonderabgabe, welche mit der inflationsbedingten Entlastung von den Hypotheken begründet und vorrangig zur Ankerbelastung des Wohnungsneubaus eingesetzt wird.

²¹ Zit. nach Franzen, 1993, S.13f

nung. Beide Entwürfe, die bis heute nicht veröffentlicht wurden,²² sind von einer äußerst unbefriedigenden Qualität. Nicht ohne Grund verschwinden sie deshalb, ebenso schnell, wie sie erarbeitet werden, auch wieder in den Schubladen der jeweiligen Ämter.

Der städtebauliche Plan (Abb.3.6) zeugt von einer eigenartigen Unentschlossenheit zwischen modernen und traditionellen Strukturelementen. Er stellt eine hybride Symbiose von freistehenden Doppelhäusern, nord-süd-gerichteten Zeilen und verspringenden Blockfragmenten dar, ein Nebeneinander von fließenden, offenen und symmetrisch gefaßten, geschlossenen Räumen, von eher bescheidener Siedlungsarchitektur und monumentalem, axial großstädtischen Anspruch.

Die jeweils paarweise ineinander verschachtelten Grundrisse (des hier dargestellten Typs A mit knapp 45 qm Wohnfläche; Abb.3.7), die sich im Siedlungsplan nicht eindeutig lokalisieren lassen, sind nicht nur in ihrer konstruktiven Ausführung sondern - in ihrer wechselnden Ausrichtung, einmal nach Westen, einmal nach Osten - auch in funktionaler Hinsicht problematisch.

Die Planungen erwecken den Anschein, als ob beide Ämter unter großem Zeitdruck und ohne wechselseitige Abstimmung gearbeitet hätten. Und so gelangt man wohl sehr schnell zu der Schlußfolgerung, daß der mit dem Projekt erhoffte Innovationsschub nur durch einen qualifizierten, öffentlichen Wettbewerb zu erreichen ist.

Der Wettbewerb und seine Ergebnisse

Die Ausschreibung des Wettbewerbs erfolgt im Juli 1928. Das ca. 14,45 ha große Wettbewerbsgelände des sog. südlichen Dammerstocks ist in seiner Lage durch die städtebaulichen Vorgaben des Bürgermeister-Schneider-Plans bestimmt (Abb.3.8). Die Wettbewerbsbedingungen enthalten klare Vorgaben, welche die Zielsetzungen eines „fortschrittlichen Wohnens“ entsprechen:

- Bestimmung der Wohnungsgrößen auf die von der Reichsforschungsgesellschaft²³ festgelegten Richtwerte (45 qm, 57 qm und 70 qm für 4- bis 6-Betten-Wohnungen).
- möglichst Wohn-Zeilen in Nord-Süd-Richtung sowie
- eine kostengünstige Erschließung.

Der überwiegende Teil des Geländes soll mit Einfamilienhäusern bebaut werden, 1-4 bis 5-stöckig mit Geschößwohnungsbauten. Von jedem Teilnehmer sind, neben dem städtebaulichen Plan, auch Vorschläge für drei Typen von Einfamilienhäusern sowie drei Typen von Zweispännern gefordert.²⁴

²² Sie wurden vom Verfasser im Stadtarchiv Karlsruhe in der Akte IHR Abt. 1052 aufgefunden. Die genaue Bezeichnung heißt Reichsforschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen e.V. gegründet 1927 und hervorgegangen aus dem sog. Reichstypenausschuss. Siehe dazu Sigurd Fleckner, *Reichsforschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen. Anspruch und Scheitern*, in: Stiftung Bauhaus Dessau und Lehrstuhl für Planungstheorie der RWTH Aachen (Hrsg.), 1995, S. 221-233.

²³ Die ursprünglichen Wettbewerbs- und Ausschreibungsunterlagen galten lange Zeit als verloren. Sie sind erst kürzlich im Stadtarchiv Freiburg wieder aufgefunden und von Brigitte Franzen (1993) in ihrer Untersuchung der Dammerstock-Siedlung ausgewertet worden (S. 17ff.). Dabei bestätigt sie durchweg die Angaben von Schumacher (1982, S. 89 und S. 295, Anm. 29b.) sowie Cramer und Gutschow (1984, S. 145), die bislang auf Teilauszügen der Ausschreibungsakte in zeitgenössischen Zeitschriften basierten.

Zugelassen sind die Architekten der Stadt. Darüber hinaus gibt es acht auswärtige Zuladungen, darunter so prominente Vertreter einer modernen Wohnbauplanung wie Walter Gropius, der Architekt von Dessau-Törten, der ersten Siedlung, die 1926-28 nach der Logik der Montagekette entstanden ist, Otto Haesler, der in Celle kurz zuvor die Siedlung Georgsgarten fertiggestellt hat, und J.J.P. Oud aus Rotterdam.²⁵ Auch in der Jury überwiegt die fortschrittliche Richtung: Ernst May, Mies van der Rohe, Otto Völckers. Konservative wie Paul Schmitthenner sind in der Minderzahl, aber auch vertreten.²⁶

Insgesamt werden 43 Arbeiten eingereicht. Es gibt sechs Preise, drei Ankäufe und drei lobende Erwähnungen. Das Ergebnis ist bekannt: 1. Preis Walter Gropius, 2. Preis Otto Haesler.²⁷

Dabei beinhaltet der zweite Preis eigentlich die konsequenteste und gleichzeitig radikalste Lösung: eine, mit Ausnahme der nördlichen und östlichen Blockumfassung, völlig gleichwertige Raumtextur von vierzehn nord-süd-orientierten Zeilen, jeweils einseitig von Osten erschlossen; drei ost-west-verlaufende Querstraßen teilen diese Zeilen nochmals in vier gleichbreite Streifen. Das traditionelle städtische Raumgefüge wird hier aufgelöst in eine schier endlose Wiederholung gleichartiger Grundelemente - Wohnhäuser vom Strang, die ästhetische Simulation einer Maschinenproduktion auch im Städtebau (Abb. 3.14).

Gropius ist da weitaus subtiler und noch eher tradierten Mustern verhaftet: ein zentraler Platz als Mittelpunkt, raumbildende Straßen und Wohnwege, differenzierte Gebäude und Außenräume, je nach Lage innerhalb der Siedlung (Abb. 3.13). Gleichwohl betont das Preisgericht auch in seinem Fall die Klarheit und offensichtliche Rationalität der Gesamtanlage.²⁸

Die Grundentscheidung für einen mehr oder weniger durchgängigen Zeilenbau ist allen Preisträgern gemein, dennoch unterscheiden sich die Arbeiten ganz erheblich in der Konsequenz der Anwendung des Prinzips.

An vielen Stellen klingen noch Gestaltungsprinzipien der hierarchischen Gartenstadt mit, z.B. in der zentralen, symmetrisch gefaßten und mit der Kirche monumental abgeschlossenen Ost-West-Achse der dritten Preisträger Riphahn & Grod (Abb. 3.15).

Es gibt raumbildende, paarweise gespiegelte Zeilen und bewußt geschwungene Straßenverläufe, welche eigentlich noch ein 'modifiziertes Blocksystem' (mit deutlichen Polaritäten zwischen Binnen- und Außenraum) ausmachen, wie

²⁵ Die acht Zuladungen sind Richard Döcker (Stuttgart), Walter Gropius (Berlin), Otto Haesler (Celle), Hans Herkommer (Stuttgart), Paul Mebes (Berlin), J.J.P. Oud (Rotterdam), Franz Roeckle (Frankfurt), Max Schmechel (Mannheim). Bei dieser Auflistung zeigt sich, daß nicht ausschließlich 'avantgardistische' Architekten eingeladen sind, sondern durchaus auch gemäßigt-konservative (wie etwa Mebes, Herkommer, Schmechel). Döcker, Oud und Schmechel beteiligen sich nicht am Wettbewerb. Dafür werden später noch Riphahn & Grod aus Köln hinzugezogen. (Siehe hierzu Schumacher, 1982, S.296, Anm.216; Franzen, 1993, S.20)

²⁶ Weitere Mitglieder des Preisgerichts sind der Oberbürgermeister von Karlsruhe Julius Finter und Professor Heiligenthal von der Universität Karlsruhe. Als stellvertretende Preisrichter werden Baubürgermeister Hermann Schneider, Bruno Taut und Paul Bonatz benannt (Angaben nach Franzen, 1993, S.20).

²⁷ Die weitere Preisfolge sieht folgendermaßen aus: drei 3.Preise an Riphahn & Grod, Fritz sowie Lochstampfer & Schmitt; ein 4.Preis für Rösiger; Ankäufe von Roeckle, Fischer und Pflästerer; lobende Erwähnungen von Mebes & Emmerich, Freese und Herkommer. Siehe dazu Schumacher, 1982, S.92f; Ungers, 1983, S.130f; Franzen, 1993, S.21 (die beiden letzten auch mit Abbildungen aller preisgekrönten Entwürfe).

Vom 25.11. bis 2.12.1928 werden die Wettbewerbsergebnisse in der Städtischen Ausstellungshalle der Öffentlichkeit präsentiert (Franzen, 1993, S.21).

²⁸ „Bebauungsplan von großer Klarheit. Zweifellos fußt die Planung auf dem Gedanken der rationalisierten Arbeitsstelle (...).“ (Zitiert nach Cramer und Gutschow, 1984, S.145)



Abb. 3.18. Ergänzende Bebauung der 30er Jahre



Abb. 3.19. Ergänzende Bebauung nach dem Zweiten Weltkrieg

etwa die Arbeit von Lochstampfer & Schmitt, einem weiteren dritten Preis (Abb.3.16).

Und es gibt eine Menge von hybriden Siedlungsformen und Raumbildungen; sei es, daß man sich nicht so recht zwischen dem traditionellen und dem modernen Gestaltungsrepertoire entscheiden kann (z.B. der Entwurf von Herkommer, Abb.3.17), sei es, daß die vom Lageplan her schwierigen Randzonen und Zwickel nicht bewältigt werden (z.B. der südliche Abschluß in der Arbeit von Riphahn & Grod).

Realisierung und weiterer Ausbau der Siedlung

Im weiteren Verlauf wird Walter Gropius mit der städtebaulichen und künstlerischen Oberleitung beauftragt. In Zusammenarbeit mit Haesler entsteht der endgültige Siedlungsplan (Abb.3.1): eine Überlagerung der abstrakten Rigidität des Haesler'schen Entwurfes mit den gekoppelten Zeilen des ersten Preises.

Auf dieser Grundlage werden von der städtischen Verwaltung bis zum Februar 1929 der Bauflichtenplan (Abb.3.9) und der dazugehörige Parzellierungsplan (Abb.3.10) erstellt sowie insgesamt zehn Architekten mit der Wohnbauplanung für einen ersten Siedlungsabschnitt beauftragt. Neben Gropius und Haesler sind dies Riphahn & Grod, Roeckle, Lochstampfer, Rösler, Rösiger, Merz und Fischer

Von den im Wettbewerb vorgesehenen 750 Wohnheiten werden bis zum Ausstellungsbeginn im Herbst 1929, in nur wenigen Monaten Planungs- und Bauzeit, zunächst 228 Wohnungen, 30 davon voll möbliert, in 23 unterschiedlichen Typen sowohl des Geschoß- als auch des Reihenhausbau realisiert.²⁹ Vom 29. September bis zum 27. Oktober 1929 ist die Bauausstellung dem breiten Publikum zugänglich.

Doch es bleibt bei diesem Fragment. Zu einer Fertigstellung der Siedlung im Sinn ihrer Urheber wird es niemals kommen.³⁰ Zunächst bringt die Weltwirtschaftskrise die Bautätigkeit zum Erliegen; und anschließend führt die braune 'Blut und Boden'-Ideologie hier, wie auch anderenorts, zu einer weitgehenden Kehrtwendung im Siedlungsbau und einer Diffamierung aller fortschrittlichen Projekte der Weimarer Zeit. So schreibt Winfried Wendland, stellvertretender „Führer“ des Werkbundes nach dessen nationalsozialistischer Gleichschaltung, im Herbst 1933:

„Wir wollen nicht verkennen und wollen auch ehrlich einsehen, daß der Weg zur Weißenhofsiedlung in Stuttgart, der Weg zur Dammerstock Siedlung, (...) kurzum der Weg zum Modernismus, ein Irrtum des Werkbundes war.“³¹

In den Jahren 1936 bis 1940 wird die Siedlung in diesem Sinn weitergebaut, d.h., die Reihenhauszellen werden nach Norden hin durch ein völlig anderes Modell fortgeschrieben: das des traditionell eher kleinbürgerlichen, freistehenden Doppelhauses, mit Steildach und individueller Vorgartenzone, nach den Vorstellungen

²⁹ Ein Teil der Werkpläne dieser Gebäude ist noch heute im Stadtarchiv Karlsruhe erhalten und einsehbar (Akte I HR Abt. 1052).

³⁰ Insgesamt gesehen werden der Bebauungsplan von Gropius und Haesler nur zu etwa einem Drittel und der Wettbewerbsentwurf von Haesler (der auch das angrenzende nördliche Gelände miteinbezieht) nur zu etwa 15% verwirklicht.

³¹ Winfried Wendland, *Der deutsche Werkbund im Neuen Reich*, in: *Die Form*, Nr. 9, 1933, nachgedruckt in Gloor und Schwarz (Hrsg.), *Die Form. Stimme des Deutschen Werkbundes 1925-1934*, Gütersloh 1969, S.98

gen des sog. Heimatschutz-Stils. Die Häuser rücken, zu ihrer Straßenseite hin, wieder enger zusammen, und aus den großzügigen, beruhigten Wohnwegen werden wieder 'normale', befahrbare Straßen (Abb 3 18). Am südlichen Rand der Siedlung werden die bis dahin offenen Räume zwischen den Zeilen durch quergestellte Doppelhäuser gefaßt und geschlossen. Die Individualität und Befreiung (von der kollektiven Struktur und Ästhetik der 20er Jahre) ist dabei allerdings nur ein scheinbare. In ihrer inneren Disposition sind diese Häuser oftmals viel statrer, sie bieten eine weitaus geringere Nutzungsvielfalt an als die in ihrem Innenleben sehr vielfältigen Typologien knapp zehn Jahre zuvor.

Im Gegensatz zu den Realisierungen aus der Zeit des Nationalsozialismus werden nach dem Zweiten Weltkrieg die Geschosswohnungen des südlichen Dammerstocks vom Architekten Willy van den Kerkhoff durchaus im Sinn des ursprünglichen Bebauungsplans ergänzt. Von 1948 bis 1950 entstehen noch einmal 110 Wohneinheiten, die sich weitgehend an dem städtebaulichen Konzept, den Wohnungstypologien (in diesem Fall Laubenganghäuser) und den Bauelementen (Flachdach, weißer Putz, horizontale Fensterbänder) der Bauausstellung der 20er Jahre orientieren.

Auch im Norden wird in den 50er Jahren intensiv weitergebaut.³² Das Erschließungskonzept folgt dabei zwar den Vorgaben des ursprünglichen Lageplans, doch die Typologien sind ganz andere: meist konventionelle Doppel- und Reihenhäuser an wieder verengten, herkömmlichen Straßenräumen (Abb 3 19).

Die zentralen Gemeinschaftseinrichtungen, ein wichtiger sozialer Bestandteil des Siedlungskonzeptes von Gropius, werden durch die Entwicklung moderner Haushaltsgeräte (wie z.B. Haushaltswaschmaschinen und Waschtrockner) nach und nach ihrer ursprünglichen Funktion beraubt. Das Waschhaus im Kopfgebäude des Dammerstocks bleibt bis zum Jahr 1972 in Betrieb. Danach wird es umgebaut und ab 1975 als Architekturbüro genutzt. Durch Auflagen des Denkmalschutzes kann sein äußeres Erscheinungsbild weitgehend erhalten werden, trotz einiger daraus folgender Einbußen für die Funktion Architekturbüro, wie etwa der zu hohen Brüstungshohen der Fenster.³³

Anfang der 70er Jahre wird der Dammerstock als Ganzes unter Denkmalschutz gestellt und mit hohem finanziellen Aufwand saniert.³⁴ Es bleibt allerdings eine Unterschutzstellung, die sich weitgehend auf das äußere Erscheinungsbild beschränkt. Die innere Auflösung der funktionalistischen Wohnungsgrundrisse (durch Umbauten, Einbauten, Durchbrüche) läßt sich im einzelnen nicht kontrollieren und auch nicht verhindern, zumal ein Teil der Reihenhäuser inzwischen verkauft und privatisiert worden ist.

³² Zu den städtebaulichen Ausbauplänen siehe auch *Büdische Neueste Nachrichten* vom 9.11.1950.
³³ Zum Umbau des Waschhauses in Büroräume für das Architekturbüro Rossmann & Partner und den damit verbundenen Schwierigkeiten siehe den Beitrag von Ulrich Rossmann, *Das Architekturbüro in der Haschlinke*, in *Heimwelt*, Nr. 10-17, 1970, S. 515-517.
³⁴ Die Kosten sind wesentlich höher als zunächst veranschlagt. Neben einer Erhöhung des Wärme- bzw. Lärmschutzes sind zahlreiche konstruktive Mängel zu beseitigen. Dazu zählen die Freilegung von Kellern und Fußböden, die Erneuerung von Kaminen, in Einzelfällen auch von unzureichend dimensionierten Fundamenten, der Austausch von verrosteten Stahltreppen. Zu Modernisierung des Dammerstocks siehe auch *Büdische Neueste Nachrichten* vom 6.10.1970.



3.2. Stadt(teil) am Stadtrand: Autonomie und Abhängigkeiten im gesamtstädtischen Kontext

Im Deutschland des Neuen Bauens bedeutet Städtebau in erster Linie Stadterweiterung, Siedlungsbau, Wohnungsbau - und damit *Stadtbau durch Wohnungsbau*. Die Realisierungen in Frankfurt, Berlin, Hamburg und anderen Städten liefern dafür Anschauungsmaterial genug. Die soziale Problematik und die akute Wohnungsnot lassen die Frage nach der Struktur der Stadt insgesamt, die vor dem Ersten Weltkrieg sowie unmittelbar danach noch intensiv diskutiert wird, meist mit dem Ziel einer Zerschlagung der (monozentrischen) Großstadt überlieferter Art,³⁵ im weiteren Verlauf eher in den Hintergrund treten zugunsten einer realen Praxis des Wohnungsbaus, die in den Kommunen ab 1925 in grossem Umfang einsetzt. In diesen Jahren (1925-1931) avanciert die *Siedlung*, als räumliche und organisatorische Einheit, zum wichtigsten Grundelement des Stadtbaus der Weimarer Zeit.

Als solches ist die Siedlung durch einen ihr immanenten Doppelcharakter gekennzeichnet. Sie ist ein 'stadtbezogenes' wie auch ein 'stadtsprengendes' Element zugleich.

Auf der einen Seite ist sie insofern *stadtsprengend*, als daß sie - als ein in seiner Struktur und seinem Erscheinungsbild eigenständiger Teil der Stadt - das Modell einer ungebrochenen städtischen Expansion, eines gebauten räumlichen Kontinuums, grundsätzlich in Frage stellt. Sie bildet, zumindest räumlich betrachtet, ein Fragment mit einer eigenen Logik, das sich deutlich von der überlieferten Stadtstruktur löst.

Auf der anderen Seite bleibt sie, selbst in ihrer Negation der Stadt, unweigerlich *stadtbezogen*. Die reformerische Illusion selbstgenügsamer Zellen und Kleinstädte hat sich längst zerschlagen, die Siedlung kann und will auch nicht mehr sein als ein spezialisierter und rationalisierter Baustein einer arbeitsteilig funktionierenden städtischen Lebenswelt.

3.2.1. Strukturelle Autonomie

Dammerstock zerstört zunächst einmal alle Vorstellungen von der kompakten Stadt, es widersetzt sich dem klassischen, konzentrischen Wachstum 'in Jahresringen'. In diesem Aspekt (aber auch nur in diesem) bleibt die Siedlung noch dem Garten(vor)stadt- wie auch dem Trabantenstadt-Gedanken verpflichtet, nämlich den Ansätzen zu einer (physischen) Auflösung des gesamtstädtischen Wachstums in kleinere, *morphologisch eigenständige* Teilgebilde, wie sie etwa bei einigen Beiträgen zum Wettbewerb für Groß-Berlin (1910), in dem

³⁵ Dies hatte mit der Gartenstadtbewegung begonnen und sich zu Beginn der 20er Jahre in den Trabantenstadt-Konzepten fortgesetzt, einschließlich so radikaler Forderungen wie etwa Bruno Tauts Plädoyer für eine *Auflösung der Städte* (1920) überhaupt. Auf die reale Entwicklung der kapitalistisch-industriellen Städte haben diese Vorschläge jedoch (wenn man bedenkt, daß keine der Trabanten- und Gartenstädte bis dahin eine wirkliche Autonomie erreicht hat, sondern alle mehr oder weniger Vor-Orte und Schlafstädte geblieben sind) kaum eine Auswirkung gezeigt (am ehesten vielleicht noch bei den Neugründungen in England).

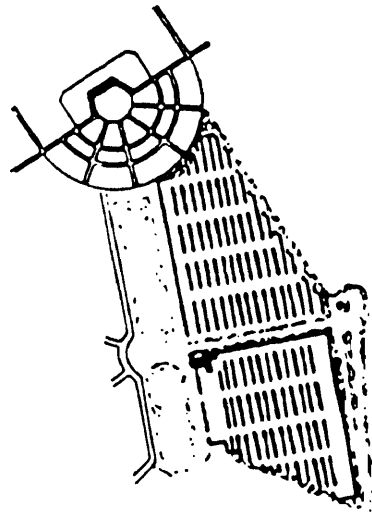


Abb.3.20: Städtebauliche Nebenskizze zum Wettbewerbsbeitrag von Otto Haesler (1928) mit einem Vorschlag für die Erweiterung der Dammerstock-Siedlung auch über die nördliche Grenze des Wettbewerbsgebiets hinaus

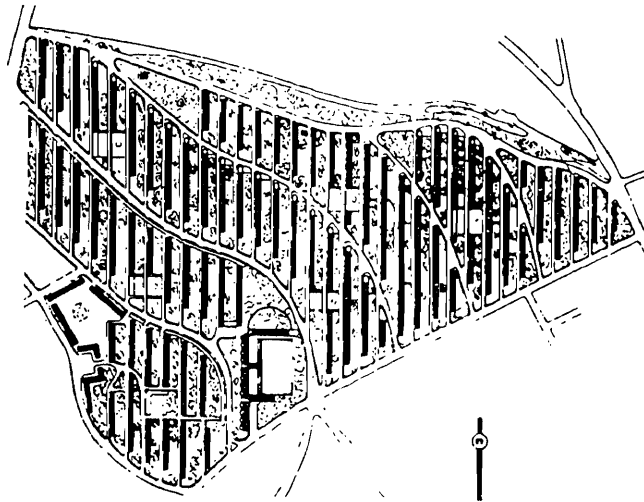


Abb.3.21: Projekt für Kassel-Rothenberg von Otto Haesler (1929-31)

May'schen Trabanten-Projekt für Breslau (1922) oder auch in den schon erwähnten Frankfurter Siedlungen entlang des Niddatal zum Ausdruck kommen.

Am besten sieht man dies im Vergleich des Karlsruher Generalbebauungsplans (des sog. Bürgermeister-Schneider-Plans) von 1926, welcher die Vorgaben auch für die Wettbewerbsausschreibung beinhaltet, mit dem letztendlich realisierten Siedlungskonzept.

Das Dammerstockgelände liegt zunächst noch außerhalb des damals bebauten Stadtareals, jenseits der räumlichen Stadtgrenzen, die insbesondere durch den neuen Bahnhof von 1913 und dessen Gleisanlagen als (ost-west-verlaufende) Barriere im Süden der Stadt gebildet werden. Der Bürgermeister-Schneider-Plan (Abb.3.11) versucht, diese Grenzen zu überspringen, Verbindungen zwischen den neuen Teilen und den alten Kernen und Strukturen herzustellen. Nichts liegt ihm ferner als die Ausweisung von eigenständigen oder gar isolierten Trabanten. Er arbeitet mit verbindenden Achsen und Alleen und eindeutigen baulich-räumlichen Bezügen, berücksichtigt (weitgehend) die vorhandene, natürliche Topographie und schlägt großzügige Grün- und Parkanlagen zur Verknüpfung der Quartiere vor.³⁶

Auch für das eigentliche Dammerstockgebiet sieht dieser Plan, zumindest ansatzweise, schon ein (vornehmlich von übergeordneten städtebaulichen Gesichtspunkten bestimmtes) Achsen- und Straßensystem sowie einen groben Zugschnitt der Baublöcke und einen zentralen Platz als Mittelpunkt des Quartiers vor. (Abb.3.12)

Ganz anders die endgültige Lösung (Abb.3.1). Sie verweigert sich gänzlich den vorgegebenen Prämissen, mit der Intention, eine neuartige Stadtforn zu prägen, die in ihren Bildungsgesetzen allein aus sich selbst heraus bestimmt ist. Dabei wird ein Anspruch formuliert, der universeller Natur ist und auf den vorhandenen Kontext keine Rücksicht mehr nimmt.

Auch die (unverlangt eingesandte) städtebauliche Zusatzskizze des Haesler'schen Wettbewerbsbeitrags zum nördlichen Dammerstock (Abb.3.20) läßt sich nicht als Einpassung in einen übergeordneten städtischen Zusammenhang interpretieren. Die Zeilen werden, mehr oder weniger willkürlich, dort abgeschnitten, wo das zur Verfügung stehende Baugelände endet, theoretisch können sie, bei Bedarf, unbegrenzt weiterwachsen (wie auch in Haeslers späteren Planungen für Kassel-Rothenberg und Berlin-Haselhorst). Der Schneider'sche halbrunde *Circus* mit seinen ausstrahlenden Radialen (als wichtiger Anknüpfungspunkt an die südliche Innenstadt konzipiert) wird bei diesem Siedlungskonzept stadträumlich völlig ignoriert.

Die kompromißlose Zeilenbau-Siedlung entwickelt sich unabhängig von der existierenden Stadt, sie will sich von dieser emanzipieren und gliedert sich deshalb auch formal bewußt aus. (Noch heute ist der Dammerstock, wenn auch längst vom ausufernden Siedlungsbrei umschlossen, ein in seiner *physischen* Struktur weitgehend autonomer Teil der Stadt.) Sie erhebt keinen Anspruch mehr, im konventionellen Sinne 'stadtbildend' zu sein, sondern verkündet - in emanzipatorischer Absicht - auch stadtmorphologisch ein neues Ideal.

Insofern unterscheidet sich die (Groß-)Siedlung, bei ähnlicher Ausgangsla-

³⁶ Paul Schütz weist in diesem Zusammenhang auf den Einfluß hin, den der Karlsruher Hochschulprofessor Max Läger, der nach dem Ersten Weltkrieg auch für die städtebauliche Gesamtplanung der Ruppurrer Gartenstadt verantwortlich zeichnete, auf die Konzeption des Generalbebauungsplans, insbesondere im Bereich südlich der Eisenbahn, gehabt hat. (Paul Schütz, *Die Dammerstocksiedlung vor dem Hintergrund der kommunalen Wohnungs- und Planungspolitik in Karlsruhe 1920-1930*, in: *Werk, Bauen und Wohnen*, Nr. 11, 1986, S.58f)

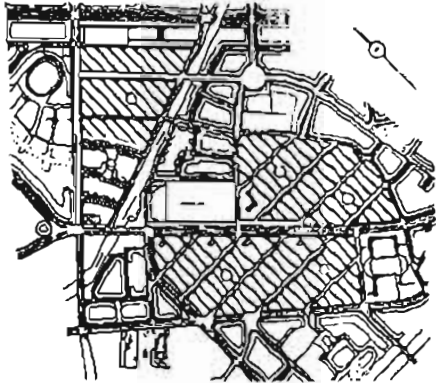


Abb.3.22: Projekt für Berlin-Neukölln von Otto Hoesler (1929-30)

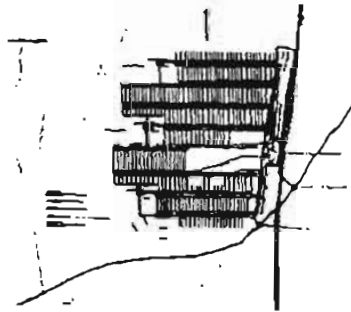


Abb.3.23: Projekt für eine Genossenschaftsstadt von Walter Gropius (1930)

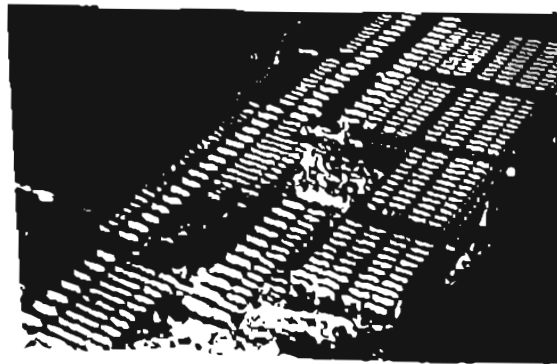


Abb. 3.24 Projekt für die Siedlung Glocken in Frankfurt am Main von Ernst May (1930)

ge, nämlich der Absicht einer Zerschlagung des kontinuierlichen, radiozentrischen Stadtwachstums, dann doch ganz entschieden von den Garten- und Trabantenvorstädten. Sie will keine künstliche Klemstadt- oder Klemgarten-Idylle mehr gestalten, die geschlossene, hierarchische Form gibt es nicht mehr, ihre Größe orientiert sich nicht länger an (idealisierten) sozialen Kriterien, sondern resultiert einzig aus den Notwendigkeiten eines rational organisierten großstädtischen Reproduktionszusammenhangs.

3.2.2. Organisationseinheit einer arbeitsteiligen Stadt

Die Planer der *Siedlungen* sind durchaus Realisten. Von den „reformsozialistischen Illusionen“, denen nach Meinung der konsequentesten Avantgardisten die Vertreter der Trabanten- und erst recht der Gartenstadt verfallen sind, haben sie sich längst verabschiedet. Nach dem Scheitern solcher Konzepte (die Industrie läßt sich eben nicht einfach dorthin verlagern, wo man sie gerne hätte, z.B. in die Gartenstädte), erkennt man in der (Groß-) Siedlung die realistische, ‚machbare‘ Organisationseinheit. Die Wohnungen müssen eben dorthin ziehen, wo die Arbeitsplätze sind. Die *Siedlung* bleibt ein abhängiger Teil der Stadt.

Die (Groß-)Siedlung gliedert sich an die bestehenden Produktions- und Machtstrukturen an. Sie funktioniert im Rahmen der Aufsplitterung der Stadt in differenzierte Teile: hier Fabrik und dort Wohnung, hier Straße und dort Schrebergarten. Die Idee einer Zuordnung der Arbeitsplätze in unmittelbarer Wohnungsnähe ist aufgegeben, die Siedlung bleibt Wohn-Stadt (in ihren besten Fällen) und sonst eben nur Schlaf-Stadt.

Die Utopie der Siedlung als sozialer, eigenständiger Ort, als heimatstiftendes ganzheitliches Lebensglück, löst sich auf in der Rationalität der arbeitsteiligen Stadt. Funktional gesehen bleibt sie ein unwiderruflicher Teil der Großstadt, zu deren Konzentration und Expansion sie weiterhin beiträgt.

Julius Posener hat dies im Vergleich zu der Howard'schen Gartenstadt-Konzeption wie folgt formuliert:

„Die Stadtrandsiedlung hatte (...) mit Howards Gartenstadt nichts mehr zu tun, weil sie eine Stadtrandsiedlung war. Howard wollte ein Gegengewicht gegen die Großstadt herstellen, ja, er ging so weit zu behaupten, daß die Großstadt selbst sich schließlich in eine Gruppe von Gartenstädten verwandeln werde. Die Stadtrandsiedlung war Teil der Großstadt, trug zum Wachstum der Großstadt bei.“³⁷

Die einen sehen darin eine mutige und fortschrittliche Akzeptanz der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Produktionsbedingungen und damit die praktische Umsetzung einer modernen und komplexen großstädtischen Organisation, wie sie die amerikanische Entwicklung, aus Europa gesehen, zu verheißen schien.³⁸ Die anderen befürchten dagegen einen hoffungslosen, kalten Utopis-

³⁷ Posener, 1979, S.69

³⁸ So schreibt etwa Adolf Rading 1925 in *Die Form*: „Unser Problem ist nicht einfach. Die Forderung nach Auflösung der großen Stadt in kleine Einheiten scheint einleuchtend, Ansiedlung im Flachbau, Selbsthaftmachung, Rückführung zur Natur scheint Förderung des Lebensglücks. Näherer Betrachtung jedoch weicht solche Eindeutigkeit (...) Was einige von uns seit Jahren theoretisch vertreten, das beweist Amerika praktisch: daß es auch innerhalb der heutigen kapitalistischen und Privatwirtschaft durchaus

mus, der den Menschen genau die Verhältnisse beschert, vor denen die Reformer selbst warnen: die einseitige, sterile Welt der sauberen Funktionsteilungen einer modernen Produktionslogik.

V
til
st
d
al
p

g
N

v
i
s
(
l

möglich ist, zu gesunden und vernünftigen Wohnformen dadurch zu kommen, daß die Einzelwohnung in ihrer massenhaften Zusammenfassung durch ihr restloses Sichtbarmachen bestimmend für die Stadtanlage wird. () Ich wende mich () gegen die Auffassung, die die verwickelten Probleme des Städtebaus durch monomanes Verfolgen einer bestimmten kleinen Idee glaubt lösen zu können, die unbedenklich alles Glück menschlichen Lebens durch die Verwirklichung eines schlagwortgekennzeichneten Gedankens verspricht, die bewußt oder unbewußt der großen Menge die feinen und vielfältigen Verknüpfungen verschweigt, die alle diese Gedanken und die daraus folgenden Taten dem Strom des wirkenden Lebens zuführen.“
(Adolf Rading, *Stadt, Form, Architektur*, in Gloor und Schwarz, 1969, S. 119f)

3.3. Aufbauprinzipien einer seriellen Siedlungstextur: das Dogma... und seine (partielle) Infragestellung

Von Adolf Behne stammt, schon aus dem Jahre 1930, die wohl bekannteste Kritik an der Dammerstocksiedlung. Er wirft diesem „heute konsequentesten Beispiel einer Siedlung im Zeilenbau“ starren Dogmatismus vor, Prinzipienreiterei, die „diktatorische Methode des Entweder - Oder“, Städtebau reduziert auf ein abstraktes Prinzip, mangelnde Raumbildung, fehlenden Ortsbezug, endlose Repetitivität:

„Die ganze Siedlung scheint auf Rädern zu stehen. Sie kann auf ihrem Meridian um die ganze Erde fahren (...) Eine Siedlung ohne Bindung ist nicht in Ordnung (...) Das heißt, Menschen im laufenden Band verpacken, nicht aber Städtebau.“³⁹

Viele dieser Argumente sind sicherlich berechtigt, und manche Provokation von ihren Urhebern auch bewußt so gewollt. Man denke nur an den berühmten, ausserst plakativen Lageplan in seiner endgültigen Fassung von Gropius und Haesler (Abb.3.1): die abstrakte Darstellungsweise, kaum mehr als ein Symbol, ohne körperhaft-sinnliche Ausdrucksqualitäten, die völlige Gleichartigkeit der Abstände zwischen den Zeilen, deren schiere Unendlichkeit, nur durch den 'zufälligen' Rand des Zeichenblatts abgeschnitten - all das ist, zumindest konzeptionell, der Ausdruck einer vollkommen neuen Grundhaltung, eines neuen Verständnisses von Siedlungstextur und Raumkomposition, das nicht mehr gegenständlich, hierarchisch aufgebaut und *ortsbildend* ist, sondern eher abstrakt, repetitiv und *ortsauflösend*.

Das ist allerdings nur die eine, zweifellos vorherrschende, Seite der Angelegenheit. Denn bei einer genaueren Analyse der gebauten wie auch durch einen nunmehr über 65jährigen Gebrauch geprägten Realität dieser Siedlung erscheint diese längst nicht mehr so abstrakt und dogmatisch, so eindeutig, wie man zunächst meint. Das ausschließlich rationalistische Prinzip ist vielfach, wenn auch subtil, durchbrochen, auch hier gibt es Überlagerungen und Abgrenzungen, räumliche Bezüge, Orts-Bestimmungen.

Diese beiden Aspekte der Siedlung Dammerstock, ihr *stadtsprengender* auf der einen und ihr *stadtbildender* Charakter auf der anderen Seite, sowie deren wechselseitige Durchkreuzungen sollen im folgenden näher betrachtet werden.

³⁹ Adolf Behne, *Dammerstock*, in: *Die Form*, Nr. 6, 1930, zit. nach: Gloor und Schwarz, 1969, S.168ff.

Auch heute wird die Dammerstock-Siedlung noch vielfach als ausschließliches Negativbeispiel vorgeführt: „(...) Der Siedlungsbau aber, wie er letztendlich (miß-)verstanden wurde, wurde in Form des Zeilenbaus weitergeführt. Die Siedlungsarchitektur der Zwanziger Jahre ist Dammerstock, Haselhorst, Westhausen. An die Stelle der Kollektivität traten Rationalisierung und wirtschaftliche Prioritäten.“ (Christine Hod-Slodczyk, *Siedlungsbau als Aufgabe und die Antworten der Architekten*, in: *Bauhaus-Archiv, Vier Berliner Siedlungen der Weimarer Republik*, 2. erw. Aufl., Berlin 1987, S.45f)

Oder auch: „Nicht *Dammerstock* mit seiner innovativen, 'revolutionären', unverrückbaren Form einer sauberen, konsequenten Lösung, sondern das *Dörfle* mit seinem Formdurcheinander, seinen Kompromissen weist den Weg in eine mögliche städtebauliche Zukunft - nicht nur für Karlsruhe.“ (Paulhans Peters, *Halbwertzeiten für Städtebau-Ideologien*, in: Martin Einsele, Michael Peterek, Ronald Klein-Knott, *Stadt im Diskurs. Beiträge zur aktuellen Städtebaudiskussion*, Karlsruhe 1994, S.88)

3.3.1. Abstraktion und Universalismus eines ortsauflösenden Siedlungsplans

Das Reihungsprinzip, wie es im *Zeilenbau* der Dammerstock-Siedlung besonders paradigmatisch verwirklicht wird, ist Ausdruck einer völlig anderen Einstellung in Bezug auf Stadtraum und Siedlungsstruktur, als wie wir sie noch im traditionellen, hierarchischen Gefüge der Ruppurrer Gartenstadt, aber auch in der räumlich geschlossenen Blockstruktur der Quartiere von Amsterdam-Süd und Rotterdam⁴⁰ vorfinden bzw. beschreiben haben.

Auf der siedlungsstrukturellen Ebene ist der Baublock das vorrangige Angriffsziel. Walter Gropius plädiert in seinem Vortrag vor dem CIAM in Brüssel (1930) mit Engagement für den *streifenbau* und macht dabei vor allem die folgenden Kritikpunkte am Baublock geltend:

- die mangelnde Besonnung der nach Norden orientierten Räume und Wohnungen,
- die mangelhafte Durchlüftung der Blöcke und ihrer Innenhöfe,
- die schwingigen Blockecken (mit ihrer gleichfalls mangelhaften Belichtung und Besonnung)⁴¹

Dies sind die bekannten 'hygienischen' Bedingungsgründe des Zeilenbaus.

Doch hinter diesem Avantgarde-Modell steckt mehr als nur ein funktionalistischer Begründungszusammenhang. Die hygienischen Zielsetzungen verbinden sich dabei mit sozialen, ökonomischen, aber auch formal-ästhetischen sowie allgemeinen kulturpolitischen.

Auf die programmatische Bedeutung des Dammerstock'schen Lageplans wurde schon hingewiesen. Ganz bewußt ist dieser als eine abstrakte Graphik, als ein Plakat mit signethaftem Charakter konzipiert. Ähnlich wie schon der Wettbewerbsbeitrag von Otto Haesler, geht auch der endgültige Plan in seiner zeichnerischen Aussage (nach Norden hin) selbstbewußt über die Grenzen des eigentlichen (südlichen) Baugelandes hinaus. Er macht damit folgendes deutlich:

Die Zeilenbau-Siedlung strebt kein abgeschlossenes, abgerundetes 'Gesamtbild' mehr an. Anzuwertete Vorstellungen von kleinstädtischer Begrenztheit und räumlicher Überschaubarkeit werden endgültig gesprengt. Der Siedlungsgrundriß ist tendenziell un abgeschlossen, unfertig, eine *offene* Form, die sich endlos verlängern ließe. Er hat keine Mitte und keinen eigentlichen Rand. 'Schwerpunkte' gibt es nicht mehr. Er folgt damit - in den Begriffen Peter Burgers - einem *paradigmatischen* Strukturmuster (im Gegensatz zum *synthetischen* der Gartenstadt), das einzig durch das Gesetz der Serie bestimmt wird.⁴² Adolf Behne schreibt treffend:

„Ist die Ebene nur groß genug, so kann der Zeilenbau nach Norden und Süden kilometerweit auseinander laufen.“⁴³

⁴⁰ Siehe dazu den Teil 4 dieses Arbeit, *Rotterdam Synonym*.

⁴¹ Walter Gropius, *Flach-, Mittel- oder Hochbau?*, in: *Internationale Kongresse für Neues Bauen* (Hrsg.), *Rationelle Bebauungsweisen*, Frankfurt am Main 1931, nachgedruckt in: *Mario Stampacchi, CIAM - Dokumente 1928-1939*, Basel und Stuttgart 1979, S. 92-97.

⁴² „Während das synthetische Strukturmuster, der Satz, dadurch gekennzeichnet ist, daß er - wie lang er auch immer sein mag - ein Ende hat, ist das paradigmatische Strukturmuster, die Reihe, prinzipiell un abgeschlossen.“ (Peter Burger, *Theorie der Avantgarde*, Frankfurt am Main 1974, S. 107).

⁴³ Adolf Behne 1930, S. 172.

Als Beispiel für diesen konzeptionellen Ansatz sei nur auf die gleichwertige, dezentrale Streuung der Ladenzeilen entlang der Numberger Straße, am nördlichen Rand des Baugelandes,⁴⁴ verwiesen. Jede Zeile erhält ihren eigenen kleinen (Versorgungs-)Kopf, ein alles bestimmendes Zentrum, als funktional-räumlicher Dreh- und Angelpunkt der städtebaulichen Anlage (mit einer Bedeutung, wie sie der Ostendorfplatz in der Ruppurrer Gartenstadt besitzt), gibt es nicht mehr. Der Zeilenbau wird zur strickmusterhaften (aber wohlkalkulierten) *Textur*.⁴⁵

Der Siedlungsplan scheint einzig und allein durch die Rationalität seines seriellen Aufbaus bestimmt zu sein: gleiche Zeilen (in Nord-Süd-Verlauf mit besten Belichtungs- und Besonnungsmöglichkeiten von Osten und Westen)⁴⁶, gleiche Zwischenräume zwischen den Zeilen, gleiche Ausrichtung und Erschließung, gleicher Freiflächenanteil in allen Wohnsituationen, Enthierarchisierung, Standardisierung und gleiche, optimierte Bedingungen für alle. Das ist der 'demokratische' Anspruch (und Glaube), der dem Prinzip zugrunde liegt.

Das genannte, standardisierte Einzelelement (sei es Wohnzelle, Haus oder Zeile) wird damit zum Ausgangspunkt des Städtebaus und die Stadtform zu einem zwangsläufigen Denkvorgang von addierten Elementen und multiplizierten Reihen (Abb. 3.5). Was daraus entsteht, ist an keinen konkreten Ort mehr gebunden.

„Die ganze Siedlung scheint auf Radem zu stehen.“ schreibt Adolf Behne in seiner Analyse der Dammerstocksiedlung.⁴⁷

Die städtebauliche Planung bleibt in einem hohen Maße abstrakt und universell, sie ist auch an andere Orte und in andere Zusammenhänge übertragbar, ohne dabei wesentliche Modifikationen ihres inneren Aufbaus erfahren zu müssen.⁴⁸

⁴⁴ Daß hier von Beginn an Läden in einer dezentralen Verteilung vorgesehen sind, ist durch entsprechende handschriftliche Eintragungen in einem städtebaulichen Lageplan der Dammerstocksiedlung (M 1:1000) von 1929 aus dem Bauatelier professor walter gropius belegt, der heute im Stadtarchiv Karlsruhe (I HR Abt. 1052) aufbewahrt wird.

⁴⁵ Man könnte einwenden, daß diese Reihung der Ladenköpfe ihrerseits sozusagen eine 'zentrale' Spange innerhalb der Siedlungsstruktur markiere. Das mag *funktional* so gelten (auch wenn sich die Läden im weiteren Entwicklungsverlauf vielfach an anderen, weiter südlich gelegenen und damit in Bezug auf die Wohnbebauung offensichtlich 'zentraleren' Stellen angesiedelt haben); *siedlungsstrukturell* werden damit aber keine erneuten Hierarchien geschaffen, sondern auch diese Versorgungsköpfe ordnen sich gänzlich dem egalitären Siedlungsmuster unter.

⁴⁶ Ganz genau genommen, sind die Zeilen um etwa 6° nach Nordwesten bzw. Südosten verschwenkt. Dies ergibt sich aus den übergeordneten Vorgaben des Bürgermeister-Schneider-Plans und der damit verbundenen Anlehnung an die Achse des Alßgrüns im Westen des Geländes (siehe Abb. 3.8).

⁴⁷ Adolf Behne, 1930, S. 172. Und in der Tat werden kurze Zeit später von Martin Wagner auch „wandernde Siedlungen“, industriell gefertigt und von leichter Montage und Demontage, vorgeschlagen (Martin Wagner, *Das wachsende Haus*, Berlin 1932, sowie ders., *Zur Ökonomie von Stadtbau und Bauwirtschaft*, in: *Der internationale Kapitalismus und die Krise*, Festschrift für Julius Wolf, hrsg. von S. von Kardoff u.a., Stuttgart 1932, S. 361-367).

⁴⁸ Deshalb werden auch die Randbedingungen der Planung soweit wie möglich angeglichen. Im Ausstellungskatalog heißt es z.B.: „das Innengebiet wies früher Unebenheiten bis zu 1 m auf, es wurde zur Erzielung der Einheitlichkeit der Siedlung verebnet.“ (Ausstellung Karlsruhe..., 1929, S. 14)

3.3.2. Zum Formmodell der Siedlungsstruktur

Der Übergang vom hierarchisch-ganzheitlichen Gefüge der Gartenstadt zum Reihungsprinzip der Avantgarde-Siedlungen läßt sich auch als ein Übergang von einem Formmodell zu einem anderen begreifen. In der Begriffsbildung von Peter Burgers *Theorie der Avantgarde* haben wir die traditionell ausgerichtete Rüppurter Gartenstadt als das klassische, *organische Formmodell* bezeichnet. Dammersstock steht dementsprechend für ein nicht-organisches, *avantgardistisches Formmodell*.⁴⁹

Während „das organische Modell (...) sogenannte antropomorphe Gestaltungsweisen, der menschlichen Gestalt entlehnte Formgesetze von Symmetrie, Oben-Unten, Rechts und Links“ verwendet, hat „das andere, das avantgardistische Modell (...) seine Analogie vom Takt der Maschine, von serienellen Prinzipien.“ schreibt Günther Uhlig in Bezug auf die unterschiedlichen Ausdrucksformen der Frankfurter Siedlungen jeweils zu Beginn und zum Ende der Zeit von Ernst May.⁵⁰ Ähnliche Überlegungen lassen sich auch auf den Karlsruher Kontext übertragen.⁵¹

Das *traditionelle* Werk ist durch eine dialektische Beziehung zwischen den Einzellementen und dem Ganzen, sowohl in der Baugestaltung wie auch in der Raumstruktur, geprägt. Architektonisches Detail, Bauwerk, Hausgruppe, Siedlung – alle Elemente verweisen stets auf das Ganze und erfahren nur in diesem Zusammenhang ihren letztendlichen Sinn. Das Werksganze ist durch Individualität, Einmaligkeit und Geschlossenheit bestimmt, es ist nicht reproduzierbar (und voll dies, seinem Anspruch nach, auch nicht sein).

Ganz anders das *avantgardistische* Modell, das vieler der bislang gültigen städtebaulichen und räumlichen Gestaltungsweisen entsagt. Die Originalität und Einmaligkeit der Siedlung ist kein Ziel mehr an sich. Die Teilelemente gewinnen nun einen viel höheren Grad an kompositorischer Selbständigkeit, sie emanzipieren sich von einer übergeordneten Totalität.

Dammersstock will keine hierarchische Komposition mehr sein, kein organisches Ganzes, sondern findet sein Bildungsprinzip in der Zusammenfügung autonomer, in sich selbst perfektionierter und ihrer eigenen inneren Logik gehorchender Einzellemente. Die einzelne Wohnung, die optimierte Zeile – das sind die Ziele, nicht das städtebauliche Ganze.

Die Teilelemente können einzeln „gelesen“ und verstanden werden, einzeln funktionieren, ohne das Werksganze erfassen zu müssen. Und sie sind weitgehend austauschbar bzw. fast beliebig reproduzierbar. Einzelne können wegfallen oder hinzukommen, ohne den Gesamtaufbau zu stören oder wesentlich zu verändern.

⁴⁹ Die Begriffsbildung – auch des Avantgarde-Begriffs, der sich insbesondere auf die „historische“ Avantgarde der 1920er Jahre bezieht – folgt hier den Definitionen Peter Burgers (1974, insbesondere S. 70ff., *Die avantgardistische Kunstwerke*).

In den siedlungsgeographischen Diskurs werden diese Begriffe darüber auch für die Deutung der architektonisch-städtebaulichen Phänomene des hier untersuchten Zeitraums, als hilfreich erweisen. erstmals von Günther Uhlig in einer Strukturanalyse der Frankfurter Siedlungen aus der Zeit May (1972/3) übertragen. Günther Uhlig, *Stadtbau am Stadtrand. Sozialräumliche Konzeption der Frankfurter Siedlungen*, in: Deutsches Architekturmuseum (Hrsg.), Ernst May und das Neue Frankfurt 1925-1930. Berlin 1986, S. 93-101.

⁵⁰ Diese Studie und Interpretation der Begriffe ist die vorliegende Arbeit verpflichtet Uhlig, 1986.

⁵¹ Siehe hierzu auch Michael Petersek und Günther Uhlig, *60 Jahre Stadt Siedlung Dammersstock. A Building Site of Modernism*, in: *ADP*, Nr. 3, 1991, S. 46-56.

Während
bedingen
kennlich
das avanta
schwulst
offen die
keit ange
für die K

„Das repr
auf Repr

An die S
als Aus/
und Syr
gekette
hier Ge
sage ei
(Produ
nisiator
(zumun

3.3.3.

Die :
sung
die t
Ausß
Mit
Kur
gen-
Mie
gun

chu
we
tu
be
ll
st
m
u



Siedlung Dammstock

Während das organische Modell als ein *Werk der Natur*, als ein Abbild des Lebendigen erscheint, welches die Tatsache seines Produziertseins am liebsten unkenntlich machen würde (als ob es immer schon so dagewesen wäre), gibt sich das avantgardistische selbstbewußt als ein *Produkt der Maschine*. Es ist nicht schwülstig, sondern kühl (zum Teil sogar 'unterkühlt') und affektlos und zeigt offen die Artifizialität seiner Entstehung. Für seine auf beliebige Wiederholbarkeit angelegte Produktion gilt, was Walter Benjamin an anderer Stelle allgemein für die Kunst der modernen Avantgarde formuliert hat:

„Das reproduzierte Kunstwerk wird in immer steigendem Maße die Reproduktion eines auf Reproduzierbarkeit angelegten Kunstwerks.“⁵²

An die Stelle des Subjektiven und Heterogenen tritt eine objektive Homogenität als Ausdruck der stets gleichbleibenden Präzision der Technik. Geschlossenheit und Synthese werden negiert, stattdessen stehen das Fließband und die Montagekette Pate. Es ist der von seinem Wesen her offene Produktions-Prozess, der hier Gestaltung findet. Jedem Anschein von endgültiger Totalität wird eine Absage erteilt. Die konstitutiven Elemente sind Glieder einer un abgeschlossenen (Produktions-)Kette. Siedlungsplanung wird damit in erster Linie zu einer Organisations-Frage ihrer konstitutiven Teile und das *Form-Modell* weitgehend (zumindest der Theorie nach) zu einem optimierten *Organisations-Modell*.

3.3.3. Zum Raummodell

Die Auflösung der (geschlossenen) Form findet ihre Entsprechung in der Auflösung des (geschlossenen) Raums. Das avantgardistische Raummodell zerstört die traditionell gegebene, unmittelbar erfahrbare Beziehung von Gebäude und Außenraum als einer Beziehung von Masse und Hohlraum. „Städte bauen heißt mit dem plastischen Hausmaterial Gruppen und Räume gestalten.“ So hat der Kunsthistoriker Brinckmann die Aufgabe kurze Zeit zuvor noch definiert.⁵³ Doch genau dies ist der Raum, den die Avantgarde nicht mehr will: den Stadtraum (der Mietskasernen) des 19. Jahrhunderts mit seinen ganz ungleichen (Wohn-)Bedingungen in Bezug auf Licht, Luft und Sonne.

Befreit von ihrer unmittelbaren Abhängigkeit von der Gebäudestruktur, welche ihrerseits nun nach anderen Bestimmungen (hygienischen etwa) ausgerichtet werden kann, erfahren Straße und Außenraum einen grundlegenden Bedeutungswandel. Der Außenraum ist kein konkreter, vornehmlich architektonisch bestimmter und ausdifferenzierter Raum mehr, sondern wird fortan zu einem fließenden, weitgehend homogenen Raumkontinuum, welches die Zeilen umspült (Mindest-)Abstände und Himmelsrichtung sind seine wichtigsten Bestimmungsfaktoren. Die Straße verliert ihren Charakter als öffentlicher Interaktions- und Repräsentationsraum (als der sie in der Gartenstadt noch vorrangig gedacht ist) und wird zu einer bloßen (Verbindungs-)Trasse der diversifizierten Funk-

⁵² Walter Benjamin, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, Frankfurt am Main 1963, S.21

⁵³ A.E. Brinckmann, *Platz und Monument als künstlerisches Formproblem*, Berlin 1908, S. 209

ionsbereiche der Stadt. Als „Vergleichgültigung [vormals, d.V.] konkreter Räume um Vollzug des Modernisierungsprozesses“ der Stadt hat der Philosoph Gérard Raulet diesen Veränderungsprozess bezeichnet.³⁴

Von seinen Zeitgenossen wird dieser Bedeutungswandel des Außenraums (wie auch derjenige der Siedlungsform) keineswegs einheitlich, sondern durchaus widersprüchlich diskutiert und bewertet. So spricht auf der einen Seite Justus Bier im Oktober 1929 in der Zeitschrift *Die Form* von einem „neuen Raumbegriff“, der im Dammertstock zum Ausdruck kam und der es als Siedlungstyp

„ermöglicht, (...) an Stelle eines gleichsam herausgeschnittenen Raumeils [der historischen Stadt A.d.V.] den Gesamttraum mit den in ihn gesetzten Körpern zu erleben. Damit gibt die neue Siedlungsform schon an sich im Gegensatz zur früheren Stadtbildung das Gefühl der Weite.“³⁵

Auf der anderen Seite äußern sich Walter Schwagenscheidt (1930) ausgesprochen kritisch über die seiner Ansicht nach fehlende Raumbildung in der Dammertstock-Siedlung, über die Zufälligkeiten der Außenräume als bloßes Folgeprodukt multiplizierter Zeilen und über die Beliebigkeit von deren Längenausdehnung

„Die Zeilen in Karlsruhe (...) sind Plastikkörper und der zwischen ihnen liegende ‚Abstand‘ ist ein zufälliges Erwas. Wie wäre es sonst möglich, bei denselben Abständen die Länge der Zeilen ganz außerordentlich unterschiedlich zu machen. Es ist doch wohl nicht richtig, eine Fläche wie ein Cuthosenmuster aufzuteilen und zu sagen, das sei Städtebau (...). Die Siedlungen in Dammertstock und Kassel machen den Eindruck, als ob ihre Verfasser stolz darauf seien, den Raum überwunden zu haben.“³⁶

Auch Bruno Taut zeigt sich besorgt über die „Gefühlsarmut“ der städtischen Räume in den rigiden Zeilenbausiedlungen:

„Wir sind der Meinung, daß die unmittelbare äußere Umgebung der Wohnung für die Wohnung selber von größter Bedeutung ist. (...) Gefühlswerte können sich nur da einstellen, wo die Sinne einen fälligen Raum vorfinden: einen Raum also, dessen Abmessungen Beziehungen zueinander haben. (...) Ein Zeilenbau, der als absolute Forderung brutal über die Gegebenheiten der Landschaft und des Geländes hinweggeht, müßte konsequenterweise auf Rädern und Schienen um die ganze Erde herumrollen.“³⁷

Im Gegensatz zur „Weite“ bei Justus Bier spricht Schwagenscheidt von einem „Gefühl der Leere“³⁸, das ihn im Dammertstock überkäme. Leere im unmittelbar räumlichen, aber (vermutlich) auch im geistigen, im ideellen Sinne. Doch letztere ist von ihren Urhebern durchaus so gewollt. Die Zeilenbausiedlung will keine ganzheitliche Sinnsüftung mehr sein; sie soll Wohn-Ort sein und nicht mehr

³⁴ Gérard Raulet, *Natur und Ornament. Zur Erzeugung von Heimat, Darmstadt und Norwid* 1987, S. 9.

³⁵ Justus Bier, *Ausstellung 'Die Gebrauchswohnung in der Siedlung Dammertstock in Karlsruhe'*, in: *Die Form*, Nr. 12, 1929, S. 595-598, zit. nach Cranz und Gutshow 1984, S. 140.

³⁶ Walter Schwagenscheidt, *Problematik des Städtebaus*, in: *Die Form*, Nr. 9, 1930, S. 243-245, zit. nach Gloor und Schwarz, 1969, S. 173f.

³⁷ Bruno Taut, 1930, zit. nach Kristmann Hartmann, *Gestaltung und Siedlung. Ein Produktionsversuch menschlicher Heimat*, in: *Der Architekt*, Nr. 3, 1902, S. 141.

³⁸ Walter Schwagenscheidt, *Problematik des Städtebaus*, in: *Die Form*, Nr. 11, 1910, S. 243-244, zit. nach Gloor und Schwarz, 1969, S. 174.

3.3.4. Zur Wirkungsweise der Siedlungsstruktur

Das organische Modell fungiert als ein bewußter Bedeutungsträger. Es entwirft ein Bild der Versöhnung von Mensch und Natur, von Individuum und Gemeinschaft, möchte Geborgenheit vermitteln, Heimat stiften, und damit eine soziale Ordnung aufbauen, die „wenn schon (noch) nicht realisiert, so doch als hinter der Wirklichkeit vorgezeichnet angenommen und symbolisiert wird.“⁵⁹ Im Modell der Gartenstadt soll diese Geborgenheit ihre künstlerische Überhöhung und Vollendung erfahren.

Die Avantgarde-Siedlung löst sich von allen derartigen harmoniebeladenen Illusionen. Sie erhebt keinen Anspruch mehr, idyllische Heimat zu sein, verzichtet auf den (offensichtlich nicht mehr einzulösenden) Schein von Versöhnung und sozialromantischer Synthese.

Damit wird die Vorstellung aufgegeben, mit der *räumlichen* gleichzeitig auch eine *soziale* Organisationsform gestalten und so einen an die morphologische Struktur gebundenen Kommunikationsraum aufbauen zu können. Realitätsbewußt nimmt das Konzept der *Siedlungen* das auf, was sich in der städtischen Realität schon längst eingespielt hat: Der Wohnort ist die (Groß-) Stadt als Ganzes, die Verflechtungen der alltäglichen Lebenszusammenhänge entwickeln sich über deren Gesamtheit hinweg (hier Schlafen, dort Arbeiten, dort Schule, und dort Freizeit) und nicht mehr im überschaubaren Bezugsraum eines 'heimeligen' Quartiers.

Das Eingeständnis dieser sozialen Auflösungstendenzen, dieser Fragmentierung der urbanen Wirklichkeit, spiegelt sich im Aufbaugesetz und im Erscheinungsbild der Siedlung unmittelbar wieder. Diese muß (und will) nicht mehr *per se* schon einen 'Sinn' vermitteln. Im Gegenteil. Wie die Maschine (als ihr ideelles Vorbild) bleibt die Siedlungsstruktur, semantisch betrachtet, zunächst einmal 'tot', ein leeres Zeichen, das sich jedem sich anbietenden Anschein von Sinnstiftung und Versöhnung widersetzt.

Die Mitte, das Verbindende fehlt. Die Selbständigkeit der Teile führt, in ihrer letzten Konsequenz, zu deren Beziehungslosigkeit. Schon Behne hat dieses Empfinden artikuliert:

„Immer wieder dieses Gefühl: die Flügel klaffen weit auseinander, der Rumpf, die Mitte, die Verbindung, der Ausgleich fehlt.“⁶⁰

Walter Benjamin hat dies in seinem Essay *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* als den Verlust und die „Zertrümmerung der Aura“⁶¹ und ihres Scheins von Totalität bezeichnet. Die Aura („das ist die Autorität der Sache“)⁶² ist kein Ziel mehr an sich.

Im Gegensatz zum *symbolischen* Anspruch des geschlossenen, organischen Werkes ist das offene, avantgardistische Werk eher *allegorischen* Charakters. Die Allegorie reißt Dinge aus ihrem gewohnten Zusammenhang, isoliert sie und fügt sie auf neue Art und Weise wieder zusammen.⁶³

Solche Gestaltungsprinzipien, die sich einer vordergründig ablesbaren Sinn-

⁵⁹ Uhlig, 1986

⁶⁰ Behne, 1930, S. 173

⁶¹ Walter Benjamin, 1963, S. 83

⁶² Walter Benjamin, 1963, S. 16

⁶³ Zum Allegorie-Begriff bei Walter Benjamin, den dieser als Kategorie eines nicht-organischen Kunstwerks zunächst an der Literatur des Barocks entwickelt, siehe Bürger, 1974, S. 92ff

deutung bewußt versagen, stellen eine realistische Akzeptanz und pragmatische Reaktion auf die tatsächlichen Verhältnisse dar. Den Vertretern der Avantgarde ist klar, daß ihnen die Wirklichkeit als eine in ihrer Ganzheitlichkeit zu gestaltende entgeht, und deshalb versuchen sie auch gar nicht, dieses zu tun: lieber keine Synthese als eine falsche, eine aufgesetzte. Der Rückzug in die kalten Prozesse der Produktionslogik läßt sich zunächst als ein Zeichen der realistischen Selbstbegrenzung (ein Kritiker würde auch sagen der Ohnmacht) interpretieren.

Doch die Absicht bleibt nicht hierauf beschränkt, sie zielt noch weiter - und zwar insofern, als die Fremdarigkeit des neuen Siedlungsmodells nicht bloß hingenommen, sondern darüber hinaus bewußt inszeniert wird. Traditionelle, eingebürgerte Vorstellungsbilder vom Haus und vom bergenden Heim werden von der neuen Siedlungsarchitektur von Grund auf in Frage gestellt:

„Sockel und Traufe sind bloße Linien, keine Vorbereitungen und Übergänge gibt es mehr. 'Oben' und 'Unten' ist nicht mehr kenntlich () Der Körper kann auf der Seite ebenso stehen wie auf dem Kopf. Rechts und links beziehen sich auf keine Mitte.“⁶³

Die Verfremdung ist wohlkalkuliert und (ähnlich wie in anderen Bereichen des damaligen künstlerischen und kulturellen Schaffens, dem Theater etwa, der Malerei oder der Literatur) bewußt so gewollt. Walter Benjamin, einer der aufmerksamsten Beobachter der künstlerischen Avantgarde der 20er Jahre, hat die mit dem „Chok“-Effekt verbundenen Intentionen immer wieder analysiert und beschrieben.⁶⁵ Dieser soll wachütteln und etablierte Vorstellungen hinterfragen. Vor dem Hintergrund des Produktionsmythos wird er durch eine rationalistische Technik (bzw. deren ästhetische Simulation) noch unterstützt und verstärkt. Die ungewohnte 'Maschinenästhetik' ist ein wichtiger Bestandteil des beabsichtigten Bildes, auch wenn sie oftmals nur übergestülpt ist und die tatsächliche Ausführung eine handwerkliche bleibt.⁶⁴

Damit konkreteren diese Bestimmungsmomente einer maschinellen Produktion - standardisierte Elemente, Serialität, gleichwertige Repetitivität statt maßstabsbildender Hierarchien - bewußt jede konventionelle Form von Heimatbildung. Dennoch liegt vielleicht gerade in dieser Verfremdung und Sinnverweigerung nicht nur eine Akzeptanz der realen Verhältnisse, sondern gleichermaßen auch eine tiefgründige Kritik an diesen und somit, wie mancher Interpret meint, in dialektischer Umkehrung, als Negation der Negation, auch wieder ein Sinn bzw. zumindest eine utopische Hoffnung.

„Der Schock war beabsichtigt, in der Unerbittlichkeit der Verweigerung von Sinn sollte die Unerbittlichkeit der kalten Welt womöglich übertroffen und diese damit, in einer Art doppelter Negation, wieder bewohnbar werden.“⁶⁶

Die Teilhabe an einer solchen 'negativen' Utopie (Walter Benjamin spricht vom „positiven Barbarentum“), d.h. die Entscheidung, sich den Unerbittlichkeiten zu stellen (statt ideale Visionen zu pflegen), wäre dann mit der Hoffnung verbunden, mit der Akzeptanz einer zwangsläufigen Zukunft diese letztendlich auch wieder 'vermenschlichen' zu können.

⁶³ 1913/1914
⁶⁴ Zum „Chok“-Begriff bei Walter Benjamin siehe Burkhardt Lindner, Walter Benjamin im Kontext, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1985 (1. Aufl. unter dem Titel 'Links hatte sich auch alles zu entscheiden', Frankfurt am Main 1978) und hier insbesondere die Beiträge von Burkhardt Lindner (S. 180ff.) und von Michael Müller (S. 278ff.).
⁶⁵ Siehe dazu auch Abschnitt 3.4.4 *Häuser vom Fleißhund zur Maschinenästhetik*, Ulm, 1984.

3.3.5. Proc

Dammerstoc
Fragment, di
sierung bestü

Wie man
bar anschließ
Abb. 3.21) ur
pius für eine
(1930; Abb.:
Siedlung Go
hang mitaufz

Mit dies
holung eines
ter Elemente
Wohnungen l
ner Topograp
ohne Eigensc

Der An:
Franzips würc
gleichermaße
Neukölln) wa
ne wie auch
wird. Nach d
kodifiziert un
druck dessen.

Alle gen
Wohneinheit
lung Goldstei
ausgeführten
von avantgar
schon erwähn

⁶⁶ In Kassel :
lungsprojek
Das Projek
der Davis.
in Bollerey
entspricht s
zum Katalo
risch abgel

⁶⁷ Dammerstoc
Siehe dazu
Frankfurt,
S. 192ff.

⁶⁸ So schreibe
Typus der f
die sich um
'Fabrik' ge
das Transp
'kurzen We
einer nach l
ger gerade
kehr (getre
seitig angeo

3.3.5. Projekte nach Dammerstock...

Dammerstock ist in diesem Zusammenhang allerdings nur ein transitonsches Fragment, die erste Andeutung einer zukünftigen, durch umfassende Rationalisierung bestimmten Welt.

Wie man sich diese im großen Maßstab vorgestellt hat, zeigen die unmittelbaren anschließenden Projekte von Otto Haesler für Kassel-Rothenberg (1929-31, Abb.3.21) und für Berlin-Neukölln (1929-30, Abb.3.22) sowie von Walter Gropius für eine Genossenschaftsstadt für 20.000 Einwohner bei Berlin-Treptow (1930; Abb.3.23).⁶⁸ Auch die von Ernst May in Frankfurt am Main geplante Siedlung Goldstein (1930) mit 8500 Wohneinheiten ist in diesem Zusammenhang mitaufzuführen (Abb.3.24).⁶⁹

Mit diesen Projekten wird Siedlungsplanung endgültig auf die sture Wiederholung eines einseitigen Prinzips reduziert: endlose Gleichartigkeit standardisierter Elemente (gleichgültig ob das Quartier nun aus 20, aus 200 oder aus 2000 Wohnungen besteht...), rationale Universalität, völlige Mißachtung von gegebener Topographie oder vorhandener Stadtstruktur - ein *Städtebau* (nun tatsächlich) *ohne Eigenschaften*.

Der Anspruch auf dogmatische Allgemeingültigkeit des vorgeschlagenen Prinzips wird dann besonders deutlich, wenn man sich vor Augen führt, daß es gleichermaßen unverändert für eine innerstädtische Hochhausbebauung (Berlin-Neukölln) wie für randstädtische Flachbausiedlungen (Goldstein), für völlig ebene wie auch für hügelige Geländeformationen (Kassel-Rothenberg) vorgesehen wird. Nach dem Wohnungstyp soll hiermit nun endgültig auch ein Siedlungstyp kodifiziert und standardisiert werden. Die Planungen sind ein vollendeter Ausdruck dessen, was später auch als „fordistischer“ Städtebau bezeichnet wird.⁷⁰

Alle genannten Projekte werden, bis auf einen ersten Bauabschnitt (216 Wohneinheiten) der Kasseler Siedlung sowie einen (veränderten) Teil der Siedlung Goldstein, so allerdings *nicht* realisiert. Die meisten (und gelungensten) der ausgeführten Siedlungsbeispiele der 20er Jahre sind eher einer Durchkreuzung von avantgardistischen und traditionellen Prinzipien verpflichtet. Das gilt, wie schon erwähnt wurde, für die Taut'schen Verwirklichungen in Berlin ebenso wie

⁶⁸ In Kassel sind 2500 Wohneinheiten vorgesehen, in Berlin-Neukölln 4300. Zu diesen Siedlungsprojekten siehe auch Schumacher, 1982, S.112ff sowie 133ff.

Das Projekt der Genossenschaftsstadt von Walter Gropius ist dokumentiert im *Zentralblatt der Deutschen Bauverwaltung*, 50. Jahrg., 1930, Nr. 12, S.233-240 (auszugsweiser Nachdruck in Bollerey, Hartmann und Fehl, 1990, S.274-278). Der Erläuterungs- und Begründungstext entspricht passagenweise fast wörtlich dem kurz zuvor veröffentlichten Gropius'schen Beitrag zum Katalog der Dammerstock-Ausstellung, das gleiche gilt auch für einen Teil der exemplarisch abgebildeten Standard-Grundrissentypen (wie etwa die Reihenhaus-Grundrisse aus dem Dammerstock).

⁶⁹ Siehe dazu u.a. Dietrich Andernacht, *Fordistische Aspekte im Wohnungsbau des Neuen Frankfurts*, in: Stiftung Bauhaus und Lehrstuhl für Planungstheorie der RWTH Aachen, 1995, S.193ff.

⁷⁰ So schreiben etwa Bollerey, Fehl und Hartmann, 1990, zur Genossenschaftsstadt: „Der neue Typus der fordistischen Trabantenstadt richtete sich nicht mehr aus am Motiv der Kleinstadt, die sich um ihre 'Stadtkrone' gruppiert. Vielmehr war der neue Typus nach dem Vorbild der 'Fabrik' gestaltet und, vergleichbar einer modernen Produktionsanlage, einseitig angelagert an das Transportband Eisenbahn. Die funktionale Ordnung ging aus von Fords Prinzipien der 'kurzen Wege' und der 'getrennten Spuren' (...) In den Wohngebieten ist die Analogie zu einer nach Fords Grundsätzen angelegten Fabrik besonders gut zu erkennen: Ein System langer gerader Stichstraßen (Förderbänder), mit Funktionstrennung von Fußgänger und Fahrverkehr (getrennte aber parallel geführte Produktionswege für Monteur und Produkt) und längsseitig angeordneten Parkplätzen (Zwischenlagerung von Teilen).“ (S.274)

dogmatische
Avantgarde
gestalten
aber keine
Prozesse
den Selbst-
en.
einer - und
t bloß hin-
sile, einge-
erden von

bt es mehr
eile ebenso

ischen des
, der Ma-
aufmerk-
at die mit
t und be-
terfragen.
ialistische
tärkt. Die
sich tügen
: Ausfüh-

Allen Pro-
rität statt
Heimat-
inverwe-
vermaßen
et meint,
ein Sinn

inn sollte
einer Art

icht vom
lichen zu
verbun-
ich auch

jamin im
hatte sich
stränge von

für einen Großteil der Frankfurter Siedlungen in der Ära von Ernst May.

Dennoch, mit derart radikalen und kompromißlosen Projekten isoliert sich die 'Vorhut' der Avantgarde gleichsam von selbst. Damit gerät sie in dem Moment, in dem sie mit dem (Groß-)Siedlungsbau eine ihrer herausragendsten Leistungen erbracht hat, in die Gefahr, sich durch Ausschließlichkeit und Dogmatismus vollständig von jeglicher wirklichen sozialen und kulturellen Erfahrung abzuschotten. Der zweifellos vorhandene moralische Impetus schlägt um ins Negative. Julius Posener schreibt dazu

„Die neue Architektur befand sich im Augenblick ihrer größten Erfolge - und das waren die Großsiedlungen - in der Gefahr einer falsch verstandenen Verwissenschaftlichung, falsch verstanden, denn die Wissenschaft, welche Gropius damals propagierte, war auf einem Auge blind, sie war von einer echt wissenschaftlichen Untersuchung der Wohnbedürfnisse und der Möglichkeit, ihnen gerecht zu werden, noch weit entfernt, sie war in der Tat 'eindimensional'“¹⁾

Als bezeichnend und entlarvend für diese Einseitigkeit sei hier, als nur eine von vielen, eine Aussage Otto Haeslers aus seiner Autobiographie von 1957 zu den angeblich „absoluten“ Prinzipien seines Städtebaus zitiert:

„Es ist nichts weiter nötig, als daß wir bei der bau- und städtebaulichen Planung für die Wohnungen nur einmal die Sonne richtig einfangen, und dann können wir uns von dieser geringen Anstrengung und dem aufzubringenden guten Willen ausruhen, denn ohne unser weiteres Dazutun spendet die richtige Sonnenlage den vielen Bewohnern dieser Wohnungen die unentbehrliche Kraft und Freude, die sie für ein lebenswertes Leben nötig haben. Mag das naturwissenschaftliche Perpetuum mobile eine Utopie sein, im Bauwesen und Städtebau ist eine solche Möglichkeit Realität (...). Deshalb weiß ich, daß sich diese Menschen freuen, ja, zu freuen gezwungen sind.“²⁾

Vor diesem, nicht zuletzt auch geistigen, Hintergrund erscheint die Kritik von Adolf Behne an den konzeptionellen Grundsätzen des Dammerstocks und der Art und Weise, wie man diese anschließend weitergedacht hat, zweifellos legitim

„Im Dammerstock sind über der Morgensonne zu viele andere Faktoren vergessen worden (...). Der Formalismus liegt (...) heute nicht mehr so offen im unmittelbar Sichtbaren, als im Geistigen, im Denkprozeß.“³⁾

¹⁾ Posener, 1970, S. 72

²⁾ Otto Haesler, Mein Lebenswerk als Architekt, hrsg. von der Deutschen Bauakademie, Berlin 1957, S. 105f.

³⁾ Adolf Behne, 1930, S. 169

Selbst so anerkannte Persönlichkeiten wie z.B. Ernst May, sind von solcher Einseitigkeit nicht auszunehmen. Wie Gerhard Fehl in einer aufschlußreichen Untersuchung nachweist, dient Mays wohlbekannte (in sich selbst jedoch reichlich unstimmmige) Skizzenfolge zur Entwicklung des modernen Wohnungsplanes wohl einseitig ideologischen und propagandistischen Interessen nämlich der Durchsetzung der streng in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Einfachsreihe in Flachbauweise als letztlichem 'Evolutionssziel' im Städtebau (im Gegensatz zu den eher von Gropius vertretenen Scharben in Hochbauweise) - auch May also ein Beispiel für den Dogmatismus zumindest der theoretischen Konzepte. Siehe dazu Gerhard Fehl, Vom Berliner Baublock zum Frankfurter Reih- und zurück. Ein um 50 Jahre verspäteter Versuch, Ernst Mays städtebaulicher Geschichtsschreibung auf die Spur zu kommen, in: *Umriss*, Nr. 5, 1981.

3.3.6. Ortsbildende (Teil-)Elemente des Siedlungsgefüges

Doch so, wie es dann tatsächlich gebaut wird, ist das rationalistische Modell - zumindest in der Dammerstock-Siedlung, aber auch anderenorts⁷⁴ - gar nicht so eindeutig, wie es immer interpretiert und dargestellt wird. Es ist vielmehr durch kleinere Widersprüchlichkeiten und Überlagerungen gekennzeichnet, durch offensichtliche Inkonsistenzen gegenüber den theoretischen Prinzipien, welche aber heute vielleicht gerade seine besondere Qualität und Attraktivität ausmachen.

Schon im Siedlungsgrundriß stoßen wir auf eine sichtbare Durchkreuzung der beiden Modelle (des *ortsauflösenden* und des *ortsbildenden*), und dies sowohl im Bereich der Geschosswohnungsbauten im Osten als auch in dem der Reihenhäuser im westlichen Teil der Siedlung.

Für die Binnenerschließung sehen die Prinzipien des 'fortschrittlichsten' Zeilenbaus eine konsequente Trennung von unbebauten Fahrstraßen (in ostwestlicher Richtung) und dazu senkrecht gestellten Gebäudezeilen an in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Wohnwegen vor.⁷⁵ Die Erschließung von diesen verkehrsberuhigten Fußwegen aus soll der Regel nach *einseitig*, d.h. jeweils von Osten aus, erfolgen, um die westliche Sonnenseite als (nachmittägliche) Wohnseite ungestört zu belassen. Solche einseitig bebauten Wohnwege hat z.B. Otto Haesler in seinem Wettbewerbsprojekt für den Dammerstock vorgeschlagen; Ernst May hat sie in der Frankfurter Siedlung Westhausen realisiert. Die Abstände zwischen den Zeilen sollen dabei, der gleichen Besonnungsbedingungen wegen, konsequenterweise ebenfalls gleichförmig sein.⁷⁶

In der ausgeführten Dammerstock-Siedlung steht einer solchen Loslösung der Reihenhausezeilen von den beiden in Ost-West-Richtung verlaufenden Erschließungsstraßen und der damit verbundenen vollständigen Egalisierung der Abstände zwischen den Zeilen (als einer Egalisierung und Auflösung des städtischen Raums insgesamt) gleichzeitig eine erneute Raumbildung durch die *gespiegelte* Erschließung von jeweils zwei Hauszeilen entlang der in Nord-Süd-

⁷⁴ Auch andere Autoren weisen auf die offensichtliche Diskrepanz zwischen theoretischer Absicht und praktischer Ausführung bei verschiedenen Architekten und Projekten hin, wie etwa Gert Kähler in seiner Studie über die *Modelle sozialen Wohnens in den zwanziger Jahren*: „(...) die Verfechter des Zeilenbaus handelten nicht immer so konsequent, wie ihre unnachgiebigen theoretischen Äußerungen erwarten ließen: die Diskrepanz zwischen künstlerischer und theoretischer Artikulation, zwischen gebauter Architektur und selbstverordnetem Zwang zur wissenschaftlichen Begründung war beträchtlich. Tatsächlich gebaut wurde der konsequente Zeilenbau nicht sehr häufig (...) [Aber, d.V.] bei den genannten Architekten war der Zeilenbau gegen Ende der zwanziger Jahre unbestrittenes Ziel.“ (Gert Kähler, *Wohnung und Stadt. Hamburg - Frankfurt - Wien. Modelle sozialen Wohnens in den 20er Jahren*, Braunschweig und Wiesbaden 1985)

⁷⁵ Walter Gropius schreibt: „werden die blöcke [gemeint sind die Hauszeilen, A.d.V.] in nord-südlicher richtung geführt, was sowohl für die besonnung als auch für die wirtschaftlichste ausnutzung des geländes das vorteilhafteste ist, so können die verkehrsstraßen im rechten winkel zu den blöcken an den kopfseiten vorbeigeführt und die blöcke selbst mit wohnwegen erschlossen werden.“ (Walter Gropius, *bebauungsplan und wohnformen der dammerstock-siedlung*, in: Ausstellung Karlsruhe..., 1929, S.8)

Die Breite der Fahrstraßen beträgt im Dammerstock 8 Meter (5,50 m Fahrbahn und zweimal 1,25 m Bürgersteig); die Wohnwege sind 2 Meter breit

⁷⁶ „Der Zeilenbau ist (...) in hygienischer, wirtschaftlicher und wohnungstechnischer Hinsicht dem Blockbau (...) vorzuziehen, besonders dann, wenn, was unbedingt erstrebt werden sollte, hinsichtlich des Abstandes kein Unterschied zwischen den beiden Hausfronten [Hervorhebung d.V.] gemacht wird.“ (Ludwig Hilberseimer, *Städtebau und Wohnungsbau*, in: *Die Form*, Nr. 11, 1929, zit. nach Gloor und Schwarz, 1969, S.140)



Abb. 3.25: Wohnweg zur Erschließung der Reihenhauszeilen (1993)

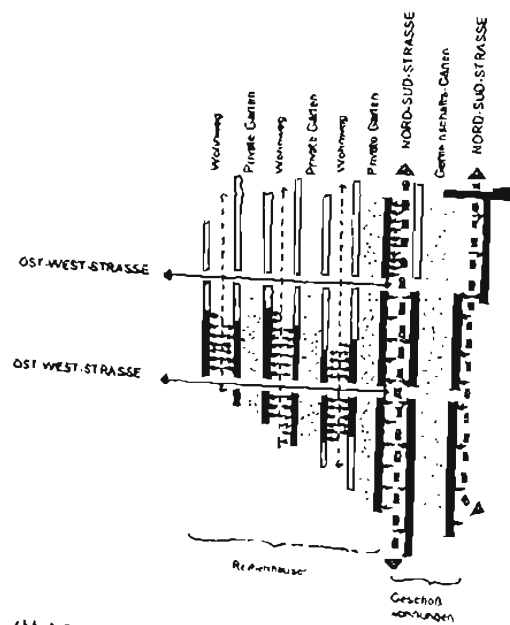


Abb. 3.26: Strukturkizze zur Erschließung und Raumbildung in der Siedlung Dammerstock



Richtung verlaufenden Wohnwege entgegen (Abb. 3.26). Dabei kommt es zu einer Überlagerung von zwei ihrem Wesen nach unterschiedlichen Grundprinzipien: der tendenziell un abgeschlossenen Reihung einerseits und der mittlenbetonten Spiegelung andererseits. Insgesamt gibt es drei solcher „doppelseitig bebauten Wohnwege“ (Gropius)⁷⁷ (Abb. 3.25).

Damit wird die stereotype, indifferente und serielle Aneinanderreihung in Teilen wieder aufgehoben, erfährt das Quartiersganze eine Differenzierung und Rhythmisierung seiner Außenräume (im Wechsel von Vorzone, Garten, Vorzone... Garten...). Durch ihre Hinwendung zu den mittleren Erschließungswegen erhalten die Wohngebäude eine eindeutige Vorder- und eine eindeutige Rückseite, ein eher öffentliches und ein privates Gesicht (was sich, wie wir noch sehen werden, bis in die Ausbildung und Ausrichtung der Grundrisse und teilweise auch der Fassaden fortsetzen wird). Identität und Intimität, von der kollektiven Großform geleugnet, werden im Kleineräumlichen der individuellen, ‚gerichteten‘ Parzelle wiedergewonnen.

Ähnliches gilt für die viergeschossigen Stockwerkszeilen im östlichen Teil der Siedlung. Auch hier haben wir die bewußte Umschließung eines zusammenhängenden Innenraums, in diesem Fall nicht privater, individuell parzellierter, sondern kollektiver Natur, als Grün- und Freifläche für die Gesamtheit der angrenzenden Bewohner (Abb. 3.27). Und wiederum ergibt sich eine deutliche sozialräumliche Differenzierung von *Innen* und *Außen*, welche dem ‚fließenden‘, egalisierenden Raumbegriff des Avantgarde-Zeilenbaus eigentlich widerspricht.

Es sind Raumkonfigurationen, die vertraut und bekannt sind, Orientierung vermitteln, der Fremdartigkeit der Siedlungstextur entgegenwirken. Daran ist zu erkennen, daß sich das Siedlungslayout eben nicht nur, wie es vordergründig erscheint und von Adolf Behne kritisiert wird, am Fließband und der Sonnenlage orientiert, sondern durchaus noch von bewußten Kompositionsprinzipien des städtischen Raums geleitet wird.⁷⁸

Auch die städtebauliche und architektonische Ausformung des ‚Kopfgebäudes‘ am nordöstlichen Siedlungseingang (Abb. 3.28) verfolgt ortsbildende Intentionen. Dem Inhalt nach stellt es ein ‚versachlichtes‘ Gemeinschaftshaus der Gartenstadt dar. Der Form nach wird hier ein modernes, verfremdetes ‚Stadttor‘ als Eingang gestaltet (zumindest symbolisch, denn real ist die Siedlung natürlich von allen Seiten aus gleichermaßen zugänglich und das ‚Tor‘ führt eher, über die östliche Randstraße, wieder aus der Siedlung heraus, als tatsächlich in sie hinein).

Den Hauptzugang von der Ettlinger Allee aus markierend, ist es expressivnistisches Signet und identitätsstiftender Orientierungspunkt zugleich. An dieser Stelle wird der Dammerstock ganz konkret in der ihn umgebenden Stadt verankert. Dieses Kopfgebäude ist nur hier und an keiner anderen Stelle des Siedlungsgefüges vorstellbar; es ist nicht beliebig wiederholbar und nicht austausch-

⁷⁷ Ausstellung Karlsruhe..., 1929, S. 8.

⁷⁸ Im Gegensatz zu einer Äußerung von Heiligenthal, welcher 1929 die doppelseitig bebauten Wohnwege vor allem mit ökonomischen Zwängen begründet (sie „mußten wegen der Ersparnisse an Straßenbaukosten, Leitungen und Abschlüssen einseitig bebauten Wohnwegen vorgezogen werden“; R. Heiligenthal, zit. nach Schumacher, 1982, Anm. 217, S. 297), betont Gropius gerade die sozialräumlichen Vorteile dieser Anordnung, wenn er sie mit dem Begriff der „Wohnruhe“ umschreibt: „die Berechnungen ergaben, daß sich die Anordnung der doppelseitig bebauten Wohnwege einerseits, der einseitig bebauten Wohnwege andererseits in Bezug auf Wege- und Berührungskosten nur unwesentlich(!) voneinander unterscheidet, da aber die doppelseitige Bebauung den Bewohnern auf der von Zugangswegen freien Gartenseite mehr *Wohnruhe* gewährt...“ (Aus: Ausstellung Karlsruhe..., 1929, S. 8).



Abb 3.27: Gemeinschaftliche Grünbereiche zwischen den Stockwerkszeilen im östlichen Teil der Dammstock-Siedlung (1995)

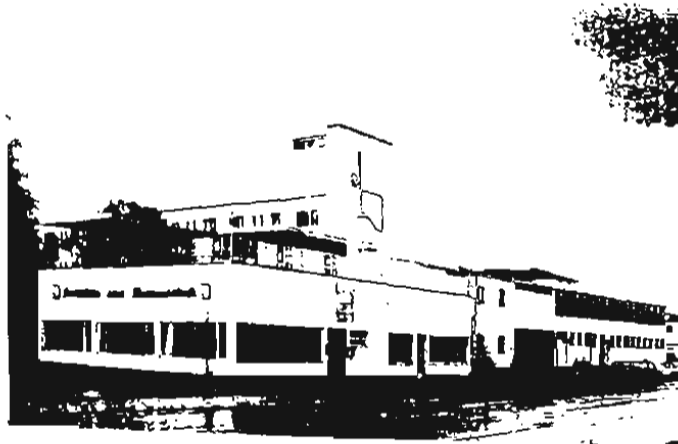


Abb 3.28: Das Kopfgebäude von Otto Haesler am nordöstlichen Siedlungsrand (Foto: B. Burg/ZOIZAC)



bar (und schon von Anfang in der Graphik des 'Plakats' enthalten).

Ein zweites markantes Zeichen setzt das Hochhaus am südöstlichen Endpunkt der Siedlung. Wie es letztendlich erst in der Nachkriegszeit ausgeführt wird, entspricht es zwar weder den städtebaulichen noch den architektonischen Vorgaben des ursprünglichen Konzepts,⁷⁹ dennoch ist seine Platzierung an dieser Stelle von Anfang geplant. Die im Ausstellungskatalog enthaltene Ansichtszeichnung von Gropius (siehe Abb. 3.39) zeigt es als siebengeschossigen Abschlußbau der langen östlichen, vierstöckigen Geschoßwohnungszeile.

Noch offensichtlicher wird die Durchdringung von serieller Universalität und individueller Konkretheit, von avantgardistisch-additivem Siedlungsmodell und ortsbezogener Vertrautheit, von *Struktur* und *Ereignis*, wenn man die Ebene des Siedlungsgrundrisses verläßt, um zu derjenigen der Gebäudestruktur und Grundrißdisposition überzugehen. 23 unterschiedliche Wohntypen (wir werden sie noch genauer betrachten), zehn verschiedene Architekten – eine Vielfalt, die dennoch zusammengehalten wird durch das konsequente Aufbaugesetz des Ensembles, ein Gesetz, das eine klare Einheit gebietet, Zusammenhang erzeugt und trotzdem, im Detail, auch wieder Freiheiten läßt.

Hier liegt wohl einer der entscheidenden Unterschiede zu der schon erwähnten Stuttgarter Weißenhofsiedlung zwei Jahre zuvor. Diese bleibt eine bloße Ansammlung von individuell zwar hervorragenden Gebäuden großer Architekten, denen jedoch auf der städtebaulichen Ebene eben dieses gemeinsame Aufbaugesetz, diese Geschlossenheit des Zusammenhangs fehlt.⁸⁰

⁷⁹ So war es z.B. als deutlich vorgezogener und im rechten Winkel abgedrehter 'Kopf' und nicht in der Achse der langen östlichen Gebäudezeile vorgesehen. Dies läßt sich im Vergleich des ursprünglichen Lageplans (Abb. 3.1) mit dem heutigen Zustand (Abb. 3.3) erkennen.

⁸⁰ Die Qualitäten der Weißenhofsiedlung liegen vor allem auf der Ebene einzelner Wohnungsgrundrisse. In einem analytischen Beitrag weist Günther Uhlig auf die auch hier nachvollziehbare „Doppelcodierung“ (von „Strukturordnung“ und „Ereignisordnung“) hin, die „einer rationalistischen Verengung der Moderne“ entgegenwirke: auf die Überlagerung von hochdefinierten und freien Räumen, von „konstruktiv bedingten festen Strukturen“ und „beweglichen, den funktionalen Erfordernissen und Veränderungen sich anpassenden Teilen“, z.B. im Wohnhaus von Mies van der Rohe mit seinen tragenden Längswänden und Erschließungskernen und den nach Bedarf versetzbaren Innenwänden (Günther Uhlig, *Die Modernisierung von Raum und Gerät*, in: Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel, Ausstellungskatalog, Gießen 1992, S.93-95). Dies verweist auch auf Konzepte Le Corbusiers von der „Flasche“ und vom „Flaschenregal“ (siehe dazu Abschnitt 5.4.2. *Das unabhängige Trägergerüst und die Freiheit der Zelle*).

3.4. Zur Wohnungstypologie: die Forderung nach der *Gebrauchswohnung*

„das endziel der siedlung ist also die schaffung von gesunden praktischen gebrauchswohnungen, die dem sozialen standard der durchschnittsfamilie von heute entsprechen und trotz solider technischer durchführung und annütziger gestaltung für das durchschnittsein-kommen erschwinglich sind dieses ziel ist nur durch rationalisierung im umfassenden sinne zu erreichen. der gedanke der rationalisierung ist heute, vom wirtschaftsleben der volker ausgehend, zu einer großen geistigen bewegung in der zivilisierten welt geworden. sie hat zu einer veränderten lebenseinstellung geführt, die neue schöpferische kräfte aus-löst.“⁸¹

Walter Gropius (1929)

3.4.1. Standardisierung und Rationalisierung

Das angeführte Zitat aus dem Ausstellungskatalog zum Dammerstock umreißt die wohnungspolitischen Zielsetzungen dieser Siedlung ebenso treffend wie die diesbezüglichen Aspirationen der Mehrzahl der Wohnungsreformer der 20er Jahre. Es ist die Suche nach der nutzungsmäßig zureichenden, wohngygenisch gesunden und finanziell erschwinglichen Wohnung für jedermann, der sog. Standard-Wohnung. *Gebrauchswohnung* heißt sie im Dammerstock. Gropius bezeichnet sie auch als *durchschnittswohnung*⁸². Dieser Begriff macht deutlich, daß es zunächst einmal um eine Homogenisierung und im Zusammenhang damit auch eine vorgebliche Optimierung, aber (noch) nicht zwangsläufig um eine Minimierung der Wohnungstypologien geht, auch wenn diese Aspekte, angesichts der restriktiven ökonomischen Randbedingungen, in der Weimarer Zeit natürlich eng miteinander verflochten sind.

„das (...) ziel ist die möglichst vollkommene und leistungsfähige wohnung mit möglichst geringem aufwand.“

schreibt Baubürgermeister Hermann Schneider in seinem Geleitwort zum Katalog.⁸³ Erst als man siebt (und das betrifft nicht allein den Dammerstock), daß ein Großteil der Wohnungen für diejenigen, für die sie eigentlich gebaut werden sollen, immer noch zu teuer ist, rückt - zwangsläufig - die Frage nach einer weiteren Reduktion der Wohnfläche in den Vordergrund. die Frage nach der „Wohnung für das Existenzminimum“, mit der sich vor allem Alexander Klein in seinen Studien (ab 1927) beschäftigt und die dann auch zum Thema des CIAM-Kongresses 1929 in Frankfurt wird.⁸⁴

⁸¹ Walter Gropius, *bebauungsplan und wohnformen der dammerstock-siedlung*, in: Ausstellung Karlsruhe..., 1929, S.9

⁸² Ebd.

⁸³ Hermann Schneider, *das wohnungspolitische ziel der dammerstock-siedlung*, in: Ausstellung Karlsruhe..., a.a.O., S.7

⁸⁴ Siehe dazu Carlo Aymonino, *L'abitazione razionale. Atti dei congressi CIAM 1929-1930*, 3. Aufl., Padova 1978; Manu Steinmann, *CIAM - Dokumente 1928-1939*, Basel und Stuttgart 1979; *Internationale Kongresse für Neues Bauen* (Hrsg.), *Die Wohnung für das Existenzminimum*, Frankfurt am Main 1930

Im Mittelpunkt aller Bemühungen um eine optimierte *Gebrauchswohnung* steht der Begriff des *Standards*. Gropius hat ihn als die „ration wohnung“ definiert, die sich aus ‚objektiven‘, d.h. aus dem gesetzmäßigen Verlauf der Lebensvorgänge resultierenden, hygienischen, biologischen und soziologischen Grundforderungen für jedermann ergebe und die jedem, unabhängig von seinem Einkommen, als ein sozusagen ‚wissenschaftlich‘ begründetes Minimum zustehe. Für ihre Durchsetzung trage der Staat fürsorglich die Verantwortung

„(...) die heutigen untersten ansprüche der wohnungssuchenden, die eine folge der verelendung sind, dürfen nicht als unterlage für die aufstellung (...) der minimalwohnung dienen, wenn ein absolut, biologisch begründetes resultat erreicht werden soll. es wäre demnach auch falsch, das programm von dem einkommen der durchschnittsfamilie, wie es heute ist, abhängig zu machen, vielmehr muß der richtig aufgestellte standard, also die ‚ration wohnung‘, die minimumforderung jedes erwerbstätigen sein, dann erst ist es sache der wirtschaf, die wege zu finden, jedem erwerbstätigen diese ‚ration wohnung‘ zu vermitteln.“⁸⁵

Im Kontext der Diskussion der 20er Jahre bezieht sich der Begriff des *Standards* nicht auf die Ware Wohnung allein, sondern umfaßt gleichermaßen auch alle anderen Sparten der Produktion. Das *Standard*-Produkt wird zum Paradigma einer an vorgegeblich objektivierten, funktionalen Kriterien orientierten Produktion, bei der sich, dem Anspruch nach, industrielle Herstellungsweise, egalitärer (d.h. die früheren Klassenunterschiede ausgleichender) Gebrauch und künstlerischer Wert miteinander verbinden sollen.⁸⁶

Dem Standard ist damit, obgleich zunächst ein herstellungs- und gestaltungsbezogener Begriff, ein ethisches und soziales Projekt miteinbeschrieben. Der „weiße Sozialismus“ der Avantgarde-Siedlungen birgt in sich die Projektion eines besseren Lebens - und zwar die utopische Hoffnung auf gleichwertige Lebensumstände (auf einem möglichst hohen Niveau) für alle:

„Vor dem Kriege sah es in unserem Bauwesen so aus, als wäre die höchste Aufgabe, dem reichsten Mann auf individuellste Art das geschmackvollste Haus zu bauen. Jetzt aber wollen wir versuchen, für jedermann das beste Wohnen, das Wohnen im Gipfel-Typ von Haus und Siedlung zu ermöglichen.“⁸⁷

Soziale Unterschiede sind dann getilgt, wenn jedem das gleiche optimale (Standard-)Produkt (sei dies Zahnbürste, Auto oder Wohnung...) zur Verfügung steht. Das Standardprodukt verleugnet alle Merkmale der bürgerlichen (Klassen-)Gesellschaft; es ist ein geschichtsloser, gesellschaftlicher Wert, der privaten Verfügungsmacht entzogen, eine Antizipation der erhofften Klassenlosigkeit.

Im Gegensatz zur handwerklichen Produktion (Stück für Stück) von Unikaten steht der Standard im Dienst der mechanischen Serienproduktion. Damit verbindet er sich (als Instrument zu seiner Durchsetzung) mit einer zweiten Frage, einem zweiten Anspruch, demjenigen der Rationalisierung. Auch diese beinhaltet, über die technischen Aspekte hinaus, einen sozialen Erwartungshorizont.

Zunächst zu den eher *technischen* Hoffnungen. Hierbei sollen Verfahrensweisen der (offensichtlich so erfolgreichen) maschinellen Industrieproduktion auf den Wohnungs- und Siedlungsbau übertragen werden. Normierung, Typisierung,

⁸⁵ Walter Gropius, *Die soziologischen Grundlagen der Minimalwohnung*, in: Steinmann, 1979, S.59

⁸⁶ Zum Begriff des Standards im Kontext der Diskussion der 20er Jahre siehe auch Giulio Carlo Argan, *Gropius und das Bauhaus*, Braunschweig und Wiesbaden 1983

⁸⁷ Gustav Wolf, in: *Die Form*, Nr. 7, 1925-26, zitiert nach Gloor und Schwarz, 1969, S.126

Serienherstellung sind die erfolgverheißenden Ziele (nicht nur im Massenwohnungsbau), Henry Ford und Charles Taylor die Vorbilder.⁸⁸ Martin Wagner, einer der leidenschaftlichsten Verfechter dieser Bemühungen, hat schon 1924 geschrieben:

„Das Baugewerbe ist ein Gewerbe der *Montage*. Was Ford in der Automobilindustrie gelang, das ist im Wohnungsbau, insbesondere im *Kleinwohnungsbau* bei konsequenter Arbeit im gleichen Maße möglich.“⁸⁹

Der kommunale Wohnungsbau und im Zusammenhang damit die rationalistische (Groß-)Siedlung scheitern für solche Herstellungsweisen geradezu prädestiniert zu sein. Normierung der Baumaterialien und der konstruktiven Elemente, Typisierung der Wohnungsgrundrisse, Rationalisierung der Baustelle und des Bauvorgangs, zentrale Bewirtschaftung der Siedlungen mit Warmwasser, Heizung und Licht: alle diese Teilaspekte sollen, so die Erwartungen, zu einer umfassenden „Professionalisierung“ der Bauwirtschaft und damit letztendlich zu einer entscheidenden Senkung der Produktionskosten im Massenwohnungsbau (mit billigeren Mieten und einem Abbau der Wohnungsnot) beitragen.

Die insgesamt nur neun(!) Monate währende Planungs- und Bauzeit der Siedlung Dammersstock (von Januar bis September 1929) ist zweifellos eine ganz bemerkenswerte Leistung in dieser Richtung. Dennoch, die erhoffte Verbilligung bleibt insofern aus bzw. wird nur in geringem Umfang erreicht, als die Wohnungen für diejenigen, die sie wirklich benötigen, immer noch zu teuer sind, und der Bauprozess wird in der Praxis nur wenig rationalisiert und industrialisiert (im Dammersstock werden nur einige Wohngruppen, wie etwa die Stahlskelettbauten von Haesler, in einer industriellen Bauweise errichtet), selbst in den Fällen, in denen das Ergebnis, seinem Äußeren nach, diesen Anschein erweckt. In vielen Fällen übernimmt die Siedlungsarchitektur nur die äußere Form einer (eigentlich nicht gegebenen) Rationalisierung, die Rationalisierung wird auf ein ästhetisches Prinzip reduziert.

Die Suche nach dem standardisierten Grundriß und der standardisierten Wohnung meint jedoch noch mehr als bloß eine rationellere Form der Produktion. Unmittelbar damit verknüpft ist auch der (soziale) Anspruch auf eine Standardisierung und Rationalisierung der *Wohn- und Lebensweisen* überhaupt - mittels einer konsequenten Durchorganisation bzw. Neustrukturierung der Wohneinheit selbst.

Zwar hat man sich auch schon zuvor (in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und insbesondere in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts) mit der Entwicklung von Kleinwohnungen, Billigwohnungen, Arbeiterwohnungen auseinandergesetzt. Paternalistische Mustersiedlungen, Bauausstellungen und nicht zuletzt die Gartenstädte - sie alle erheben diesen Anspruch, jedoch

⁸⁸ Henry Fords Fließbandproduktion, die 1909 in Ansatz geponnen und ab 1911 weiter vervollkommen worden ist, reduziert die Produktionszeit und die Produktionskosten für einen Ford des T-Modells auf die Hälfte. Die diesbezüglichen Grundlagen und Theorien der Aufspaltung, Organisation und Optimierung des Arbeitsprozesses stammen ab 1882. von Frederick W. Taylor.

⁸⁹ Zitiert nach Norbert Huse, *Großsiedlungen der 20er Jahre - heute*, in: Bauhaus-Archiv (Hrsg.), 1987, S. 9.

Zu Martin Wagner und seinen Rationalisierungs- und, damit verbunden, auch Sozialisierungsbestrebungen im Wohnungs- und Städtebau siehe auch Ludovica Scarpa, *Das Großsiedlungs-Modell: Von der Rationalisierung zum Städtebau*, in: Bauhaus-Archiv (Hrsg.), 1987, S. 21ff.; Ludovica Scarpa, *Martin Wagner und Berlin: Architektur und Städtebau in der Weimarer Zeit*, Braunschweig und Wiesbaden 1986; Günther Uhlig, *Sozialisierung und Rationalisierung im Neuen Hausen*, in: *UR* 11, Nr. 45, 1979, S. 11f.

noch ohne die Entwicklung einer wirklich neuartigen, eigenständigen Typologie. Diese Wohnungen (meist in Form von Reihenhäusern, wie in der Gartenstadt) sind eigentlich nur eine reduzierte Kopie ihrer bürgerlichen Vorbilder. Sie beschränken sich mehr oder weniger darauf, den bürgerlichen Typ immer weiter zu verkleinern, einschließlich allem, was zu dessen Repräsentationscharakter gehört (Salon, Vorräume, Flure).⁹⁰ Doch das

„Haus für das Existenzminimum wird nicht geschaffen werden, indem man alle Details einer Villa verniedlicht und in schlechter Ausführung wiederholt.“ (Giedion)⁹¹

Derartige traditionelle Wohn-Modelle werden nun, von Walter Gropius etwa, entschieden abgelehnt:

„Der Versuch der Zurückführung (...) [der, d.V.] Wohnbedürfnisse auf die alte Lebensform, wie er sich z.B. in der Gartenstadt-Bewegung darstellt, erscheint (...) rückläufig und mit der Totalität einer neuen Lebensform unvereinbar.“⁹²

Die Dammerstock-Siedlung zählt zu den ersten Beispielen, in denen versucht wird, der Wohnung für untere Einkommenschichten auch *typologisch* eine neue, eigenständige Ausdrucksform zu verleihen - und dies sowohl im Geschoß- als auch im Reihenhausbau.

Von nun an soll das Wohnen selbst rationalisiert werden. Aus einer möglichst präzisen Erfassung sämtlicher Lebensäußerungen und Wohnbedürfnisse des „Durchschnittsindividuums“ und deren Reduktion auf angeblich objektive, meßbare Größen soll (analog zur Vorgehensweise bei der Produktion eines industriell hergestellten Massenguts) die optimal disponierte, dimensionierte und ausgestattete Wohnung für die *Standard-Familie* ermittelt werden. Sie soll eine grundsätzlich neue Wohnform beinhalten, die sich nicht länger aus dem vorgegebenen Gesamtbild eines etablierten Wohntyps ableitet (der entsprechend den jeweiligen Bedürfnissen und Möglichkeiten nur vergrößert oder verkleinert wird), sondern sich aus einer Kombination spezialisierter, auf ihre jeweils besondere Nutzung hin entwickelter Einzelteile (Einzelräume) zusammensetzt:

„Die Einzelvorgänge des Wohnens - Schlafen, Kochen, Arbeiten, Reinigen etc. - wurden differenziert und ihnen jeweils als Einzelaktivität ein spezieller Nutzraum zugewiesen. Der Flur, als 'zweckfreier' Raum eingeschätzt, wurde minimiert oder gänzlich weggelassen, die Küche zur 'Funktionszelle' verkleinert, die Schlafräume beschränkt auf den Raum zum Schlafen (Betten) und zur Aufbewahrung von Kleidung (Schränke). Da die Räume so 'monofunktional', also lediglich auf eine 'Wohnfunktion' zugeschnitten wurden, konnten sie nun in Form und Größe 'optimal' entworfen, d.h. auf die kleinstmögliche Abmessung reduziert und anschließend mit anderen Räumen zur Wohnung zusammengesetzt werden.“⁹³

Den Überlegungen liegt die Vorstellung zugrunde, daß das Wohnen, genauso

⁹⁰ So schreibt z.B. Sigfried Giedion in seinem Aufruf zum *Befreiten Wohnen*: „Schon lange haben sich die Vertreter der älteren Generationen bemüht und eine Lösung versucht, indem sie den bürgerlichen Haustyp - unter Beibehaltung der handwerklichen Baumethoden - immer mehr *verkleinerten*; dafür war alles vorhanden, was zur Repräsentation des bürgerlichen Hauses gehörte: Vorräume, getrennte Stiegenhäuser, Gänge.“ (Sigfried Giedion, *Befreites Wohnen*, Zürich 1929, Reprint Frankfurt am Main 1985, S.13). Siehe hierzu auch Cramer und Gutschow, 1984, S.37ff

⁹¹ Sigfried Giedion, 1929, S.13

⁹² Walter Gropius, *Die soziologischen Grundlagen der Minimalwohnung. Zusammenfassung*, in: Steinmann, 1979, S.49

⁹³ Schurnacher, 1982, S.183

wie bestimmte Arbeitsprozesse, in eine Folge von Teil- und Einzelvorgängen zerlegt werden könne. Auf diese Teilvorgänge soll die Organisation der Wohnung dann paßgenau antworten - auch hier also wieder Parallelen zur Arbeitsorganisation, zum Fließband, zur additiven Montage

Soziologische Grundannahmen einer daran intendierten Rationalisierung des alltäglichen Wohnens sind u.a. die Reduktion der Groß- auf die Kleinfamilie (die nun zur Standard-Familie wird), die zunehmende Verselbständigung der Frau, ihre Entlastung von der Hausarbeit und Eingliederung in den gesellschaftlichen Arbeitsprozeß sowie die damit zusammenhängende Auslagerung bestimmter kollektiver Funktionen aus dem unmittelbaren Zusammenhang des individuellen Wohnens. Es sind Funktionen, die einst Bestandteil der häuslichen und/oder nachbarschaftlichen Sphäre waren, nun aber zentral von der jeweiligen Gruppe/Kollektivität bzw. dem (Wohlfahrts-)Staat insgesamt übernommen werden sollen. Dazu zählen u.a. Krankenpflege, Altenpflege, Erziehung, Ausbildung, häusliche Produktion, aber auch Bewirtschaftungsfragen (zentrale Versorgung mit Warmwasser, Heizung und Licht) sowie die Möglichkeit einer Zusammenführung bestimmter hauswirtschaftlicher Tätigkeiten (z.B. des Waschens, evtl. auch des Kochens) in zentralisierten Einrichtungen.⁹⁴

Als Ausgleich für die damit verbundene Verkleinerung bzw. Minimierung der individuellen Wohnfläche werden im Dammertock (insbesondere für die Geschosswohnungen) Gemeinschafts- und Versorgungseinrichtungen wie etwa die zentrale Wäscherei (mit für die damalige Zeit hochmodernen Waschmaschinen und Trockenschränken) und die überdachte Freilufttrockenanlage, die Warmwasser-Fernheizanlage, die Gastwirtschaft und die Läden im nordöstlichen Kopfbau der Siedlung angeboten.⁹⁵

⁹⁴ Gropius hat derartige Überlegungen in seinem Referat auf dem II. CIAM-Kongreß in Frankfurt (1929) vorgetragen sowie in den Schauafeln zur Berliner Bauausstellung von 1931 anschaulich dargestellt. (Siehe dazu Walter Gropius, *Die soziologischen Grundlagen der Minimalwohnung*, in: Steinhilber, 1979; sowie Günther Uhlig, *Stadtplanung in der Weimarer Republik*, in: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst, *Wem gehört die Welt? Kunst und Gesellschaft in der Weimarer Republik*, Berlin 1977)

Zur anvisierten Zentralisierung der Küchen siehe auch Günther Uhlig, *Kollektivmodell Einküchenhaus Wohnform und Architekturdiskussion zwischen Frauenbewegung und Funktionalismus 1900-1933*, Gießen 1981

Bezüglich der durch die Rationalisierung der Lebensweisen angestrebten Entlastung der werktätigen Frau wird im folgenden Zitat von Ferdinand Kramer aus dem Jahr 1929 deutlich, daß es sich dabei vor allem auch um eine ökonomische Notwendigkeit zur Sicherung des Existenzminimums handelt: „Für die werktätige Frau wird diese Entlastung vom Haushalt, der nur durch diese Maßnahmen auf ein Minimum an Arbeit reduziert werden kann, zu einer sozialen Notwendigkeit. Die Entlastung bedeutet Selbständigkeit, Verfügung über freie Zeit, also erhöhtes Einkommen für die auf ein Existenzminimum beschränkten Familien () Der moderne Großstädter, der vom wirtschaftlichen Leben aufgetrieben wird, kann wenigstens in seinem häuslichen Dasein entlastet werden, für das von ihm nur noch ein geringer Zeitaufwand gefordert wird.“ (In *Die Form*, Nr. 12, 1929; hier zit. nach Gloor und Schwarz, 1969, S. 151)

⁹⁵ In anderen Projekten und Realisierungen der 20er Jahre, wie z.B. den sowjetischen Kommuno-Häusern oder den Wiener Höfen, werden solche Vorstellungen in noch weitreichenderer Form vorgeschlagen und umgesetzt.

3.4.2. Differenzierte Raum- und Grundrißtypen

Auf die Vielzahl der in der Siedlung Dammerstock, trotz ihres einheitlichen Siedlungsgrundrisses und ihres einheitlichen Erscheinungsbildes, realisierten Wohnungstypen (insgesamt 23) wurde schon hingewiesen. Man würde dieser Siedlung nicht gerecht werden, wenn man sie nur unter dem Aspekt der Vereinheitlichung und der Verabsolutierung abstrakter Prinzipien diskutierte, wie es oft geschieht. Im Gegenteil, sie ist gerade auch ein Beispiel dafür, daß die Festlegung allgemeingültiger, verbindlicher Standards - je nachdem, auf welcher Maßstabsebene diese definiert werden - *nicht* zwangsläufig zu einer Gestaltung von völlig gleichartigen, uniformen Produkten führen muß (und damit letztlich auch zu vorbestimmten, identischen sozialen Gebrauchsweisen). Sie ist ein Beispiel dafür, daß Einheit und Vielfalt einander nicht ausschließen müssen, sondern durchaus in einer dialektischen Beziehung zueinander stehen können.⁹⁶ Die Rigidität der Siedlungsstruktur und die nach außen hin weitgehend homogene Ästhetik,

„gleich große fensterelemente, flaches dach, gleiche gesimslösung, weißer fassadenputz mit grauen sockeln, einheitliche gärten und glatte türen in eisenrahmen“.⁹⁷

so die Festlegungen des für die Gesamtkoordination verantwortlichen Gropius, lösen sich im Inneren der Gebäudezeilen in vielfältige, unterschiedliche Raumdispositionen auf: nicht nur in die grundsätzliche Aufspaltung in die Typologien des drei- bis viergeschossigen Stockwerksbaus einerseits und der zweigeschossigen Reihenhauseszeilen andererseits, sondern auch innerhalb dieser Grundtypen in eine Vielzahl von unterschiedlichen Haus- und Grundrißvarianten.

Es ist eine Vielfalt, die unter den Planern sicher nicht unumstritten ist (darauf wird noch hinzuweisen sein), die sich aber zum einen schon aus der Wettbewerbsausschreibung (jeder Teilnehmer sollte, wie erwähnt, insgesamt sechs unterschiedliche Wohn- und Gebäudetypologien entwickeln) und zum anderen aus dem bewußten Experimental-Charakter der Siedlung ableitet.

So gibt es allein im Bereich des Geschosswohnungsbaus sechs verschiedene Typen des Zweispanners, einen Typ des Laubenganghauses sowie einen Typ mit zwei übereinander liegenden Wohnungen mit jeweils separatem Zugang von der Straße aus. Ähnliches gilt für die in Breite, Grundriß und Schnitt differenzierten Reihenhaustypen.

Was die Wohnungsgrößen angeht, so werden die im Wettbewerb geforderten Richtwerte der Reichforschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen (45 qm, 57 qm und 70 qm für Klein-, Klein- bzw. mittelgroße Wohnungen) bei der Realisierung zwar überschritten, doch in ihrer Mehrzahl sind die Grundrisse (nicht nur aus heutiger Sicht) immer noch ausgesprochen flächenökonomisch geplant. Die Werte schwanken zwischen 49 qm und 82 qm (für 2 bis 5 Zimmer) im Geschosswohnungsbau sowie 57 qm bis 91 qm (mit einer Ausnahme von 110 qm) für 3 bis 5 (bzw. 6) Zimmer im Reihenhausbau.⁹⁸

⁹⁶ Diese Dialektik der Vielfalt in der Einheit ist ein Aspekt, der gerade heute, in Anbetracht der durch die neuen Technologien und computerunterstützten Produktionsweisen sich eröffnenden Möglichkeiten, wieder an Bedeutung zunimmt. Die Produktion verlangt immer weniger nach der großen, uniformen Serie; sie macht individuelle Entscheidungen und Wahlfreiheiten innerhalb festgelegter Spielräume ohne zusätzlichen Aufwand oder Kosten möglich.

⁹⁷ Walter Gropius, *bebauungsplan und wohnformen der dammerstock-siedlung*, in: Ausstellung Karlsruhe..., 1929, S.8

⁹⁸ Werte nach: Ausstellung Karlsruhe..., 1929



Die verbindlichen Gemeinsamkeiten liegen dabei, abgesehen von der Ästhetik und dem strengen Aufbaugesetz der Siedlung insgesamt, in dem schon erwähnten Grundkonsens und Bemühen um einen in technischer, ökonomischer, künstlerischer und gebrauchsmäßiger Hinsicht rationalisierten *Standard* des Wohnens. Dieser kommt u.a. in der nach funktionalen Kriterien optimierten Zuordnung und Dimensionierung der Räume zum Ausdruck (minimierte Schlafräume und Flure, jeweils mit platzsparenden Einbaumöbeln, kleine Arbeitsküchen, größere Wohnräume), in der Bereitstellung eines zweiten Aufenthaltsraumes (z.B. in Form einer separaten Arbeitsnische) ab einer bestimmten Familien- und Wohnungsgröße⁹⁹, in der konsequenten Realisierung eines zugeordneten Freiraums für jede Wohneinheit (Balkon, Loggia, Sitzplatz im Erdgeschoß oder Terrasse auf dem Dach). Jede Wohnung erhält ein vollständig eingerichtetes Bad, und die vormalige Wohnküche wird nun endgültig zugunsten der kleinen, aber gut ausgestatteten Arbeitsküche aufgegeben.

Die Bedeutung einer derartigen von allen 'Individualismen' befreiten Grundrißplanung als vorrangige, eigenständige und „soziale“ Aufgabe innerhalb des Neuen Bauens hat Adolf Behne schon 1922 unter der Forderung *Von der Fassade zum Grundriß* unterstrichen:

„Der Grundriß das ist keine Aufgabe für persönliche, im alten Sinne künstlerische Leistung, kein Anlaß zur Entwicklung von Form, sondern Zwang, die Wirklichkeit zu durchdenken und zu gestalten. Dort, wo die Architektur sich am strengsten konzentriert, im Grundriß, führt sie zugleich den Architekten am entschiedensten über den Bezirk persönlicher Arbeit, am bevorzugten herausgegriffenen Einzelobjekt hinaus (...). Der Grundriß, jeder Grundriß, verlangt eine typische Lösung, er ist stets, in seinem ganzen Ernst erfaßt, Teil der Aufgabe, das Leben der Gesamtheit (...) zu gestalten (...). Architektur ist eine soziale Kunst. Sie ist es heute notwendiger, zwingender denn je.“¹⁰⁰

⁹⁹ „Über einer bestimmten Größe der Familie ist es unbedingt erforderlich, dem Wohnraum einen zweiten Raum - in Form einer Arbeitsnische - anzugliedern, der es ermöglicht, daß einzelne Familienmitglieder sich zu ungestörtem Arbeiten zurückziehen können“ (Otto Haesler, *Grundrissliches zum Wohnproblem*, in: Ausstellung Karlsruhe ... 1929, S.10)

¹⁰⁰ Adolf Behne, *Vom Anhalter Bahnhof bis zum Bauhaus*, Berlin 1922, nachgedruckt in: *Bauwelt*, Nr. 41-42, 1961, S.117f.

In ähnlicher Weise plädiert auch Hannes Meyer (1926) für die Aufgabe jeglicher künstlerischer Individualismen bei der Wohnungsplanung: „Bauen ist ein technischer, kein ästhetischer Prozeß, und der zweckmäßigen Funktion eines Hauses widerspricht (...) die künstlerische Komposition. (...) Gemütlichkeit und Repräsentation sind keine Leitmotive des Wohnhausbaues: die Erste ist im Menschenherzen und nicht im Perserteppich, die Zweite in der persönlichen Haltung der Hausbewohner und nicht an der Zimmerwand“ (...). Die konstruktive Form kennt kein Vaterland; sie ist zwischenstaatlich und Ausdruck internationaler Baugesinnung. Internationalität ist ein Vorzug unserer Epoche.“ (Hannes Meyer, *Die neue Welt*, in: *Das Werk*, Heft 7, 1926, S.222; hier zit. nach Kristiana Hartmann, (trotzdem modern, Braunschweig 1994)

3.4.2.1. Die Haesler'schen 'Kabinengrundrisse'

Zu den konsequentesten Lösungen des Wohnungsgrundrisses, welche jemals unter funktionalistischen Gesichtspunkten geplant und ausgeführt worden sind, zählen zweifellos (neben der berühmten Frankfurter Küche, die in den Siedlungsbauten von Ernst May zu einer Rationalisierung der Arbeit der Hausfrau beitragen soll) die Geschoß- und Reihenhauswohnungen von Otto Haesler im Dammerstock (Hausgruppen 3, 16, 19 im Ausstellungskatalog; Abb.3.32-3-34). In Haeslers eigenen Erläuterungen heißt es dazu:

„die vorteilhafteste besonnung, belichtung und belüftung der räume (...) stehen im interesse erhöhter volksgesundheit im vordergrund. 'kein raum ohne sonne!' genügt nicht mehr, es ist vielmehr zu präzisieren: schlafräume nur vormittagssonne, wohnräume mindestens nachmittagssonne (...)“¹⁰¹

Hier werden die Prinzipien des Zeilenbaus konsequent bis in den Grundriß hinein fortgeführt. Die Schlaf- und Nebenräume (Küche, Bad) orientieren sich ausschließlich nach Osten, die Wohnräume und Loggien ausschließlich nach Westen. Der breitgelagerte Grundriß und die daraus resultierende geringe Haustiefe schaffen günstigste Voraussetzungen für eine optimale Belichtung, Besonnung und Belüftung aller Räume der Wohnung.

Unter dem Begriff der sog. Kabinengrundrisse berühmt geworden, verkörpern diese Grundrisse, die an vorangegangene Studien von Ludwig Hilberseimer anknüpfen (Abb.3.29),¹⁰² einen grundsätzlich neuen Wohnungstyp, welcher mit der traditionellen, gutbürgerlichen Wohnungsdisposition (und sei es auch in ihrer verkleinerten Form) nichts mehr gemeinsam hat.

Haeslers erstes Siedlungsprojekt in Celle, der Italienische Garten (1924), war noch weitgehend von konventionellen und eher auf 'Repräsentation' bedachten Grundrißüberlegungen bestimmt. Er selbst äußert sich, in seiner Autobiographie von 1957, unbefriedigt über dieses Projekt, was sowohl die gespiegelte, straßenbegleitende Anordnung der Gebäude als auch die damit zusammenhängende, nach Besonnungskriterien zum Teil ungünstige Ausrichtung der Grundrisse betrifft, und widmet ihm kaum mehr als ein paar Zeilen.¹⁰³

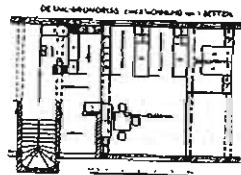
Erste grundlegende Neuerungen sind bei der darauffolgenden Siedlung Georggarten (1924-26), ebenfalls in Celle, zu verzeichnen.¹⁰⁴ Diese stellt ein frühes Beispiel eines konsequenten Zeilenbaus dar. Auf der Ebene der städtebauli-

¹⁰¹ Otto Haesler, *grundsätzliches zum wohnproblem*, in: Ausstellung Karlsruhe..., 1929, S.10

¹⁰² Als erster hat vermutlich Ludwig Hilberseimer in den Jahren 1923-25 derartige 'Kabinengrundrisse' vorgeschlagen und in seinem Buch *Großstadt-Architektur* (1927) auch veröffentlicht (siehe dazu Schumacher, 1982, S.188f). Haesler entwickelt diese eigenständig und konsequent weiter, bis hin zum Aufbau eines umfassenden Grundriß- und Wohnbausystems.

¹⁰³ „Meine erste Siedlung, der Italienische Garten in Celle, gab nur wenig Gelegenheit zur Verwirklichung fortschrittlicher Gedanken über das Wohnproblem an sich. Die Vierfamilienhäuser wurden in offener Bauweise mit Vorgärten und Gärten hinter den Häusern angeordnet und auch die Grundrisse nach bürgerlicher Gewohnheit gelöst (...) Die Bauten auf der einen Seite der Straße waren das Spiegelbild der anderen, d.h. Küche und Schlafräume der einen Seite erhielten Ostbesonnung, die Wohnräume Westsonne, auf der anderen Straßenseite dagegen lagen dieselben Räume entsprechend ungünstiger besonnt (...) Ich war von dem Ergebnis dieser Siedlung selbst nicht befriedigt. Die Wohnfläche war im Verhältnis zur Nutzbarkeit (...) zu groß.“ (Otto Haesler, *Mein Lebenswerk als Architekt*, Berlin 1957, S.3)

¹⁰⁴ Zur Siedlung Georggarten (als Vorläufer der Dammerstock-Siedlung) siehe Henry de Fries, *Organisation eines neuen Baugedankens*, in: *Die Form*, Nr. 7, 1927, nachgedruckt in: Gloor und Schwarz, 1969, S.127ff. Zur allgemeinen Entwicklung der Wohnungsgrundrisse bei Otto Haesler siehe Schumacher, 1982, S.184ff



Vorraum: 1 Garderobenschrank, 2 Garmauer usw.
 Bad: 3 Wanne, 4 Waschbecken, 5 WC
 Küche: 6 Gabeln, 7 Tisch, 8 Abtropfbrett, 9 Abwischbrett, 10 Ausguss-
 becken, 11 Speisenschrank, 12 Geschirrschrank
 Wohn- und Esszimmer: 13 Sofa, 14 Anrichte
 Schlafzimmer: 15 Kleiderschrank mit Tischplatte, 16 Bett
 Schließraum: 17 Box, 18 Waschschrank, 19 Kleiderschrank

Abb. 3.29: Grundrißstudie von Ludwig Hilberseimer (1923-25)

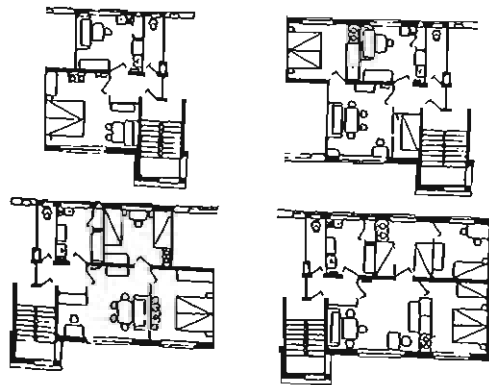


Abb. 3.30: Grundrißtypen der Siedlung Georgsgarten in Celle von Otto Haesler (1924-26)

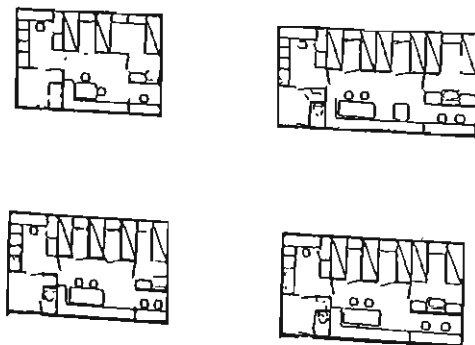


Abb. 3.31: Grundrißstudie für eine Kleinstwohnsiedlung in Celle von Otto Haesler (1927)

sundheitlich einwandfreien Schlafen erforderliche Maß beschränkt bei ausreichender Belichtung und guter Belüftung“¹⁰⁸, diese Schlafkabinen werden in ihrer Mehrzahl, unter Verzicht auf einen „unnötigen“ Flur, direkt vom Wohnraum erschlossen:

- einen größeren, breitgelagerten Wohnraum für das Familienleben (Haesler bezeichnet ihn auch als „Tages-“ oder „Gemeinschaftsraum“), der entsprechend der Anzahl der Schlafkabinen und damit der Familiengröße mitwachsen kann, wobei ab einer gewissen Größe eine separate Arbeits- bzw. Spielnische vorgesehen ist:

„Die dominierenden Wohnräume erweitern sich entsprechend bei Zunahme der Betten- bzw. der Kopffzahl der Familie. Während die Schlafräume ausschließlich der Ruhe dienen und daher in ihrem Ausmaß auf das äußerste beschränkt werden können, ist es notwendig, daß der Wohnraum dem Gemeinschaftsleben der Familie größte Bewegungsfreiheit bietet und so groß als möglich zu gestalten ist. Mit Rücksicht auf die Bedürfnisse einzelner Familienmitglieder ist neben dem Gemeinschaftsraum eine Arbeitsnische vorgesehen, die zugleich auch als Spielnische bei kinderreichen Familien dienen kann.“¹⁰⁹

Die Haesler'schen Grundrisse folgen damit konzeptionell dem gleichen Grundmuster wie der Zeilenbau insgesamt: in sich selbst optimierte Funktionszellen (Raum-Einheiten, Wohnungs-Einheiten, Gebäude-Einheiten...), gleichwertige, repetitive Addition dieser Teil-Elemente, kompromißlose Ausrichtung nach der Sonne¹¹⁰ und eine prinzipielle Erweiterbarkeit und Unabgeschlossenheit der Struktur

Haeslers Anspruch auf Allgemeingültigkeit dieses Typus geht soweit, daß er ihn als *prinzipiellen* Lösungsansatz sowohl für den Stockwerksbau (in Karlsruhe sind dies Wohnungen von 62 qm bis 74 qm mit drei bis vier Zimmern, jeweils zuzüglich eines separaten Arbeitsraums) als auch für den Einfamilienhausbau versteht.

Im zweiten Fall (in der Dammerstock-Siedlung die Reihenhausgruppen 16 und 19, mit 66 qm bis 87 qm Wohnfläche; Abb.3.34) wird das Wohngeschoß weitgehend unverändert auf ein Unter- und Wirtschaftsgeschoß 'aufgesattelt'. Die allgemeine Disposition und Zuordnung der Räume, ihre Größenverhältnisse und ihre Orientierung bleiben die gleichen. Es wird lediglich ein „Reserveschlafraum“ im Sockelgeschoß vorgesehen sowie der Kern aus Küche und Badezimmer auf die Westseite, an die Stelle des hier fehlenden Geschoßtreppenhauses, verlegt. Die im Fall des Reihenhauses grundsätzlich *anderen*, möglichen Bezüge zur individuell zugeteilten Parzelle, zum Außenraum, zum Wohnumfeld und dessen Nutzbarkeit finden keinerlei Berücksichtigung, von dem zusätzlichen Freisitz im Untergeschoß, der keine Beziehung zu den Wohnräumen im Obergeschoß aufweist, einmal abgesehen.

Mit diesen gleichartigen Grundrisstypen geht Haesler von einer prinzipiellen Gleichartigkeit der Bedürfnisse *aller* Bewohner in *allen* Wohnsituationen auf *allen* Geschoßebenen aus: von der Annahme, daß alle Menschen die gleichen Räume zur gleichen Zeit auf die gleiche Art und Weise benutzen. Wenn er sagt,

¹⁰⁸ Haesler, 1957, S.29

¹⁰⁹ Haesler, 1957, S.29

¹¹⁰ „Grundlage des Stadtbaus muß die Orientierung nach der Sonne sein,“ fordert Giedion 1929 in seiner Schrift über das *Befreite Wohnen* (Giedion, S.15).



Abb 3.33: Geschößwohnungen von Otto Haesler, Ansicht von Westen (1929)

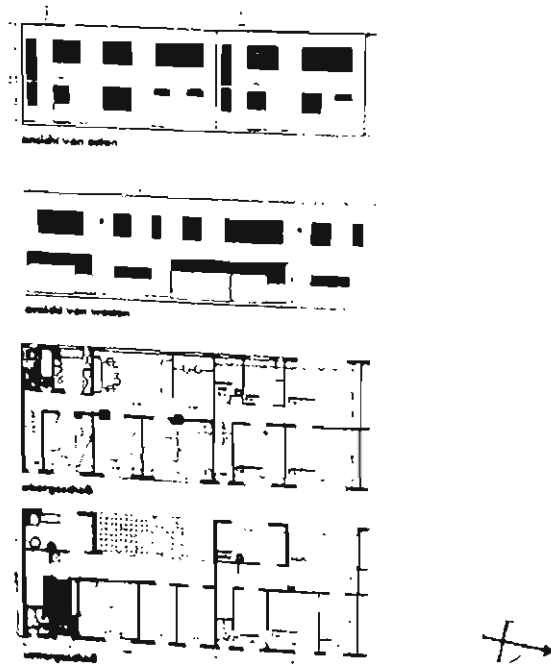


Abb 3.34 Reihenhäuser von Otto Haesler, Gruppe 16r

„ich vertrete die Ansicht, daß es nicht auf die Länge der Besonnung ankommt, sondern darauf, daß die Sonne dann die Räume bescheint, wenn die Menschen sich in ihnen aufhalten.“¹¹¹

dann schwingt dabei, unausgesprochen, die Überzeugung mit, daß es natürlich der Architekt ist, der weiß, wann die Menschen sich in welchen Räumen aufhalten (sollen)

Tatsächlich wissen die Architekten in vielen Fällen aber nur wenig über die 'Durchschnittsbedürfnisse' der 'Durchschnittsfamilie' Bescheid. Wie die Bedürfnisse rational zu erfassen seien, dazu macht Haesler keine Aussagen. Empirische Untersuchungen des tatsächlichen Wohnverhaltens gibt es ebensowenig wie eine nachträgliche 'Kontrolle' der Planung. Als Wohnbedürfnisse werden vielmehr diejenigen Verhaltensweisen ausgegeben, die sich die Planer als moderne, „befreite“¹¹² Wohnformen vorstellen und wünschen. Die tatsächlichen Ansprüche der Bewohner und Nutzungsweisen der Wohnungen, einschließlich deren Möblierung, laufen den Vorstellungen der Architekten vielfach entgegen und orientieren sich (immer noch) an ganz anderen Vorbildern.¹¹³ Der Zeitzeuge Julius Posener schreibt:

„[Das] eine große Zimmer, das Wohnzimmer, ist aber keineswegs der wichtigste Raum für die Familie. Es wurde nachgewiesen, daß es in Wahrheit am wenigsten benutzt wird. Es ist aber in diesen Wohnungen alles festgelegt, und wenn ein Bewohner anders wohnen will, so muß er gegen den Wohnungsplan wohnen.“¹¹⁴

Auch Gegenstimmen tauchen auf. So kritisiert Bruno Taut die allzu funktionalistisch geschnittenen Grundrisse und plädiert für eher gleichwertige, vom Gang aus erschlossene Zimmer. Und Josef Frank (1927) wendet sich entschieden dagegen, daß ein Haus oder eine Wohnung nach den gleichen Prinzipien konzipiert und realisiert werden müsse „wie die Glühlampe, das Telephon und das Automobil“ und damit die „rationelle“ Produktion im voraus schon das Nutzungsmuster bestimme:

„Gewiß sind die Bedürfnisse der Menschen annähernd die gleichen und es ist zu hoffen, daß sie dies immer mehr werden. Solange aber diese Einheitlichkeit nicht hergestellt ist, solange die Lebensform nicht gefunden ist (...) ist das Typisieren aufgrund einer Herstellungsweise und nicht der Wohnkultur ein Übel. Daß die Typen unserer Architekten Ausdruck höchsten Individualisierungsbestrebens sind, geht daraus hervor, daß sie nur von den Erfindern selbst verwendet, von den anderen abgelehnt werden. (...) Die Wohnungen werden als Arbeitsstätten hergerichtet wie zu flüchtigem Aufenthalt, und der Bewohner kommt nicht zu der Ruhe, deren er bedarf.“¹¹⁵

An dieser Vereinheitlichung der Lebensweisen, wie sie vor allem in den Köpfen der Architekten vollzogen wird, und der damit verbundenen programmierten Gleichartigkeit der individuellen Lebenssphären, entzündet sich auch die harsche Kritik von Adolf Behne an der Dammerstock-Siedlung:

¹¹¹ Haesler, 1957, S.5

¹¹² Begriffsbildung nach der Schrift von Giedion, 1929

¹¹³ „Die große Masse, die mehr oder minder Mangel leidet, ist nichtsdestoweniger von einer Vorstellung von Wohlstand und Wohleben beherrscht, für die ihr die 'bürgerliche Wohnung' von gestern Symbol ist. Das Ideal des Wohnens, das sich diese Leute erträumen, ist dementsprechend geformt.“ (Werner Gräff, Zweckmäßiges Wohnen für jedes Einkommen, Potsdam 1931, S.7)

¹¹⁴ Posener, 1979, S.71

¹¹⁵ Josef Frank, *Drei Behauptungen und ihre Folgen*. in: *Die Form*, 1927, S.289-291, nachgedruckt in: Hartmann, trotzdem modern, Braunschweig 1994, S.352

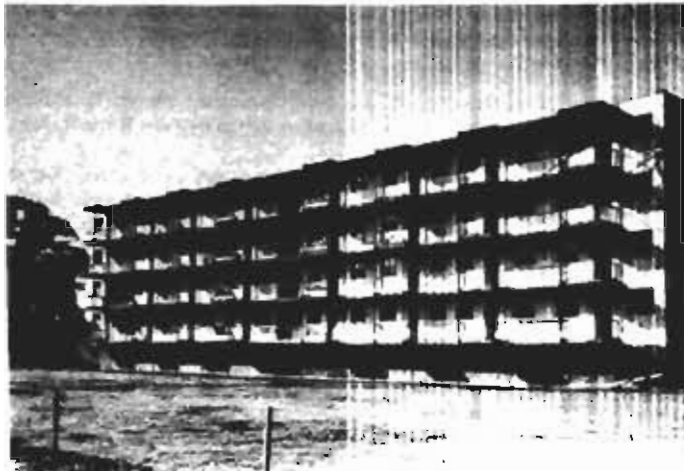


Abb. 3.35 Laubenganghaus von Walter Gropius Ansicht von Osten (1929)

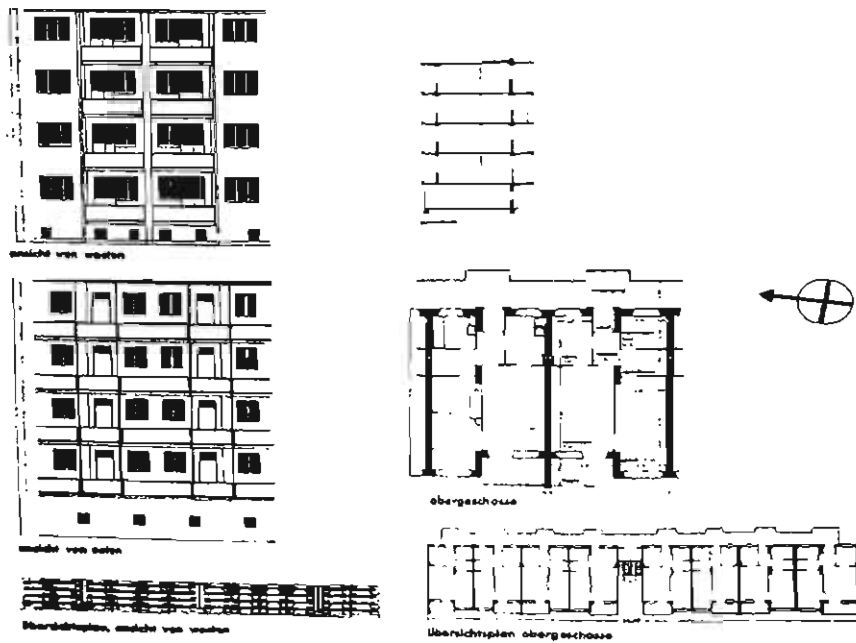


Abb 3.36. Laubenganghaus von Walter Gropius (Gruppe 6)

„Der Zeilenbau will möglichst alles von der Wohnung her lösen und heilen, sicherlich in ernstem Bemühen um den Menschen. Aber faktisch wird der Mensch gerade hier zum Begriff, zur Figur. Der Mensch hat zu wohnen und durch das Wohnen gesund zu werden, und die genaue Wohndiät wird ihm bis ins einzelne vorgeschrieben. Er hat, wenigstens bei den konsequentesten Architekten, gegen Osten zu Bett zu gehen, gegen Westen zu essen und Mutterns Brief zu beantworten, und die Wohnung wird so organisiert, daß er es faktisch gar nicht anders machen kann (...) Hier im Dammerstock wird der Mensch zum abstrakten Wohnwesen.“¹¹⁶

3.4.2.2. Weitere Stockwerksbauten

Ein weiterer Gebäudetyp, der ähnlich konsequent wie die Haesler'schen Grundrisse die repetitiven Prinzipien des Zeilenbaus bis in die Einzelzelle der Wohnung hinein überträgt, ist das Laubenganghaus von Walter Gropius (Hausgruppe 6, Abb.3.35/3.36). Auch hier wird nur ein Fragment einer eigentlich viel länger gedachten Gebäudezeile realisiert. Die Ansichtszeichnung und der ursprüngliche Lageplan verdeutlichen dies.

Verwirklicht werden 32 Kleinwohnungen (mit 49 qm Wohnfläche) auf vier Etagen, mit jeweils zwei westorientierten Zimmern, die Nebenräume (Küche, Bad, Abstellraum) liegen zum Laubengang hin im Osten. Es ist ein Projekt ganz im Sinn der von Gropius verfochtenen Rationalisierungsbemühungen eine serielle, additive Produktion gleichartiger Zellen, die theoretisch in beliebiger Länge aneinandergefügt werden können. Wie bei den Schlaf- bzw Wohntrakten der Grundrisse von Haesler wird auch hier die *lineare Erweiterbarkeit* zu einem konzeptionellen Bestandteil des Standards

Wiederum wird die 'Zelle' eigentlich nur aus sich selbst heraus entwickelt. Aus ihrem räumlichen Umfeld zieht sie, abgesehen von der Orientierung zur Sonne, keinerlei Bestimmungen oder Verformungen. Die zur günstigen Südseite hin orientierten Giebelfronten bleiben geschlossen, als haarscharfe Schnittstellen des Produktionsbandes belassen. Das Gebäude insgesamt wird (wie der Querschnitt zeigt) auf einen Sockel gesetzt, vom Erdreich abgelöst, um für alle vier Geschosse *gleichartige* Bedingungen zu schaffen, den Laubengang also auch im (erhöhten) Erdgeschoß zu legitimieren.

Dieser Laubengang liegt im übrigen, was die Nutzungen in seinem unmittelbaren Umfeld angeht, eigentlich auf der 'falschen' Seite. Er ist nämlich zur (gemeinschaftlichen) Gartenseite hin orientiert, während sich die Wohnräume, vom Grünraum abgeschottet, zur Straße ausrichten. Die von Haesler geforderte innige Beziehung von Wohnräumen und grünen Parkanlagen läßt sich also hier, bedingt durch das der städtebaulichen Gesamtanlage zugrunde liegende Prinzip der 'gespiegelten' Zeilenbebauung, nicht realisieren.

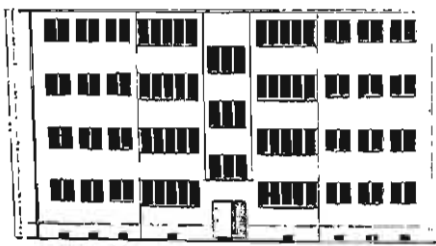
Weitere Geschosßwohnungsbauten werden von Riphahn & Grod (Hausgruppe 4) sowie von Gropius (Hausgruppe 5) geplant, wobei bei der Ausrichtung und Organisation der Grundrisse deutliche Unterschiede sowohl untereinander als auch zu den Typen von Haesler zu verzeichnen sind.

Die Disposition der Grundrisse von Riphahn & Grod (75 qm Wohnfläche, fünf Zimmer, Abb.3.37/3.38) basiert auf einer Separierung der unterschiedlichen Aktivitätszonen innerhalb der Wohnung - Wohnen und Schlafen, Tag und Nacht.

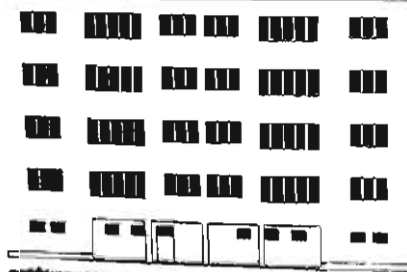
¹¹⁶ Behne, 1930, S.170



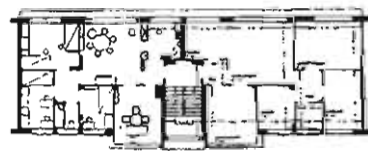
Abb.3.37: Geschößwohnungen von Riphahn & Grod, Ansicht von Osten (1929)



ansicht von osten



ansicht von westen



obergeschoss



erdgeschoss



Abb.3.38: Geschößwohnungen von Riphahn & Grod (Gruppe 4)

Die Grundrisse unterteilen sich in einen vorderen Bereich mit Wohnraum, Küche und Eßraum sowie einen hinteren Schlaftrakt mit drei Schlafzimmern und Bad an einem kleinen Binnenflur. Nach 'Besonnungskriterien' betrachtet sind sie *nicht* orientiert: Wohn- und Schlafräume liegen gleichermaßen auf der West- wie auf der Ostseite. Es gibt in diesem Fall also keineswegs das von Behne so angeprangerte „Entweder-Oder“. Der Grundriß erlaubt, vor allem im vorderen Wohnteil, ein sog. 'Durchwohnen' mit Ausrichtung nach beiden Seiten.

Die Grundrisse von Walter Gropius (66 qm bis 82 qm Wohnfläche bei drei bis vier Zimmern, zuzüglich einer separaten Kammer im Dach; Abb.3.39) sind dagegen (nach Haesler'schen Gesichtspunkten beurteilt), überraschenderweise, schlichtweg *falsch* orientiert. Bei beiden hier vorgesehenen Varianten liegen die Schlafräume im *Westen* (zum gemeinschaftlichen Grünbereich hin), die Wohnräume und Loggen(!) dagegen im *Osten*, auf der Seite der eher lauten Eitlinger Allee. (Abb.3.28)

Die Vermutung, daß hier eher formale als funktionale Gesichtspunkte eine Rolle spielen (z.B. eine abwechslungsreiche Fassadengestaltung zur Straße hin, wie Angela Schumacher meint¹¹⁷), ist nicht von der Hand zu weisen und relativiert ein erneutes Mal den angeblich so starren Dogmaismus der Siedlung.

Damit wird deutlich, daß selbst bei einem so engagierten Verfechter des *streifenbaus*, wie es Walter Gropius ist, zumindest unterschwellig immer noch eine prinzipielle, wenn auch subtile, *Differenzierung* des städtischen Raums gegeben ist. Die Außenräume sind, zumindest in diesem Fall, kein „zufälliges Etwas“, wie Walter Schwagenscheid¹¹⁸ meint, sondern wirken sich bis auf die innere Raumaufteilung aus. Selbst ohne das ausrichtende Moment der individuellen Parzelle besitzen die Gebäude weiterhin eine (eher repräsentative, durchgestaltete) Vorderseite und eine (weniger öffentliche, formal nicht ganz so anspruchsvolle) Rückseite, wobei sogar ein offensichtlicher Widerspruch zu den funktionalistischen Besonnungs- und Orientierungskriterien in Kauf genommen wird.

Das funktionalistische Moment taucht insofern wieder auf, als allen Wohnungen, entweder im Sockelgeschoß oder auf der Dachterrasse, ein zusätzlicher, besonderer, nach Westen orientierter Freisitz zugeordnet wird, allerdings völlig abgekoppelt vom privaten Bereich der jeweiligen Wohneinheit und nur über den Keller bzw. das allgemeine Treppenhaus zugänglich.

Einen Sondertyp als Übergangsform zwischen den Geschößwohnungen und den Reihenhäusern bildet die 400 m lange, dreigeschossige Zeile von Franz Roeckle (Abb.3.5). In den Vierfamilienhäusern des südlichen und mittleren Abschnitts (Gruppen 7 und 8; Abb.3.40/3.41) befinden sich jeweils zwei Wohnungen (mit 51 qm bzw. 58 qm) im ersten und im zweiten Obergeschoß und eine gemeinsame Waschküche, Fahrrad- und Abstellräume sowie ein gedeckter Freisitz mit individuellem Gartenanteil in einem (ähnlich wie schon bei den Haesler'schen Reihenhäusern) als Hochkeller konzipierten Sockelgeschoß. Im dritten, nördlichen Abschnitt der Zeile (Gruppe 20, Abb.3.42) verbergen sich hinter einer fast gleichartigen Fassadenstruktur dann Reihenhäuser mit 77 qm Wohnfläche und einem großzügigen, sowohl nach Osten als auch nach Westen durchblenden Wohnbereich im ersten Obergeschoß.

¹¹⁷ „Eine Erklärung für die 'falsche Orientierung' beim Dammerstock könnte sein, daß Gropius die Wohnräume mit den vorgelagerten Balkonen zur Straße gelegen haben wollte, um damit - im Gegensatz zur glatten Front mit den Schlafzimmersfenstern - eine reich gegliederte, plastische Fassade zu erzielen.“ (Schumacher, 1982, S.297)

¹¹⁸ Schwagenscheid, *Problematik des Städtebaus*, in: *Die Form*, Nr. 9, 1930, S.243-245, zitiert nach: Gloor und Schwarz, 1969, S.175f.

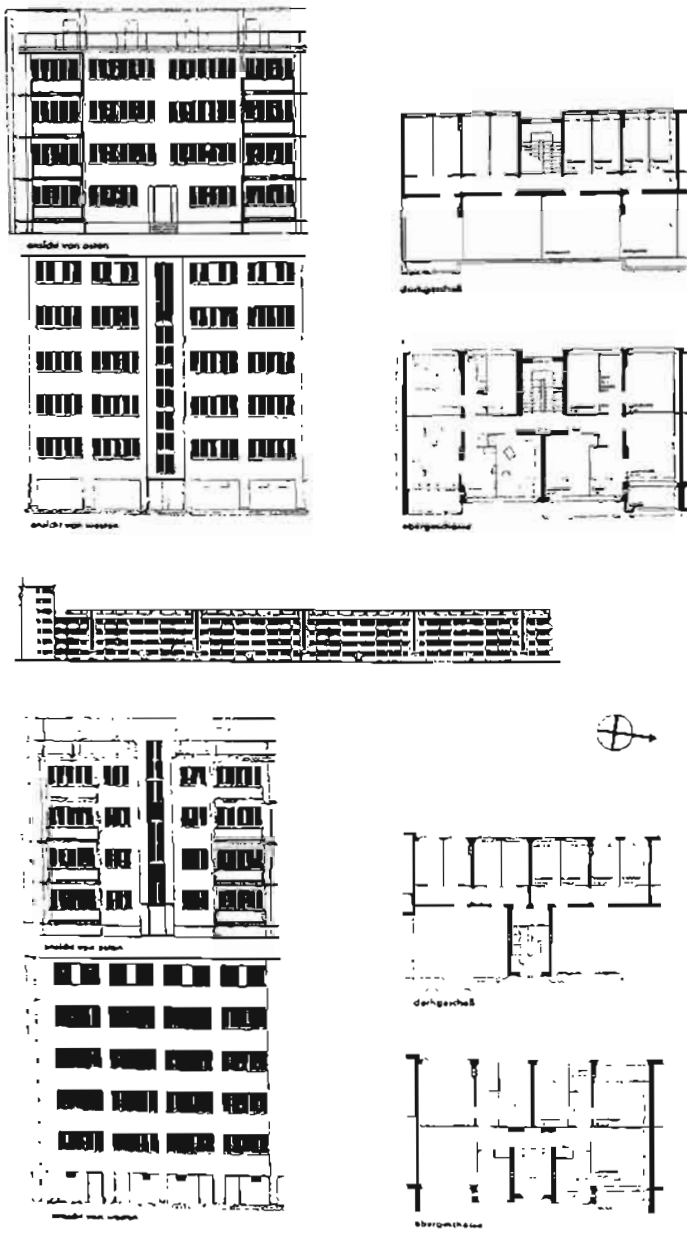


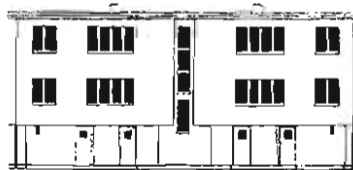
Abb. 3.39: Geschöftwohnungen von Walter Gropius (Gruppe 5)



Abb.3.40: Vierfamilienhäuser von Franz Roedle, Ansicht von Westen (1929)



ansicht von osten



ansicht von westen



obergeschoss



Abb.3.41: Vierfamilienhäuser von Franz Roedle (Gruppe 1)



Abb. 3.42: Reihenhäuser von Franz Roeckle (Gruppe 20)

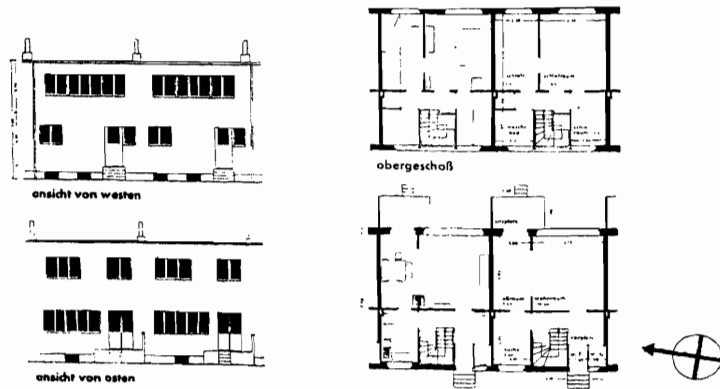


Abb. 3.43: Reihenhäuser von Wilhelm Lochstampfer (Gruppe 10)

3.4.2.3. Einfamilienreihenhäuser

Aus der Vielzahl der unterschiedlichen Einfamilien(reihen)haustypen, die sich hinter den auf den ersten Blick so einheitlichen Zeilen der Dammerstock-Siedlung verbergen, seien an dieser Stelle nur einige, für den Diskussionsfaden der Arbeit besonders wichtige, herausgegriffen.

Dabei ist die Feststellung interessant, daß die innere Vielfalt auch aus der Sicht der damaligen Zeit nicht unumstritten ist. Im Gegensatz zu Behne, welcher der Dammerstock-Siedlung eine allzu große Rigidität vorwirft, gibt es auch andere, denen sie noch nicht systematisch genug ist, denen die Vereinheitlichung nicht weit genug geht und das Spannungsgefüge zwischen der Homogenität der städtebaulichen Form und der Heterogenität der Grundrißformen nur als halbherzige Lösung und fauler Kompromiß erscheint. So schreibt Hans Schmidt 1930 in der Zeitschrift *Die Form*:

„Die straffen Zeilen der Dammerstocksiedlung sind von neun verschiedenen Architekten mit 23 verschiedenen Haustypen ausgefüllt worden. Die Folge ist, (...) daß plötzlich ein Riß klappt zwischen der Systematik des Ganzen und dem Wesen des Einzelnen, daß ein Kompromiß entsteht zwischen einer typisierten Bebauung und einer nicht typisierten Hausform. Ist das notwendig? Entsprechen die 23 Haustypen tatsächlich ebenso vielen Bedürfnissen der Bewohner? (...) Wenn etwas versagt hat, so ist es nicht die Konsequenz der modernen Ideen, sondern der Kompromiß zwischen scheinbarem System und tatsächlicher Systemlosigkeit.“¹¹⁹

Eigentlich ist es nur Otto Haesler, der das 'System' von der Zeile bis in den Grundriß hinein konsequent durchhält. Auf seinen Reihenhaustyp, der nicht nur in seiner prinzipiellen, rigoros ost-west-orientierten Grundrißdisposition, sondern auch in seiner konstruktiven Ausführung (ausgefachte Stahlskelettkonstruktion) am gleichen *Standard* wie das Mehrfamilienhaus festhält, wurde schon eingegangen.

Auf einer völlig anderen Raumvorstellung basieren die Reihenhäuser von Walter Gropius (Hausgruppe 9; Abb. 3.44/3.45). Wie schon bei seinen Geschloßwohnungen leitet sich auch hier die innere Ausrichtung der Grundrisse vornehmlich aus den äußeren Faktoren des städtebaulichen Umfelds ab. Bedingt durch die gespiegelte Erschließung entlang der doppelseitig bebauten Wohnwege erfolgt der Zugang von *Westen*. Hier liegt die Küche, mit Blick auf den Eingangsbereich und in den Vorgarten. Wohnraum und Garten befinden sich dagegen auf der *Ostseite*, nach funktionalistischen Kriterien einer konsequenten Orientierung nach der Sonne eigentlich eine unmögliche und 'falsche' Zuordnung.

Das gleiche gilt auch für andere Häuser, etwa die benachbarte Hausgruppe von Wilhelm Lochstampfer (Gruppe 10; Abb. 3.43), bei der die Westseite zusätzlich noch durch das Treppenhaus bzw. das Badezimmer im Obergeschoß 'verstellt' wird. In diesem Fall sind, bis auf eine kleine Schlafkammer, sämtliche Aufenthaltsräume nach Osten orientiert.

Rößler & Merz hingegen haben, trotz des Zugangs von Westen, auch den Wohnraum auf diese, am Nachmittag besonnte, Seite gelegt. Nach Osten, zum Garten hin, orientieren sich Küche und Sitzplatz (Gruppe 18; Abb. 3.46). Ähnliches gilt auch für das Doppelhaus von Alfred Fischer (Gruppe 17; Abb. 3.47)

Gropius gleicht die 'falsche' Orientierung durch großzügige Sichtverbin-

¹¹⁹ Hans Schmidt, *Zum Zeilenbau der Dammerstock-Siedlung*, in: *Die Form*, Nr. 6, 1930, zitiert nach Gloor und Schwarz, 1969, S. 179



Abb. 3.44: Reihenhausgruppe von Walter Gropius, Ansicht von Westen (1929)

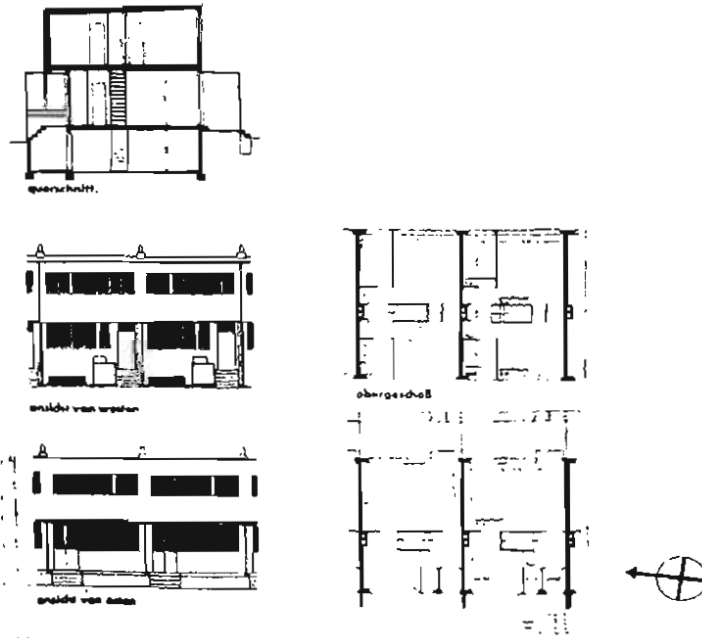


Abb. 3.45 Reihenhäuser von Walter Gropius (Gruppe 9)



dungen und Raumbezüge aus. Im Gegensatz zu einer strikten Trennung zwischen Ost- und Westfront, zwischen „Hüben und Drüben“, wie es Adolf Behne kritisiert,¹²⁰ sind seine Geschoßebenen, um einen zentralen Treppenlauf herum eher zusammenhängend und durchgehend angelegt. Flure als separate Erschließungselemente gibt es nicht mehr, und im Erdgeschoß verbindet eine offene ‚Wohnachse‘, quer zur Zeile, die Garten- mit der Eingangsseite. Ein solches Raumkonzept findet seine konstruktive Entsprechung (wie schon in Dessau Törten) in einem System aus tragenden Querschotten, frei spannenden Decken und nichttragenden Innenwänden.

Im übrigen ist die Mehrzahl der Reihenhäuser eher konventionell aufgebaut: Küche und Wohnen im Erdgeschoß, Schlafen und Badezimmer an einem kleinen Erschließungsflur im Obergeschoß. Zu den mit 58 qm kleinsten Haustypen zählen dabei die 3-Zimmer-Häuser von Fritz Rößler (Gruppe 11, Abb. 3.48). Aufgrund der geringen Gebäudetiefe können die Haupträume in diesem Fall sowohl von Osten als auch von Westen belichtet und belüftet werden. Durch „größt differenzierung der räume nach zweckbestimmung, () einbau von schränke und dergl.“¹²¹ soll ein Ausgleich für die Flächenminimierung geschaffen werden.

Auch Gropius plädiert in seinem Beitrag zum Ausstellungskatalog für „kleinere (...) wohl organisierte (...) raffiniert eingeteilte (...) vorzüglich disponierte“ Grundrisse.¹²² Dennoch ist ihm bewußt, daß mit dem niedriggeschossigen Familienhausbau allein die Wohnungsfrage nicht zu lösen sein wird.¹²³ Deshalb sein nachdrücklicher Hinweis auf die Bedeutung des Stockwerksbaus.

„(...) ebenso wichtig bleibt es, den rückständigen, vernachlässigten, jedoch unentbehrlichen stockwerksbau in wohntechnischer und wirtschaftlicher beziehung mit aller liebe rationeller zu gestalten, zu verbessern und zu einem vollgültigen wohngebilde zu entwickeln.“¹²⁴

Hier liegen für ihn (ebenso wie für Haesler) die eigentlichen Perspektiven ein moderner städtischer Wohnens. Ein Jahr später wird er dies auf dem dritten CIAM-Kongreß in Brüssel (1930) in seinem berühmten Vortrag *Flach-, Mittel- oder Hochbau*¹²⁵ und dem darin enthaltenen Plädoyer für das scheibenförmige Wohnhochhaus, als endgültigem Bruch mit der Kleinhaus-Ideologie, noch deutlicher machen.¹²⁶

¹²⁰ Behne, 1930, S. 171

¹²¹ Ausstellung Karlsruhe..., 1929, S. 40

¹²² Gropius, *bebauungsplan und wohnformen der dammerstock-siedlung*, in: Ausstellung Karlsruhe..., 1929, S. 9

¹²³ Die Mieten, die am Ende zu zahlen sind, sind trotz aller Rationalisierungsbemühungen im noch (zu) hoch für die eigentlich angepeilten Zielgruppen von Arbeitern und kleinen Anstellten. So liegen die Mietpreise in der Dammerstock-Siedlung zwischen 1,03 und Reichsmark/qm. Die durchschnittliche Miete beträgt bei den Reihenhäusern 93,72 RM (66 qm) und bei den Geschoßwohnungen 66,12 RM (für 58 qm). Ein Facharbeiter verdient damals in Karlsruhe zwischen 140 und 160 RM, so daß die Mietbelastung selbst im Stockwerksbau über ein Drittel des Einkommens ausmacht. (Alle Angaben nach Ungers, 1930, S. 132)

¹²⁴ Gropius, *bebauungsplan und wohnformen der dammerstock-siedlung*, in: Ausstellung Karlsruhe..., 1929, S. 8

¹²⁵ Gropius, *Flach-, Mittel- oder Hochbau?*, in: Steinmann, 1979, S. 92ff

¹²⁶ Siehe dazu auch den Abschnitt *Das Konzept des Wohnhochhauses* im Teil 5 dieser Arbeit.



Abb.3 46 Reihenhäuser von Röbber & Merz (Gruppe 18)

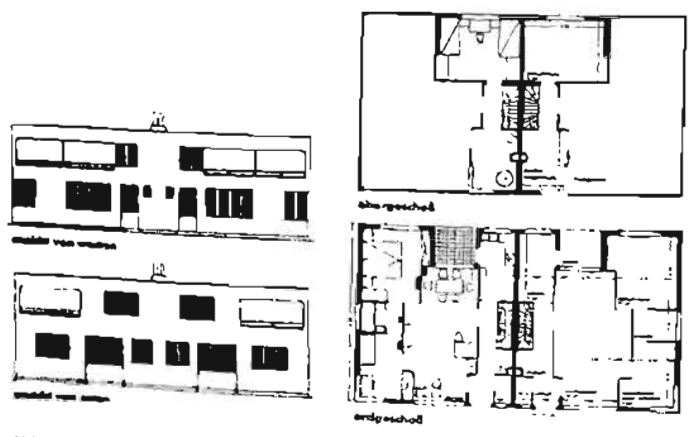


Abb 1 47 Doppelhausgruppe von Alfred Fischer (Gruppe 17)

3.4.3. 'Außenhaus' und Bezüge zum öffentlichen Raum

Die Gartenstadt erhebt den Anspruch, mittels Reihung und Gruppierung der Gebäude einen erlebbaren und abwechslungsreichen städtischen (Außen-)Raum zu gestalten. Die Häuser sind auf die Straße bezogen, sie reihen sich an dieser auf

In der Zeilenbausiedlung wird ein solcher Anspruch weitgehend aufgegeben. Die Baukörper lösen sich von der (Fahr-)Straße. Sie werden senkrecht zu dieser gestellt, ohne Ausbildung von baulich oder städtebaulich signifikanten 'Köpfen'. Die Erschließung erfolgt durch schmale, nur zwei Meter breite Wohnwege, mit einem ausschließlich funktionalen, aber keinem repräsentativen Charakter mehr. Die primäre Absicht besteht in einer Freistellung der Gebäude unter der Zielsetzung eines gleichen Maßes an „Licht, Luft und Sonne“ für alle. Die Gebäude weisen von ihrer Gestaltung und ihrer inneren Ausrichtung her keine spezifische Vorder- oder Rückseite mehr auf. Sie werden mittig auf der jeweiligen Parzelle platziert, alle Abstände egalisiert. 25 Meter beträgt das gleichformige Maß zwischen den Zeilen.

„Abweichend von bisheriger Gepflogenheit ist auch die Stellung der Häuser auf dem Grundstück. Sie stehen zumeist in der Mitte der Parzelle, so daß vor beiden Seiten ein Stück Garten liegt. Der Begriff 'Straße' wird so eigentlich aufgehoben.“¹²⁷

Damit entfällt auch die Ausbildung einer auf Repräsentation bedachten Orientierung der Wohnung mit ihren Hauptwohnräumen zur Straße hin. Die Wohnräume liegen stattdessen dort, wo es „die Sonne erfordert“, und das kann sowohl auf der Straßenseite als auch auf der Gartenseite sein, je nach Lage zur Himmelsrichtung. Anhand der unterschiedlichen Grundrißtypen wurde darauf schon hingewiesen.

Besonders deutlich wird dies am Beispiel der von Otto Haesler geplanten Gebäude. Bei gleicher innerer (Grundriß-)Struktur orientieren sich die Reihenhäuser zum Garten hin, die Geschosswohnungen dagegen, bedingt durch unterschiedliche äußere Lagebedingungen, zur Straße. Auch Gropius verzichtet (bei den Reihenhäusern) auf jeglichen Repräsentationsanspruch. Die Wohnräume sind bewußt zum (hinteren) Garten und nicht zum Erschließungsweg ausgerichtet, obwohl der Garten in diesem Fall, was die Himmelsrichtung betrifft, auf der (nach funktionalistischen Kriterien) 'ungünstigeren' Ostseite liegt. Der individuellen „Wohnruhe“ wird damit eine vorrangige Bedeutung eingeräumt.

Hinter dem Reihungsprinzip verbergen sich ganz andere Intentionen als in der Gartenstadt. Die Grundrundheit (des Hauses bzw. der Wohnung) wird nicht länger in einer hierarchisch geschlossenen Gesamtordnung (der Gruppe) aufgehoben, auch nicht besonders betont oder herausgestellt, sondern ist als solche, als additive Grundzelle, einfach da. Die Länge der Zeile ist beliebig und keinem spezifischen Gesamtbild unterworfen. Die Reihung erfolgt nicht mehr in rhythmischer, paarweiser Spiegelung (benachbarter Siedlungseinheiten), sondern senkrecht.¹²⁸

Trotz dieser vereinheitlichenden Aspekte ist der Außenraum, vor allem zwischen den niedriggeschossigen Reihenhauseinheiten, kein indifferenten Raum. Durch

¹²⁷ Hans Detlev Rösiger in der Sonderbeilage des *Karlsruher Tagblatts* zur Eröffnung der Dammerstock-Siedlung vom 29.9.1929

¹²⁸ Die einzige Ausnahme bilden die äußerst schmalen Reihenhäuser von Rösiger mit einem Achsmaß von nur 4,50 Metern (Gruppe 12; Abb.3.49). In diesem Fall werden durch paarweise Spiegelung über das Einzelhaus hinausgehende, größere doppelhausartige Einheiten geschaffen, deren Symmetrie durch den erhöhten Eingang mit Sitzplatz und die ebenfalls gespiegelte Fassadenordnung noch verstärkt wird.



Abb. 3.48: Reihenhäuser von Fritz Rößler (Gruppe 11)

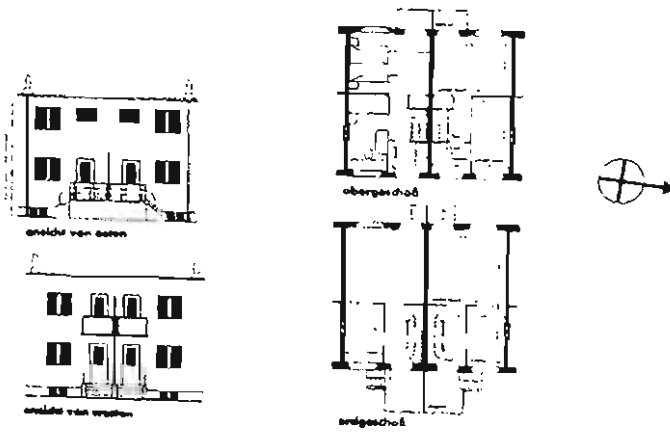


Abb. 3.49: Reihenhäuser von Hans Detlev Rösiger (Gruppe 12)



die Beibehaltung des individuellen Parzellengefüges¹²⁹ und die Ausbildung der tiefen (hinteren) Gartenbereiche gewinnt er eine spürbare Polarität zurück. Diese ist nicht durch die Architektur bestimmt (die eher vereinheitlichend wirkt und wirken soll) als vielmehr durch die hier (im Gegensatz zu nachfolgenden, noch 'radikaleren' Siedlungen) weiterhin gegebene *städtebauliche* Differenzierung zwischen Erschließungs- und Gartenzonen (im rhythmischen Wechsel) und die daraus resultierenden unterschiedlichen Gebrauchsweisen des Wohnumfelds.

Besonders deutlich wird dies, wenn man den abstrakten Lageplan von Gropius und Haesler (Abb.3.1) mit dem daraus entwickelten, rechtskräftigen städtischen Bauflichtenplan vom Februar 1929 vergleicht (Abb.3.9). Letzterer schreibt, bemerkenswerterweise, nur die *vorderen* Bauflichten (zu den Wohnwegen hin) fest, während die *hinteren* Fluchten, ganz im Sinn der tradierten städtebaulichen Muster, nicht festgelegt werden.

Das Fehlen eines 'Mistwegs', d.h. einer sekundären Erschließung der hinteren Gartenbereiche (wie in der Ruppurrer Gartenstadt), trägt seinerseits zu einer verstärkten Privatisierung, Abschottung und faktischen Uneinsehbarkeit der heute dicht durchgrüneten Parzellen bei (Abb.3.50).¹³⁰

Im Gegensatz zu dieser intensiven, privaten Nutzung der rückwärtigen Gärten, sind die tiefen Vor-Gärten (deren ungewöhnliche Dimensionen sich aus der mittigen Platzierung der Gebäude auf der Parzelle ergeben) eher Distanzflächen und ein weniger genutztes Vorfeld. Eine verbindliche Grünplanung scheint es, abgesehen von der Einfriedung mit niedrigen Hecken, nicht gegeben zu haben.¹³¹

In Bezug auf die Nutzungsweisen dieser Vorgärten lassen sich sichtbare Unterschiede zwischen den Stockwerksbauten in der dreigeschossigen Zeile von Franz Roeckle und den Reihenhauszeilen erkennen. Bei den Geschoßwohnungen (Abb.3.52) beschränkt sich die Nutzung auf Müll-, Fahrrad- und sonstige Abstellflächen. Bei den Reihenhäusern (Abb.3.51/3.53) sind die Vorbereiche nicht nur durch einfriedende Hecken räumlich besser gefaßt, sondern auch in ihrem individuellen Bezug zum jeweiligen Haus differenzierter gestaltet: vielfach als Repräsentationsraum (vom sorgfältig gepflegten Zierbeet bis zum Gartenzweig und ähnlichen 'Insignien'), in einigen Fällen aber auch als eher informelle Übergangszone zwischen dem öffentlichen Weg und der privaten Wohnung, mit Abstellschuppen für Fahrräder und Gartengeräte oder Sitzplatz vor dem Haus. Es scheint, als ob die durch die Architektur *vereinheitlichten* Häuser gerade in diesen Vorzonen durch eine unterschiedliche Ausbildung der Eingangssituationen und bewußte Abgrenzung vom jeweiligen Nachbarn ihre *individuelle* Ablesbarkeit wiederzugewinnen versuchten.

¹²⁹ Siehe dazu den städtischen Parzellierungsplan (Abb. 3.10)

¹³⁰ Das soweit Gesagte gilt insbesondere für die Reihenhauszeilen im westlichen Teil der Siedlung. Die gemeinschaftlichen Grünanlagen zwischen den viergeschossigen Stockwerksbauten im Osten besitzen natürlich einen weitaus öffentlicheren Charakter. Private Außenräume beschränken sich auf hier Balkone und Loggien.

¹³¹ In den verfügbaren historischen Unterlagen, insbesondere den städtebaulichen Plänen, finden sich, soweit dem Verfasser bekannt ist und im Gegensatz zu anderen bekannten Siedlungen jener Zeit, keine Angaben und Festlegungen zur Grünplanung. Diese scheint, über die erwähnte Einfriedung der Vorgärten hinaus, den einzelnen Bauherren überlassen worden zu sein.

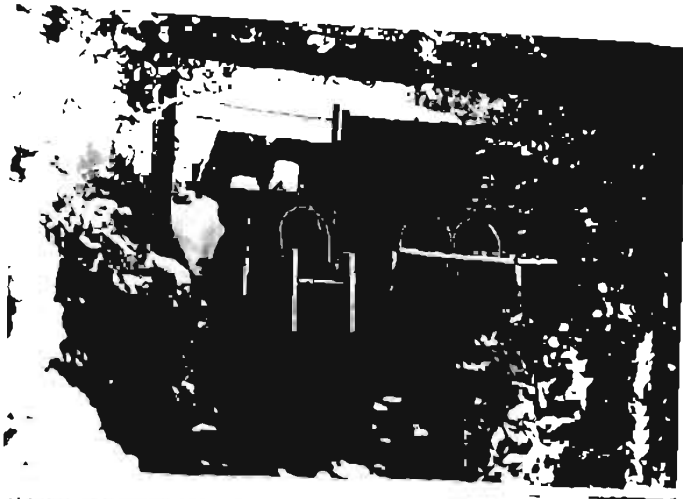


Abb.3.50: Geschützter, rückwärtiger Gartenbereich (1995)



Abb.3.51: Vorgarten als individueller Repräsentationsraum (1995)

3.4.4. Häuser vom Fließband: zur Maschinenästhetik

In Bezug auf das ästhetische Erscheinungsbild der Dammerstock-Siedlung gelten ähnliche Strukturprinzipien, wie sie schon bei der Analyse des Siedlungsgrundrisses erläutert wurden. Auch unter formalen Gesichtspunkten will sich die Siedlung selbstbewußt von allen bis dahin gültigen Gestaltungsmustern und -konventionen des klassischen Architektur-Werkes, das seine individuelle, handwerkliche Fertigung auch nach außen hin manifestiert, emanzipieren. Der traditionelle Ästhetizismus, der auf formale Geschlossenheit und Einzigartigkeit ausgerichtet ist, wird abgelehnt. Überkommene ästhetische Gestaltungsprinzipien (klassischer Aufbau und Formenkanon, Symmetrien, Mittelachse, Proportionsgesetze) werden zurückgewiesen, althergebrachte Formvorstellungen aufgegeben. Die neue Ästhetik befreit das Haus bzw. die Gebäudezeile von der überkommenen, vertikalen Tektonik des Tragens und Lastens. Der Architektur wird ihre Schwere und Bodenständigkeit genommen, stattdessen wird sie nun von der Dynamik der fortlaufenden Horizontale bestimmt.

An die Stelle des traditionellen, hierarchischen Werkbegriffs tritt eine Zusammenfügung aus voneinander weitgehend unabhängigen Einzelteilen, von Flächen und Elementen, die in keine geschlossene Komposition mehr eingebunden sind, sondern mehr oder weniger beliebig (entsprechend dem jeweiligen quantitativen Bedarf) addierbar und wiederholbar sind. Wie der (städtische) Raum sein klares Vorne und Hinten, verliert auch die Fassade ihr eindeutiges Oben und Unten. Sie könnte auch auf der Seite liegen oder auf dem Kopf stehen. Auf den damit zusammenhängenden, bewußt eingesetzten Verfremdungseffekt wurde schon hingewiesen.

An die Stelle natürlicher Materialien (Holz, Klinker oder Naturstein) sollen fortan vor allem industriell gefertigte treten: Beton, Stahl, Glas. In den Fällen, in denen natürliche Materialien dennoch eingesetzt werden (was trotz aller gegenläufigen Absichtserklärungen häufig der Fall ist), werden sie bewußt verdeckt, also z.B. unter geglättetem Putz verborgen. Damit wird ein innerer Widerspruch deutlich: Das formale Erscheinungsbild ist den Architekten, trotz aller immer wieder zum Programm erhobenen „Abkehr vom Formalismus“, vielfach wichtiger als eine konsequente Materialgerechtigkeit.

Als Formelemente der neuen Ästhetik fungieren kubische Bauformen, flache Dächer, homogene Traufhöhen, glatte Fassaden und horizontale Fensterbänder (die ohne tiefe Laibungen bündig in der Außenfront sitzen), weißer Putz, transparente Treppenhäuser und filigrane Metallgeländer. Damit verbunden ist ein weitgehender Verzicht auf alle „überflüssigen“ Ornamente und oberflächlichen Dekor und eine Absage an jede individualistische, bürgerliche Form der Repräsentation des einzelnen Hauses oder der Zeile.

Stattdessen will das avantgardistische Werk eine neue, kollektive, industrielle Fertigungsweise manifestieren. Die neue Architektur soll dem Entwicklungsstand der Produktivkräfte angepaßt sein, die neuen Formen ein Abbild der neuen technischen, wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen und Anforderungen liefern. Martin Wagner, der Berliner Stadtbaurat, schreibt im Jahr 1926:

„So, wie die Industrie dahin strebt, den Einzelbedarf zum Massenbedarf zusammenzufassen, so haben auch wir neue Gesetze des Gestaltens nach dem Rhythmus der Masse zu schaffen. Diese Masse, die wir heute in der Gestalt von Wohnhäusern zu formen haben, will ganz entkleidet sein, von all dem aufgespeicherten leblosen, dekorativen Reichtum. Sie will fettlos in Erscheinung treten, wie ein Flugzeug, eine D-Zug-Lokomotive, ein Mo-



Abb. 3.52: Vorgarten in der Geschloßwohnungszeile von Franz Roeckle



Abb. 3.53: Vorgarten in der Reihenhausezeile von Walter Gropius (1995)

tor usw., die jede überflüssige Masse als zwecklos, ja als schädlich von sich weisen¹¹²

Das Sinnbild für diese Loslösung von den Konventionen, Hierarchien und Zwängen der Vergangenheit ist die *Maschine* und deren funktionale Effizienz, Rationalität und stets gleichbleibende, homogene Produktionsqualität. Die neue Architektur wird in ihrem Erscheinungsbild der Maschine angepaßt. Zu ihrer eigenen Legitimation soll sie den Produktionsprozeß nachahmen, aussehen, wie von einer Maschine produziert, und damit die Rationalisierung des Bauprozesses (die real vielfach nicht gegeben ist) zumindest als ästhetisches Prinzip zum Ausdruck bringen.

Dennoch ist die Maschinenästhetik mehr als bloß eine zweckrationale Zurschaustellung der Technik und ihrer Verfahrensweisen. Sie besitzt einen tiefgreifenden programmatischen und *sozialen* Charakter. Das ästhetische Erscheinungsbild wird zu einem Teil des angestrebten universellen *Standards* und diesem unterworfen. Dessen Homogenisierungsansprüche sollen sich auch in seinem äußeren Abbild manifestieren, die dem Begriff des Standards embelebene Ebene (soziale und kulturelle) Egalität auch in der formalen Struktur der neuen Architektur zum Ausdruck gelangen. Auch hier sollen die gesellschaftlichen Disparitäten und Hierarchien in einer neuen (utopischen) Gleichheit, die keine (Klassen-)Gegensätze mehr kennt, aufgehoben werden. Der Gleichheit der Wohnungen (und damit letzten Endes der Gleichheit ihrer Bewohner) entspricht die Gleichheit der Fassaden. Sonderformen und Sondersituationen gibt es nicht mehr. (Auf die glatt abgeschmittenen Zeilenköpfe z.B. wurde schon hingewiesen). Anstelle von individuellen Einzelformen geht es um die Sichtbarmachung eines egalitären, kollektiven Zustands.

Das beinhaltet, unter formalen Gesichtspunkten, zunächst einen Akt des Verzichtes, eine Architektur der Askese, die auf das Wesentliche reduziert ist. Jegliche weitere Verwendung des Ornamentals als lediglich übergestülptes und rückwärts gewandtes „Versöhnungsparadigma“ (Michael Müller) wird strikt abgelehnt.¹¹³ Die Architektur bleibt in ihrem Äußeren wie auch ihrem Inneren (was bis zum vorgeschlagenen Mobiliar geht) 'kalt', ohne sinnliche Qualitäten im traditionell geschulten Empfinden. Gleichzeitig ist sie anonym und abstrakt (wie auch der Standard) und zeigt nicht mehr die Spuren ihrer individuellen (handwerklichen) Produktion. Damit wird sie schwerer verständlich, erklärt sich nicht mehr von selbst, bleibt vielfach chiffriert und fremd für ihren Betrachter.

Aus der Sicht der Vergangenheit mögen solche Charakterzüge einen Akt der Zerstörung darstellen, aus der Sicht der Avantgarde sind sie eine bewußte Befreiung. Dem Gestaltungs-Prozeß haften damit nicht nur etwas Destruktives, sondern gleichzeitig, in dialektischer Umkehrung, auch wieder etwas Konstruktives, Utopisches an, was die mit ihm verbundenen formal-ästhetischen, aber auch sozialen Intentionen betrifft.

In seiner Untersuchung zu *Architektur und Avantgarde* hat der Kunsthistoriker Michael Müller den mit der ästhetischen Reduktion verbundenen sozialen Anspruch unterstrichen, der sich bewußt von der bloß oberflächlich 'versöhnenden' Formrhetorik der Vergangenheit lossagen will.

¹¹² Martin Wagner, 1926, zit. nach Ludovica Scarpa, *Das Großsiedlungs-Modell: Von der Rationalisierung zum Städtebau*, in: *Bauhaus-Archiv* (Hrsg.), 1987.

¹¹³ Michael Müller (*Architektur und Avantgarde*, Frankfurt 1984) schreibt in der Interpretation Walter Benjamins: „Keineswegs dürfte der zukünftige Weg dieser Architektur auf scheinbar intakte, vergangene Zeiten zurückgreifen.“ (S. 107).

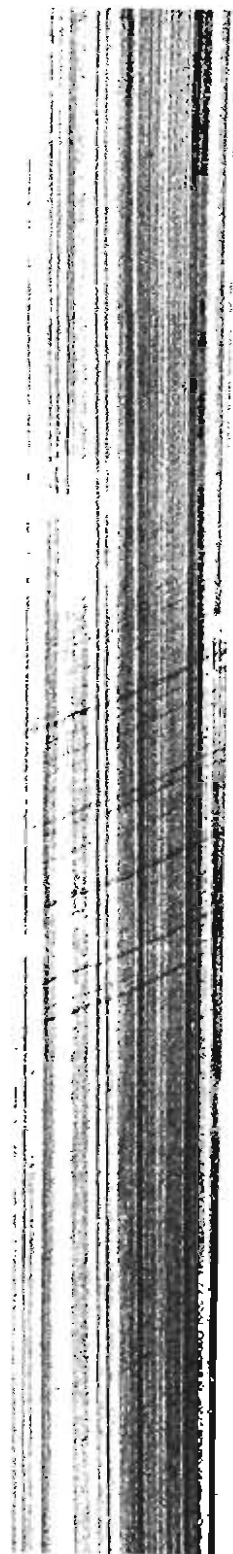




Abb. 3.54. Blick durch die südliche Ost-West-Straße (1929)



Abb. 3.55. Blick durch die südliche Ost-West-Straße (1990)

„() bleibt es eine der bedenkenswertesten Absichten der Avantgarde. humane Wohnformen nicht länger mit den Mitteln ästhetischer Formrhetorik bloß versprochen zu haben. Sie hat eine vorübergehende Einbuße ästhetischer Form in Kauf genommen, um einer menschenwürdigen Architektur zum Durchbruch zu verhelfen.“¹³⁴

In Wirklichkeit wird der Bauprozess, wie gesagt, allerdings nur wenig rationalisiert und die Technik zumeist nicht industrialisiert, auch wenn das Ergebnis den Anschein davon erweckt, d.h., die Architektur - in Analogien - die äußere Form der Rationalisierung und Industrialisierung übernimmt. Sie will eine industrielle Fertigung manifestieren, so aussehen, als ob sie vom Fließband käme. Tatsächlich ist sie jedoch in einer weitgehend herkömmlichen Bauweise erstellt. So sind die meisten Gebäude im Dammertock konventionell aus Ziegelsteinen gemauert. Ausnahmen bilden lediglich die Bauten von Haesler (sowohl die Reihenhäuser als auch die Stockwerksbauten sind in einer Stahlskelettkonstruktion errichtet), die Reihenhäuser von Gropius in Schottenbauweise, deren breitgelagerte Fensterbänder in den nichttragenden Fassaden die Konstruktion deutlich erkennen lassen, sowie die Geschossbauten von Riphahn & Grod (im Inneren Stahlbetonstützen, außen tragende Wände aus Ziegelstein).

Auch bei der Gestaltung der Fassaden trägt manchmal der Schein, wird dem formalen Erscheinungsbild - trotz aller Beteuerungen wider den Formalismus¹³⁵ - zum Teil eine höhere Priorität eingeräumt als der konstruktiven Ehrlichkeit und den funktionalen Bedürfnissen.

Bei Gropius z.B. verbergen die formal dem Fabrikbau entlehnten, horizontalen Fensterbänder sowohl im Reihenhausbau als auch im Geschosswohnungsbau dahinter liegende innere Zimmerteilungen und Raumdispositionen. So befinden sich im Reihenhaustyp (Abb. 3.44) hinter den Fensterbändern im ersten Obergeschoß auf der West- wie auf der Ostseite der Zeile jeweils zwei separate Schlafzimmer bzw. ein Schlafzimmer und das Bad, mit ganz unterschiedlichen Belichtungsanforderungen. Im Geschosswohnungsbau sind die Putzflächen zwischen den (Loch-)Fenstern der Dachkammern im Attikageschoß ursprünglich *schwarz(!)* gestrichen gewesen, um den Eindruck eines durchgängigen horizontalen Bandes, wie in den darunterliegenden Geschossen, zu erzeugen.¹³⁶

Ähnliches gilt für die Reihenhaushausgruppe von Lochstampfer (Abb. 3.43). Auch hier erweckt das Fensterband im ersten Obergeschoß den Anschein eines durchgängigen Raums. In Wirklichkeit handelt es sich dabei jedoch, wenn man den Grundriß betrachtet, um zwei separate Schlafräume mit einem mittig eingeschobenen Treppenhaus.

Weitaus ehrlicher ist Haesler. Bei ihm gibt es eindeutige Kongruenzen von außen und innen, von Fensterachsen und Raumachsen. Die äußere Fassadendisposition stimmt mit der dahinter liegenden Raumdisposition überein. Schmale Zimmer erhalten schmale Fenster, breite Zimmer dementsprechend breitere, mehrachsige Fenster (Abb. 3.33). Die Reihung der Zellen (Zimmer) kommt in der Reihung der Fenster unmittelbar zum Ausdruck. Haesler versucht also, das Erscheinungsbild konsequent aus dem Bauprogramm (und seiner serienellen Logik)

¹³⁴ Michael Müller, *Architektur und Avantgarde*, Frankfurt 1984, S. 55.

¹³⁵ So schreibt z.B. Kurt Schwitters in der schon erwähnten Sonderbeilage des *Karlsruher Tagblatts* vom 29.9.1929: „Man kann formal alles mit Eisenbeton bauen, aber gerade diese Tatsache verpflichtet zum System. Der Einsteinturm von Mendelsohn war ein Irrtum, denn gefühlvolle Linien sind ohne Sinn in der Zweckarchitektur.“

¹³⁶ Siehe Schumacher, 1982, S. 99. Eine historische Abbildung findet sich in Franzen, 1993, S. 48 (Abb. 26).



abzuleiten. Mit dieser Gleichartigkeit des Programms (und der finanziellen Ressourcen) begründet er auch die fehlende besondere Gestaltung der nach Süden orientierten Zeilenköpfe.

„Auch die so häufig beanstandeten fensterlosen Giebelwände des Zeilenbaus fallen unter diese Betrachtung. Bei systematischer Unterbringung gleicher Wohnungen unter gleichen - optimalen - Bedingungen ist die glatte Giebelwand der gegebene Ausdruck (...). Erst wenn es möglich ist, das gleichgeartete Bauprogramm der Wohnzeile z. B. durch größere - sprich teurere - Wohnungen zu ergänzen, um so bestimmten Räumen außer der Ost- und Westsonne auch noch die Südsonne zugänglich zu machen, ist auch die Vorbedingung für eine andere Gestaltung der südlichen Wohnzeilenenden mit ihren nach Süden gelegenen Giebelwänden gegeben, ohne daß solche ästhetischen Auswirkungen die Preisgestaltung oder die Nutzbarkeit der Wohnungen beeinträchtigen.“¹¹⁾

¹¹⁾ Haesler, 1957, S. 108f. Haesler übersteht dabei allerdings, daß zusätzliche Südfenster nicht nur einen gestalterischen, sondern auch einen funktionalen Gewinn darstellen können.

3.5. Dammerstock heute

Die seinerzeitige Provokation der Avantgarde-Siedlungen der 20er Jahre ist inzwischen längst entschärft. Auch der Dammerstock ist schon lange kein „Jammerstock“ mehr (ein Spotname, mit dem die Siedlung in ihrer Anfangszeit apostrophiert wurde), sondern zwischenzeitlich zu einem beliebten und ‚einprägsamen‘ Wohnort, mit guter verkehrstechnischer Anbindung an die Innenstadt, geworden.

Mehr als 65 Jahre nach ihrem Erstbezug ist die Siedlung heute stark durchgrünt. Die Gärten zwischen den Zeilen sind im Sommer kaum noch einsehbar (mit einem fast schon labyrinthisch anmutenden Charakter), und auch das trägt sicherlich dazu bei, die Rigidität des ursprünglichen Konzeptes zu relativieren. Im Gegenteil, die Klarheit der städtebaulichen Grundstruktur und die Einheitlichkeit der Architektur bilden heute ein identitätsstiftendes ‚Gerüst‘, das sich wohlthuend abhebt vom üblichen Gestaltungsdurcheinander des ausufernden vorstädtischen *sprawl*.

Die Bewohnerzufriedenheit ist zwischenzeitlich sehr hoch, was auch durch soziologische Untersuchungen bestätigt wird.¹³⁸ Daraus resultiert eine geringe Fluktuation. Kaum jemand zieht aus eigenem Anlaß aus dem Dammerstock weg. Letzteres hat zu einer Überalterung der Siedlung geführt: 30% der Bewohner waren im Jahr 1992 über 65 Jahre alt (im Vergleich dazu im städtischen Durchschnitt: 17%); knapp 50% der Haushalte sind inzwischen Einpersonenhaushalte und die durchschnittliche Belegung ist mit 1,8 Personen je Wohneinheit die niedrigste von allen Karlsruher Stadtteilen.¹³⁹

Als Vorteile werden heute vor allem die Wohnruhe, das kinderfreundliche Umfeld mit viel Platz zum Spielen,¹⁴⁰ die relative Nähe (und der günstige Verkehrsanschluß) zur Innenstadt und nicht zuletzt auch immer wieder das positive „Wohnmilieu“ genannt.

Die Qualität des Stadtteils scheint heute, in den Augen seiner Bewohner, durch eine spezifische Mischung von ‚großstädtischen‘ und ‚kleinstädtischen‘ Charakteren geprägt zu sein. Das soziale und nachbarschaftliche Verhältnis der Bewohner untereinander wird deutlich höher eingeschätzt als in anderen Stadtrand-siedlungen, die daraus resultierende ‚kleinstädtische‘ Überschaubarkeit und enge Sozialkontrolle, in Verbindung mit einem ausgeprägten Zusammengehörigkeitsgefühl (wie es immer wieder durch ein entschlossenes, gemeinsames Auftreten gegenüber vermuteten Bedrohungen von außen, z.B. seitens der Verkehrs- oder der Stadtplanung, zum Ausdruck kommt) sind Phänomene, die die Urheber der Siedlung, ganz im Gegensatz zu den Verfechtern der Gartenstadt-Idee, in dieser Form sicherlich nicht beabsichtigt oder gar ‚geplant‘ haben.

Dies erscheint umso bemerkenswerter, als dem „seriellen“ Städtebau und der „Fließbandarchitektur“ - Kategorien, mit denen die Dammerstock-Siedlung immer wieder in Verbindung gebracht wird - meist gerade diese *sozialen* Qualitäten abgesprochen werden. Damit wird erneut deutlich, daß sich die Wechselwirkungen zwischen den räumlichen Strukturen und den sozialen Qualitäten im Städte- und Siedlungsbau nicht auf eindeutige und zwangsläufige Muster oder

¹³⁸ So z.B. Ende der 60er Jahre von Dr. Linde und Dr. rer. pol. Klein vom Institut für Soziologie der Universität Karlsruhe

¹³⁹ Alle Angaben sind dem Statistischen Jahrbuch der Stadt Karlsruhe 1992 entnommen.

¹⁴⁰ Siehe z.B. die Badischen Neuesten Nachrichten vom 19./20.9.1992 mit einem Beitrag über *Kinder im Dammerstock*



Abb. 3.56: Dichte Durchgrünung der Siedlung Dammerstock (1995)

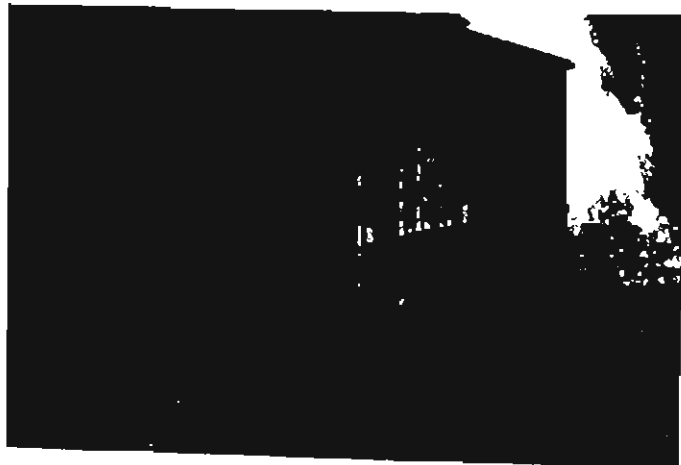


Abb. 3.57: Bewohneraktion gegen eine geplante 'Nachverdichtung' der Siedlung Dammerstock (1993)

simple Rezepte zurückführen lassen.¹⁴¹

Städtebau und Architektur sind in ihrem *äußeren* Erscheinungsbild, bedingt durch die Auflagen des Denkmalschutzes seit der Unterschutzstellung der Siedlung Anfang der 70er Jahre, weitgehend erhalten geblieben, wenn man einmal von baukonstruktiven und bautechnischen Modernisierungen absieht, die in ihren Details natürlich auch Einfluß auf das architektonische Erscheinungsbild haben, wie etwa der Einbau von Verbundfenstern und dickeren, warmegedämmten Fensterprofilen, von Jalousien und Rollädenkästen.¹⁴²

Die größten und schwerwiegendsten Eingriffe in die ursprüngliche Substanz erfolgen heute vermutlich, von außen unsichtbar, durch Grundrißmodifikationen im Inneren der Gebäude. Nicht nur in den in Privatbesitz übergegangenen Reihenhäusern der *Heimat* und später der LEG (Hausgruppe 20 von Franz Roedele), sondern auch in den (zum Teil über sehr lange Laufzeiten hinweg) vermieteten Einheiten lassen sich solche Maßnahmen im einzelnen kaum nachvollziehen, geschweige denn kontrollieren.

Von Beginn an gab es Klagen und Schwierigkeiten der Bewohner im Umgang mit den relativ kleinen und, im Vergleich zu ihren 'bürgerlichen' Vorbildern, auch ungewöhnlich geschnittenen Grundrissen. So prägte man die Begriffe

¹⁴¹ Das inzwischen wohletablierte Bewußtsein der Bewohner für ihre Siedlung wurde zuletzt im Jahr 1993 in einer sich emotionsgeladen über Wochen hinwegziehenden Auseinandersetzung mit dem Architekturbüro Rossmann & Partner und dem Stadtplanungsamt Karlsruhe über eine Bebauung auf dem Dach des Luftschutzbunkers im nördlichen Teil des Dammerstocks deutlich. Zwischen Danziger Straße und Dammerstockstraße gelegen, sollte die 3000qm grosse, „nackte und schroffe“ Dachfläche des etwa 3,5 Meter aus der Erde herausragenden Bunkers aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs je zur Hälfte mit Büros und mit Wohnungen (insgesamt zwölf Maisonnettes) „behutsam“ (so die Äußerung des Baudezernats) überbaut werden. (Das Projekt ist in den Badischen Neuesten Nachrichten vom 16.6.1993 abgebildet und beschrieben; zur öffentlichen Debatte um die Bebauung siehe auch das Amtsblatt der Stadt Karlsruhe vom 18.6.1993 sowie die BNN vom 29./30./31.5.1993 und vom 3./4.7.1993.) Seitens der Denkmalschutzbehörde gab es keine Bedenken (abgesehen vom Einwand gegen eine geplante 'Brücke' zwischen dem ehemaligen Waschhaus und der Neubebauung). Der Bauausschuß stimmte dem Projekt in nichtöffentlicher Sitzung zu. Nachdem das Projekt am 14.6.1993 in einer Bürgerversammlung vorgestellt worden war, erhob sich ein Sturm des Protests seitens der Anwohner, der sich vor allem gegen den befürchteten Verlust von „Licht, Luft und Sonne“ sowie die Zunahme des Verkehrs richtete (im Rahmen der Neubebauung waren 52 Tiefgaragenstellplätze mit Zufahrt über die Danziger Straße geplant). Es folgten wochenlange Aktionen mit Transparenten und Spruchbändern an den Hausfassaden der angrenzenden Straßen (Abb.3.57). Die Proteste hatten Erfolg, das Projekt wurde schließlich auf Eis gelegt.

(Ein erstes Projekt zur Überbauung des Bunkers hatte es schon 1971 gegeben. Damals hatte die Werkgemeinschaft Hirsch, Hoinkis, Lanz, Schütz und Stahl in einem beschränkten Wettbewerb der Baugenossenschaft Hardtwaldsiedlung den ersten Preis gewonnen. Ihr Projekt, in den BNN vom 9.10.1971 veröffentlicht, sah mittig auf dem Bunker eine viergeschossige, nord-süd-gerichtete Zeile mit Geschoßwohnungen vor, der jeweils eine niedrigere Zeile zur Danziger und zur Dammerstockstraße hin vorgelagert war. Es wurde in dieser Form nicht ausgeführt; stattdessen wurde Mitte der 80er Jahre eine viergeschossige Randbebauung entlang der Dammerstockstraße erstellt.)

¹⁴² Die spektakulärste Auseinandersetzung in dieser Hinsicht vollzog sich in den Jahren 1976-80 im sog. Rolladen-Prozeß (BNN vom 20.1.1978 und vom 15.2.1978). Anlaß war ein Antrag der Baugenossenschaft Hardtwaldsiedlung bezüglich des Einbaus von Rolladenkästen in der Reihenhaushausgruppe von Walter Gropius am Falkenweg 53 bis 67. Er wurde von der Stadt (unterstützt durch das Landesdenkmalamt) mit der Begründung abgelehnt, daß die daraus resultierende Verkürzung der Fensterformate eine nicht hinzunehmende Beeinträchtigung der Proportionen der Fassade und der hier vorliegenden Formensprache generell darstelle. Die Genossenschaft hielt dem entgegen, daß zu den Anforderungen an eine „Gebrauchswohnung“ (wie sie Walter Gropius verlangt hätte) in heutiger Zeit auch Rolladen gehörten und daß eine solche Anpassung der Wohnungen an veränderte Wohnbedürfnisse durchaus im Sinne der Absichten ihres Urhebers liege. Nach dem gerichtlichen Gang durch mehrere Instanzen wurde schließlich ein Vergleich vor dem Verwaltungsgericht Mannheim geschlossen, welcher im Erdgeschoß die erwünschten Rolladen und im Obergeschoß stattdessen Jalousetten erlaubte



Abb. 3 58. Ausbau der Dachzone durch eine Verglasung der vormaligen Freisitze in der Reihenhauszeile von Meitz & Fischer



Abb. 3 59. Einschub von querliegenden Garagenbauwerken in den Grimbereich zwischen den Geschößwohnungszeilen



vom „Dammerstock-Nachtopf“ (mit Henkel nach innen) und vom „Dammerstock-Dackel“ (der in der Vertikalen, statt in der Horizontalen wedele) und kritisierte die „dünnen Wände“, die es Nachbarn nebeneinander liegender Wohnungen erlaubten, „mit einem Radioapparat und einem gemeinsamen Bildemagel“ auszukommen.

Es ist eine Kritik, die nicht den Dammerstock allein betrifft, sondern für viele Avantgarde-Siedlungen der 20er Jahre gilt. So wurden z.B. in der Siedlung Kassel-Rothenberg die typischen Haesler'schen Kabinengrundrisse zum Teil dergestalt umdisponiert, daß das Schlafzimmer zum vorgelagerten Wohnraum hin geschlossen und stattdessen von der seitlichen Küche aus zugänglich gemacht wurde.¹⁴³

Auch manchen Architekten waren die Schwierigkeiten dieser Grundrisse in Bezug auf konventionelle Wohnvorstellungen durchaus bewußt. Adolf Behne schreibt im Jahr 1926:

„Bau und Möbel oder Architekt und Mieter stimmen heute oft nicht zusammen, und gerade dort, wo der Architekt sein Bestes in fortschrittlichem Sinn redlich zu geben versuchte. Der Architekt gibt allzu leicht dem zähen Festhalten an schlechten, kleinbürgerlichen Gewohnheiten die Schuld. Der Mieter aber kann sich wirklich nicht von heute auf morgen ganz umstellen. Er lehnt sich gegen die Bevormundung durch den Architekten auf, und immer die Diskrepanz zwischen seinen auf Behäbigkeit, Gemütlichkeit, familiär-individuelle Intimität gestellten Wänden und Möbeln in der guten Stube und der knappen Großzügigkeit des modernen Architekten spürend, kommt er zu Ausdrücken wie Zuchthausbauten oder, in milderer Fällen, Strafanstaltsbauten.“¹⁴⁴

Selbst fünfzig Jahre später wird dem für die Musterhäuser der Ausstellung von 1929 eigens angefertigten Mobiliar zum Teil noch die gewünschte Behaglichkeit abgesprochen. In einer kritischen Würdigung der an anderer Stelle in Karlsruhe wieder aufgefundenen Wohnzimmereinrichtung von Gropius heißt es im Jahr 1979:

„Zeitlos und der Zeit voraus, streng und einfach. (...) Ohnehin würde () [man] sich lieber Biedermeier-Möbel in die gute Stube stellen. Deren Behaglichkeit fehlt dem Stuhl, der zum Sitzen angeboten wird, aber auch völlig. Harte Zeiten.“¹⁴⁵

Auch wenn die heute durchgeführten Grundrißmodifikationen, wie der Einbau von Zwischenwänden, die Schließung von offenen Treppen und Fluren, der Umbau der Sanitärräume u.a., zunächst nur als kleine Eingriffe erscheinen, verändern sie die Struktur und die möglichen Gebrauchsweisen dennoch entscheidend.

Die äußere Kontur der Hauszeilen, mit ihren formal streng reglementierten Vorder- und Rückfronten, bietet hingegen kaum Spielraum für eine Erweiterung (durch An- und Umbauten, z.B. auf der Gartenseite) der für heutige Ansprüche durchweg bescheidenen Wohnflächen. Die Ausbaumöglichkeiten beschränken sich auf die Schließung der Freisitze in der Erdgeschoß- bzw. der Dachzone der Hauszeilen, durch die ein zusätzlicher, wenn auch meist kleiner, gartenbezogener Aufenthaltsraum (z.B. in der Zeile von Roeckle) oder eine verglaste Veranda (in der Zeile von Merz & Fischer; Abb.3.58) gewonnen werden können.

In den viergeschossigen Stockwerksbauten sind die Freisitze, die dort in

¹⁴³ Angabe nach Ungers, 1983, S.153

¹⁴⁴ Adolf Behne, *Architekt und Mieter*, in: *Sozialistische Monatshefte*, 1926, S.107f; Nachdruck in: Hartmann (Hrsg.), *trotzdem modern*, Braunschweig 1994, S.356f

¹⁴⁵ *Berichterstattung zum 50jährigen Jubiläum der Siedlung in Badische Neueste Nachrichten vom 29.9.1979*

keiner direkten räumlichen Beziehung zur Wohnung stehen, nicht zugebaut worden, sondern liegen meist brach oder werden bestenfalls als Wäschetrockenplätze verwendet. Auch die angrenzenden, gemeinschaftlichen Grünflächen machen einen tristen und unattraktiven Eindruck. Abgesehen von ein paar verfallenen Kinderspielgeräten bieten sie keine Verweilqualitäten, sondern sind lediglich Distanzfläche zwischen den Zeilen (Abb. 3.27).

Auf die Nutzung der Vorgartenzonen zwischen den Reihenhauszeilen wurde schon hingewiesen. Hier hat die Intensivierung der Begrünung und des Bewuchses (z.B. durch hochgewachsene Hecken) im Laufe der Jahre zu einer deutlichen räumlichen Fassung der Wohnwege und Erschließungsbereiche geführt.

Die schwerwiegendste Beeinträchtigung der Qualitäten des Wohnumfelds erfolgt heute durch den gestiegenen Stellflächenbedarf für den ruhenden Kraftfahrzeugverkehr. Das gilt insbesondere für die schon erwähnten gemeinschaftlichen Grünbereiche zwischen den Geschoszbauzeilen, die durch den Einschub von querliegenden Garagenbauwerken in ihrer ursprünglichen, durchgängigen Großzügigkeit empfindlich gestört sind (Abb. 3.59). Es gilt aber auch für die in Ost-West-Richtung verlaufenden Fahrstraßen, an denen sich, bedingt durch die Nichtbefahrbarkeit der nord-süd-verlaufenden Wohnwege, heute Stellplätze und Garagen in unverhältnismäßig hoher Dichte konzentrieren. Die Gehsteige sind meist zugeparkt, die Fußgänger werden verdrängt.¹⁴⁰

¹⁴⁰ Die ungelösten Probleme des ruhenden Verkehrs sind ein ständig wiederkehrendes Thema auf den Jahresversammlungen des Bürgervereins. Über die Versammlungen der Jahre 1990 und 1991 siehe BNN vom 19.2.1990 bzw. vom 16.1.1992.



Kurzfassung Zeilenbausiedlung Karlsruhe-Dammerstock

Die Siedlung Dammerstock in Karlsruhe ist das Ergebnis einer programmatischen Bauausstellung im Jahr 1929. Sie fügt sich damit in eine Reihe von bedeutenden Ausstellungen der Moderne ein, die in der zweiten Hälfte der 20er Jahre das Ziel verfolgten, der modernen Architektur zum Durchbruch zu verhelfen. Kaum eine hat jedoch, vom Zeitpunkt ihrer Entstehung an, derartige Kontroversen und Richtungskämpfe ausgelöst wie die Siedlung Dammerstock. Während die einen in ihr den Inbegriff eines modernen, fortschrittlichen Siedlungsbaus mit gleichwertigen, optimalen Wohnverhältnissen (Licht, Luft, Sonne für jedermann wännen, prangern die anderen die strenge Prinzipienreiterei an die sich hinter dem abstrakten Siedlungsgrundriß, der einheitlichen Architektur und der fehlenden städtebaulichen Raumbildung verberge. In Wirklichkeit ist das Objekt des Anstoßes, trotz seines durchgängigen Zeilenbaus allerdings längst nicht so homogen und eindeutig, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag, sondern durch vielfältige Überlagerungen und Widersprüche gekennzeichnet.

Schon in ihrem Bezug zur Stadt als Ganzem ist die Siedlung durch einen ihr innewohnenden Doppelcharakter geprägt. Sie bildet ein 'stadtbezogenes' wie auch ein 'stadtsprengendes' Element zugleich. Die reformerische Illusion einer Auflösung der Großstadt in selbstgenügsame, kleinstädtische 'Zellen' wie sie noch die Gartenstadt gehegt hat, gehört längst der Vergangenheit an. Die Siedlung bleibt ein unweigerlicher Bestandteil der Gesamtstadt, in deren Organisations- und Produktionsstrukturen sie sich reibungslos eingliedert. Die Vorstellung von Arbeitsplätzen in unmittelbarer Wohnnahe ist aufgegeben und erst recht der Anspruch auf die Gestaltung einer eigenständigen, sozialen Lebensgemeinschaft. Während sie funktional also stadtbezogen bleibt, bildet sie dennoch morphologisch betrachtet ein eigenständiges, neues Stück Stadt, das sich in seinem Erscheinungsbild deutlich von der überlieferten Struktur löst. Die Siedlung widersetzt sich allen Vorstellungen von einem kompakten, konzentrischen Stadtwachstum 'in Jahresringen'; Bezüge und Verbindungen zur vorhandenen Stadt werden bewußt abgelehnt, der jeweilige Kontext spielt keine Rolle mehr. Sie will nicht mehr 'stadtbildend' im konventionellen Sinne sein, sondern eine neue, eigenständige Stadtform prägen, die in ihren universellen Bildungsgesetzen allein aus sich selbst heraus bestimmt ist.

Damit wird sie zum Ausdruck einer neuen Grundhaltung, eines neuen Verständnisses von städtischer Raumstruktur, das nicht mehr gegenständlich, hierarchisch aufgebaut und 'ortsbildend' ist, sondern eher abstrakt, seriell und 'ortsauflösend'. Das Reihungsprinzip, wie es im Dammerstock zum Ausdruck kommt, strebt kein geschlossenes Gesamtbild mehr an. Idyllische Überschaubarkeit ist nicht mehr gefragt. Stattdessen ist der Siedlungsgrundriß tendenziell ungeschlossen, er ließe sich, bei weiterer Geländeverfügbarkeit, beliebig verlängern, besitzt keine Mitte oder besondere Schwerpunkte und keinen begrenzenden Rand. Er ist allein durch die Rationalität und Egalität seines additiven inneren Aufbaus bestimmt: gleiche Zeilen, gleiche Abstände, gleiche Ausrichtung und Erschließung. Das optimierte Einzelelement (sei es Wohnung, Haus oder Zeile) wird hier zum Ausgangspunkt eines Städtebaus, der in einem hohen Maße universell ist, d.h., sich ohne wesentliche innere Modifikationen auch an andere Orte und in andere Zusammenhänge übertragen läßt.

Im Gegensatz zum 'organischen' (auf Ganzheitlichkeit bedachten) Formmodell der Gartenstadt läßt sich beim Dammerstock von einem nicht-orga-

nischen, 'avantgardistischen' Formmodell sprechen. Die Einzelemente gewinnen einen höheren Grad an Selbständigkeit, sie emanzipieren sich vom Ganzen und sind weitgehend austauschbar. An die Stelle der hierarchisch gebundenen Komposition tritt eine additive Zusammenfügung gleichberechtigter Teile. Das Werk will kein Abbild der Natur mehr sein, sondern ein Produkt der Maschine, das offen die Künstlichkeit seiner Entstehung zutage trägt und jede übergestülpte Ganzheitlichkeit und Synthese bewußt negiert.

Entsprechendes gilt für das der Siedlung zugrunde liegende Raummodell. Es zerstört die konventionelle Beziehung von Gebäude und Außenraum als einer Beziehung von Masse und Hohlraum und damit den geschlossenen Stadtraum des 19. Jahrhunderts mit seinen ganz unterschiedlichen Bedingungen in Bezug auf Licht, Luft und Sonne. Der Außenraum ist kein konkreter, vornehmlich architektonisch bestimmter Raum mehr, sondern ein 'fließendes', durch Belichtungs- und Besonnungsabstände definiertes Raumkontinuum, welches die Zeilen umspült. Auch hier sind, zumindest dem theoretischen Anspruch nach, alle Hierarchien und Ungleichgewichtigkeiten geißelt.

Wie in vielen anderen Quartieren der Avantgarde der 20er Jahre ist allerdings auch in der Siedlung Dammerstock, so wie sie letztendlich gebaut wird, das rationalistische, fertige Modell nicht ganz so eindeutig, wie es meist dargestellt wird. Auch hier stellt man Widersprüche und Durchkreuzungen mit anderen, eher hierarchischen Raummodellen fest. Dies betrifft z.B. die zweihüftige Erschließung von den zentralen Wohnwegen aus, welche streng genommen dem 'funktionalistischen' Prinzip einer einseitigen Erschließung der Wohnzeilen von Osten (und dementsprechend ungestörten Orientierung der Gartenzonen nach Westen) widerspricht. Es betrifft auch die Ausgestaltung der gemeinschaftlichen Grünflächen zwischen den viergeschossigen Stockwerkszeilen, die Ausbildung des nordöstlichen 'Kopfgebäudes' als Eingangstor in die Siedlung, die nach funktionalistischen Kriterien eigentlich falsche Orientierung einzelner Grundrisse. Aber vermutlich sind es gerade diese subtilen Unstimmigkeiten mit dem theoretischen Modell, welche die Attraktivität der Siedlung ausmachen.

Auf der Ebene der Wohnungstypologie erhebt Dammerstock die Forderung nach der 'Gebrauchswohnung' als der nutzungsmäßig zureichenden, wohngigienisch gesunden und finanziell erschwinglichen Wohnung für jedermann. Standard-Wohnung hat man sie anderenorts genannt. Der Formulierung des Standards ist dabei über die produktionstechnischen Aspekte (von Typisierung, Rationalisierung und Industrialisierung) hinaus ein utopisches soziales Projekt miteinbeschrieben: die Hoffnung auf die Aufhebung jeglicher sozialen (Klassen-)Unterschiede, wenn jedem einst das gleiche 'optimale' Standard-Produkt zur Verfügung stehen wird (gleichwie ob Wohnung, Zahnbürste oder Auto...).

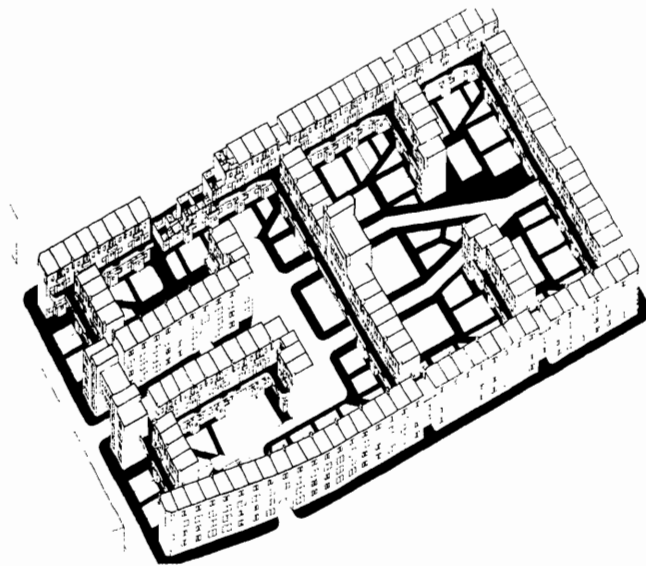
Insgesamt werden in der Siedlung Dammerstock, auf der Grundlage des von Walter Gropius und Otto Haesler gemeinsam erstellten Lageplans, von den zehn an der Ausführung beteiligten Architekten 23 verschiedene Wohnungstypen im Reihenhauses- und Geschosswohnungsbau realisiert. Den erwarteten neuen Lebensformen (Auflösung der Großfamilie, Verselbständigung der Frau, Vergesellschaftung bestimmter ehemals familiärer Funktionen) soll dabei mit der Entwicklung neuer, eigenständiger Typologien entsprochen werden, die über das konventionelle 'bürgerliche' Vorbild hinausgehen. Dazu werden die Funktionen des Wohnens zunächst separiert (also in eine Folge von Teil- und Einzelvorgängen zerlegt), getrennt analysiert und jeder Teilfunktion ein spezieller, in seinem Flächenanspruch auf das notwendige Minimum beschränkter

Nutzraum zugewiesen. Aus der Kombination dieser Funktionszellen wird dann, entsprechend dem jeweiligen Bedarf, der Grundriß wieder zusammengefügt. Damit gilt hier das gleiche additive Prinzip wie schon auf der Ebene des Siedlungsgrundrisses.

In der Vielfalt der realisierten Grundrißtypen ist Dammerstock ein Beispiel dafür, daß die Festlegung allgemeingültiger, verbindlicher Standards nicht zwangsläufig zu gleichartigen, unformen Produkten führen muß. Zu den konsequentesten Lösungen zählen die 'Kabinengrundrisse' von Otto Haesler, die - als prinzipieller Lösungsansatz konzipiert - gleichermaßen im Geschosßwohnungsbau wie auch im Reihenhausbau Verwendung finden. Die lineare Erweiterbarkeit wird hier ebenso zu einem konzeptionellen Bestandteil des Standards wie bei dem von Walter Gropius entwickelten Laubenganghaus, dessen gleichartige Zellenstruktur theoretisch eine Erweiterung in beliebiger Länge erlaubt (und tatsächlich wird von dem Gropius'schen Laubenganghaus im Dammerstock auch nur ein Fragment einer eigentlich viel länger gedachten Zeile realisiert). Demgegenüber sind die meisten Reihenhäuser (sieht man einmal von den erwähnten Haesler'schen Typen ab) in ihrer Grundrißdisposition eher konventionell aufgebaut.

Meist wird die Siedlung Dammerstock als Endpunkt und Höhepunkt einer Entwicklung hin zum rigiden Zeilenbau dargestellt. Genau genommen steht sie aber erst an deren Ausgangspunkt, am Beginn einer diesbezüglichen entschiedenen Radikalisierung (eines Teils) der Avantgarde. Sie markiert ein erstes Fragment einer durch umfassende Rationalisierung bestimmten städtischen Welt. Nachfolgende Projekte von Haesler, Gropius und May (für Kassel-Rothenberg, Berlin-Neukölln, Frankfurt-Goldstein u.a.) zeigen, wie man sich diese Welt im großen Maßstab vorgestellt hat. Hier wird Siedlungsplanung in der Tat auf die stereotype Wiederholung eines einseitigen Prinzips reduziert. Daß man diese Projekte in ihrer Reinform letztendlich nicht realisieren kann, macht deutlich, wie weit sich dieser Teil der Avantgarde inzwischen von jeglicher wirklichen sozialen Erfahrung abgeschottet hat und daß der zweifellos vorhandene moralische Impetus ins Negative umgeschlagen ist - eine Haltung, die dennoch in zahlreichen technokratischen Projekten der Nachkriegszeit, die sich diesem Konzept verpflichtet fühlen, fortwirken wird.

4. **Rotterdam-Spangen (1919-22):
Der Baublock als städtebauliche Grundeinheit**



*Abb. 4.1: Axonometrie des Baublocks von Michiel Brinkman in Spangen
(Quelle: Sherwood, 1978)*

*Zum ideengeschichtlichen Kontext:
Vorstellungen von Stadt und Stadtraum nach 1900*

Zum Verständnis der städtebaulichen Prinzipien, die dem Wohnquartier in Spangen zugrunde liegen, ist es hilfreich, sich den Stand der Diskussion über die Großstadt und deren Entwicklungsperspektiven, wie sie zu Jahrhundertbeginn geführt wird, ins Bewußtsein zu rufen. Dabei stehen sich zwei grundsätzliche Positionen gegenüber:

Auf der einen Seite sind es die Vorschläge einer 'Auflösung' der Großstadt herkömmlicher Art, wie sie von den Vertretern der Gartenstadtbewegung vorgebracht werden und anschließend auch in die Praxis des vorstädtischen Siedlungsbaus einmünden. Derartige Vorschläge gehen von einer grundsätzlichen Ablehnung der Struktur- und Wachstumsmuster der überlieferten (Groß-)Stadt aus.

Auf der anderen Seite sind es die Vorschläge einer systemimmanenten 'Reform' der Großstadt, von der Hoffnung auf eine kurative Behandlungsmöglichkeit ihrer negativen Erscheinungsformen getragen. Sie stellen die Großstadt nicht grundsätzlich in Frage, sondern formulieren Vorschläge zu deren innerer Verbesserung, Auflockerung und aufgeklärtem Weiterbau.

Zu dieser zweiten Kategorie zählt - neben anderen - auch die Mehrzahl der Projekte, die in Holland in der Folge des Wohnungsgesetzes von 1901 entwickelt und realisiert werden (Planungen für Amsterdam, Rotterdam, Den Haag und andere Städte). Diese basieren auf einer weitgehenden Fortschreibung der etablierten städtebaulichen und stadtraumlichen Struktur, die sie im Detail, durch die Reform einzelner Teil-Elemente (des Baublocks etwa, um die Exzesse der Mietskasernen zu vermeiden), qualitativ zu verbessern versuchen.

Stadtraum-Analysen

Einen wichtigen Ausgangspunkt für die 'reformerische' Position bilden die Analysen historischer Stadträume und Stadtstrukturen, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts sowie zwischen Jahrhundertwende und Erstem Weltkrieg von verschiedenen Architekten, Kunst- und Bauhistorikern durchgeführt werden. In erster Linie ist hier das Werk von Camillo Sitte anzuführen (das einen entscheidenden Einfluß auf Berlage hat), daran anknüpfend auch die weiterführenden Arbeiten von Albert E. Brinckmann, von Cornelius Gurlitt und anderen.¹ Ihnen allen gemeinsam ist der Verdienst, ein geschärftes Bewußtsein und verstärktes Interesse am Erscheinungsbild sowie den räumlichen Qualitäten der historischen Stadt wiedererweckt zu haben.

Camillo Sitte setzt sich in seiner einflussreichen Schrift, die schon kurz nach ihrer Erstveröffentlichung im Jahr 1889 weitere Auflagen und Übersetzungen in zahlreiche andere Sprachen nach sich zieht wie schon der Titel besagt, vorwiegend mit den 'künstlerischen', d.h. den gestalterisch-räumlichen Aspekten der Stadt auseinander: der Gestaltung von Straßen und Plätzen, der Platzierung von öffentlichen Gebäuden, von Monumenten und Denkmälern. (Die sozialen Pro-

¹ Camillo Sitte: Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen, Erstausgabe Wien 1889, Reprint der 4. Auflage von 1904, Hirschenberg und Wiesbaden 1983; Albert E. Brinckmann: Platz und Monument. Untersuchungen zur Geschichte und Ästhetik der Städtebaukunst zu neuerer Zeit. Berlin 1908; Cornelius Gurlitt, Handbuch des Städtebau, Berlin 1920.

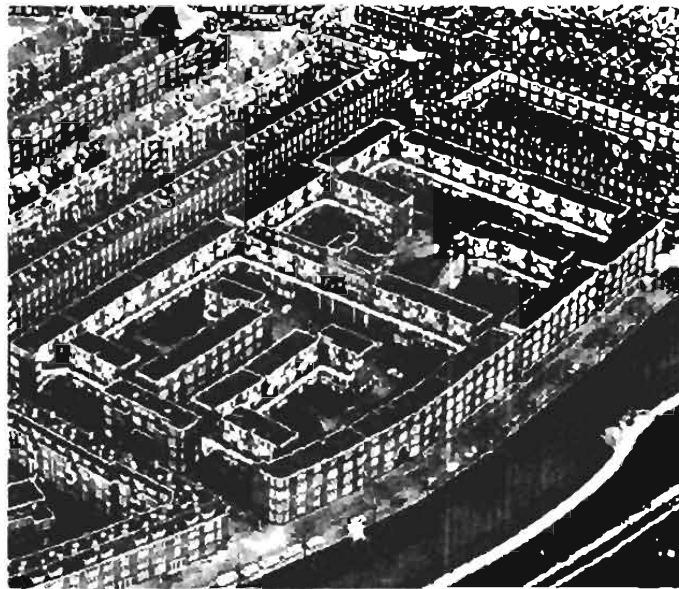


Abb. 4.2: Lufaufnahme (von Nordwesten) des Baublocks von Michiel Brinkman in Spangen



blème der Großstadt spielen in seinen Bemerkungen dagegen keine Rolle.)² Dabei kritisiert er die gestalterischen Mängel der modernen, industriellen Stadt des 19. Jahrhunderts und stellt dieser die Vorzüge der historischen, insbesondere der malerischen mittelalterlichen Stadt mit ihren harmonisch strukturierten und proportionierten Raumordnungen gegenüber. Aus der empirischen Analyse der historischen Vorbilder leitet er schließlich Maßnahmen und Gestaltungsregeln für eine Verbesserung der modernen Stadt ab. Diese beinhalten u.a. die Forderung nach

- Geschlossenheit der städtischen Formen und Räume (Kontinuität der Bau-massen und Außenräume),
- ablesbarer Gliederung (in Straßen, Plätze, Blöcke, Parkanlagen),
- städtebaulicher Einheitlichkeit (Unterordnung der Einzelelemente unter ein gemeinsames, verbindliches Ordnungssystem).

Jedes Gebäude wird als Teil eines komplexen Gesamtgefüges betrachtet, wobei Sitt in seiner persönlichen Präferenz eher für pittoreske Ordnungssysteme (mit Asymmetrien und Unregelmäßigkeiten) eintritt, sich aber keineswegs für eine bloße, unkritische Übernahme des Althergebrachten ausspricht (wie ihm viele seiner späteren Schüler und Epigonen mißverstanden haben).

Albert E. Brinckmann (1908) geht von einer ähnlichen Grundinterpretation der städtischen Morphologie aus (Stadtbau als Raum-Bau), setzt dem Vordringen einer allzu romantischen Gestaltungsrichtung, die seiner Meinung nach zu einer kritiklosen Nachahmung mittelalterlicher Stadtbilder führt, allerdings eine geometrisch-rationalere Haltung entgegen.

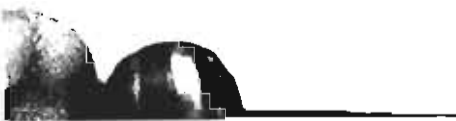
Großstadt-Bau: 'Tradition als Fortschrittsprinzip'

Die stadthistorischen Analysen bilden den gestaltungsrelevanten Hintergrund für die erwähnte reformerische Grundhaltung, welche die großstädtische Entwicklung in der Kontinuität ihrer geschichtlichen Evolution sieht und nicht von einer prinzipiellen qualitativen Höhenvertiketen des ausschließlich Neuen ausgeht. 'Tradition als Fortschrittsprinzip' beinhaltet den Respekt vor dem historischen Erbe und dem schon Bestehenden, ohne dieses unbedacht fortzuschreiben, sondern mit der Absicht, es in kontinuierlicher Weise zu verbessern. Es ist eine Haltung, die sich damit sowohl von der anti-städtischen Auflösung in kleine Einheiten im Grünen als auch von der 'tabula rasa' einer übersteigerten funktionalistischen Ideologie unterscheidet.

So kritisiert August Endell (1908), der zeitweise selbst in Hellerau lebt, die illusionäre Romantik der Deutschen Gartenstadtbewegung³ und pladiert stattdessen für eine Akzeptanz der großstädtischen Realität als der sichtbarsten und eigentümlichsten Frucht des modernen menschlichen Lebens:

² Mit der konservativen Grundhaltung Camillo Sittes beschäftigt sich, unter ideologiekritischen Aspekten, ein Beitrag von Gerhard Fehl ('Camillo Sitta als "Volkserzieher" - Anmerkungen zum deterministischen Denken in der Stadtbaukunst des 19. Jahrhunderts') in: Gerhard Fehl und Juan Rodríguez-Lorete (Hrsg.), *Städtebau um die Jahrhundertwende*, Materialien zur Entstehung der Disziplin Städtebau, Köln 1980.

³ "I träumt man eine wunderbar verzerrte Welt zusammen, eine gezähnte, umgangliche Welt ohne Stachel, ohne Widerstände, ohne Leid, aber voll behaglich pathetischer Sensationen" (August Endell, *Die Schönheit der großen Stadt*, Stuttgart 1908, Nachdruck Berlin 1984, S. 11).



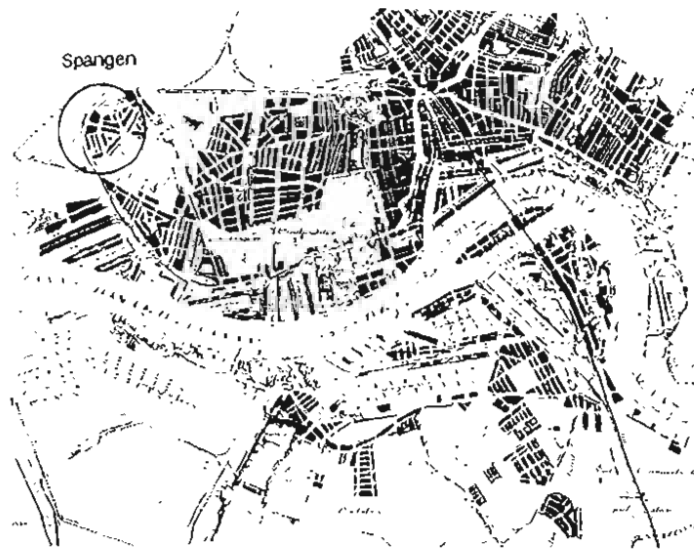


Abb. 4.3: Schwarzplan der Stadtstruktur von Rotterdam und Lage des Quartiers Spangen im Jahr 1921



Abb. 4.4: Schwarzplan der Stadtstruktur von Rotterdam um 1980 (Rowe, 1983)

„Man kann es ja für ein erstrebenswertes Ziel halten, daß die Städte vom Erdboden verschwinden. Vorläufig aber existieren sie () Hunderttausende müssen in Städten leben, und statt ihnen eine ungesunde, hoffnungslose Sehnsucht einzupflanzen, wäre es geschickter, sie zu lehren, ihre Stadt erst einmal wirklich zu sehen und aus ihrer Umgebung so viel Freude, so viel Kraft, als eben möglich ist, zu schöpfen.“⁴

Auch Karl Schefflers einflußreiche Schrift *Die Architektur der Großstadt* (1913) nickt den zwangsläufigen Vormarsch der Großstadt in den Vordergrund:

„Die Städte, wo der Kampf um die neue Baukunst ausgetragen werden muß, ist die Großstadt, weil sich dort in natürlicher Weise die geistigen Kräfte der Zeit zusammenfinden, weil die Großstädte, als die Zentren moderner Zivilisation, der Architektur neue Voraussetzungen profaner und idealer Art schaffen, weil die Idee der Großstadt langsam aber sicher Besitz ergreift vom Gemeindeggeist auch der kleineren Städte und weil Großstadteinsinnung sich darum mehr und mehr das ganze Land unterwirft.“⁵

Die neue Großstadt erfordere, so Scheffler, einen neuen „Architekturkörper“. Die Hoffnung, daß sich die Großstadt von selbst planvoll aufbaue, sei illusorisch. Dies beweise die gestaltlose, ungeordnete Stadterweiterung des 19. Jahrhunderts, die vorrangig durch Profitsucht und eine maximale Ausnutzung von Überbauungsrechten gekennzeichnet sei:

„Diese neuen Stadtteile sind nackte Notwohngebiete, an ihnen hat irgendein Kulturwille nicht teil. (...) eine Ansammlung von sittlich und hygienisch unzureichenden Massenwohnungen.“⁶

Deshalb bedürfe es des Städtebauers, um sie planvoll zu gestalten, allerdings nicht in „künstlich romantischer“ Manier. Zur sozialräumlichen Grundeinheit auf der Ebene des Quartiers soll der einheitlich gestaltete Baublock werden. Er wird als eine Weiterentwicklung und Korrektur der Mißstände der Mietskasernen (mit ihrer Spaltung in Vorder- und Hinterhaus, also Herrschafts- und Arbeiterwohnung, ihrem extremen Überbauungsgrad und ihrem vorgehangenen Stuckdekor) verstanden und definiert gleichzeitig eine neue Maßstäblichkeit des städtebaulichen Eingriffs, die den Anforderungen des großstädtischen Massenwohnungsbau entspricht. An die Stelle einer Ansammlung von „individuell dekorierten“ Einzelgebäuden sollen fortan zusammenhängende Gebäudekomplexe treten, die sowohl ästhetisch befriedigend sind⁷ als auch neue wohngyienische Vorteile durch einen „einzigen gemeinsamen großen Gartenhof im Inneren“⁸ bieten und damit schließlich auch zu einer neuen sozialen Einheit werden können. Um noch einmal Scheffler zu zitieren:

„Ein Baublock, der äußerlich zu einer Einheit wird () müßte ganz von selbst auch innerlich zu einer Einheit werden. Schon darum, weil an Stelle vieler Einzelhöfe ein einziger großer, gemeinschaftlicher oder in Parzellen geteilter Gartenhof treten würde, wodurch es dann nicht nur möglich würde wichtige Wohnräume in guter Besonnung an die-

⁴ Endell, 1984 (1908), S. 18

⁵ Karl Scheffler, *Die Architektur der Großstadt*, Berlin 1913, S. 3

⁶ Scheffler, 1913, S. 11f

⁷ „Der bewußte Städtebauer kann nicht künstlich romantisch und malerisch sein“ (Scheffler, 1913, S. 16)

⁸ „Nicht mehr charakterlose Massenausammlungen individuell dekorierten Einzelhäuser sollten jetzt entstehen, sondern als große Einheiten erlebbare Baumassen und städtebauliche Gefüge.“ (Fritz Schumacher, zit. von R. Ostertag, in: *Deutsches Architektenblatt*, Nr. 10, 1994, S. 1538)

⁹ Scheffler, 1913, S. 16

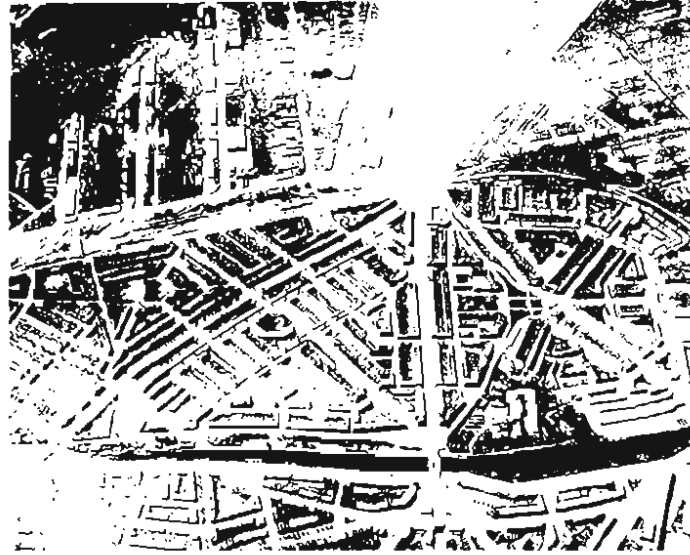


Abb.4.5: Luftaufnahme (von Osten) der Stadterweiterungsquartiere Spangen (rechts) und Tusschenedijken (links) in Rotterdam

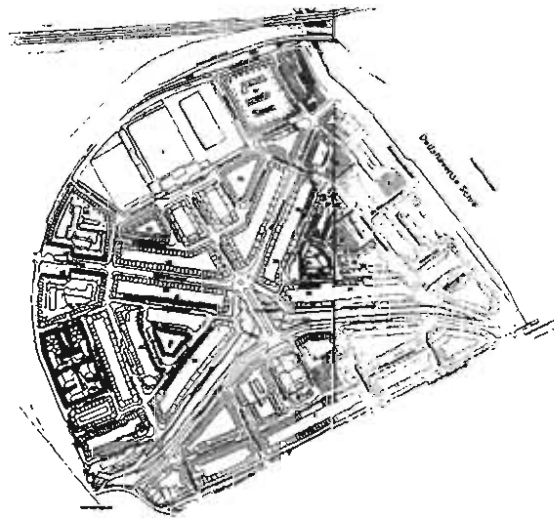


Abb.4.6: Räumliche Struktur des Quartiers Spangen, links (im Westen) der Block von Brinkman (Ruiter, 1984)

sen (...) zu verlegen, was auf die Verbesserung des Grundrisses von größtem Einfluß sein müßte, sondern wodurch auch die Mieter in natürlicher Weise miteinander in Verbindung gesetzt würden (...) dergestalt, daß ein gewisses Genossenschaftsverhältnis entstehen könnte, in dessen Verlauf es, zum Beispiel im Hof, auf den Dachböden oder auf den Dächern zur Anlage gemeinsamer Kinderspiel- und Sportplätze, rationell angelegter Waschküchen, Heizanlagen und Reinigungsräumen, allgemeiner Festräume usw. käme...¹⁰

Ähnliche Überlegungen bewegen auch Walter Curt Behrendt in seiner 1911 publizierten Dissertation 'Die einheitliche Blockfront als Raumelement im Städtebau'. Auch er plädiert für den Vorrang der „Etagenwohnung“ als angemessener großstädtischer (Massen-)Wohnform, er weist auf die potentiellen Vorzüge von kollektiven Blockinnenräumen hin¹¹ und auf die Möglichkeiten, die in einer gemeinsamen Nutzung und zentralen Verwaltung von sozialen und technischen Infrastruktureinrichtungen wie Waschhäusern, Heizung, Beleuchtung, Veranstaltungsräumen u.a. lagen.¹²

Praktische Vorschläge

Solche Vorstellungen finden auch in konkreten Projekten ihren Niederschlag. Zum einen sind es Vorschläge für eine typologische Reform des überdichteten Baublocks der Mietskasernenstadt, zum anderen großräumige Stadterweiterungsplanungen, etwa von Berlage für Amsterdam oder von Otto Wagner für Wien, um nur zwei der bekanntesten und einflußreichsten Projekte zu nennen.

Die Ansätze zu einer Reform des Baublocks, wie sie in Berlin z.B. von den Architekten Mebes, Messel, Kolb, Gessner in Angriff genommen werden, versuchen, sich von der engen Hinterhofbebauung der Blöcke des 19. Jahrhunderts zu lösen und gesündere Wohnbedingungen durch grüne, gemeinschaftliche Innenhöfe oder straßenseitige Vorhöfe zu erreichen, ohne gleichzeitig die Kontinuität der historischen Stadtmorphologie aufzugeben. Der 'kollektiven' Architektur entsprechen vielfach auch kollektive Trägerschaften, wie sozialreformerische Bauvereine oder Baugenossenschaften.¹³

Auch viele der Beiträge, die 1910 zum Wettbewerb für Groß-Berlin eingereicht werden, halten - in unterschiedlicher Form - am Modell des umschlossenen Blocks fest: sei es wiederum durch eine 'Freimachung' des Innenraums, etwa im Vorschlag von Hermann Jansen, der den Binnenraum als öffentliche Grünfläche durch Tore und Wege auch für die Allgemeinheit erschließt, sei es in Form einer 'gemischten Bauweise', wie sie Möhring, Eberstadt und Petersen als zweigeschossige Innenbebauung mit Reihenhäusern um einen zentralen 'Anger' herum vorsehen.¹⁴ In beiden Fällen gewinnt der Baublock eine neue Bedeutung als eigenständiges städtebauliches Element - im Gegensatz zu einem bloßen Derivat aus Vermessungsplan und Straßentrassierung.

¹⁰ Scheffler, 1913, S.36f

¹¹ „(...) es läßt sich eine Hofgemeinschaft mehrerer benachbarter Grundstücke und damit wenigstens in gewissen Grenzen ein freierer Luftraum im Inneren des Blocks schaffen.“ (Walter C. Behrendt, Die einheitliche Blockfront als Raumelement im Städtebau, Berlin 1911, S.78f)

¹² Behrendt, 1911, S.79

¹³ Zu den 'reformierten Blöcken' im Berliner Mietshausbau siehe auch Julius Posener, Berlin auf dem Wege zu einer neuen Architektur, München 1979, S.346ff

¹⁴ Zum Wettbewerb für Groß-Berlin siehe u.a. Gert Kähler, Wohnung und Stadt, Hamburg - Frankfurt - Wien, Modelle sozialen Wohnens in den 20er Jahren, Braunschweig und Wiesbaden 1985, S.165

Behrendt (1911, S.71) weist darauf hin, daß die 'gemischte Bauweise' erstmals von Theodor Goecke in seinem Aufsatz *Verkehrsstraße und Wohnstraße* (1893) vorgeschlagen worden sei.

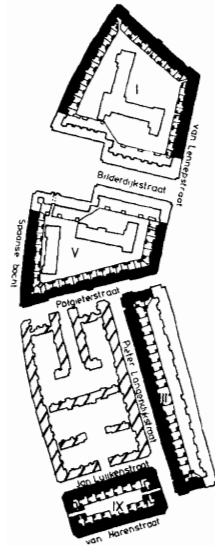


Abb.4.7.
Baublöcke von J.J.P. Oud und M. Brinkman im Quartier Spangen (schwarz: Blöcke von Oud; schraffiert. Block von Brinkman; Quelle: H. Oud, 1984)

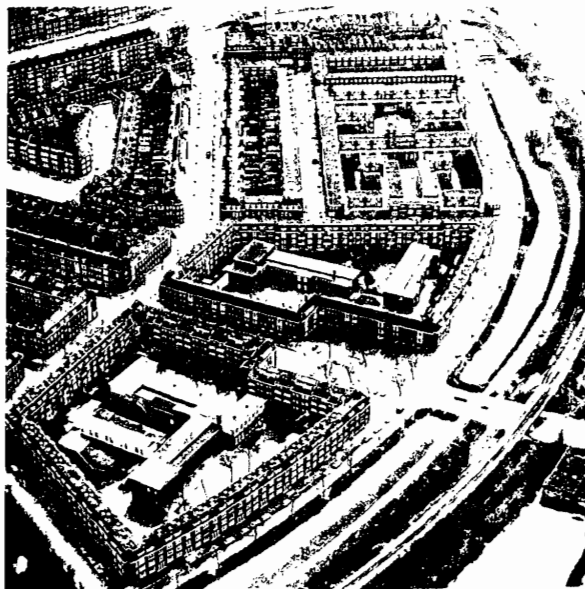


Abb.4.8: Luftbild der Blöcke von Oud und Brinkman (von Norden)

Otto Wagners Projekt für Wien als 'Unbegrenzte Großstadt' (1911)¹⁵ geht ebenfalls von einer Blockstruktur als homogener räumlicher Grundstruktur der Stadt aus. Nicht mehr die Einzelwohnung oder das Einzelhaus bilden die Basiszelle des großstädtischen Raumgefüges, sondern das Mietshaus und der Block. Das gleichartige Nebeneinander der Baublocke wird in dem Vorschlag für den XXII. Wiener Gemeindebezirk (Abb. 49) nur durch eine Hauptachse mit Grünanlagen und angrenzenden öffentlichen Gebäuden unterbrochen sowie durch regelmäßig eingestreute Plätze und öffentliche Einrichtungen gegliedert. Auch Wagner bezieht damit eine deutliche Gegenposition zu den Idealisten der Gartenstadtbewegung:

„Das ersehnte Einzelwohnhaus in der noch ersehnten Gartenstadt kann nie die allgemeine Befriedigung hervorrufen (). Es muß endlich klipp und klar ausgesprochen werden, daß Wohnungen in Häusern, auf Baublocken (), von denen jeder mit einer Front an einem Garten Platz oder Park liegt und auf 3 Seiten mit 23 Meter breiten Straßen umgrenzt ist, welche Wohnungen alle kulturellen Eigenschaften aufweisen, also gesund, schön, bequem und billig sind, sicher besser zu unserem Tun und Lassen passen.“¹⁶

Ebenso wird die Forderung nach einer Begrenzung der (Garten-)Städte, z.B. durch Grüngürtel, zugunsten eines unbegrenzten, kontinuierlichen großstädtischen Wachstums aufgegeben:

„() erscheint es richtiger, jedem einzelnen Bezirk seine genügenden Luftzentren in Gestalt von Parks, Gärten und Spielflächen zu geben, als die Annahme eines Wald- und Wiesengürtels zu projektieren, ist doch die Anlage eines um die Stadt sich ziehenden Gürtels wieder nur eine festgestellte Erschließung, die sicher zu vermeiden ist.“¹⁷

Berlage und die Planungen für Amsterdam-Süd

Hendrik Petrus Berlage (1856-1934) ist vor allem als Architekt der Amsterdamer Börse (Wettbewerb 1884-85, Realisierung 1890-1903) bekannt geworden. Er hat aber auch wichtige und umfangreiche städtebauliche Aufträge bearbeitet. Neben den Projekten für Amsterdam zählen dazu die Stadterweiterungspläne für Den Haag (1907-1911), für Utrecht (1920-1924) und für Groningen (1927-28), die zu wesentlichen Bezugspunkten der niederländischen Stadtplanung jener Zeit werden.

Es sind Projekte, welche die Morphologie der überlieferten Stadt nicht auslöschen, sondern fortzuschreiben versuchen. Im Gegensatz zur Stadtfeindlichkeit vieler Zeitgenossen akzeptiert Berlage die Tradition und die kulturelle Bedeutung der großen Stadt. Seine Projekte versuchen, eine Brücke zu schlagen, Verbindungen herzustellen zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit. Dabei knüpft er an Vorstellungen zum Großstadt-Bau an, wie sie zuvor und gleichzeitig auch von Sitte, Brückmann, Behrendt, Scheffler, Curtitt u.a. formuliert werden, immer wieder bezieht sich Berlage explizit auf deren Gedankengut.¹⁸

Für die Stadterweiterung von Amsterdam-Süd werden zwei Planungen vorgelegt: ein erstes Projekt in den Jahren 1900-1905 und ein zweites Projekt im

¹⁵ Otto Wagner, Die Großstadt, Wien 1911.

¹⁶ Otto Wagner, zit. nach Kahler, 1985, S. 107.

¹⁷ Otto Wagner, Die Großstadt, Wien 1911, S. 10.

¹⁸ So u.a. in seinen bekannten Vorlesungen „um Städtebau“ aus dem Jahr 1914.

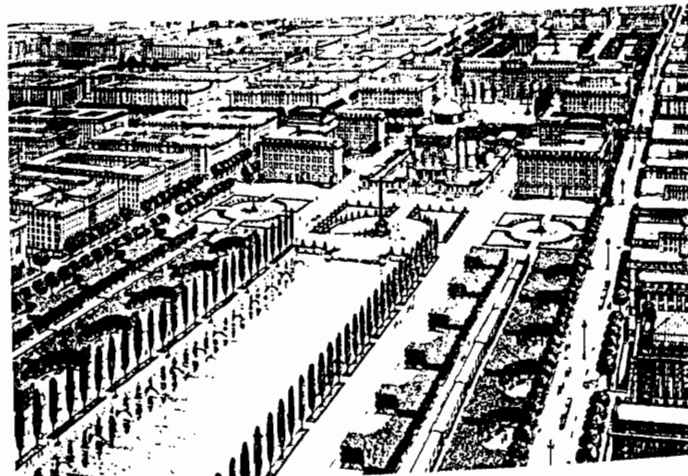
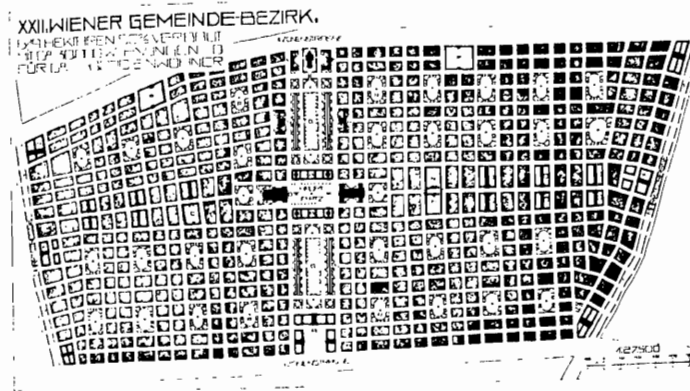


Abb. 4.9: Stadterweiterungsprojekt für den XXII. Wiener Gemeindebezirk von Otto Wagner (1910/11), Lageplan und Vogelschau

Zeitraum 1914-1917 (Abb. 4.10/4.11).¹⁹ Ihre 'technische' Begründung findet die Neufassung des Plans in der Integration eines großen Bahnhofprojektes als zentralem städtebaulichen Bezugspunkt am südlichen Gebietsrand. Der eigentliche Grund für die grundsätzliche Überarbeitung dürfte allerdings eher in einer insgesamt wohl zu niedrigen Dichte des ersten Projektes sowie, im Zusammenhang damit, auch einem grundsätzlichen Wandel des städtebaulichen Leitbilds liegen. Während die erste Fassung noch eher pittoresken und romantischen Vorstellungen, geschwungenen Straßenverläufen, unregelmäßig geformten Plätzen und einem möglichst großen räumlichen Abwechslungsreichtum (wie er auch in den Idealen der Gartensidibewegung seinen Niederschlag findet) verpflichtet ist, schließt die zweite Planung mit insgesamt ca. 12.000 neuen Wohneinheiten an die Vorbilder eines großstädtischen und monumentalen Städtebaus des 19. Jahrhunderts an; sie ist also eher an Haussmann als an Howard orientiert.

Der Massen-Wohnungsbau rückt in den Vordergrund der Bemühungen. Drei Viertel der Erweiterungsfläche sind für einen geschlossenen, mehrgeschossigen Wohnungsbau mit Nettodichten zwischen 600 und 800 EW/ha vorgesehen;²⁰ für Ein- und Zweifamilienhäuser bleibt nur ein relativ geringer Anteil übrig. Die Planung für Amsterdam-Süd bezeichnet damit einen der ersten Versuche seitens der Architekten, in einem Bereich Fuß zu fassen, nämlich der großmaßstäblichen Stadterweiterung, der bis dahin vor allem von Ingenieuren und Geometern vereinnahmt worden ist.

Der einheitlich gestaltete Baublock wird fortan zum zeitgemäßen Ausdruck eines Massenwohnungsbaus, der sich nicht mehr in individualistisch gestalteten Einzelhäusern erschöpfen kann,²¹ sondern erst in deren Verbindung und Zusammenhang eine städtebauliche Qualifizierung erfährt. Im Vordergrund der gestalterischen Bemühungen steht nicht mehr das Besondere, sondern das Typische - und somit anstelle der solitären 'Monimente' eher das 'Gewebe' (der Blöcke) als vorrangiges Element der Stadt. Baukunst ist für Berlage keine vorwiegend persönliche Kunst mehr, sondern eine soziale. Sie impliziert eine moralische Verantwortung für die Gesellschaft als Ganzes und verlangt ein Zurückdrängen der allzu subjektiven Intentionen des Entwerfers zugunsten der eher universellen gesellschaftlichen Anforderungen.

Mit der Gestaltung der Blöcke ist die Gestaltung der Straßenräume und Plätze unmittelbar verbunden und umgekehrt. Das eine definiert das andere. Berlage betont die wechselseitige Abhängigkeit und die Bedeutung der Architektur als (Stadt-)Raum-Gestaltung:

„Unter sachlich klarer Arbeit verstehe ich das erneuerte Bewußtsein, daß die Architektur die Kunst der Raumschließung und daher auf den Raum () der Hauptwert zu legen ist. () Die Kunst des Baumeisters besteht darin, Räume zu schaffen und nicht Fassaden zu entwerfen.“²²

¹⁹ Zu Berlage und Amsterdam-Süd siehe Benvenuto, 1978, S.424ff.; Cagex, Depaule und Panerai, 1985, S.90ff.; Cravagnuolo, 1991, S.171ff.; D.J. Grünberg, Housing in the Netherlands, 1900-1940, Delft 1982, S. Polano, Amsterdam Süd 1900-1917, Urbanistica di Berlage, in: Casabella, Nr. 511, 1985, S.38-49; S. Polano, Hendrik Petrus Berlage, Milano/New York 1988.

²⁰ Angabe der Dichtewerte nach Vincent van Rossum, Berlage and the Culture of City Planning, in: Polano, 1988, S.45ff. Auch wenn sich in der Primär- und Sekundärliteratur keine expliziten Aussagen dazu finden, ist davon auszugehen, daß die generelle Raumknappheit in den dichtbesiedelten Niederlanden sicherlich eine nicht unwesentliche Rolle bei der Festlegung der durchweg hohen Zieldichten in der holländischen Stadterweiterungsprojekten spielt.

²¹ „Die Urge des architektonischen Individualismus gehört der Vergangenheit an.“ (Berlage, zitiert nach Grünberg, 1982, S.47).

²² H.P. Berlage, Grundlagen und Entwicklung der Architektur, Berlin 1908, S.115.

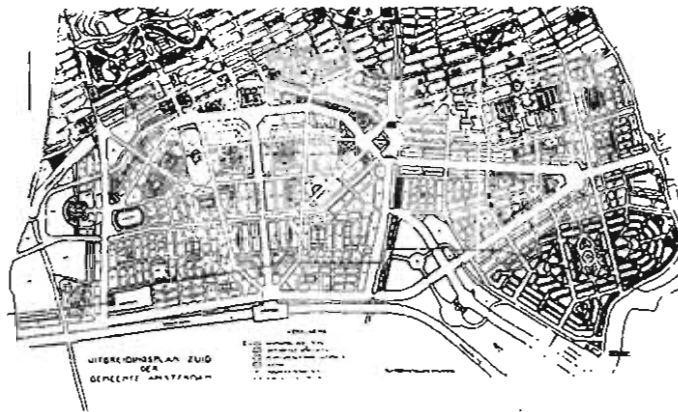


Abb.4.10: Lageplan des zweiten Stadterweiterungsplans für Amsterdam-Süd von Hendrik Petrus Berlage (1914-17)

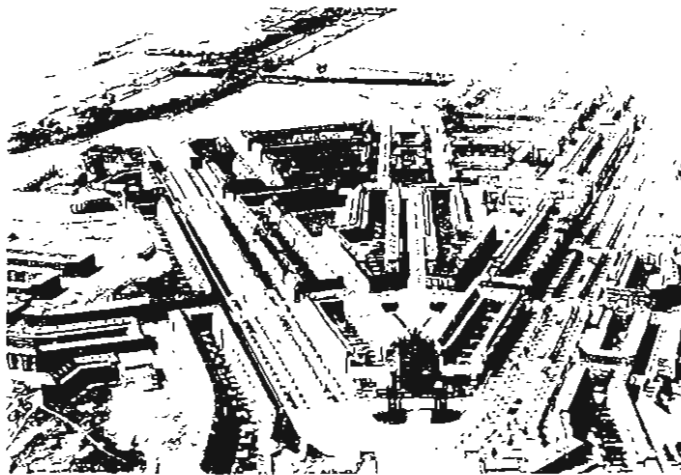


Abb.4.11: Luftaufnahme der Stadterweiterung Amsterdam-Süd (von Osten)

Im Mittelpunkt der Bemühungen steht die Definition eines im Zusammenhang gestalteten städtischen Raums, der 'von oben' herab seine Teil-Elemente definiert. Die städtebaulichen (morphologischen) Prinzipien beinhalten dabei u. a. eine geschlossene Randbebauung und Kontinuität der Fassaden, eindeutige Raumbildungen, ein hierarchisch differenziertes Straßensystem von Haupt- und Nebenachsen, besondere Eckausbildungen, Symmetrien, gliederndes Grün (Alleen, kleine Parkanlagen) und ein vereinheitlichendes Baumaterial (Ziegelstein).

Der Baublock erfährt sowohl gegenüber dem Haussmann'schen Paris als auch gegenüber der Berliner Mietskasernen (und der in beiden Fällen gegebenen Maximierung der Ausnutzungsziffer) eine in wesentlichen Aspekten modifizierte Typologie. Dies betrifft die äußere Geometrie ebenso wie die Vorstellungen vom Binnenraum und der Gebäudestruktur. Es sind schmale, langgestreckte Blöcke (40 bis 50 Meter breit, 100 bis 200 Meter lang) mit zusammenhängenden, nicht überbauten Binnenräumen und einer deutlichen Polarität von außen und innen, vorne und hinten. Die geschützten Innenhöfe, durch Tore und Durchgänge erschlossen, dienen als Gemeinschaftsgärten, in manchen Fällen sind hier auch soziale Infrastruktureinrichtungen (z. B. Schulen) untergebracht. Die Randbebauung bleibt auf vier Geschosse beschränkt, so daß für die Erdgeschoßwohnungen ausreichende Belichtungsabstände gewährleistet sind.

Die innovative Gebäude-Typologie sieht zwei übereinander liegende Maisonette-Wohnungen als 'Häuser im Haus' vor. Damit knüpft sie an traditionelle holländische Wohnformen an und liefert gleichzeitig einen wichtigen, eigenständigen Beitrag zu den Typologien des Wohnungsbaus, der eine weitreichende Ausstrahlung auf Folgeprojekte nicht nur in den Jahren unmittelbar danach, sondern auch nach dem Zweiten Weltkrieg und bis auf den heutigen Tag nach sich zieht.²³ Im Gebäudeschnitt wird das Prinzip am deutlichsten: Die untere Wohneinheit hat einen direkten Zugang von der Straße aus sowie einen eigenen rückwärtigen Garten, die obere Wohnung besitzt ebenfalls ihre eigene, unabhängige Haustür auf Straßenniveau und eine Loggia als wohnungsbezogenen Freiraum.

Die Konzepte für Amsterdam-Süd werden, bauplanerisch, in der Folgezeit von unterschiedlichen Architekten umgesetzt. Dabei entwickelt sich das, was später als die sog. Amsterdamer Schule bezeichnet wird.²⁴ Es handelt sich um durchweg sehr urbane Lösungen eines großstädtischen Wohnungsbaus, welche die Konventionalität (der städtebaulichen und typologischen Vorgabe) mit der Individualität (insbesondere der Fassadengestaltung) zu verbinden versuchen. Michel de Klerk (von ihm stammen die drei bekannten Blöcke im Quartier Spaarnidammerbuurt im Nordwesten von Amsterdam, 1913-21), Van der Mey, Kramer u. a. zählen dabei zu den bekanntesten Namen. Ihre plastisch-expressive Ästhetik, die sich aus dem Wunsch ableitet, den Massenwohnungsbau auch ästhetisch zu qualifizieren, stößt teilweise auch auf heftige Kritik, etwa bei dem weitaus 'disziplinierteren' J.J.P. Oud und der 'Rotterdamer Schule'.²⁵

²³ Dies gilt nicht nur für den holländischen Wohnungsbau, der diesem Modell bis in die jüngste Zeit verpflichtet ist. Auch ein großer Teil der britischen low rise high density-Projekte der 60er und 70er Jahre basiert auf dieser Typologie vom 'Haus im Haus'.

²⁴ Siehe dazu Manstella Casciato, *La scuola di Amsterdam*, Bologna 1987.

²⁵ Siehe dazu Grünberg, 1981, S. 67.

4.1. Voraussetzungen und Entstehungskontext

4.1.1. Das holländische Wohnungsgesetz von 1901

Die wichtigste Voraussetzung für die quantitativ wie auch qualitativ bemerkenswerte Zunahme der Wohnungsproduktion in den Großstädten der Niederlande zwischen 1900 und 1930 bildet das 1901 in beiden Kammern verhandelte und im August 1902 in Kraft getretene *Wohnungsgesetz*.²⁶ Auf der Grundlage einer Reihe von vorangegangenen Untersuchungen der Wohn- und Lebensverhältnisse der unteren Einkommenschichten entwickelt,²⁷ stellt es eine unmittelbare Antwort auf die vielfach katastrophalen Wohnverhältnisse in den Städten des 19. Jahrhunderts dar,²⁸ indem es die Wohnungsversorgung (der breiten Bevölke-

²⁶ Das niederländische *Wohnungsgesetz* vom 22. Juni 1901 ist in seinem vollen Wortlaut in deutscher Sprache veröffentlicht in: Juan Rodriguez-Lores, Sozialer Wohnungsbau in Europa. Die Ursprünge bis 1918: Ideen, Programme, Gesetze, Basel, Berlin und Boston 1994, S.92-110.

²⁷ Zu den wichtigsten Voruntersuchungen zählt die 1896 veröffentlichte Studie *Het vraagstuk der Volkshuisvesting* (Die Frage des Volkswohnungsbaus) der *Matschappij tot nut van't algemeen*, 'Allgemeinen Wohlfahrtsgesellschaft' (Grinberg, 1982, S.34ff)

²⁸ Wie andere Industrieländer sind auch die Niederlande im 19. Jahrhundert, vor allem in den Großstädten, durch eine rapide Bevölkerungszunahme geprägt. So wächst z.B. die Bevölkerung von Amsterdam von 1830 bis 1896 um 240%, diejenige von Rotterdam im gleichen Zeitraum sogar um 347%. Im Detail sieht die Entwicklung von Rotterdam wie folgt aus: 50.000 EW im Jahre 1800, 100.000 (1850), 300.000 (1910), 450.000 (1915) sowie schließlich 503.000 EW im Jahr 1920 (Zahlen nach Grinberg, 1982, S.20, und Hans Oud, J.J.P. Oud, Architektur 1890-1960, s'Gravenhage, 1984, S.60).

Die Art und Weisen der Wohnungsversorgung in den Städten des 19. Jahrhunderts lassen sich, vom individuellen Hausbau der wohlhabenden Schichten abgesehen, vor allem in drei Kategorien einteilen:

- die große Masse des spekulativen Wohnungsbaus, der, in einem Klima des wirtschaftlichen Liberalismus, einseitig auf Profit und Gewinnmaximierung ausgerichtet ist und im System der Hypothekenfinanzierung seine Grundlage hat;
- in begrenztem Umfang ein paternalistischer Wohnungs- und Siedlungsbau von aufgeklärten Industriellen für ihre Arbeiter, wobei die bekanntesten englischen Beispiele (Port Sunlight, Bourneville u.a.) die Vorbilder abgeben; zu den wichtigsten paternalistischen Projekten, die in den Niederlanden realisiert werden, zählt der *Agneta Park* des Industriellen Van Marken in Delft (ab 1884) - eine im Sinne des *pittoreske* Gesamtanlage (des Architekten F.H.L. Kerkhoff, mit J.D. Zocher als Landschaftsplaner), bei der die Wohnhäuser der Arbeiter (jeweils vier Wohneinheiten sind zu einem Haus zusammengefaßt) in ihrem Erscheinungsbild als Villen *en miniature* unmittelbar dem Vorbild des nahebei gelegenen Herrschaftshauses nachempfunden sind;
- ab 1850, ebenfalls nur in einem begrenzten Ausmaß, Realisierungen durch Wohnungsbau-gesellschaften eines teils philanthropisch-paternalistischen, teils spekulativen Charakters, wobei Kapitalgewinne der Mitglieder erlaubt sind und Dividenden ausgezahlt werden, der Profit also nicht unbedingt in den Wohnungsbau zurückfließt; in Amsterdam wird die erste dieser Wohnungsbau-gesellschaften im Jahr 1851 gegründet, in Rotterdam 1854 (Grinberg, 1982, S.22ff).

Im Zuge der Arbeiterbewegung und der sich ab 1860 entwickelnden Konsumgenossenschaften entstehen auch schon vor der Jahrhundertwende vereinzelt genossenschaftliche Wohnungsbau-gesellschaften, deren Zahl und Produktionsraten zwar gering bleiben, die jedoch ein wichtiges und progressives Element gemeinnütziger Wohnungsversorgung vorwegnehmen, welches dann im Wohnungsgesetz von 1901 einen erheblichen Bedeutungszuwachs (einschließlich seiner institutionellen Verankerung) erfahren wird.

In Bezug auf die *bautypologischen* Ausformungen des spekulativen, städtischen Wohnungsbaus vor 1900 lassen sich folgende Strukturen unterscheiden (siehe auch Grinberg, 1982, S.34ff):

- spekulativer Reihenhausbau auf minimalen Grundstücken (vor allem am Stadtrand bzw. dort, wo die Grundstückspreise noch nicht allzu hoch sind), teilweise auch in Form von *back to back*-Typen nach englischem Vorbild;

nungsmasse) erstmals zu einer kommunalen und sogar nationalen Aufgabe erhebt. Von reinen Sicherheitsfragen (Standfestigkeit der Gebäude, Brandschutz) und hygienischen Aspekten (Seuchengefahr) abgesehen, dient es in erster Linie der sozialen Gefahrenabwehr und ist als Bestandteil einer umfassenden (Sozial-) Gesetzgebung zu werten, die aus dem Bewußtsein resultiert, daß ohne eine grundlegende Veränderung und Verbesserung der Lebensbedingungen der grossen Mehrheit der städtischen Bevölkerung der soziale Frieden und damit die Lebensfähigkeit der Großstädte als Ganzes bedroht seien. Die wesentlichen Inhalte des Gesetzes, das nach der Jahrhundertwende zu den fortschrittlichsten in Europa zählt, betreffen im einzelnen:

Baurechtliche Maßnahmen

Alle Gemeinden werden verpflichtet, örtliche Bauvorschriften zu erlassen (wie es sie in den Großstädten zum Teil schon gegeben hat) und eine kommunale Bauaufsicht zu installieren. Vornehmlich sind es Vorschriften der Hygiene und der öffentlichen Sicherheit. Sie betreffen die Belichtung und Durchlüftung der Wohnungen, den Einbau von Abortanlagen, Wasser- und Abwasserleitungen, den Brandschutz. Nicht überall lassen sie sich in gleicher Weise durchsetzen: in den großen Städten im allgemeinen schneller, in kleineren Gemeinden hingegen mit größeren Schwierigkeiten aufgrund des dort erheblich stärkeren Einflusses von Bauunternehmern und -spekulanten.

Erwähnenswert sind in diesem Zusammenhang einige Festlegungen der neuen Bauordnung von Den Haag (1906), welche unkontrollierte Nachverdichtungen im Binnenraum der Baublöcke verbietet wie auch diejenigen von Amsterdam (1912), die den Einbau von Bettrischen und Schlafkloven im gesamten Geltungsbereich des neuen Stadterweiterungsplans für Amsterdam-Süd untersagt.²⁹

Herstellungsprozeß

Eines der vorrangigen Ziele des Gesetzes besteht darin, den Herstellungsprozeß der Wohnbauten einem bis dahin ausschließlich spekulativen und auf Profitmaximierung ausgerichteten Markt zu entziehen und stattdessen einen 'sozialen' Wohnungsbau zu fördern. Deshalb sieht das Gesetz die Bildung, Anerkennung und Unterstützung von gemeinnützigen Wohnungsbauorganisationen mit dem alleinigen Ziel der Errichtung von Wohnungen (ohne Gewinnabsichten) vor. Die-

- Aufteilung der historischen, städtischen Reihenhäuser in Kleinwohnungen mit einer Belegungs-dichte von bis zu einer Familie je Raum, dabei oftmals auch Belegung von dunklen und unbelüfteten Untergeschossen und Kellerräumen
- spekulativer Geschößwohnungsbau in Form von geschlossenen Haublöcken, wobei die kleinzelligen Flächen des Innenraums jeweils dem - deshalb auch teureren - Erdgeschößwohnungen zur Nutzung überlassen werden (ungeordnete Anbauten, Kleintierhaltung, Gartenanbau u.a.) bieten dabei die Möglichkeit, einige 'ländliche' Gewohnheiten, die nicht zuletzt der existentiell notwendigen Selbstversorgung dienen, auch im städtischen Kontext beizubehalten.
- mehrgeschossige Wohnzeilen als *back to back*-Typen, die in ihrer einseitigen Orientierung nur mangelhaft belüftet und belichtet sind, oft als Einraumwohnungen mit in die Wand eingelassenen Bettrischen und -kloven, so daß die Schlafstellen, die generell im hinteren Bereich der Wohnung liegen, niemals Sonnenlicht oder eine natürliche Belüftung erhalten.

²⁹ Granberg, 1982, S. 16

4.2.2. Block-Straße-Platz als räumliche Grundelemente des Quartiers

In seinem Aufsatz über *Das monumentale Stadtbild* hat Oud auf die Grundelemente hingewiesen, welche das Stadtgefüge hier im wesentlichen ausmachen, nämlich Straße, Platz und Baublock.⁵⁵ Es sind klare und einfache (sozusagen klassische) Grundfiguren einer sozialräumlichen Ordnung des städtischen Gefüges. Durch Wiederholung, Kombination und Manipulation dieser drei Grundelemente werden unterschiedliche Raumkonfigurationen erzeugt, die in ihrer Grundstruktur jederzeit verständlich bleiben und somit Wiedererkennbarkeit, Orientierung und eine spürbare 'Einheit in der Vielfalt' vermitteln und damit im allgemeinen auch eindeutige Grundregeln ihres sozialen Gebrauchs.

In seiner eher *raum-orientierten* Begriffsfolge *Block-Straße-Platz-Quartier* unterscheidet sich dieses Stadtmodell grundlegend von anderen Modellen, wie z.B. der eher *produkt-orientierten* Folge *(Wohn)zelle-Zeile-Siedlung*, die in den Konzepten des Rationalismus zum Ausdruck kommt. Der öffentliche Raum ist das primäre Bindeglied der städtischen Struktur: der Ort der Vermittlung und Wechselwirkung von Gebäuden, Bewohnern und Stadt; vor allem er definiert das Quartier

Der Stadtgrundriß entsteht aus einer Überlagerung von Straßensystem und Blockgeometrien, wobei einmal das eine und einmal das andere bestimmend sein kann, stets jedoch der geschlossene Stadtraum im Vordergrund steht. Die *Straße* wird als Korridorstraße beidseitig von raumbildenden Fassaden gefaßt. Dabei wird die Bedeutung, die einem einheitlichen Straßenbild zukommt, nicht zuletzt dadurch unterstrichen, daß die 'Block-Einheit' (vor allem in städtebaulich besonders wichtigen Situationen) nicht unbedingt immer auch die 'Planungs-Einheit' ist. Die Planung greift zum Teil über Straßen und Plätze hinweg, und die Blöcke werden in (Bau-)Abschnitte unterteilt, um eine gestalterische Einheitlichkeit des Außenraums zu gewährleisten. Dies ist in Spangen z.B. an der Bilderdijkstraat im Gegenüberspiel der Blöcke I und V der Fall. Die so geschaffene Platzsituation (1920, nach Plänen der Architekten Meischke & Schmidt) markiert, von Nordwesten kommend, den Eingang ins Quartier (Abb.4.7/4.8).

Plätze resultieren einerseits aus Aufweitungen der (meist sternförmigen) Kreuzungen der Hauptverkehrsachsen, dann mit einem eher repräsentativen Charakter. Andererseits ergeben sie sich als Quartiersplätze innerhalb der Blockstruktur, durch Aussparungen und Verformungen eben dieser Blöcke bedingt: z.B. in dem durch einen winkelförmigen Block gefaßten, zentralen Platz im Quartier Tusschendijken (Abb.4.18) oder zwischen den schon erwähnten Blöcken I und V in Spangen.

Das Straßennetz ist hierarchisch aufgebaut, von breiten und großzügigen Hauptstraßen, mit zum Teil boulevardartigen Charakter, über kürzere und schmalere Quartiersstraßen unterschiedlicher Wertigkeit, bis hin zu kleinräumigen Wegesystemen durch die Binnenräume.

In Spangen strahlen die Hauptstraßen, vom zentralen, durch ein Denkmal von Berlage repräsentativ gestalteten, *P.C. Hoofplein* ausgehend, sternförmig aus. Sie werden tangential von Querstraßen geschnitten. Damit ergeben sich schmale lange Blocks entlang der Radialstraßen und kürzere bzw. irreguläre in den entstehenden 'Zwickeln' (Abb.4.6).

Als repetitiver Grundbaustein der Stadt absorbiert der *Baublock* das individuelle Haus, welches in der vorindustriellen Stadt noch selber diese Grundinheit

⁵⁵ J.J.P. Oud, 1917, S.228



Abb. 4.24. Geschwungener Verlauf der Dachstraße auf der westlichen Seite des Blocks von Michiel Brinkman (1995)



*Abb. 4.25
Typisches Eckgeschäft
in Spangen (1995)*

ausgemacht hat, in einer neuen, zusammenhängenden städtischen Bauform und definiert damit einen neuen Maßstab des städtebaulichen Eingriffs.⁵⁶ Behrendt schreibt in seinem Plädoyer für *Die einheitliche Blockfront als Raumelement im Städtebau*:

„Nicht das Einzelhaus, sondern die rhythmische Reihung der Häuser innerhalb eines Blocks, die architektonisch einheitliche Blockfront bildet das Raumelement für die Stadtbaukunst der Gegenwart.“⁵⁷

Die Spezifizierung und Individualisierung des Erscheinungsbildes wird von der Ebene des einzelnen Hauses auf die höhere Ebene des Baublocks und der Straße verlagert:

„Der moderne Städtebau erstrebt also die Individualisierung der Straßenbilder, nicht die des einzelnen Hauses.“⁵⁸

„Mit einer geschlossenen Masse, wie sie diese Zusammenfassung bietet, läßt sich der Hohlraum der Straße leichter bewältigen, als mit der Menge kleiner, unscheinbarer Einzelteile.“⁵⁹

Mit der räumlichen Vereinheitlichung geht auch ein sozialer Anspruch einher, eine Neubestimmung des Wohnens in der Stadt. Zwischen der bergenden Individualität des eigenen Hauses (das es für die Masse nicht mehr gibt) und der globalen Anonymität der Stadt als Ganzem, fügt der Block, als kollektives und soziales Element, eine neue Zwischenebene ein. Diese soll nicht nur gemeinsame Versorgungs- und Infrastrukturleistungen bereitstellen, sondern, wie im Baublock von Brinkman in Spangen paradigmatisch sichtbar wird, sich auch in einer besonderen baulich-räumlichen Prägnanz artikulieren und somit eine neue, erfahrbare Orts-Bindung gestalten. Der Block bewegt sich dabei im Spannungsfeld zwischen zwei unterschiedlichen Gestaltungsprinzipien. Nach außen hin ist er eher anonym, neutral und im Oud'schen Sinne 'monumental', nach innen hin dagegen spezifisch, differenziert und 'intim'.⁶⁰

Seine geometrische Konfiguration ist zum einen aus *inneren* Bestimmungen und Gebrauchsweisen abgeleitet, d.h. einer funktional sinnvollen Dimensionierung (Standard ist hier der langgestreckte, schmal-tiefe Baublock, mit einer ökonomischen Aufteilung des Geländes), zum anderen aber auch aus *äußeren*, d.h. morphologischen Einwirkungen und Lagebedingungen (Sichtachsen, Platzsituationen, Wasserläufen und Kanälen...), die zu einer Verformung der klassischen Rechteckfigur führen.

(Fast) jeder Block ist somit ein wenig anders. Die Gesamtform des Quartiers bedingt ihre Teile. So wird z.B. im Brinkman'schen Block die aus der Parallelität zum Bahndamm abgeleitete, leicht geschwungene westliche Baufront zu einem raumprägenden Element, das selbst der auf der Innenseite verlaufenden Galerie ihren besonderen Charakter verleiht (Abb 4.24)

Die Ausrichtung der Baublocke erfolgt weitgehend unabhängig von einer

⁵⁶ Der moderne Block weist eine einheitliche, geschlossene und im Zusammenhang gestaltete Randbebauung auf, wohingegen der historische, insbesondere der mittelalterliche, Block aus individuellen Einheiten zusammengesetzt war. Selbst in der geschlossenen Bebauung der Gründerzeit besteht der Block weiterhin aus Einzelhäusern und -parzellen. Sein Zusammenhalt ist zunächst vor allem 'erschließungstechnisch', durch das rationale, gleichwertige Straßennetz, bedingt und weniger (stadt-)gestalterisch.

⁵⁷ Behrendt, 1911, S. 82

⁵⁸ Behrendt, 1911, S. 72

⁵⁹ Behrendt, 1911, S. 13

⁶⁰ Siehe dazu Abschnitt 4.3.3. *Zum Dualismus von innen und außen*

bestimmten Himmelsrichtung. Auch hier sind vor allem morphologische Prinzipien maßgebend. Im Lageplan (Abb.4.6) und im Luftbild (Abb.4.5) des Quartiers lassen sich die unterschiedlichen Orientierungen gut erkennen.

Freiräume und Grünanlagen zwischen den Blöcken, entlang der Straßen und entlang der Kanäle fungieren als wichtige, gliedernde Elemente einer kompakten Stadt. Auch sie sind wiederum einer eindeutigen Hierarchie unterworfen, mit einem zunehmenden Charakter von Öffentlichkeit, d.h. einer sukzessiven Stufung vom privaten, kleinen (Vor-)Garten, über den gemeinschaftlichen Garten, Hof oder Blockinnenraum, bis zu den quartiersbezogenen Frei- und Grünflächen. Letztere befinden sich in Spangen in einer Parkanlage mit Wasserlauf am Fuße des Bahndamms im Westen sowie in den weitläufigen Sport- und Erholungsflächen am nördlichen Rand des Gebiets.

4.2.3. Funktionale Struktur des Quartiers

Auch in funktionaler Hinsicht besteht das Ziel in einer sinnvollen Anghederung und Integration in den gesamtstädtischen Kontext. Bestehende Strukturen werden fortgesetzt und ergänzt, ein funktionsfähiger Organismus als Ganzes gestärkt. Die Urbanisierung erfolgt in enger Anlehnung an die Arbeitsplätze im nahegelegenen Hafen- und Werftbereich und die (geplanten) industriellen Produktionsstätten im Nordwesten des Quartiers. Dort entsteht, nur wenige hundert Meter entfernt, in den 20er Jahren das Industriegebiet Spaanse Polder, in dem auch die bekannte *Van Nelle*-Fabrik, eine Ikone des modernen Produktionsstättenbaus,⁶¹ errichtet wird.

Im Wohnquartier selbst sollen alle städtischen Lebensfunktionen, insbesondere auch Versorgung und soziale Infrastruktur, in unmittelbarer räumlicher Nachbarschaft zum Wohnen ihren Platz finden. Die Struktur ist flexibel genug, diese Nutzungen nach Bedarf an verschiedenen Stellen und auch in ihren Veränderungen im Laufe der Zeit zu integrieren. Nutzungen können hinzukommen oder auch wieder verschwinden, ohne die Gebäude- und die Stadtstruktur wesentlich zu beeinträchtigen. Kleinere (Versorgungs-)Einheiten werden in der äußeren 'Schale' des Blocks untergebracht, vorzugsweise an größeren Straßen, zentral gelegenen Plätzen, im 'Kopplungsbereich' benachbarter Blöcke und in Eckpositionen. Noch heute ist das Eckgeschäft ein bevorzugter Standort (Abb.4.25).⁶² Größere Einrichtungen und öffentliche Dienste (Schulen, Kindergärten) werden, wie am Beispiel der Blöcke I und V erläutert, vielfach auch im Binnenraum des Blocks aufgenommen.

⁶¹ Die *Van Nelle*-Fabrik wird 1929 nach Plänen der Architekten J.A. Brinkman (dem Sohn von Michiel Brinkman) und L.C. van der Vlugt errichtet.

⁶² Im Baublock von Brinkman sind ursprünglich zwei Ladenlokale in den beiden südlichen Blockecken sowie zwei weitere im Binnenraum, seitlich der Durchgänge unter dem zentralen Gemeinschaftshaus, untergebracht gewesen. Sie sind heute nicht mehr als solche in Betrieb, sondern inzwischen zu Wohnungen umfunktioniert worden.

4.3. Der Baublock als Baustein der Stadt: Fortführung und Erneuerung einer klassischen Typologie

Nach außen hin, auf der Ebene der Quartiersmorphologie, fugt sich der Baublock von Michiel Brinkman unscheinbar und fast unbemerkt in das Geflecht der Blöcke und Straßenfluchten seiner Umgebung ein. Er vernetzt sich vollständig mit der umgebenden Struktur: ein ganz normaler, kompakter, sozusagen klassischer Baublock - auf den ersten Blick.

Erst auf den zweiten Blick (und insbesondere im Vergleich mit den benachbarten Blöcken von Oud) wird offenbar, daß dies nur bedingt der Fall ist. In seinen eigenen inneren Aufbaugesetzen birgt dieser Block eine Vielzahl von Potentialen und innovativen Elementen in sich, welche weit über das bis dahin übliche Muster hinausgehen und die gängigen Vorstellungen vom Baublock teilweise in Frage stellen oder gar in ihr Gegenteil verkehren, teilweise aber auch in einer kaum mehr zu überbietenden Konsequenz und Radikalität unterstreichen und realisieren.

Dieser Baublock besitzt auf der einen Seite eine prinzipielle Allgemeingültigkeit als ein *neutraler*, addierbarer *Baustein* der Stadt - und auf der anderen Seite eine sehr spezifische Eigenständigkeit als eine *kollektive Großform*, die sich ihrer Umgebung gegenüber in mancher Hinsicht bewußt absondert und verschließt.⁶³

Gerade in diesem Spannungsfeld zwischen Konvention und Innovation und der damit verbundenen Durchdringung von auf den ersten Blick zum Teil gegenläufigen Prinzipien - im Verhältnis von Morphologie und Typologie, von Städtebau und Architektur, von außen und innen, von oben und unten, von Monumentalität und Intimität, von Öffentlichkeit und Gemeinschaft, Gemeinschaft und Individuum - liegt die Bedeutung und das Besondere an diesem Baublock: das ihn zu einem wichtigen Markstein des sozialen Wohnungs- und Städtebaus der trüben Moderne macht.⁶⁴

4.3.1. Der Block als 'kollektive Architektur' und soziale Lebensinheit

Der Anspruch des Brinkman'schen Baublocks in Spangen beschränkt sich nicht darauf, ein in formaler Hinsicht einheitliches architektonisches und stadtbauliches Produkt - sozusagen als Großform - gestalten zu wollen, sondern er birgt in sich auch eine darüber hinausgehende, bewußte soziale Intention: die (symbolische) Sichtbarmachung und (reale) Gestaltung einer kollektiven Lebensinheit innerhalb der Stadt.

⁶³ Unter diesem zweiten Aspekt der kollektiven Großform wird er zu einem wichtigen Vorläufer der Super-Blocks der Wiener *Höfe* ab 1923. Zu diesen siehe auch Gert Kahler: 1989, S. 147ff. und S. 306ff.; Benedetto Gravagnuolo, 1991, S. 199-210.

⁶⁴ Zu den Nachfolgebeispielen von Spangen siehe auch die Hinweise im Anhang dieser Arbeit. Hierbei lassen sich Nachfolger sowohl auf der stadtmorphologischen Ebene als auch bezüglich des innovativen Erschließungsmodells unterscheiden. In seiner Verknüpfung von räumlichen und sozialen Intentionen weist Spangen eine besondere - zum Teil explizit erwähnte (Bakema, 1960/61). Relevanz für die Arbeiten des Team X und insbesondere holländischer und englischer Vertreter auf.

Kollektive Architektur

J.B. Bakema hat in einem wichtigen Artikel von dem Baublock in Spangen als „einem großen Haus für 270 Familien“ gesprochen⁶⁵. Damit interpretiert er den Block, über die bis dahin im niederländischen Städtebau übliche Anemanderreihung von (Kleinst-)Parzellen hinaus, als eine neue *stadtebauliche Grundeinheit*, die nicht länger auf einem additiven (d.h. vom Kleinen ins Große), sondern nun vielmehr auf einem divisiven (d.h. vom Großen ins Kleine gehenden) Ordnungsprinzip basiert. Am Ausgangspunkt stehen nicht mehr einzelne Häuser, die nach Bedarf addiert werden, sondern die Gesamtform, die (in Wohnungen und 'Häuser') *aufgeteilt* wird und dabei eine eigenständige und prägnante architektonisch-gestalterische Ausformulierung erfährt.

Als Gestaltungsprinzipien, die diesem Zusammenhalt der Blockeinheit dienen, sind insbesondere zu verzeichnen

- die Gleichförmigkeit der Baumassen in der äußeren Fassadenabwicklung, die in ihrer strengen und jeden Individualismus unterdrückenden Horizontalität nur durch wenige Elemente 'kollektiver' Bedeutung (wie Toreinfahrten und Durchgänge, Aufgänge zur Galerie) eine rhythmische Gliederung erfährt,
- die strukturell zusammenführende Symmetrie (des Lageplans) in der Längsachse, die nur durch äußere - morphologische - Randbedingungen in ihrer Geometrie leicht verformt wird

Es wurde schon erwähnt, daß diese Forderung nach einer kollektiven (und monumentalen) Gestaltung des modernen Baublocks zu Jahrhundertbeginn von zahlreichen einflußreichen Städtebauern erhoben wird. Behrendt (1911) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß das Wohnhaus in der Mehrzahl der Fälle schon in den Großstädten des 19. Jahrhunderts kein „Eigentümerwohnhaus“ mehr gewesen, sondern die Mietwohnung und das Mietshaus zur vorherrschenden Wohnform avanciert sei, damit werde die großstädtische Wohnung zu einer Massenware mit typischen, sich wiederholenden Grundrissen, die es nicht mehr individuell, sondern ganzheitlich, d.h. in ihrem kollektiven Zusammenhang, architektonisch wie stadtebaulich zu qualifizieren gelte.“⁶⁶ Theodor Fischer schreibt in seinen *Städterweiterungsfragen* (1903)

„Das Mietshaus wird, als Einzelwesen betrachtet, wohl immer unbefriedigend wirken. Einzelfür ein Individuum geborenes Bauwerk wirken, das nicht als Ware auf den Markt geworfen wird, sondern für einen bestimmten, persönlich gefärbten Zweck erbaut worden ist. Massenprodukte aber, wie diese auf Vorrat gebauten Miethäuser, müssen auch architektonisch in Massen behandelt werden.“⁶⁷

Diese stadtebauliche und architektonische Behandlung „in Massen“, die nun zu einer primären Aufgabe der Architekten wird, ist von ihrem Wesen her zunächst einmal *ortsauflosenden* Charakters, die spezifische Orts-Bindung geht dabei vielfach verloren. In Spangen wird sie allerdings durch die spezifischen, *ortsbildenden* Raumaussparungen im *Binnenbereich* der Großform, wie noch zu zeigen sein wird, wiedergewonnen.

⁶⁵ J.B. Bakema, *Een huis in Spangen voor 270 families*, in *Forum*, Nr. 5, 1960/61, S.161-171
⁶⁶ Behrendt, 1911
⁶⁷ Theodor Fischer, *Städterweiterungsfragen*, 1903, S.35, hier zit. nach Behrendt, 1911, S.77

Soziale Lebenseinheit

Über die Funktion als räumliches Bindeglied zwischen der Individualität (Privatheit) der Wohnung und der Kollektivität der Stadt (und des Quartiers) hinaus soll der Block in Spangen, mit einem bewußten Pathos, auch einen sozialen Lebenszusammenhang vermitteln und symbolisieren und damit zum gestalteten Ausdruck eines 'kollektiven' Empfindens der Stadt werden. Die Blockgemeinschaft bildet eine teil-autonome soziale Einheit innerhalb des Quartiers. Der Baublock bietet ihr dabei Handlungsspielraum und Identifikationspotential und ist ihr sinnstiftende 'Heimat'. Bakema spricht in diesem Zusammenhang, in dem schon erwähnten Beitrag, von einem „echten Wohnumfeld“.⁶⁸

Symbol und Bezugspunkt dieser Gemeinschaft ist die Gestaltung des kollektiven Binnenraums und der hier platzierten zentralen Einrichtungen. Durch die vorrangige Ausrichtung aller Teil-Elemente (Wohnungen, Erschließung, private Freiräume) auf diesen (Binnen-)Raum hin wird der soziale Anspruch noch akzentuiert. Alles wendet sich der verbindenden - und 'verbindlichen' - Mitte zu. Konsequenterweise liegt auch das physisch Verbindende, das seinen Ausdruck insbesondere in der Erschließung durch die Dachstraße im zweiten Obergeschoß findet, auf der Innenseite des Blocks: als offene Galerien, einander zugewandt und von allen Seiten aus von den Anwohnern einsehbar.⁶⁹

4.3.2. Raumstruktur und Nutzungsweisen des Binnenraums

Der Baublock in Spangen manifestiert einen neuen Status des Binnenraums. Im Gegensatz zu historischen (mittelalterlichen, absolutistischen oder auch gründerzeitlichen) Strukturen, bei denen der Blockinnenraum aufgrund seiner meist kleinteiligen, individualisierten Parzellierung, Gestaltung und Nutzung kaum eine Bedeutung als ein zusammenhängender Bereich besitzt, wird er in Spangen zu einem tragenden Element der Gesamtanlage.

Vorläufer

Die Konzeption eines großzügigen, zusammenhängenden und gemeinschaftlich nutzbaren grünen Blockinnenraums fußt auf zwei Traditionen:

Zunächst sind als Vorläufer - nicht allein in den Niederlanden, aber dort in besonders typischer Form - die schon in der mittelalterlichen Stadt anzutreffenden sog. Höfe (*hofjes*) zu verzeichnen.⁷⁰ Diese seit dem 13. Jahrhundert nachweisbaren gemeinnützigen Anlagen dienen, vielfach als Stiftungen, der Wohnungsverorgung von bedürftigen Bevölkerungsgruppen wie Alten, Armen, Kranken oder Waisen. Zu den bekanntesten Beispielen zählt der *Beginenhof* in Amsterdam. Als Typus gehen die 'Höfe' ihrerseits wiederum auf den Kreuzgang der mittelalterlichen Klosteranlagen zurück. Wichtig ist dabei die deutliche Ab-

⁶⁸ Bakema, 1960/61, S.163

⁶⁹ In dieser räumlichen Ausrichtung auf eine gemeinsame Mitte hin liegt einer der wesentlichen Unterschiede zu der mit einem durchaus vergleichbaren kollektiven Anspruch vom 'großen Haus' konzipierten *Unité d'habitation*.

⁷⁰ Siehe dazu Grimberg, 1982, S.18

grenzung von innen und außen. Der Zugang zu den individuellen Wohneinheiten erfolgt stets vom gemeinschaftlichen Innenhof aus. Dieser ist der räumliche, aber auch symbolische, Mittelpunkt der Anlage. Hier befindet sich der gemeinsam genutzte Brunnen, oftmals auch eine Gartenanlage. Im 19. Jahrhundert wird das Muster der 'Höfe' teilweise von Industriellen als Modell einer paternalistischen Wohnungsfürsorge für ihre Arbeiter fortgeführt.

Die zweite Traditionslinie geht von den *wohnhygienischen* Überlegungen aus, die am Ende des 19. Jahrhunderts seitens der Städtebaureformer zur Forderung nach einer Entkernung der zum Teil hochverdichtet überbauten Blockinnerräume im Arbeiterwohnungsbau führen. So sieht schon das Hamburger Baugesetz aus dem Jahre 1892 die Einrichtung einer hinteren Baufluchtlinie vor, um damit die Freihaltung einer ausreichend großen Fläche im Innenbereich zu gewährleisten (zunächst einmal unabhängig von der Art ihrer privaten oder kollektiven Nutzung).⁷¹ Auch Camillo Sitte preist den qualitativen Sprung, den eine solche Freihaltung des Binnenraums mit sich bringe, die damit verbundenen wohnhygienischen Vorteile und die Wohnruhe:

„(...) nichts vom Straßenlärm, (...) ruhige, staubfreie Luft (...) hier ist man der Großstadt und ihrem Getöse entrückt.“⁷²

In einem Bericht des *Amsterdamer Wohnungsbauausschusses* von 1909 heißt es:

„Diese Oasen könnten große Bedeutung sowohl als 'städtische Lungen' als auch als Orte der Erholung für Kinder, alte Menschen und Erwachsene nach ihrer Tagesarbeit gewinnen.“⁷³

Zu den ersten niederländischen Beispielen, bei denen ein gemeinschaftlich genutzter und gestalteter Freiraum im Inneren des Baublocks geschaffen wird, gehört die Wohnanlage, die J.E. Van der Pek 1912 für die Baugenossenschaft Rochdale in der Molukkenstraat in Amsterdam plant. Schmale, nur noch etwa zwei Meter tiefe Privatgärten begrenzen dabei eine gemeinschaftliche Gartenanlage, die auf ihren kürzeren Querseiten über Torbauten auch vom öffentlichen Straßenraum aus zugänglich ist.⁷⁴ Es ist ein Modell, für das sich auch Berlage ausspricht: ein geschützter Freiraum im Blockinneren, durch zwei oder mehrere Tore oder Durchgänge erschlossen.⁷⁵

Eher auf der Tradition der *Beginenhöfe* fußt dagegen der 1917-19 realisierte (aber schon vor 1915 geplante) Zaanhof im Amsterdamer Viertel Spaardammerbuurt. Mit dem Modell einer 'Block im Block'-Bebauung haben die Architekten

⁷¹ Angabe nach Kähler, 1985, S. 164

⁷² Camillo Sitte, *Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen*, Reprint der 4. Aufl. von 1909, Braunschweig und Wiesbaden 1983, S. 206f. Und Behrendt (1911, S. 78f) schreibt: „(...) läßt sich eine Hofgemeinschaft mehrerer benachbarter Grundstücke und damit wenigstens in gewissen Grenzen ein freier Luftraum im Inneren des Blocks schaffen.“

⁷³ Amsterdamsche Woningraad, *Rapport over de Volkshuisvesting*, zit. nach Grinberg, 1982, S. 67

⁷⁴ Grinberg, 1982, S. 67f, Fanelli, 1978

Als weiteres, wichtiges Beispiel für diesen Typus führt Grinberg (1982, S. 71f) den Wohnkomplex *Tuunwijk Zuid* von J.B. Van Loghem in Haarlem an (1919-22). In diesem Fall sind es 86 gereichte Einfamilienhäuser und ein Gemeinschaftshaus um einen kollektiven Binnenraum herum, der durch Tore und Durchgänge auch von außen erschlossen ist. Wichtig ist die Tatsache, daß sich die Wohnräume in diesem Fall zum Innenhof orientieren, die Nebenräume (wie Küchen) dagegen nach außen, was eine Umkehrung der traditionellen Ausrichtung des Wohnens zur Straße hin bedeutet.

⁷⁵ Grinberg, 1982, S. 67

Walenkamp, Greve, Kuipers und Ingwersen hier eine völlig beruhigte Innenzone geschaffen, einen geschützten Bereich zum Spielen, zur Erholung und zur Begegnung.¹⁶

Ein entscheidender typologischer Unterschied zwischen den beiden hier diskutierten Vorläufern, den 'Höfen' einerseits bzw. den eher wohnhygienisch begründeten, gemeinschaftlichen Grünanlagen andererseits, besteht in der Form der Erschließung der individuellen Wohneinheiten. Im ersten Fall erfolgt der Zugang von *innen*, d.h. vom Hofraum, im zweiten Fall im allgemeinen von *außen*, vom öffentlichen Straßenraum aus.

Der Binnenraum in Spangen

Der Wohnhof in Spangen ist durch eine komplexe Binnenstruktur geprägt, die auf einer Überlagerung sowohl traditioneller als auch innovativer Prinzipien einer sozialräumlichen Ordnung basiert. Er ist einheitlich und mannigfaltig zugleich.

Als vereinheitlichendes Moment fungiert insbesondere die Axialität und Symmetrie entlang der Hauptwegführung der überbauten Justus-van-Essen-Straße, welche den Binnenraum in Längsrichtung durchquert. (In Querrichtung ist der Block hingegen asymmetrisch angelegt.) Dabei wird der Innenbereich als eine zusammenhängende und gleichzeitig abwechslungsreiche Sequenz von differenzierten, kleinteiligen Räumen und Bereichen erlebbar gemacht, die nicht nur räumliche und visuelle Vielfalt erzeugen, sondern auch ganz unterschiedliche Nutzungsbereiche gestalten.

Dies betrifft zum einen die *Weg-Führung* selbst, welche die Vernetzung durch den Block hindurch gewährleistet. Hier überlagern sich zwei in ihrem Charakter unterschiedliche Erschließungssysteme (in Längs- und in Querrichtung), die auch in der städtebaulichen Formensprache ihren Ausdruck finden. In Längsrichtung ist der Weg viel öffentlicher, in einer teilweise 'monumentalen' und fast schon 'barocken' Inszenierung. Unter dem südlichen Eingangsportäl hindurch führt er zunächst auf das zentrale Gemeinschaftshaus zu (Abb. 4.26/4.27); dann teilt er sich auf, um seitlich an der vorgelagerten Terrasse vorbei und unter dem Gebäudenegel hindurchzuleiten, schließlich läuft er wieder zusammen und, bodseitig durch enggestellte Baufronten gefaßt, auf die nördliche Tordurchfahrt zu. In diesem Bereich kreuzt er sich mit dem zweiten, in Ost-West-Richtung verlaufenden, schmaleren (Fuß-)Weg, der einen eher intimen, klenräumlichen und nachbarschaftsbezogenen Charakter aufweist; sein Verlauf unter vier, in räumliche Abschnitte gliedernden, Torbögen hinweg ist dementsprechend nicht geradlinig, sondern leicht gekrümmt und mehrfach versetzt (Abb. 4.28).

Zum anderen ist auch die *Raum-Struktur* vielfältig differenziert. Das Blickfeld ändert sich fortlaufend. In unterschiedlichen Szenarien wird der Raum auf immer wieder andere Weise erlebbar gemacht. Die zentrale Querspunge gliedert den Gesamtbaum zunächst in zwei etwa gleichgroße Bereiche. Diese sind ihrerseits wiederum, durch weitere Querflügel der Randbebauung, in kleinere Höfe und 'Nachbarschaften' unterteilt (Abb. 4.31): im Süden durch einen quergestellten, durchbrochenen Baukörper in Ost-West-Richtung, im Norden durch die beiden, bereits erwähnten, wegbegleitenden Längsflügel, die mit nochmals abgekürzten, kurzen Querbauten die beiden nördlichen Teil-Höfe abschließen.

Im exakten Schnittpunkt von Längs- und Querachse (und im Sichtfeld der zentralen Durchwegung) wird das *Gemeinschaftshaus* platziert, als zentrales, kol-

¹⁶ Graberg, 1982, S. 69f.; Panzeri, Castor, Despaule, 1985, S. 28ff.; Fanella, 1978.



Abb. 4.26 Blick vom südlichen Eingangsportal auf das zentrale Gemeinschaftshaus (um 1960)



Abb. 4.27 Blick auf das zentrale Gemeinschaftshaus nach der Erneuerung der Wohnanlage (1995)



Abb. 4.29



Abb 4.28
Fußläufige Querver-
bindung in Ost-West-
Richtung durch den
Block (1993)



Abb 4.29: Blick auf das Gemeinschaftshaus von Norden aus im Vordergrund
die Durchgänge der kreuzenden Querverbindung. 1993



Abb. 4.30
Vertikale Schichtung
von Hauseingang im
Erdgeschoß, Balkon,
Dachstraße und Log-
gia



Abb 4.31: Teil-Hof innerhalb des Baublocks von Michel Brnikman (nach der
Erneuerung der Wohnanlage: 1995)

lektives Element, das den Binnenraum in seiner Bedeutung wie auch seinen Gebrauchsweisen entscheidend bestimmt. Hier sind alle gemeinschaftlich zu nutzenden Einrichtungen und Räume untergebracht. Die Zusammenfassung dieser Funktionen (wie Waschhaus, Badehaus, Abstell- und Gemeinschaftsräume), die aus wirtschaftlichen Gründen nicht in jeder Wohnung einzeln vorgesehen werden können, in einem zentralen Gebäude erlaubt eine Minimierung der Wohnflächen und damit insgesamt eine höhere Ausnutzung und Dichte. Obgleich das Gemeinschaftshaus nicht als eigenständiges Bauelement (wie die Schulen in den Blöcken I und V von Oud) ausgeführt, sondern räumlich in die mittlere Querspanne des Blocks eingebunden wird, erfährt es sowohl durch seine zentrale und axiale Lage als auch durch die alle anderen Baumassen übertreffende Überhöhung des Baukörpers eine eindeutige architektonische, und damit auch symbolische, Dominanz (Abb. 4.26/4.27).

Jede Wohnung im Erdgeschoß bekommt ihren eigenen kleinen, von Hecken umsaumten Gartenanteil zugeordnet (Abb. 4.33). Diese privaten Gartenparzellen umschließen jeweils gemeinschaftliche Frei- und Grünflächen mit Baumbestand und Sitzgelegenheiten.

Damit bleibt - zumindest in Teilbereichen (und insbesondere für die Wohnungen des Erdgeschosses) - auch noch eine private, individuelle Nutzung des Außenraums erhalten. Dieser gewinnt eine spezifische Qualität als Filter zwischen der Öffentlichkeit und der Privatheit, zwischen der Gemeinschaft und dem Einzelnen. Das 'traditionelle' Raummodell (bei dem der Binnenraum ausschließlich individuell parzelliert und genutzt ist) überlagert sich in diesem Fall mit dem 'modernen' Raummodell (bei dem der Binnenraum nur noch öffentlich bzw. kollektiv genutzt wird). Die Symbiose gelingt, insofern sie hier, bedingt durch die vielfältige Struktur des Außenraums, Spielräume für individuell differenzierte Aneignungsmöglichkeiten bietet, ohne Zwänge und falsche Erwartungen.

Vielfalt bestimmt allerdings nicht nur die horizontale, ebenerdige Struktur, sondern auch das vertikale Sichtfeld. Der Querschnitt des Binnenraums ist ebenso differenziert wie sein Grundriß (Abb. 4.30). Jede Ebene ist anders gestaltet. Es ergeben sich vielfältige Beziehungen von unten nach oben, von oben nach unten, von Hof und Galerie, von Galerie und Balkon, von Balkon und Hof. Überall hat man, auf unterschiedliche Weise und in unterschiedlicher Nähe oder Distanz, Anteil am öffentlichen Leben im Block. Wenn der Binnenraum eine Bühne (des Lebens) ist, dann sind die Galerien und die Balkone die Logen und Tribünen.

In seiner räumlichen und funktionalen Komplexität, wie sie hier beschrieben wird, könnte man den Spangener Binnenraum fast als ein *Quartier im Quartier* interpretieren mit einem eigenen 'Zentrum', einem differenzierten Wegenetz, kleinen dezentralen Nachbarschafts-Plätzen, individuellen Gartenparzellen u.ä. Alle Teil-Elemente sind nicht (repräsentationsbedachter) Selbstzweck, sondern in Hinblick auf ihre soziale Gebrauchsfähigkeit gestaltet. Der Binnenraum, als halb-öffentliche Zone, dient somit einer deutlich abgestuften Öffentlichkeit von der Wohneinheit über die Galerien, den Garten, den Hof bis zum umliegenden Straßenraum und Quartier.

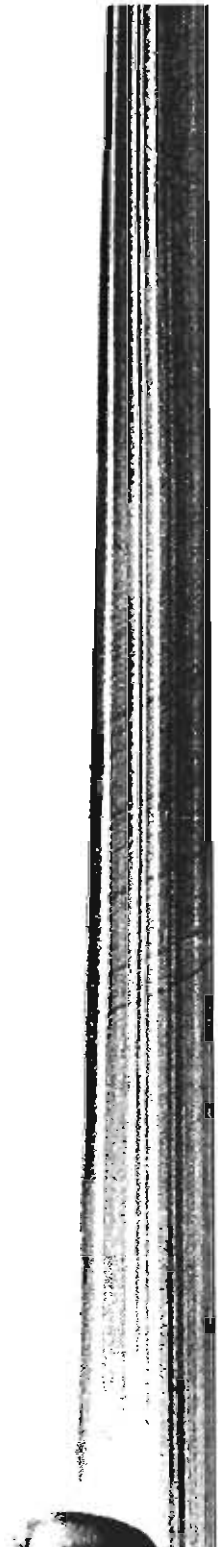




Abb 4 32
Eingangseinfahrt im
Erdgeschoß (1995)

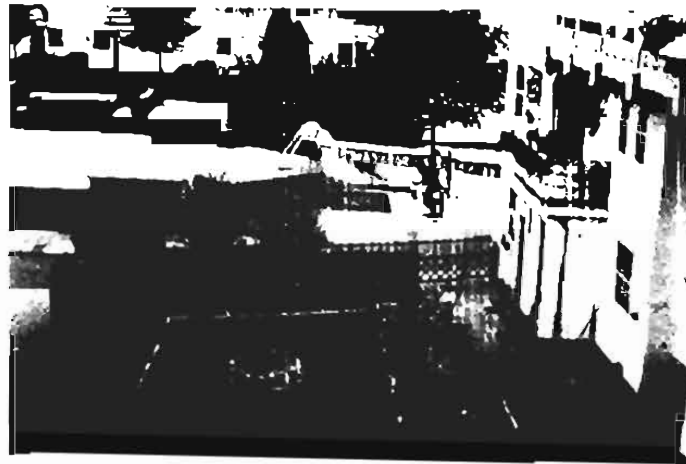


Abb 4 33 Privat genutzte Gärtenparzelle im Erdgeschoß (1995)

4.3.3. Zum Dualismus von *innen* und *außen*

Ein spezifisches Merkmal dieses Baublocks liegt in seiner spannungsvollen Wechselbeziehung von *innen* und *außen*. Hiernun unterscheidet er sich wesentlich von allen bis dahin üblichen Blockstrukturen, die ihre Bestimmung vor allem vom Straßenraum (d.h. von außen) her erfuhren, während das Innere, konzeptionell gesehen, in den meisten Fällen eine eher zufällige, der individuellen Verfügbung überlassene 'Restfläche' blieb. Vom Außenraum her erfolgte die Erschließung und hierhin orientierten sich alle repräsentativen Räume. Zum Innenhof hin waren die Nebenräume oder einfachere bis minderwertige Wohnungen ausgerichtet, wie man es exemplarisch an der abnehmenden Wohnqualität in den Hinterhäusern der Mietskasernen nachvollziehen kann.

In Spangen bekommt der Binnenraum von vornherein eine andere, tendenziell sogar größere Bedeutung beigemessen als der Außenraum. Damit entstehen zwei Räume von unterschiedlicher Qualität, jedoch eines hierarchisch gleichwertigen Status, jeder mit seiner spezifischen Funktion und Bedeutung.

Das *Außen* von Spangen ist auf die Stadt und das Quartier bezogen. Es ist allgemeingültig in seiner Form und Struktur, typisch und austauschbar, addierbar und integrierbar in einen konventionellen städtischen Kontext, der durch die Vorgabe des Straßenrasters bestimmt wird. Dieser (morphologischen) Vorgabe fügt sich der Blockkörper unpräzise ein, als Teil eines größeren städtischen Zusammenhangs. Er ist damit nach außen hin vor allem *strukturbildend*.

Das *Innen* dagegen ist auf den konkreten Ort bezogen. Es ist spezifisch und einmalig in seiner Gestaltung, differenziert und abwechslungsreich, teil-autonom gegenüber dem Außen. Ausgangs- wie auch Bezugspunkt ist nicht die Stadt oder das Quartier, sondern die konkrete nachbarschaftliche Gruppe. Der Binnenraum ist damit vor allem *ortsbildend*. Die Artikulation eines spezifischen architektonischen und sozialen Raums steht hier im Vordergrund, d.h., hier wird ein sehr konkretes *Ereignis* im Rahmen einer allgemeinen *Struktur* realisiert.

Die Innen-Außen-Beziehung ist dabei keineswegs eindeutig, sondern vielschichtig, und in mancher Hinsicht stellt sie sogar eine Umkehrung der traditionellen Bezüge von innen und außen dar, wie sie in einer konventionellen Blockstruktur üblich sind.

Das betrifft zum Beispiel die Eingänge zu den Wohnungen, die sich generell im Inneren des Baublocks befinden - und zwar sowohl die Zugänge im Erdgeschoß als auch diejenigen von der Dachstraße aus. Damit erfolgt eine Umkehrung des gängigen Prinzips der Erschließung vom öffentlichen Straßenraum aus, was zum einen die Öffentlichkeit mit in den Block hineinzieht, zum anderen sie aber auch gleichzeitig einer gewissen sozialen Kontrolle durch die Bewohnerschaft unterstellt. Die alltägliche 'Kontaktdichte' im Binnenraum wird um einiges erhöht, im angrenzenden Straßenraum führt das Fehlen der rhythmisch gereihten Hauseingänge hingegen zu einem deutlichen Verlust an Öffentlichkeit.

Als räumliche Verknüpfung von innen und außen fungieren vier Tore, eines auf jeder Seite des Blocks. Auf der Nord- und der Südseite sind es jeweils breite Durchfahrten (Abb. 4.48), auf der Ost- und der Westseite schmalere Durchgänge, in einer doppelgeschossigen Öffnungshöhe, die im zweiten und dritten Obergeschoß wieder überbaut ist.

Schon Sitte und Berlage haben auf die Bedeutung solcher „Portale“ zur Erschließung der innenliegenden Gartenzone hingewiesen. Sie erlauben eine physische und visuelle Kontinuität der Baumassen bei gleichzeitiger Erfüllung der



Abb. J. 34 Ostliche Randstraße des Haublocks von Michel Brinkman (1995)



Abb. J. 35 Auf der Südseite des Blocks durchläuft die Dachstraße die Randbebauung und trägt kein klar in den öffentlichen Raum aus (1995)

se sollen vom Staat in Form von günstigen Darlehen unterstützt werden.³⁰ In der Folgezeit werden bis 1905 14, zwischen 1918 und 1920 allein 743 und bis 1922 insgesamt 1341 dieser Organisationen anerkannt.³¹ In vielen Fällen handelt es sich dabei um Kooperativen, Wohnungsbauvereine oder auch um Gesellschaften in unmittelbarer Trägerschaft der Kommune.

Damit erschließt sich ein neues, wichtiges Aufgabenfeld für die Architekten. Nicht nur, daß der bislang architektonisch und städtebaulich eher vernachlässigte Wohnungsbau für die breite Bevölkerungsmehrheit nun zum (Entwurfs-)Thema wird, mindestens ebenso wichtig ist auch die Veränderung der Bauherrenschaft. Zuvor sind dies eher reiche Privatbürger, Industrielle und Adlige gewesen, nun werden es Behörden, Baugesellschaften und Genossenschaften als Träger der öffentlichen Wohnungsfürsorge.

Stadtplanerische Vorschriften

Zu den wichtigsten Vorschriften des Gesetzes zählt die Verpflichtung aller Kommunen mit mehr als 10 000 Einwohnern (bzw. einem Bevölkerungszuwachs von über 20% in den vorausgegangenen fünf Jahren), einen Stadterweiterungsplan aufzustellen und diesen in Abständen von maximal 10 Jahren zu überarbeiten. Zwar hat es auch zuvor schon, vereinzelt und vor allem in drei Großstädten, solche Pläne gegeben, doch nun wird die langfristige Stadtplanung zu einer rechtlichen Verpflichtung und einem wichtigen Aufgabenbereich aller größeren Kommunen.

Für die beauftragten Architekten bedeutet dies eine erheblichen Mußstabsprung ihrer bisherigen Tätigkeit. Hauptsächlicher Bestandteil dieser Stadterweiterungen ist wiederum der Wohnungsbau und damit die Frage nach dessen Typologie und Strukturbildung, nach 'Kornigkeit' und Interventionscharakter im Gesamtstädtischen Kontext.

Die mit dem Gesetz verbundenen Reformansätze führen in der Folge zu spürbaren Verbesserungen in der Wohnungsversorgung. So sinkt z. B. trotz einer Zunahme der Gesamtbevölkerung von 1899 bis 1920 um 27%, die durchschnittliche Belegungsziffer von 1,65 Personen je Raum im Jahr 1900 auf einen Wert von 0,95 im Jahr 1930. Im gleichen Zeitraum fällt der Anteil von Zweiraumwohnungen am Wohnungsbestand insgesamt von 60% auf 22%.³²

4.1.2. Die Planungen von J.J.P. Oud für die Stadt Rotterdam

Der kommunale Wohnungsbau in Rotterdam zu Beginn der 20er Jahre wird entscheidend durch die Arbeiten von J.J.P. Oud geprägt. Auch der hier vorgestellte Wohnblock in Spangen läßt sich nur vor diesem Hintergrund begreifen.

J.J.P. Oud (1890-1963) wird im Jahre 1918, auf Vermittlung von Berlage, als leitender Architekt des kommunalen Amtes für Wohnungsbau von Rotterdam

³⁰ Ab 1920 wird der soziale Wohnungsbau zusätzlich noch durch staatliche Prämien stimuliert.
³¹ Zahlen nach Grünberg, 1982, S. 38 und Giovanni Fanelli, *Architettura. Edilizia Urbanistica - Dlanda 1917-1940*, Firenze 1978, S. 9.
³² Grünberg, 1982, S. 41.



Abb. 4 12: Rotterdam-Spangen, Block V von J.J.P. Oud (1918-20)

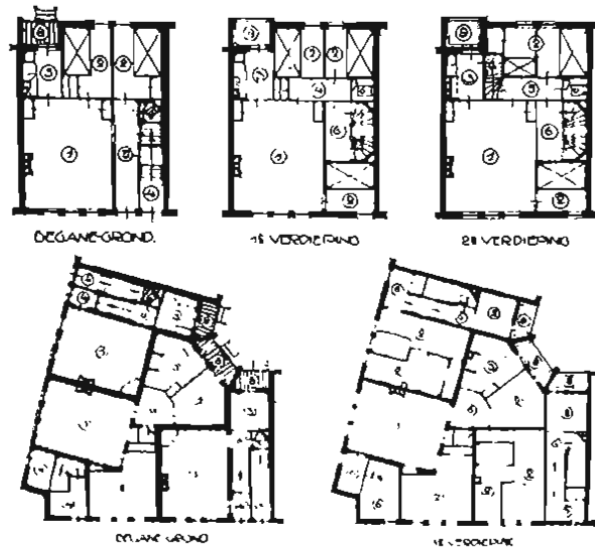


Abb. 4 13 Rotterdam-Spangen, Wohnungsgrundrisse der Blöcke I und V von J.J.P. Oud

eingestellt, eine Position, die er bis 1933 innehat.³³ Zu den ersten wichtigen Aufgaben in dieser Funktion gehört der Ausbau des Arbeiterquartiers *Spangen* und *Tusschendijken* im Nordwesten der Stadt (Abb 4 5/4 7/4 8). Auf der Grundlage des Wohnungsgesetzes von 1901 errichtet, sind diese Quartiere anschauliche Beispiele dafür, wie eine Kommune das neue Aufgabenfeld in Stadtentwicklung und Wohnungsbau zielstrebig angeht und in überschaubarer Zeit zu beachtlichen Ergebnissen gelangt.

Was die Grundprinzipien dieser Stadterweiterungen betrifft, sind diese, in ihrer Morphologie wie auch ihrer Typologie, der Tradition und dem Gedanken gut Berlagens unmittelbar verbunden. Die Rotterdammer Planungen haben ihr ideelles Vorbild in den Planungen für Amsterdam-Süd: stadträumliche Geschlossenheit, einheitliche Blöcke und durchgängige Baufluchten, ein gewisses Maß an Monumentalität, eine bewußte Polartät der Charaktere von Straßen- und Blockenraum. Das heißt nicht, daß hier einfalllos 'kopiert' worden sei, sondern ist vielmehr der Beleg für einen damals durchaus (noch) gegebenen, weitgehenden Grundkonsens darüber, wie eine Stadterweiterung in räumlicher und gestalterischer Hinsicht sinnvollerweise zu bewältigen sei und auszusehen habe.

Oud ist mit Berlage seit 1909 näher bekannt. Im Sommer 1911 hat er bei Theodor Fischer in München gearbeitet und sich dabei auch mit dem Gedanken gut Camillo Sittes vertraut gemacht. Nach der Gründung der Gruppe *De Stijl* im Jahr 1917, zusammen mit Theo van Doesburg, den Malern Mondrian und Huszar sowie dem Dichter Kok, veröffentlicht er in den ersten Ausgaben der gleichnamigen Zeitschrift zwei einflußreiche Aufsätze (*Das monumentale Stadtbild* und *Kunst und Maschine*)³⁴, die eine Haltung belegen, welche, vor allem in städtebaulicher Hinsicht, vielen Aspekten der (kompositionsbedachten und nach Ausgleich und Harmonie strebenden) Tradition Berlages noch weitestgehend verpflichtet zu sein scheint als den avantgardistischen neo-plastischen (und eher de-kompositorischen) Gestaltungsprinzipien der übrigen *De Stijl*-Mitglieder.³⁵ Oud unterstreicht die Bedeutung der städtischen Raumbildung als primäre Aufgabe des Städtebaus:

„Die Baukunst ist eine plastische Kunst, eine Kunst der Raumbestimmung und als solche am gültigsten im Städtebau auszudrücken: im einzelnen Gebäude und in der Zusammenfügung oder Gegenüberstellung von Gebäuden.“³⁶

³³ Der Begriff Stadtbaurat oder Stadtarchitekt (im Sinn der in den deutschen Kommunen üblichen Begriffe), der in der Fachliteratur immer wieder für seine Stellung verwendet wird, scheint dabei allerdings nicht zutreffend zu sein und die tatsächliche Verantwortung Ouds weit zu überschätzen (Hans Oud, 1984, S. 63). Fanelli verwendet den Begriff „Chefarchitekt der technischen Abteilung“ des 1916 gegründeten Rotterdammer Amtes für Wohnungsbau (*Rotterdamse Woningdienst*), das bis 1923 von A. Plate geleitet wird (Fanelli, 1978, S. 96).

³⁴ J.J.P. Oud, *Das monumentale Stadtbild*, in *De Stijl* Nr. 1 1917, nachgedruckt in Hagen Bächler und Herbert Letsch (Hrsg.), *De Stijl. Schriften und Manifeste*, Leipzig und Weimar 1984, S. 228-229.

J.J.P. Oud, *Kunst und Maschine*, in *De Stijl*, Nr. 3, 1918, nachgedruckt in ebd. S. 230-232.

³⁵ Obwohl er Gründungsmitglied ist, hat sich Oud schon 1918 geweigert, das erste Manifest des *De Stijl* zu unterzeichnen (genauso wie auch alle späteren). Zum endgültigen Zerwürfnis und Ausscheiden aus der Gruppe kommt es nach Auseinandersetzungen gerade über architektonisch-gestalterische Fragen mit Theo van Doesburg 1920/21 (Siehe dazu auch Anm. 41). In einem Brief an Bruno Zevi schreibt Oud in den 50er Jahren: „Der Geist des *De Stijl* war anfangs auch der meinige (...). Meine Schlußfolgerungen waren jedoch andere (...). Ein solcher Prozeß der *De-Komposition* erschien mir zwar angebracht für die Malerei, jedoch zu oberflächlich für die Baukunst (...). Ich machte mich auf einen anderen Weg, denjenigen einer gesunden, umfassenden, sozialen Architektur, die nicht allein aus einer derart abstrakten Ästhetik resultieren konnte“ (J.J.P. Oud, *Brief an Bruno Zevi*, in Bruno Zevi, *Poetica dell'architettura neoplastic*, Milano 1953, S. 161).

³⁶ J.J.P. Oud, 1917, S. 228.

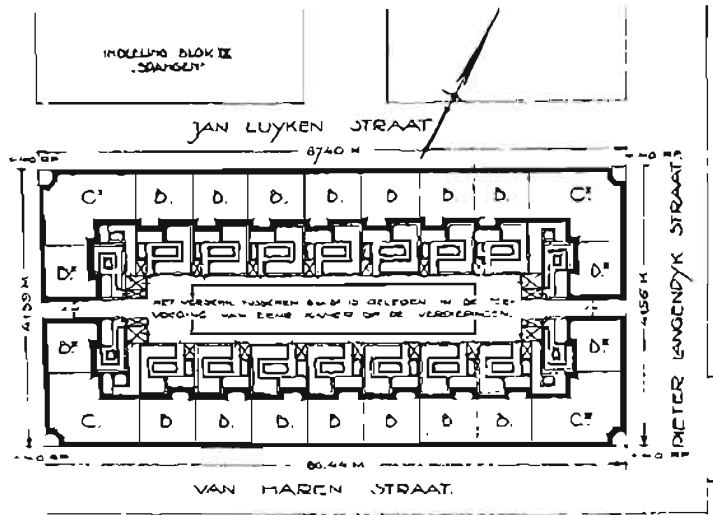


Abb 4.14: Rotterdam-Spangen, Lageplan des Blocks IX von Oud (1919-23)

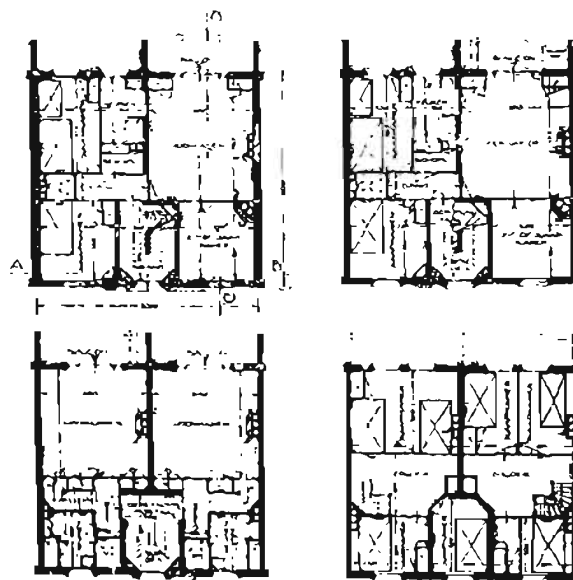


Abb 4.15 Rotterdam-Spangen, Normalgrundrisse des Blocks IX von Oud, mit Ausrichtung der Hauptachse zum Innenhof

Und er begreift Straße, Platz und Baublock als die Grundelemente einer „modernen“ Stadterweiterung, die - in Entsprechung zur generellen Entwicklung der modernen (Massen-)Gesellschaft - dem Allgemeinen und Universellen eine zunehmend stärkere Bedeutung beizumessen habe als dem Besonderen und Individuellen. Dabei knüpft er an Aussagen des Großstadttheoretikers Karl Scheffler an: „Nicht das Besondere steht in Frage, sondern das Typische, nicht das Exzeptionelle, sondern das Allgemeingültige.“³⁷ Der zeitgenössische „Blockbau“ werde, so Oud, den Platz des historischen „Hausbaus“ einnehmen, er biete sich (bei einer grundsätzlichen Akzeptanz der großstädtischen Morphologie) durchaus als sinnvolle, über das Einzelhaus hinausgehende städtebauliche Grundemtheit an.

„Den Drang, das *Individuelle* dem *Gemeinschaftlichen* unterzuordnen, findet man in der Kunst wie im Alltagsleben reflektiert.“³⁸

„Der Städtebau wird im allgemeinen von zwei Faktoren bestimmt, von *Straße und Platz* (...) Das Stadtbild wird hauptsächlich durch das Straßenbild bestimmt. Bei der Prägung des modernen Stadtbildes wird man aus ideellen und praktischen Gründen vom *Straßenbild als Ganzem* ausgehen müssen (...) Aus praktischen Gründen, weil bei der modernen Stadtplanung die private Initiative immer mehr verschwinden und an die Stelle des einzelnen Gebäudes der Massen- oder Blockbau treten wird

Das moderne Straßenbild wird daher in scharfem Kontrast zum alten Straßenbild stehen, in dem die Häuser willkürlich zusammengefügt blieben. Es wird von Wohnblöcken beherrscht werden (...)

Die wichtigste Aufgabe des modernen Architekten ist daher der Wohnblock. Diese Aufgabe, zu deren Erfüllung Mitwirkung von Staat und Gemeinde notwendig ist, erfordert eine charakteristische Lösung.“³⁹

Blockstrukturen bilden von daher auch die Grundlage der ersten Realisierungen Ouds nach der Aufnahme seiner Tätigkeit in Rotterdam. Es sind die Blöcke I und V (1918-20) sowie VIII und IX (1919-1923) im Quartier Spangen.⁴⁰ Der städtebauliche Plan bindet, in seiner durchgängigen Grundordnung, die in den Details ihrer gestalterischen Ausformung durchaus unterschiedlichen Baublöcke zu einer räumlichen Einheit zusammen.

Die Blöcke I und V (Abb. 4.7/4.8) sind als Typus insofern interessant, als hier der Versuch unternommen wird, öffentliche Infrastruktureinrichtungen in die Blockeinheit zu integrieren: in diesem Fall jeweils eine Schule in den Binnenraum. Sie sind dadurch größer und geometrisch anders geformt als die benachbarten, langgestreckten reinen Wohnblöcke. Der Charakter des Binnenraums als privater und/oder kollektiver (im allgemeinen jedoch *nicht* uneingeschränkt öffentlicher) Raum wird allerdings unklarer, er ist in seinem Gesamtzusammenhang nicht mehr erfahrbar und nutzbar. Das unmittelbare Aufeinandertreffen von Privatgärten einerseits und öffentlichem Schulbetrieb andererseits führt zu Konflikten, die sich noch heute in einer deutlichen räumlichen Abschottung der Gärten bemerkbar machen.

Was die Organisation der Grundrisse wie auch das architektonische Erscheinungsbild der Gebäude betrifft (Abb. 4.12/4.13), sind die Blöcke I und V noch weitgehend konventionellen Vorstellungen, die planerisch und konstruktiv ein wenig 'rationalisiert' werden, verpflichtet: schräge Dächer, separate Zugänge für alle Erdgeschoßwohnungen, Einspanner-Typen (um den Eindruck vom

³⁷ Scheffler, 1913, S.35

³⁸ J.J.P. Oud, 1918, S.230

³⁹ J.J.P. Oud, 1917, S.228f

⁴⁰ Siehe dazu auch Hans Oud, 1984, S.63ff. Die Blöcke I und V werden nur in Teilbereichen von Oud entworfen; die beiden Fronten zur Bilderdijkstraat (Abb. 4.7) stammen von den Architekten Meischke & Schmidt.



Abb.4.16 Ecklösung des Blocks VIII von J.J.P. Oud im Quarter Spangen (Zustand 1995, nach Fassadenerneuerung)



Abb.4.17 Ecklösung von J.J.P. Oud im Quarter Tusschendyken (1995)



schmalen Einzelhaus, so weit es geht, zu bewahren) sowie eine innere Ausrichtung der Wohnräume zur Straße, der Schlaf- und Nebenräume zum Innenhof hin.

Wesentliche Veränderungen lassen sich schon in den nachfolgenden Blöcken VIII und IX (Abb 4.14-4.16) beobachten. Zum einen wird die architektonische Sprache durch die Verwendung von Flachdächern, die Betonung der Horizontalen, die bewußte Akzentuierung der Ecksituationen und einen Gestaltungsrhythmus, der über die Addition der Einzelhäuser hinaus die Blockfront als Ganzheit - als eine zusammenhängende Großform - versteht, wesentlich moderner. Zum anderen organisiert sich der Block IX nun um einen langgestreckten 'Gemeinschaftsgarten' herum, der dem Binnenraum eine neue, kollektive Bedeutung verleiht und zu dem sich alle Wohnungen mit kleinen, einzeln parzellierten Privatgärten ebenso wie mit ihren Wohnräumen hinwenden. Die hauptsächliche Ausrichtung der Wohnungen verschiebt sich damit fortan von der Straße zur Gartenseite (mit Ausnahme der Eckwohnungen, die aus Gründen der Grundrißorganisation, aber auch des plastischen Erscheinungsbildes wegen Balkone zur Straße erhalten).

An diesen Sozialwohnungen der Blöcke VIII und IX und ihrer farblichen Außengestaltung entzündet sich die Auseinandersetzung zwischen Oud und van Doesburg, die 1921 schließlich zum vollständigen Zerwürfnis und Austritt Ouds aus der *De Stijl*-Gruppe führt.⁴¹ Dabei wird deutlich, daß Oud, auf der strukturellen Ebene, weiterhin von einem einheitlichen, in sich stimmigen und harmonischen Gesamtbild ausgeht, das nicht durch bewußte Dissonanzen, im Sinne der dadaistischen Malerei und Montagen, aufgelöst oder 'zerstört' werden darf. Wenn schon, dann muß sich die Farbgestaltung der Gesamtkonzeption unterordnen, sie darf diese jedoch nicht in Frage stellen, einseitig dominieren oder gar 'verderben'. Er schreibt dazu:

„So muß ein Gebäude auch schmutzige Hände ertragen können, wenn es einen bleibenden Gemeinschaftswert besitzen soll. Ein prinzipieller Unterschied zwischen Malerei und Bauen zeigt sich (...) dann, wenn Architektur, die auf die Gleichheit einer Anzahl von Türen als Motiv hin entworfen ist, durch eine Farbkomposition, die dieser architektonischen Tatsache nicht Rechnung trägt, verdorben wird.“⁴²

Oud ist sich damit schon des Konflikts zwischen den kompromißlosen Prinzipien der radikalen Avantgarde und deren Übertragbarkeit auf einen realen, gebrauchswertbezogenen Städtebau bewußt, wie er später in der Nachfolge des Dammerstocks noch vehementer aufbrechen wird. Ein einseitiger Dogmatismus

⁴¹ Anlaß der Kontroverse sind insbesondere die von van Doesburg vorgeschlagenen, dadaistischen Farbkonzepte, welche Oud als zu aufsehenerregend und (von praktischen Erwägungen einmal ganz abgesehen) auch ästhetisch wie symbolisch dem tatsächlichen Inhalt dieser Projekte nicht angemessen empfindet:

„Van Doesburg hatte Oud in den Jahren 1920/21 mit seiner zunehmend dadaistischen Aktivität mehr und mehr verstört. Zu schwer trug der Architekt an der Verantwortung seines Amtes, als daß er sich mit den oft Aufsehen erregenden Spielereien van Doesburgs auch nur entfernt identifizieren lassen wollte (...). Dazu kamen unvernünftige Forderungen des Malers, zum Beispiel sein Verlangen, die Türen für die frühen Spangener Blöcke weiß zu streichen, ein Ansinnen, daß Oud schon aus praktischen Gründen ablehnte.“ (Günther Stamm, J.J.P. Oud. Bauten und Projekte 1906 bis 1963, Mainz 1984, S. 60f)

„Ich habe schon erwähnt, daß meines Erachtens die (destruktive) Tendenz, die die 'Raummalerei' in der Architektur in sich birgt, eine Gefahr für diese Architektur bedeutet, vor allem weil sie die Neigung hat, eigenmächtig aufzutreten, und nur selten die Architektur, mit der sie verschmelzen soll, kräftigt.“ (J.J.P. Oud, *Mein Weg in 'De Stijl'*, in: Stamm, 1984, S. 157)

⁴² J.J.P. Oud, *Mein Weg in 'De Stijl'*, in: Stamm, 1984, S. 157

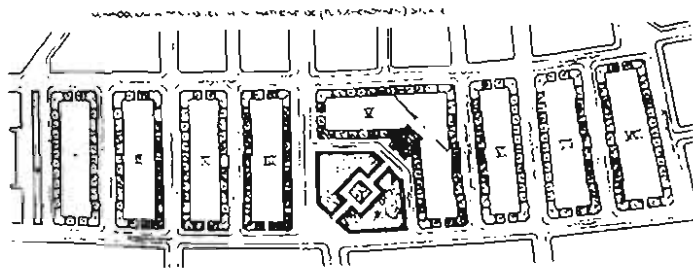


Abb. 4.18 Rotterdam-Tusschendyken, Lageplan der von J.J.P. Oud geplanten Blöcke (1921-23)

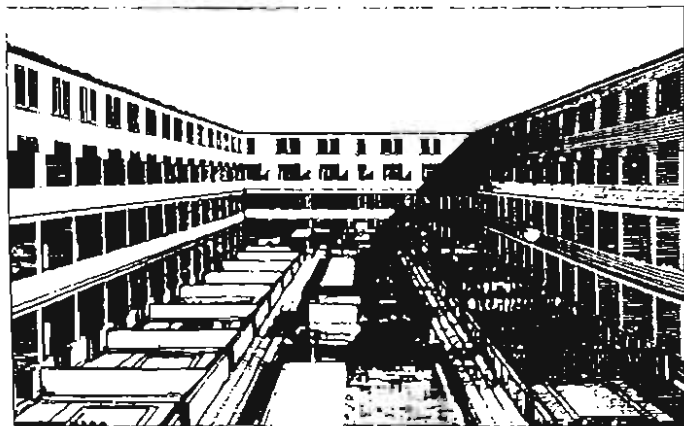


Abb. 4.19 Rotterdam-Tusschendyken, Innenhofansicht der Blöcke von Oud



wird von ihm abgelehnt.⁴³

Bei der anschließenden Planung des nahegelegenen Quartiers Tusschen-dijken (1921-23) werden die in Spangen erprobten Prinzipien von Oud weiterentwickelt (Abb.4.17-4.19). Von den vorgesehenen acht Baublocken mit insgesamt 1000 Wohneinheiten können in einer ersten Phase sechs Blöcke sowie ein kleiner Platz als städtebaulicher Mittelpunkt realisiert werden. Auch hier orientieren sich die Grundrisse über ihre Wohnzimmer, Terrassen und Gärten zu einem anspruchsvoll gestalteten gemeinschaftlichen Binnenraum hin. Durch jeweils einen Durchgang auf den beiden Schmalseiten des Blocks ist dieser Binnenraum mit dem öffentlichen Außenraum vernetzt. Oud verwendet dabei den gleichen Querschnitt der Gebäudetypologie wie kurz zuvor Brinkman in seinem Spangener Block: eine Maisonette im zweiten und dritten Obergeschoß über je zwei Geschoßwohnungen im Erdgeschoß bzw. im ersten Obergeschoß. Der Anspruch, mit diesen Blöcken sehr prinzipielle Stadtbausteine vorschlagen zu wollen, wird durch ihre weitgehende Gleichartigkeit, was Struktur, Abmessungen und Erscheinungsbild betrifft, unterstrichen.⁴⁴

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die frühen Oud'schen Planungen in Rotterdam auf der einen Seite, in typologischer Hinsicht, zwar eine entscheidende Veränderung des *Maßstabs* der baulich-architektonischen Eingriffe mit sich bringen (d.h. eine Verschiebung vom individuellen Haus zum kollektiven Block als Grundeneinheit des Städtebaus), daß sie auf der anderen Seite, in stadtmorphologischer Hinsicht, jedoch das traditionelle 'Regelwerk' (und damit die *Methode*) einer geschlossenen, hierarchisch aufgebauten städtebaulichen Grundordnung weiterhin respektieren und, vergleichbar den Planungen Berlages für Amsterdam, der Ausbildung eines zusammenhängenden und erlebbareren städtischen Raums nach wie vor eine vorrangige Bedeutung einräumen.⁴⁵

⁴³ In ihrer Geschichte der *Architektur der Gegenwart* schreiben Dal Co und Tafuri in Bezug auf die Auseinandersetzung um die Blöcke in Spangen bezeichnend, aber vielleicht allzu resignativ: „(...) beweist sich in Rotterdam, daß zwischen Avantgarde und städtischer Realität keine Vermittlung möglich ist.“ (Dal Co und Tafuri, 1977, S.199)

⁴⁴ Bei genauer Betrachtung des Lageplans fällt auf, daß die Blöcke in sich nicht völlig symmetrisch sind, sondern in ihren Längsseiten subtile formale Unterschiede aufweisen. Eine Seite ist jeweils gerade, die andere durch Rücksprünge rhythmisch strukturiert. Die entsprechenden Seiten zweier benachbarter Blöcke liegen sich immer spiegelbildlich gegenüber. Somit werden städtebaulich größere Einheiten von jeweils einem Doppel-Block geschaffen, die ihrerseits in dem zentralen Platz ihren Mittelpunkt finden. Das System ist also keineswegs so seriell, wie es auf den ersten Blick erscheint, sondern durchaus noch hierarchisch strukturiert.

⁴⁵ Der Bruch hin zu einem eher rationalistischen, seriellen Siedlungsverständnis vollzieht sich bei Oud erst zu einem späteren Zeitpunkt. Zunächst ist es vornehmlich ein stilistischer Bruch, der sich in den Quartieren Oud Mathenesse (1922-24), Hoek van Holland (1924-27) und De Kiefhoek (1925-29) manifestiert, denn, städtebaulich gesehen, spielt auch in diesen Fällen der Anspruch, einen städtischen Zusammenhang und eine geschlossene Raumbildung erzeugen und damit sozusagen die 'größere Einheit' gestalten zu wollen, immer noch eine vorrangige Rolle. *Stadträumlichen* Kriterien (Differenzierung der Außenräume, Betonung der Ecken u.a.) wird in diesen Quartieren immer noch eine größere Bedeutung beigemessen als rein *funktionalistischen* (wie etwa der Optimierung von Belichtung und Besonnung). In der Siedlung De Kiefhoek z.B. werden enge Zeilenstellungen 'über Eck' mit belichtungsmäßig sehr problematischen Situationen bewußt in Kauf genommen. Erst in der Zeile für die Weisenhofsiedlung in Stuttgart (1927) sowie in dem Projekt für das Wohnquartier Blijdorp (1931-32), der letzten seiner Rotterdamer Planungen, gewinnt der rein additive Zeilenbau 'vom Fließband', der seinen Ausgangspunkt in der Optimierung einer beliebig oft wiederholbaren Grundzelle (und nicht mehr in der Gestaltung eines übergeordneten Ganzen) aufweist, die Oberhand. Erst hier obsiegt ein universeller Raumbegriff über das traditionelle (und noch Berlage verpflichtete) Raumverständnis. (Siehe auch Gravagnuolo, 1991, S.187ff)

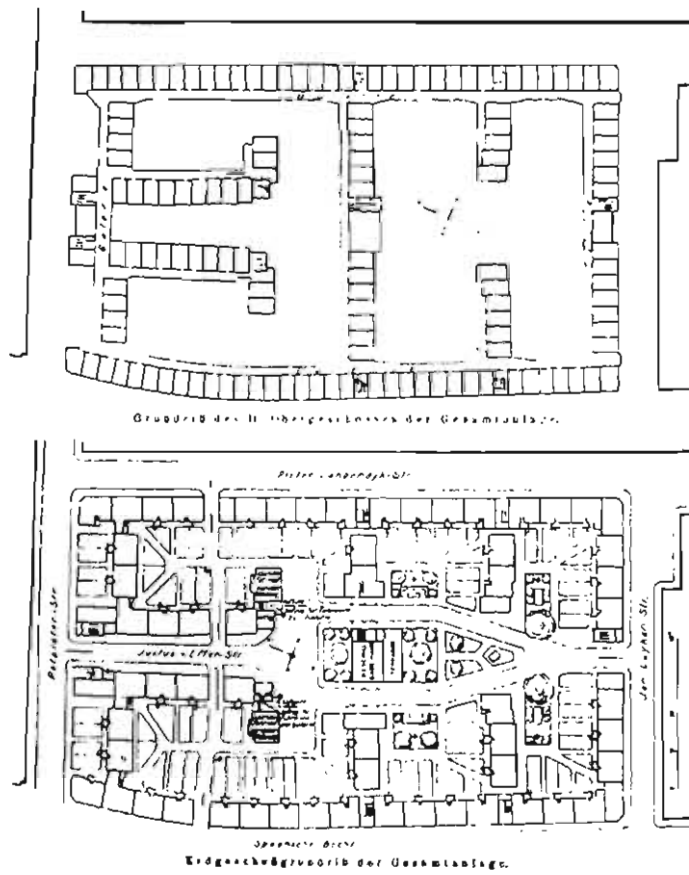


Abb. 4.20. Wohnblock von Michel Brinkman, Grundriß des Erdgeschosses und des zweiten Obergeschosses (mit offener Erschließungsgalerie)

4.1.3. Der Wohnblock von Michiel Brinkman

Die Bauaufgaben im Quartier Spangen werden an unterschiedliche Rotterdammer Architekten vergeben. So erhalten, neben Oud, hier auch Granpré-Molière, Meischke & Schmidt u.a. Aufträge der öffentlichen Hand. Die gebäudetypologisch wie auch stadträumlich interessanteste und bedeutendste Anlage stellt der ab 1919 geplante und 1920 bis 1922 errichtete Baublock des Architekten Michiel Brinkman (1873-1925) dar⁴⁶

Auf der einen Seite fügt sich diese Anlage konsequent in das strukturell vorgegebene Muster einer klaren städtischen Block- und Raumbildung ein und ist somit ein integraler Baustein einer eher traditionsverhafteten Morphologie. Auf der anderen Seite birgt sie gleichzeitig eine Vielzahl von Infragestellungen, Umkehrungen und Innovationen wesentlicher Prinzipien der 'klassischen' Blocktypologie in sich, was das Erschließungs-Modell, die Gestaltung und Nutzung des Binnenraums u.a. betrifft.

Im ursprünglichen Bebauungsplan sind an dieser Stelle zunächst zwei längliche Baugrundstücke vorgesehen, ganz im Sinn der schmalen, langgestreckten Oud'schen Baublöcke, wie wir sie in den Blöcken VIII und IX oder im Quartier Tusschendijken antreffen. Brinkman faßt die zwei Grundstücke beiderseits der Justus-van-Effen-Straat zu einem *einzigem* Block zusammen, überbaut den Fahrdamm, deutet diesen als blockinterne Wohnstraße um (noch heute kann man, durch großzügige Torenfahrten hindurch, auf diesem Weg den Block durchqueren) und schafft damit einen großen und beruhigten, räumlich zusammenhängenden und gemeinschaftlich nutzbaren Binnenraum.

Die Blockfigur umfaßt ein Rechteck von etwa 90 x 150 Metern, gegenüber den ansonsten üblichen Maßen von 40-50 x 150 Metern (z.B. des Blocks VIII unmittelbar gegenüber). Durch eingestellte Querflügel, die ihrerseits kleinere Höfe umschließen, sowie den Ruckbau und die Überbauung der 'Binnenstraße' kann jedoch die gleiche Dichte und Wohnungszahl wie in den benachbarten, schmalen Baublöcken erreicht werden.

Insgesamt sind hier ursprünglich 264 Wohneinheiten,⁴⁷ mit jeweils vier Zimmern und ca. 50 qm Wohnfläche, für etwa 1200-1400 Einwohner untergebracht. Die Nettowohndichte beträgt in der ursprünglichen Belegung fast 1000 EW/ha.

In der viergeschossigen Bebauung befinden sich im Erdgeschoß und im er-

⁴⁶ Nach dem Studium an der Hochschule für Bildende Künste in Rotterdam und einer Mitarbeit im Büro Hooykaas ist Brinkman von 1910 an als selbständiger Architekt, gleichfalls in Rotterdam, tätig, wo er vor allem Wohnhäuser, Ladenbauten sowie Industriebauten (wie die Dampfmühle *De Maas*) ausführt. Zu seinem bekanntesten Werk wird der Wohnblock in Spangen. Der 1925 früh verstorbene und insgesamt relativ unbekannt gebliebene Michiel Brinkman ist dennoch der Begründer eines Architekturbüros, das anschließend über Jahrzehnte (und insgesamt vier 'Generationen') hinweg zu den bedeutendsten und einflußreichsten holländischen Büros überhaupt zählt.

Nach seinem Tode übernimmt sein Sohn Andreas Brinkman (1902-1949) das Büro, in Partnerschaft mit Cornelis Van der Vlugt (1894-1936), der zuvor als junger Architekt schon bei Michiel Brinkman gearbeitet hat. Bekanntestes Werk dieser Partnerschaft ist die Fabrik *Van Nelle* in Rotterdam, eines der wichtigsten Werke der Moderne in den Niederlanden. Nach dem Tode von Van der Vlugt schließt sich Andreas Brinkman 1938 mit Johannes Van den Broek (1898-1978) zusammen. Ab 1948 kommt Jacob Bakema (1914-1981) hinzu, ab 1949 (dem Tode Brinkmans) wird das Büro unter dem Namen Van den Broek & Bakema weitergeführt. (Siehe auch Franz Fieg, *Van den Broek und Bakema. Ein Beitrag zur Geschichte der Architektur*, in: *Bauen und Wohnen*, Nr. 10, 1959, S.333ff)

⁴⁷ Die Angaben schwanken, je nach Quelle, zwischen 264 und 274 Einheiten.

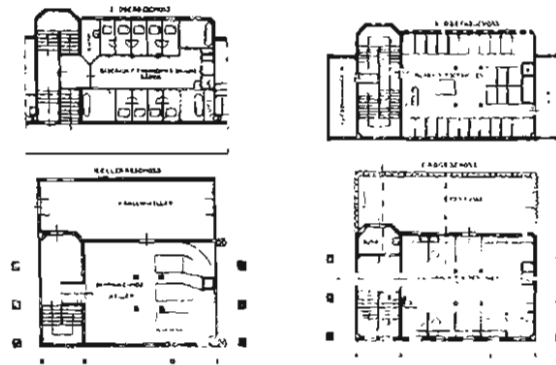


Abb. 4.21: Wohnblock von Michiel Brinkman, Grundrisse des zentralen Wasch- und Badehauses (Keller, Erdgeschoß, 1. und 2. Obergeschoß)

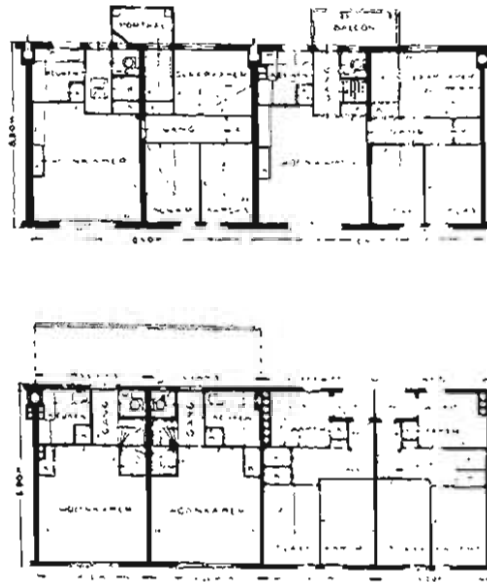


Abb. 4.22: Wohnblock von Michiel Brinkman, Normalgrundrisse (von oben und von links nach rechts Erdgeschoß, 1., 2. und 3. Obergeschoß)

sten Obergeschoß jeweils Etagenwohnungen, mit separaten Zugängen zu ebener Erde, sowie im zweiten bzw. dritten Obergeschoß Maisonette-Wohnungen, mit Zugang von einer auf der Innenseite des Blocks unlaufenden 'Galene-Straße' aus. Im zentralen Gebäude im Mittelpunkt der Anlage sind gemeinschaftliche Einrichtungen wie eine Heizzentrale, ein Waschhaus mit Trockenräumen, ein Badehaus, ein Kinderbetreuungsraum, Fahrradabstellräume sowie, vorgelagert, eine Spielterrasse für Kinder untergebracht.⁴⁸

Aufgrund seines ungewöhnlichen und innovativen Charakters ist das Projekt im Rotterdamer Stadtrat von Anfang an heftig umstritten. Vor der endgültigen Beschlußfassung läßt Brinkman ein großmaßstäbliches Modell anfertigen. Die Bedenken, die vorgetragen werden, betreffen insbesondere

- die befürchteten hohen Unterhaltskosten für die Gemeinschaftseinrichtungen,
- die angebliche 'Zwangs-Gemeinschaft' und mangelnde Rückzugsmöglichkeit,
- die ungewöhnliche, öffentliche 'Dachstraße', der man eine baldige Verschmutzung und Verwahrlosung, Störungen und Beeinträchtigungen durch Händler und Verkaufswagen sowie eine nur schwer handhabbare Kontrolle durch die Polizei voraussagt.⁴⁹

Der sozialdemokratischen Mehrheit und dem engagierten Plädoyer des Leiters des kommunalen Amtes für Wohnungsbau, A. Plate, ist schließlich ein Abstimmungsergebnis von 30:11 Stimmen für das ungewöhnliche Projekt zu verdanken.

Die befürchteten Mißstände bleiben aus. Vier Jahre später heißt es in einem Zeitschriftsbericht, daß die negativen Voraussagen nicht eingetreten seien und der Wohnkomplex sich, im Gegenteil, bei seinen Bewohnern einer außerordentlichen Beliebtheit erfreue.⁵⁰ Auch in Fachkreisen stellt die Wohnanlage schon kurz nach ihrer Fertigstellung ein bekanntes und auf großes Interesse stoßendes Objekt dar. Sie ist das Ziel zahlreicher Besuche und Besichtigungen, u.a. von Bruno Taut während einer Vortragsreise nach Holland im Februar 1923. Er gibt davon das folgende zeitgenössische Zeugnis ab:

„Neben den Bauten Ouds gibt es eine sehr interessante Lösung des Wohnhausblocks, die zwar nicht künstlerisch vollendet, aber durch die Neuartigkeit des Systems sehr auffällig ist: es handelt sich dabei um einen großen Block, in dessen Hof in der Höhe des zweiten Stockwerks ein Fahrweg rings herumläuft, so daß von dieser gewissermaßen auf einem Balkon befindlichen Fahrstraße aus die Wohnungen des dritten und vierten Stockwerks mit eigenen Haustüren zu erreichen sind. (...) Mehrere Fahrstühle sind für die Beförderung der Wagen in den großen Block enthalten, und oben auf dieser etwa 3 M breiten Balkonstraße spielt sich ein Leben von Straßenausrufern, Obstverkäufern u. dergl. ab, das dem Leben auf den sonstigen Straßen genau entspricht. In der Mitte des Hofes befindet sich eine Badeanlage, geschickt hineinkomponierte Wohnflügel u. s. w.“⁵¹

⁴⁸ Im Gemeinschaftshaus befinden sich im Keller der Heizraum, im Erdgeschoß ein Büro und 10 Waschplätze, im ersten Obergeschoß ein Trockenraum mit 30 Abteilen, im zweiten Obergeschoß drei Badewannen und 9 Duschen, im dritten Obergeschoß weitere 8 Waschplätze und im vierten Obergeschoß nochmals ein Trockenraum mit 24 Abteilen (Fanelli, 1978, S. 140).

⁴⁹ Fanelli, 1978, S. 140; Rob Dettingmeijer, *The fight for a well built city*, in: Museum Boymans-van Beuningen (Hrsg.), *Het Nieuwe Bowen*. Rotterdam 1920-1960, Delft 1982, S. 30f.

⁵⁰ *Tijdschrift for Volkshuisvesting*, Nr. 9, 1924, hier zit. nach Fanelli, 1978, S. 141.

⁵¹ Bruno Taut, *Architektonische Vortragsreise im besetzten Gebiet Deutschlands und in Holland, Februar 1923*, in: *Baukundig Weekblad*, Jg. 44, 1923, S. 292ff, hier zit. nach Kristiana Hartmann, *trotzdem modern*, Braunschweig 1994, S. 316ff.

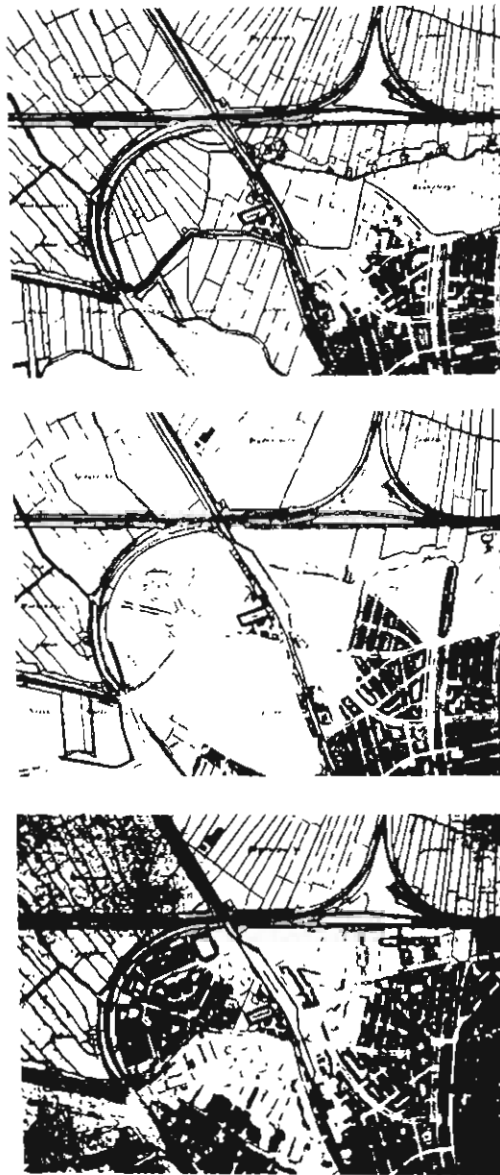


Abb.4 23: Entwicklungsstufen des Polders Spangens im Zeitraum von 1908 bis 1923



4.2. (Groß-)Stadt und Stadterweiterung: Bestimmungselemente einer traditionsverhafteten Morphologie

4.2.1. Kontinuität des städtischen Raumgefüges: Spangen im Kontext der Rotterdammer Stadterweiterungsquartiere

Auf das rapide Bevölkerungswachstum von Rotterdam vor und nach der Jahrhundertwende wurde schon hingewiesen.³⁷ Dieses ist verbunden mit dem Anschluß an das nationale Eisenbahnnetz und einem umfassenden Ausbau der Werftanlagen und des Hafens als wichtigstem Wirtschaftsfaktor, dessen Umschlag sich zwischen 1910 und 1925 (mit einer vorübergehenden Stagnation während des Ersten Weltkriegs) mehr als verdoppelt. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit der Bereitstellung eines großen Wohnungsangebotes, möglichst in Hafennähe. Die Verfügbarkeit von Bauland wird durch umfangreiche öffentliche Drainagemassnahmen gesteigert. Im Jahre 1916 erfolgt die Gründung einer städtischen Wohnungsgesellschaft, die bis 1923 mehr als ein Drittel der alljährlichen Wohnbauproduktion erstellt.

Die Planung für das Quartier Spangen, im Westen der Rotterdammer Kernstadt, unweit der Hafen- und Werftanlagen, auf dem Gelände des gleichnamigen Polders gelegen, basiert auf einem Stadterweiterungsplan, der 1903, ein Jahr nach Inkrafttreten des Wohnungsgesetzes, von der Verwaltung, unter Federführung des Ingenieurs G. J. de Jongh, in einer ersten Fassung vorgelegt und nach einigen Abänderungen schließlich im Jahr 1906 verabschiedet wird. Dieser Plan, der keinen künstlich besonders ambitionierten Entwurf darstellt, sondern eher eine Reihe von vorausgegangenen Teilplanungen zusammenführt, bildet die Grundlage der städtischen Expansion bis in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. Er ist dabei wiederholten Veränderungen unterworfen, was z. B. den expandierenden Hafenausbau betrifft, wird jedoch erst in den 20er Jahren durch wesentliche neue Stadt(teil)-Erweiterungspläne fortgeschrieben und ersetzt.³⁸

Das Gelände von Spangen wird im Jahr 1913 von der Gemeinde erworben. Seine Grenzen sind durch 'natürliche' Randbedingungen weitgehend vorgegeben: im Osten der schiffbare Kanal nach Delft und Den Haag, im Norden und Westen der Eisenbahndamm und im Süden, ebenfalls erhöht auf einem Damm gelegen, die Straßenverbindung zur Innenstadt. Nach der Trockenlegung des Polders und einer Geländeaufschüttung, die zum Teil mit dem Aushub aus den nahe gelegenen neuen Werftanlagen erfolgt, kann ab 1918 mit der Bebauung als Arbeiterwohnquartier begonnen werden. Ausgehend vom Gleisbogen im Westen wächst die Bebauung schrittweise nach Osten auf die Innenstadt zu (Abb. 4.23). Der Plan von 1921 (Abb. 4.3) weist noch eine Lücke zwischen der Spangener Neubebauung und der bestehenden Stadt auf, die jedoch innerhalb kurzer Zeit durch eine homogene und räumlich geschlossene Quartiersstruktur gefüllt wird.

³⁷ Siehe Anmerkung 28.

³⁸ Dazu zählen insbesondere die Stadtteil-Erweiterungspläne für Rotterdam-Süd von M. J. Craspré-Molieré (1921) und von W. G. Witteveen (1926) sowie der gesamtstädtische Entwicklungsplan aus dem Jahr 1928, ebenfalls von W. G. Witteveen, dem Leiter der städtischen Planungsabteilung in den 20er Jahren. Zum Erweiterungsplan von 1903 siehe Museum Boymans-van Beuningen (Hrsg.), *Het Nieuwe Bouwen, Rotterdam 1920-1960*, Delft 1982, S. 21 und S. 30f.; zu den Planungen der 20er Jahre siehe Westfälischer Kunstverein Münster (Hrsg.), *Die Neue Stadt, Rotterdam um 20. Jahrhundert - Utopie und Realität*, Ausstellungskatalog, Münster 1993, S. 50f.

Das zugrunde liegende Modell ist das gleiche wie bei allen anderen holländischen Stadterweiterungsplanungen, die zwischen 1905 und 1925 in der Folge des Wohnungsgesetzes vorgeschlagen werden. Es basiert auf einem ausgeprägten Bewußtsein für ein eher traditionelles Muster der Stadt, im Sinne einer weitgehenden Kontinuität und Geschlossenheit der gebauten Struktur, einer unmittelbaren Wechselbeziehung von Gebäuden und Außenraum sowie einer damit verbundenen sehr direkten Erlebbarkeit der städtischen Räume. Das gilt für die Rotterdamer Quartiere ebenso wie für Berlages Planungen für Amsterdam-Süd wie auch für die in ihrem individuellen Erscheinungsbild zwar sehr differenzierten, in ihrer Grundstruktur jedoch prinzipiell gleichartigen, expressionistischen Wohnquartiere der sog. Amsterdamer Schule.

Es sind allesamt sehr *städtische* Projekte, welche die (Groß-)Stadt als solche bejahen, keineswegs nach deren Auflösung streben. Es sind Vorstellungen von einer 'Versöhnung' mit der vorhandenen Stadt. Die alte Stadt bleibt bestehen, die neue knüpft an sie an, setzt ihr System aus Straßen und Blöcken fort. Das Ziel besteht dann, die Stadt als einen zusammenhängenden Organismus sinnvoll und planmäßig zu erweitern. Neue Teile und Quartiere, die durchaus eine ablesbare, eigenständige Struktur aufweisen können und sollen, werden mit dem schon Bestehenden engmaschig vernetzt. Zäsuren sind als Gliederungselemente (z.B. in Form von Park- und Grünanlagen) möglich, bewußte Brüche jedoch nicht beabsichtigt. Als Elemente der Vernetzung fungieren in erster Linie das Straßen- und Erschließungssystem, das eine räumliche Kontinuität gewährleistet, einschließlich der damit verbundenen Sichtachsen und Blickpunkte, sowie die für die holländischen Städte typischen Kanäle und Wasserstraßen.

Damit spielt die *städtische Morphologie* bei der Konzeption der Quartiere zunächst eine weitaus größere Rolle als die Typologie der einzelnen Gebäude. Die Zusammenhang erzeugende Gesamtform (der Stadt oder des Quartiers) ist der eigentliche Ausgangs- und Zielpunkt der Planung und nicht eine standardisierte Grundeinheit, wie etwa die Wohnzelle beim rationalistischen Siedlungsbau. Die räumlichen Hierarchien sind klar gestuft, vom Block über das Quartier bis zum Stadtteil und zur Gesamtstadt. Jede Ebene ist eine abgeschlossene Einheit in sich und ein Teil des Ganzen.

Der Architektur (und das ist in diesen Fällen in erster Linie die Masse der Wohnbausubstanz) kommt dabei eine vorrangige Rolle als stadtkonstitutives und raumbildendes Element zu. Sie dient dazu, ein physisches 'Stück Stadt' zu gestalten, das in seinen räumlichen Bestimmungen durch ein Zusammenwirken von gebautem und umbautem Raum, durch geschlossene Raumkanten und durchgängige Raumfolgen, durch reglementierende Fluchtlinien, Sichtachsen, Symmetrien und ein möglichst harmonisches Gesamtbild geprägt ist.

Spangens erhebt keineswegs den Anspruch, das Beispiel eines künstlerisch besonders herausragenden Städtebaus zu sein. Die formale Einheitlichkeit und Durchgestaltung bleibt sicherlich hinter den Ansprüchen von Amsterdam-Süd zurück. Es steht vielmehr für den 'Standard', sozusagen den *Normalfall* einer 'sozialen' Stadterweiterung, wie man sie sich damals, durchaus allgemeingültigen Charakters, vorgestellt hat: nicht mehr durch die Spekulation bestimmt, sondern nach räumlichen, sozialen und (im Sinne einer rationalen Bodenaufteilung) ökonomischen Gesichtspunkten sinnvoll aufgebaut und strukturiert.⁴⁴

⁴⁴ Die Tatsache, daß der Grund und Boden, im Fall der Polder-Trockenlegungen, in den meisten Fällen in öffentlicher Hand war (bzw. zuvor erworben wurde), hat ihrerseits sicherlich entscheidend zur Durchsetzungsmöglichkeit solcher Zielsetzungen beigetragen.

verkehrlichen Erfordernisse. Über ihre funktionale Begründung hinaus erfahren sie eine architektonisch-formale und eine symbolische Bedeutung. Es sind wichtige, wenn auch in Spangen im architektonischen Detail eher zurückhaltende, gestalterische Elemente in einer ansonsten weitgehend repetitiven Fassadenabwicklung und gleichzeitig die primären Vermittlungselemente zwischen der Gemeinschaft der Bewohner und dem umliegenden Quartier. Hier öffnet sich die ansonsten eher verschlossene Blocksituation.

Auch wenn der Block in Spangen insgesamt eher *binnenorientiert* ist (dort begründet er seine Mitte und seinen kollektiven Anspruch), ist die Beziehung nicht an allen Stellen so eindeutig, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Es gibt Situationen der Umkehrung dieser Prinzipien und der Vieldeutigkeit, wo sich das Innere nach außen und das Äußere nach innen kehrt und sich damit beide sozusagen symbiotisch verbinden.

Dies ist z.B. in der nördlichen Blockhälfte der Fall. Entlang der Binnenerschließung der Justus-van-Effen-Straat wird hier das *Äußere* in zwei straßenbegleitenden Gebäudeflügeln nach innen gezogen - und die Öffentlichkeit damit sozusagen in den Block hinein (Abb.4.29). Das *Innere* kehrt sich semerwärts wiederum nach außen, indem auf der Nordseite die Dachstraße plötzlich außen, begleitend zum öffentlichen Straßenraum, erscheint, ebenso wie die kleinen Gartenparzellen im Erdgeschoß, die sich hier nach außen orientieren. Der Block zeigt in diesem Abschnitt (in einem klaren Gegensatz zu seinen drei übrigen Fronten) auch nach außen, zur Öffentlichkeit hin, sein inneres Gesicht (Abb.4.37/4.38).

Ähnliches gilt, wenn auch nur andeutungsweise und in abgemilderter Form, auf der Südseite, wo die Galerie an zwei Stellen die ansonsten hermetisch geschlossene Außenhaut durchstößt und mit einer leichten Auskragung in die Straße auch in der Außenabwicklung sichtbar wird. Wie auf einer Kanzel kann man hier von innen auch am Außen teilhaben (Abb.4.35).

Damit entstehen räumliche Beziehungen (auch Blickbeziehungen) zwischen Binnen- und Außenraum, die man einerseits als Inkonssequenzen des zugrunde liegenden Modells bewerten könnte, die andererseits aber vielleicht auch gerade dessen subtile Qualitäten ausmachen (können).

4.3.4. Erschließungssystem und Dachstraße

Zu den eigentümlichsten Strukturelementen von Spangen zählt der offene Erschließungsgang im zweiten Obergeschoß. Samtliche (Maisonette-)Wohnungen des zweiten und dritten Obergeschosses (ursprünglich 143 Einheiten) haben ihren Zugang über diese insgesamt etwa 600m lange *Dachstraße* - eine originäre und bahnbrechende Lösung, die in dieser Form in der gebauten Geschichte des Wohnungsbaus bis dahin einmalig ist (Abb.4.39-4.45).⁷⁷ Gleichzeitig verbindet

⁷⁷ Grinberg (1982, S.74) weist in diesem Zusammenhang auf einen Beitrag von M.P. de Clerq im Jahre 1907 *Bouwkundig Weekblad* hin, in dem ein ähnliches Konzept erstmalig thematisiert wird. De Clerq schlägt vor, die rückwärtigen Erschließungsgalerien, die vielfach als Fluchtwege für den Brandfall vorgesehen sind, als Zugänge zu einem gemeinschaftlichen Innenbereich mit vorrangig sozialen Funktionen (als nachbarschaftliche Kontaktzone, Spielbereich für Kinder u.a.) aufzuwerten. Dazu müßte, so fährt er fort, jede Wohnung einen eigenen Zugang zu diesen Erschließungsgängen, die er auch als straßen-ähnlich bezeichnet, erhalten (anstelle des meist üblichen ausschließlichen Zugangs vom allgemeinen Treppenhaus aus).

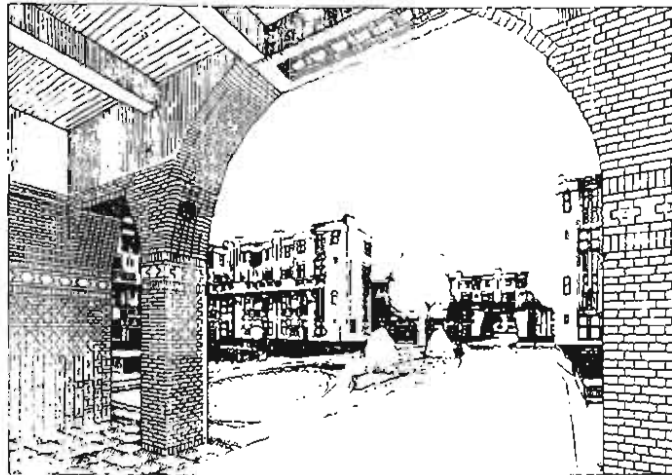


Abb. 4.36: Tordurchgang im Spangener Block (Zeichnung M. Brinkman)



Abb. 4.37: Nordansicht der Wohnanlage (Zeichnung M. Brinkman)



Abb. 4.38: Auf der Nordseite des Blocks kehren sich Innenansicht und Dachstraße nach außen (1995)

die Dachstraße die Wohnungen mit den Gemeinschaftseinrichtungen im zentralen Gebäudeflur.

Eine großzügige Breite von 2.20 bis 3.30 Metern, so daß bis zu vier Personen bequem nebeneinander gehen können, eine gleichmäßige und engmaschige Vernetzung mit dem ebenerdigen (öffentlichen) Raum durch insgesamt zehn Treppenaufgänge auf allen Seiten des Blocks sowie zwei zusätzliche Lastenaufzüge zum problemlosen Transport von Wagen und Gütern auf die obere Ebene machen wichtige Elemente ihrer physischen Struktur aus. Hinzu kommt die architektonisch-gestalterische Prägnanz ihrer weißen, teilweise aufgeständerten, Betonstruktur, mit der sie sich als eigenständiges Element selbstbewußt vom Hintergrund der dunklen Ziegelsteinfassaden abhebt.

Es sind nicht zuletzt diese räumlichen Qualitäten, die dazu beigetragen haben, daß in diesem Fall, im Gegensatz zu den meist trostlosen Laubengängen und Galerien vieler Nachfolgeprojekte, die 'Straße in der Luft' (zumindest in den ersten Jahrzehnten ihres Gebrauchs, wie zahlreiche Berichte und Abbildungen belegen) tatsächlich als eine solche funktioniert hat. Die Dachstraße übernimmt hier, über die bloße Erschließung der Wohnungen hinaus, weitere Funktionen. Sie dient

- als erweiterter Außenraum der Wohnung (an die Hauswand und in die Brüstung eingehängte Pflanzschalen markieren die Aneignung des jeweiligen Eingangsbereiches, sozusagen einen minimalen Vorgarten auf der Etage);
- als Kommunikationsraum für zwanglose nachbarschaftliche Kontakte und Gespräche (Abb. 4.39/4.44);
- als Spielzone für Kinder (Fahrradfahren, Rollschuhlaufen; Abb. 4.42/4.45);
- als Zugangs- bzw. Verkaufszone für Briefträger, Bäcker, Milchhändler, die mit ihren Handwagen über die schon erwähnten Lastenaufzüge unmittelbar auf die Dachstraße fahren und damit jede Wohnungstür erreichen können (Abb. 4.40).⁷⁸

Der Zugang zu den Treppenhäusern, die auf die Dachstraße führen, erfolgt dabei in sieben von zehn Fällen (d.h. mit Ausnahme der in den inneren Querflügeln befindlichen Aufgänge und der beiden Lastenaufzüge) unmittelbar von außen, von der Straße aus, ohne zuerst den Hof betreten zu müssen (Abb. 4.48). Damit ist die Dachstraße direkt an den öffentlichen Stadtraum angebunden, während die 'Haus'-Zugänge indirekt von der Binnenseite bzw. der Dachstraße (als eher halböffentlichen Bereichen) aus erfolgen. Es ergibt sich eine zweifache, hierarchische Abstufung der Erschließung: zunächst von der öffentlichen Straße in den (halböffentlichen) Blockinnenraum oder auf die Galerie und von dort aus in die privaten Wohneinheiten.

Aus ihrer Lage auf der Innenseite des Blocks (wenn man einmal von der schon erwähnten 'Anomalie' der nördlichen Blockfront absieht, wo die Dachstraße auf der Außenseite verläuft und sich damit, einmalig, das Innenleben auch nach außen kehrt) resultiert eine intensive räumliche Beziehung zwischen dem Hofraum und der höhergelegenen Erschließungsgalerie. Die Verbindung von

⁷⁸ Der Transport der Wagen auf die Dachstraße kostet ursprünglich eine Gebühr von 10 Cent. Um auch schwere Lasten aufnehmen zu können, ist die Galerie für eine Nutzlast von bis zu 400 kg/m² ausgelegt (Angabe nach A. Metzner, Mitarbeiter der Fa. Wilhelm Roeten aus Düsseldorf, die die Beton- und Eisenbetonarbeiten ausgeführt hat, in *Deutsche Bauzeitschrift*, Nr. 88, 1925, S.693).



Abb. 4.39
Die Dachstraße als Kommunikationsraum (um 1930)



Abb. 4.40
Der Milchhändler kommt auf die Dachstraße (um 1930)

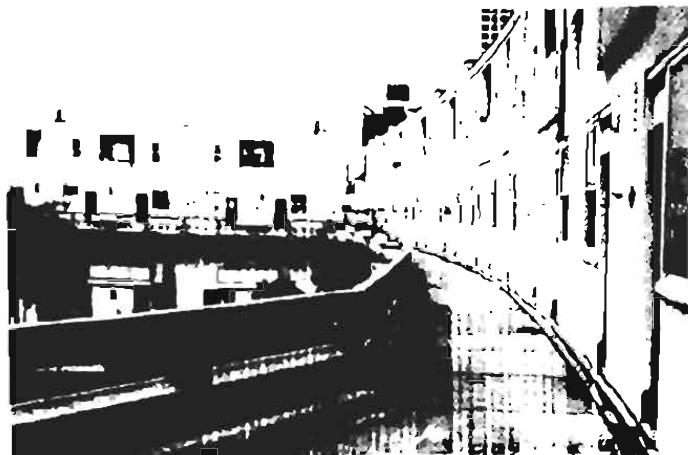


Abb. 4.41 Die Dachstraßen-Anschließung im zweiten Obergeschoß (1995)



Abb. 4.42
Die Dachstraße als
Spielstraße (1995)



Abb. 4.43: Die Dachstraße im zweiten Obergeschuß (1995)



Abb 4.44
Die Dachstraße als
Aufenthaltsraum vor
der Wohnungstür



Abb 4.45 Die Dachstraße als Fahrradstraße (1995)

Laubengang und *Blockstruktur* (hier in Spangoo) ist zweifellos, schon allein, was die raumbildenden Qualitäten angeht, eher kommunikationsförmend als die Verbindung von Laubengang und *Zeile* (wie wir sie im Dammerstock antreffen). Man sieht sich, man hort sich, die Dachstraße wird zu einem Teil des kollektiven Binnenraums, der hier oben eine räumliche und funktionale Ergänzung erfährt. Damit ist sie stärker blockbezogen als stadtbezogen und das sozial kontrollierte Element einer (uberschaubaren) Nachbarschaft.

4.3.5. Formaler Anspruch der Blockarchitektur

Nach außen hin präsentiert sich der Baublock mit einer eher unspektakulären, gleichförmigen, glatten Lochfassade aus dunklem Ziegelstein (Abb. 4.34). Die Fassade ist flächig, ohne nennenswerte Vor- und Rücksprünge und hat vor allem, auch im Sinne Berglages, eine (straßen-)raumbegrenzende Funktion. Sie dient der Definition und der Kontinuität der Fluchtlinien des städtischen Raums und der Korridorstraße. Damit paßt sie sich, anspruchslos, in das Umfeld der angrenzenden, quartierstypischen Baublocke ein.

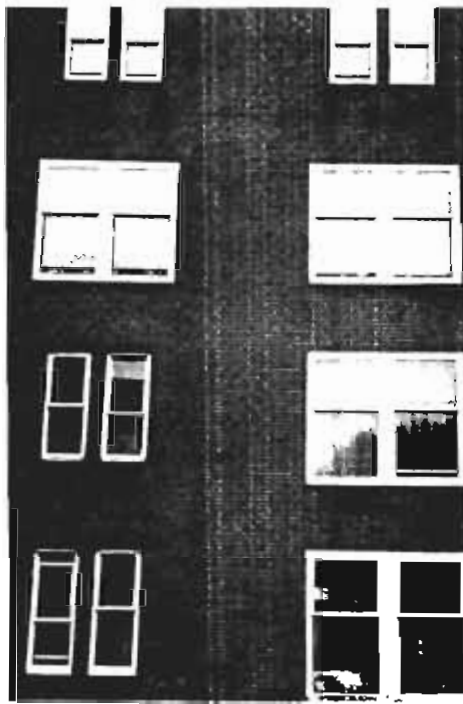
Die einzige Ausnahme bildet die schon erwähnte Nordfassade (Abb. 4.38). Mit ihren zurückspringenden Gebäudefluchten, der auskragenden Dachstraße, den kleinen Vorgärten ist sie vorrangig durch die Sprache des Innenraums bestimmt und eine verheißungsvolle Ankündigung dessen, was den Besucher jenseits der Randbebauung erwartet.

Ansonsten geht das Einzelelement (der Wohnung) im äußeren Erscheinungsbild weitgehend in der Gesamtstruktur auf. Es erhebt keinen Anspruch auf individuelle Repräsentation, wenn überhaupt, dann stellt sich der Block als Ganzes, als kollektives Gebilde dar. Die horizontale Struktur der Fassade wird in ihrem Rhythmus durch die ständige Wiederholung von nur zwei unterschiedlichen Fensterformaten bestimmt (Abb. 4.46). Ein großes, quadratisches Fenster bezeichnet den Wohnraum, schmale, gekoppelte Fensterpaare markieren die Schlafzimmer.

Diese rhythmischen Fensteröffnungen machen die Feingliederung der Fassade aus, während die Großordnung durch die Tordurchfahrten bzw. die Durchgänge in den Binnenraum sowie die vertikalen Fensterbänder der Treppenhäuser (als Zugänge zur Dachstraße), die auch in ihrer Höhe durch Einschnitte von der Horizontalität der Traufkante abgesetzt sind, charakterisiert wird (Abb. 4.48).

Bei genauerem Hinsehen offenbart das zunächst sehr schematisch erscheinende, karge Muster dennoch die innere Struktur des Gebäudeschnitts und der dabei zur Anwendung kommenden differenzierten Typologien. Im Wechsel von kleinen und großen Fensterpaaren drücken sich die gespiegelten Geschößwohnungen im Erdgeschoß bzw. ersten Obergeschoß aus, im kontinuierlichen 'Band' der großen quadratischen Fenster im zweiten Obergeschoß die Wohneinheiten der hier sich verbergenden Maisonette-Einheiten.

Im Inneren des Baublocks ist die Sprache eine völlig andere (Abb. 4.47). Hier ist die Fassade nicht mehr glatt, sondern vielfältig gegliedert und kubisch, durch differenzierte Baukörper, Vorbauten und Rücksprünge, Dachstraße, Balkone, Loggien, vorkragende Kamme strukturiert. Die Fassade ist hier kein Mittel der linearen Straßen(raum)begrenzung mehr, sondern das einer komplexen, pla-



*Abb. 4.46
Ausschnitt der Straßenfassade im Rhythmus von großen quadratischen Fensteröffnungen der Wohnräume und schmalen gekoppelten Fensterpaaren der Schlafräume (1995)*

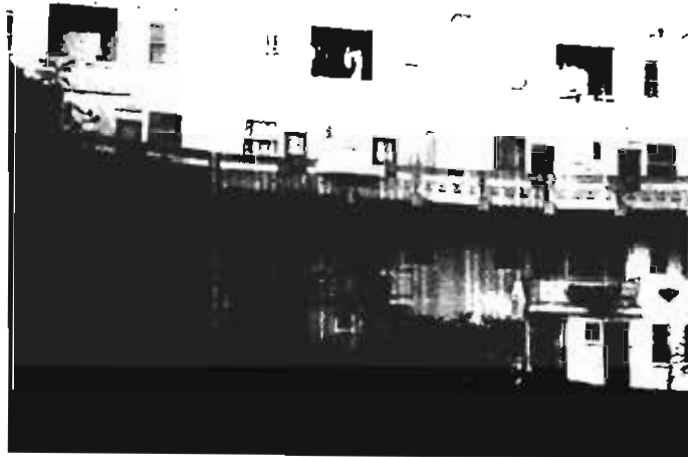


Abb. 4.47: Teilansicht der Binnenfassade (1995)

stischen Inszenierung. Dabei macht sich zweifellos der Einfluß der zeitgleichen *De Stijl*-Bewegung (auch wenn Brinkman selbst kein Mitglied ist) bemerkbar.

Im Gegensatz zur streng kontrollierten Straßenfront tauchen im Binnenraum differenzierte Öffnungsformate auf, in Abhängigkeit der unterschiedlichen Funktionen, die sich dahinter verbergen. Das Individuelle drängt sich stärker hervor: in Hauseingängen, Balkonen, Blumenkästen und deren subtiler individueller Differenzierung. Die einzelne Wohneinheit (wenn auch eingebunden in die Gesamtgruppe) wird wieder deutlicher ablesbar.

Auch die Materialien werden vielfältiger. In erster Linie sind sie durch das Wechselspiel zwischen den ursprünglich dunklen Backsteinwänden im Hintergrund und dem hellen Beton bzw. dem weiß gestrichenen Holz der freiräumlichen Elemente im Vordergrund bestimmt. Erschließungsgalerie, Balkone und Loggien zeichnen sich deutlich als vorgelagerte, zweite Schicht und Elemente des Übergangs vom Hof zum Haus vor dem Hintergrund der Ziegelfassaden ab. Kleine, bunte Kachel-Intarsien in der Betonbrüstung der Dachstraße bilden ein zusätzliches, spielerisch auflockernes Element.

Dennoch bleibt auch in diesem Fall die der Gestaltung zugrunde liegende Ordnung rational und diszipliniert. Symmetrien, die Spiegelung benachbarter Wohnungseinheiten, rhythmische Reihung und eine abschnittsweise Wiederholung gleichartiger Elemente offenbaren sowohl auf der Ebene der Mikro- wie auch der Makrostruktur den repetitiven Charakter des sich dahinter verbergenden, additiven Massen-Wohnungsbaus. Keinesfalls soll hier eine falsche Bild gezeichnet oder eine nicht gegebene Vielfalt vorgetäuscht werden. Einzig der asymmetrische Aufbau des zentralen Gemeinschaftshauses fällt, ganz bewusst, um dessen Bedeutung noch einmal zu unterstreichen, aus dem ansonsten sehr regelmäßig strukturierten Rahmen.



*Abb. 4.48:
Nordliche Tordurch-
fahrt mit seitlichen
Aufgängen zur Dach-
straße (1995)*



*Abb. 4.49: Westliche Randstraße des Blockes mit Blick auf den Grinzug am
Fuße des quartenstegegrenzten Bahndamms (1995)*

4.4. Zur Wohnungstypologie

4.4.1. Das 'Haus im Haus'

Die Tradition der gereihten (Einfamilien-)Häuser ist in der holländischen Stadt als vorrangige Wohnform und Träger der Stadtstruktur tief verankert. Sichtbarer Ausdruck ist seit jeher die enge, rhythmische Folge der Eingangstüren als ein bestimmendes Element des öffentlichen Straßenraums. Der gestapelte, vielfach durch Bauspekulation begründete, Geschößwohnungsbau des 19. Jahrhunderts mit seinem unpersönlichen, kollektiven Treppenhaus als Zugang zur Wohnung wird demgegenüber meist eher negativ, sozusagen als ein notgedrungenes Übel, betrachtet.

Dieser Tatsache versucht die typologische Struktur des Brinkman'schen Wohnblocks in Spangen insofern Rechnung zu tragen, als sie das traditionelle Modell auf innovative Weise neu interpretiert. Indem jede Wohneinheit ihren eigenen Zugang unmittelbar von außen erhält (sei es zu ebener Erde, sei es von der Dachstraße aus), wird - zunächst einmal, was die Erschließung betrifft - der Charakter eines 'Hauses im Haus' (bzw. Hauses im Block) erzeugt. Dieser Charakter wird durch die innere Struktur der Wohneinheiten, von denen die Hälfte zweigeschossig (und damit ihrerseits dem eingebürgerten Reihenhaustyp verwandt) ist, noch unterstrichen.

Zwar stellt dieses Konzept keine neue Erfindung von Michiel Brinkman dar, es wird aber von ihm in diesem Baublock in ganz besonders konsequenter Weise umgesetzt. Schon Berlage hat zuvor, in seinen Planungen für Amsterdam-Süd, eine ähnliche Struktur in Form von zwei übereinander liegenden Maisonettes mit voneinander unabhängigen Zugängen im Erdgeschoß vorgeschlagen. Und auch Oud hat sich in den Blöcken I und V in Spangen an solchen Vorstellungen orientiert, indem er für alle Wohneinheiten im Erdgeschoß einen separaten Eingang vorsieht, während die Wohnungen in den darüber liegenden Geschossen über ein gemeinsames, (einspänniges) innenliegendes Treppenhaus erschlossen werden.

Der innere Aufbau des Baublocks von Michiel Brinkman läßt sich am besten an dem äußerst rationalen und in der gesamten Anlage konsequent durchgehaltenen Querschnitt ablesen. Der Grundmodul der viergeschossigen Struktur besteht dabei aus jeweils zwei übereinander liegenden, eingeschossigen Wohnungen im Erdgeschoß bzw. ersten Obergeschoß sowie jeweils zwei nebeneinander liegenden, doppelgeschossigen Maisonettes im zweiten und dritten Obergeschoß.⁷⁹ Er baut auf einem sparsamen, schmalen Achsmaß von nur 4,20 m auf, wobei jede Wohneinheit zwei Achsbreiten umfaßt, entweder horizontal nebeneinander (mit einer Gesamtbreite von $2 \times 4,20 = 8,40$ m), wie im Fall der Geschößwohnungen, oder vertikal übereinander ($2 \times 4,20$ m übereinander), wie im Fall der Maisonettes (Abb. 4.22).

Die Geschößwohnungen besitzen voneinander unabhängige Eingänge zu ebener Erde, wobei die obere Wohneinheit über eine separate, schon zur Wohnung gehörende Innentreppe sowie einen kleinen, erdgeschossigen Vorraum vom Hof aus erschlossen wird. Die Maisonette-Wohnungen im zweiten und dritten

⁷⁹ Belichtungsmäßig ist die Wohnung im ersten Obergeschoß gegenüber der Wohnung im Erdgeschoß durch die vorkragende Dachstraße benachteiligt. Dieser Nachteil wird aber insofern abgemildert, als sich zu dieser Seite hin nur Küche bzw. Schlafräume orientieren, während die Wohnräume zur gegenüberliegenden Seite ausgerichtet sind.

Geschoß haben ihre gereihten Haustüren entlang der Dachstraße. Diese Ausbildung von je nach Lage innerhalb des Blocks unterschiedlichen Eingangssituationen für jede Wohneinheit (mit eigener Haustür, Vorplatz, Briefkasten) trägt entscheidend zum Eindruck vom individuellen 'Reihenhaus' (innerhalb eines größeren 'Hauses', nämlich des Blocks) bei

4.4.2. Disposition und Ausstattung der Wohnungstypen

Schon Berlage hat eine Rationalisierung und Standardisierung der Wohnbauplanung gefordert, ebenso Oud, der eine rationelle Planung und Ausführung als unabdingbare Voraussetzung für eine Bewältigung der Probleme des großstädtischen Massenwohnungsbaus betrachtet.

Brinkman hat solche Vorstellungen in Spangen konsequent umgesetzt. In ihrer Grundstruktur sind alle Wohnungen gleich. Es gibt nur *eine* Wohnungsgröße (mit 4 Zimmern und ca. 50 qm Wohnfläche), die in zwei Grundriß-Typen, als Geschoßwohnung oder Maisonette, insgesamt 264 Mal wiederholt wird. Spangen ist damit ein frühes Beispiel einer sehr rationellen „Wohnung für das Existenzminimum“. Die Rationalisierung beschränkt sich allerdings auf die Grundrißplanung; die Ausführung, also die Produktionsweise, wird hingegen noch nicht rationalisiert oder industrialisiert.

Die innere Organisation der Grundrisse ist wesentlich klarer als noch in den benachbarten Blöcken I und V von Oud. Sie basiert auf einer einfachen Grundordnung, die wiederum auf standardisierten Teil-Elementen aufbaut. Es gibt eine deutliche Trennung der Wohn- bzw. Schlafbereiche, die jeweils eine Achse breit und entweder nebeneinander oder (wie im Fall der Maisonettes) übereinander angeordnet sind. Die Wohn-Achse besteht aus einem kleinen Eingangsflur, dem WC, einer kleinen Arbeitsküche und dem mit ca. 17 qm relativ großzügigen Wohnraum. Die Schlaf-Achse enthält drei in ihren Abmessungen auf ein Minimum reduzierte Schlafkammern, die über einen separaten Stichflur erschlossen sind. Der Vorrang wird hier eindeutig den zwar kleinen, aber individuellen, gut belüfteten und belichteten Schlafräumen eingeräumt. Es gibt keine gefangenen oder gar unbelüfteten und unbelichteten Räume und Alkoven mehr, was einen entscheidenden Fortschritt gegenüber den im sozialen Wohnungsbau in Rotterdam bis 1937 durchaus noch häufig anzutreffenden Typen dieser Art darstellt.⁸⁰

Einbauschränke in fast allen Räumen und Fluren gewährleisten eine rationelle Ausnutzung des insgesamt minimierten Flächenangebots. Mit konventionellen Schränken wären die kleinen Räume, insbesondere die Schlafräume, nicht zu möblieren gewesen. Der sanitäre Standard der Wohnungen ist hingegen, gleichfalls aus ökonomischen Gründen, äußerst bescheiden. Es gibt keine Duschen oder Bäder, nur eine kleine Toilette. Stattdessen sind kollektive Wasch- und Baderäume im zentralen Gemeinschaftshaus vorgesehen.

Fortschrittliche technische Neuerungen betreffen eine Müllabwurfanlage aus

⁸⁰ Grinberg, 1982, S. 80. Und Fanelli (1978, S. 14) schreibt „Es ist auffallend, daß selbst in einer Stadt wie Rotterdam sich die Frage der Alkoven bis weit in die 20er Jahre hinein stellt.“ Und derselbe noch weiter (S. 26) „Seit der Nachkriegszeit, in den 20er Jahren und sogar bis 1937 sind die Alkoven ein ständiger Gegenstand der Auseinandersetzung zwischen den Wohnungsreformen und den Unternehmern. Die Wohnung mit Alkoven ist der bei weitem verbreitetste Typ.“

der Küche direkt in Sammelbehälter im Erdgeschoß sowie die zentrale Beheizung der Gesamtanlage (Radiatoren im Wohnzimmer, durchlaufende Zuleitungsstränge in den Schlafräumen). Es ist das erste Projekt im sozialen Wohnungsbau in den Niederlanden, das mit einer Zentralheizung statt individueller Feuerstellen ausgestattet ist

Jede Wohnung besitzt einen wohnungsbezogenen Freiraum oder Freisitz, der den Handlungsspielraum der Bewohner vergrößert und damit auch die minimalen Wohnflächen erst erträglich macht. Auf jeder Etage gibt es einen nutzbaren Außenraum: einen Garten im Erdgeschoß, einen Balkon im ersten Obergeschoß, die Dachstraße im zweiten und die Loggia im dritten Obergeschoß, was einen für die damalige Zeit ganz wesentlichen Qualitätszuwachs im sozialen Wohnungsbau markiert. Und schließlich fungiert auch der gemeinschaftliche Blockinnenraum als ein erweiterter Außenraum der Wohnung

Dennoch sind die kleinen, minimierten Typen keineswegs unumstritten; sie werden zum Teil heftig kritisiert. So ist z.B. die distanzierende „Nachschrift“ aufschlußreich, mit der die Schriftleitung der *Deutschen Bauzeitschrift* die deutschsprachige Veröffentlichung des Brnkman-Projektes im Jahr 1925 ergänzt. Sie macht die ideologischen Vorbehalte deutlich, mit denen manche Großstadt-Gegner dieser neuen Art von verdichteter Blockbebauung begegnen

„Wir veröffentlichen den Rotterdam'schen 'Galeriebau' nicht als ein Musterbeispiel wünschenswerter Wohnweise. Diese Wohnkaserne mit ihren Puppenstuben, kleinen Küchen (die nach unseren Begriffen für einen Toilettenraum gerade genügen würden), dem mangelnden Nebengeläß, dunklen engen Korridoren usw. entspricht nicht unseren Anschauungen und Forderungen, die wir für das Heim auch der wenig benutzten Bevölkerungsklasse als erreichbar aufzustellen pflegen. Das Trostlose, das dem Äußeren einer Mietskaserne anhaftet, ist hier trotz der in Holland so sachlichen und im Ganzen einwandfreien Architektur nicht vermieden. Im Gegenteil, trotz der vorgesehenen Grünflächen im Innenhof und der Blumenkästen der Galerie empfinden wir hier gerade eine brutale Verkörperung des Prinzips, daß der einzelne Mensch nur als Nummer gewertet ist in diesem für Tausende bestimmten Massenpferch.“³¹

4.4.3. Bezüge der Wohnung zum Außenraum

Alle Wohnungen sind nach zwei Seiten ausgerichtet, mit jeweils unterschiedlichen Bezügen und Qualitäten.

Die Erschließung erfolgt stets vom Binnenraum aus, sowohl im Erdgeschoß wie auch auf der Ebene der Dachstraße. Dorthin orientieren sich die Küche (mit einem großen, breiten Fenster) sowie sämtliche Freisitze (Balkone, Loggien) einschließlich der (Vor-)Gärten. Damit ergibt sich eine intensive Innen-Außen-Beziehung (mit guter Einsehbarkeit der Vorzone aus den Wohnungen heraus) und eine relativ hohe Kontaktdichte in der vertikalen Nutzungsüberlagerung von Erschließung und Wohnungseingang, Garten, darüber Balkon, darüber Dachstraße wiederum mit Eingangssituation und darüber die Loggien. Diese Bereiche sind vorrangig nachbarschaftsbezogen und eher abgeschirmt (jedoch nicht abgeschlossen) von der Öffentlichkeit des umliegenden Quartiers

³¹ Nachschrift der Schriftleitung zum Beitrag von A. Metzner, *Der 'Galeriebouw' in Rotterdam*, in: *Deutsche Bauzeitung*, Nr. 38, 1925, S. 696

Demgegenüber orientieren sich die Wohnräume (von den Querflügeln in Blockinnenraum einmal abgesehen)⁸² vornehmlich zum öffentlichen Straßenraum hin. Große Fensteröffnungen machen dies in der Fassade, auch symbolisch, deutlich (Abb.4.46). In dieser Ausrichtung der 'repräsentativen' Räume zum städtischen Raum folgt die Typologie noch einem durchaus konventionellen Muster. Die Wohnräume sind also noch nicht den Freibereichen im Binnenraum zugeordnet, wie bei den Oud'schen Blöcken VIII und IX in Spangen bzw. auch dessen Blöcken im nahegelegenen Quartier Tusschendijken.

Damit erfolgt die innere Orientierung der Wohnungen vorrangig nach städtebaulichen Kriterien, unabhängig von der Himmelsrichtung. Die Wohnräume können, je nach Lage im Block, nach Osten, Süden oder Westen ausgerichtet sein; die Gärten und die Freisitze liegen dementsprechend zum Teil im Norden. Solche Nachteile und Ungleichgewichtigkeiten in Bezug auf die Besonnung werden aber, im Interesse einer kohärenten sozial-räumlichen Gesamtkonzeption, in Kauf genommen.

Die jeweiligen Unterschiede des Wohnens liegen nicht in einer Differenzierung der Grundrisse, sondern in einer immer wieder anderen Lage und Einbindung in den Block und sein Umfeld, d.h. in einer differenzierten *städtebaulichen* Einbindung der in ihrer inneren Struktur gleichartigen Wohnungstypen - zu ebener Erde, im ersten Obergeschoß, entlang der Dachstraße, in der östlichen Randbebauung (an der Korridorstraße) oder in der westlichen Randbebauung (am Grünzug), in einem Querflügel im Binnenraum, mit Sonne von Osten oder von Westen oder von Süden. Jede Situation ist ein wenig anders, in ihrer Lage im Blockkörper, in ihrer Beziehung zum Quartier bzw. zum Binnenraum, in ihrer Lage zum Verkehr, in ihrem Licht und ihrer Besonnung.

Damit bleibt die Morphologie über die Typologie hinweg bestimmend. In einer räumlich derart differenzierten Blockbebauung ist, trotz der standardisierten, internen Grundrißdisposition, keine absolute Gleichheit zu schaffen. Dennoch vielleicht liegt gerade hierin die Qualität des Quartiers. Spangen ist ein Beispiel dafür, daß eine rationale Bewältigung der Wohnungsgrundrisse durch standardisierte Einheiten nicht zwangsläufig - durch deren bloße mechanische Aneinanderreihung - auch schon das städtebauliche Konzept vorgeben muß. In diesem Quartier verbindet sich eine durchaus *moderne* (serielle) Planung der Wohneinheiten mit eher *traditionellen* (hierarchischen) städtebaulichen Vorstellungen: eine Durchkreuzung zweier unterschiedlicher Gestaltungs-Haltungen auf der Ebene der Typologie bzw. der Morphologie, die in diesem Fall zu einem sehr fruchtbaren Ergebnis führt.

⁸² Die in Ost-West-Richtung eingestellten Querflügel folgen, als einzige, einem eher 'funktionalistisch-seriellen' Prinzip, insofern als hier die Erschließung, aber damit auch die Freisitze und die Gärten, jeweils auf die Nordseite der Bebauung gelegt sind, um die Wohnräume nach Süden zu orientieren. Damit ergibt sich in diesen Teilbereichen, eine Durchdringung der städtebaulichen Prinzipien von Zeile und Block, was zu einer weiteren Erhöhung der räumlichen Komplexität führt.

4.5. Spangen heute

Aufstieg und Verfall

Aus der positiven Kritik, die der Baublock in Spangen immer wieder durch Besucher und in der Fachpresse erfahren hat, läßt sich schließen, daß das Quartier lange Zeit gut funktioniert hat.⁸³ In den ersten Jahrzehnten nach Bezug der Anlage trägt eine weitgehend homogene soziale Struktur (Arbeiterfamilien mit gleichem Arbeitsplatz in den nahegelegenen Hafen- und Werftanlagen, gleichem Einkommen, ähnlichen Familien- und Sozialstrukturen, Lebensvorstellungen und Lebenszyklen) zu einer hohen sozialen Akzeptanz und einem intensiven Gemeinschafts- und Nachbarschaftsbezug bei. Die räumliche Überschaubarkeit und die damit verbundene enge soziale Kontrolle werden offensichtlich akzeptiert. Alte Photos (Abb.4.39/4.40) verdeutlichen das rege Leben auf der Dachstraße. In Berichten und Reiseprotokollen wird auf die Nutzung der Gemeinschaftsanlagen, die gepflegten (Vor-)Gärten und den insgesamt sehr intakten Eindruck hingewiesen, den der Block noch in den 50er und 60er Jahren macht. Die Wohnungszuschneide reihen offenbar aus, auch wenn sie keinen Spielraum für interne Veränderungen, von Erweiterungsmöglichkeiten ganz zu schweigen, bieten. Einzig der Umbau der kleinen Loggien im dritten Obergeschoß, als verglaste Veranda oder für den Einbau einer Dusche, ist in diesem Zusammenhang anzumerken.

Der sichtbare Niedergang beginnt in den 70er Jahren. In einem Exkursionsbericht der Fachgruppe Stadt an der TH Darmstadt wird die desolante Situation Ende 1980 beschrieben:

„(...) die Gemeinschaftseinrichtungen [sind, d V] ungenutzt, zerstört und mit Brettern vernagelt. Der bauliche Zustand der Gesamtanlage ist schlecht, Tische, Bänke und Stühle, wie in alten Photos zu sehen, waren nirgends auf die Galerie gestellt - obwohl es Spätsommer war. Viele Gärten wirkten verwahrlost. Die Familien haben sich in die Wohnungen zurückgezogen. Die halböffentlichen Bereiche wirken verlassen und ungenutzt. Teile des Hofes sind notgedrungen Parkplatz geworden und somit ist im Inneren des Blocks eine zusätzliche Lärmquelle entstanden.“⁸⁴

Die Gründe dafür sind vielschichtig. Zunächst sind die gestiegenen Ansprüche an den Standard des Wohnens zu nennen, denen mit den äußerst kargen Einheiten in Spangen kaum mehr entsprochen werden kann. Das betrifft nicht nur den Wunsch nach größeren Wohnflächen, sondern auch nach einer (zwischenzeitlich selbstverständlich gewordenen) Ausstattung mit individuellen Duschen und Bädern. Eigene Waschmaschinen führen zu einem Bedeutungsverlust der Gemeinschaftseinrichtungen und machen das Waschhaus überflüssig. Umstrukturierungen im Handel bringen einen Rückgang der Straßenhändler mit sich, die noch bereit sind, mit ihren Wagen auf die Galerie zu fahren, und damit einen Verlust an Öffentlichkeit der Dachstraße. Hinzu kommt ein großer Instandhaltungsrückstand der Gebäude und nicht zuletzt das Aussterben der ersten Mietergeneration und damit die Auflösung der ursprünglichen sozialen Homogenität. Für junge Familien ist der Block aufgrund seines vergleichsweise geringen Standards nicht mehr

⁸³ Zur Entwicklung des Baublocks im Laufe der Zeit siehe Helmut Bott, *Der Galeriebau in Rotterdam-Spangen*, in: *Der Architekt*, Nr. 7, 1993, S.388-91, H. Bott, E. von Mackensen, G. Schöblier (Hrsg.), *Wandel städtebaulicher Leitbilder. Exkursionsbericht Holland September 1980*, Studienmaterialien der Fachgruppe Stadt, Nr. 29, Fachbereich Architektur, TH Darmstadt, 1980, S.140ff.

⁸⁴ Bott, von Mackensen, Schöblier, 1980, S.143.

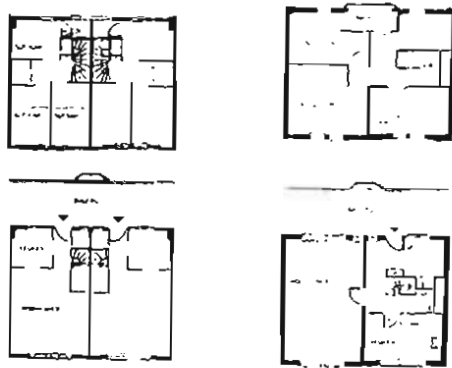


Abb. 4.50: Zusammenlegung von vormals zwei, schmalen Maisonettes zu einer größeren Wohninheit (links, ursprünglicher Zustand; rechts: Grundrissdisposition nach der Zusammenlegung)



Abb. 4.51:
Verwahrlosung der Gemeinschaftsanlagen im Jahr 1995

attraktiv, sie ziehen lieber in andere, 'modernere' Wohnungen, wie sie an anderer Stelle der Stadt, z.B. in Pendrecht oder Zuidwijk, den großen Neubauvierteln der 50er und 60er Jahre im Süden von Rotterdam, zwischenzeitlich entstanden sind.

Die Neubelegung in den 70er Jahren erfolgt vor allem durch Zuwanderer aus den ehemaligen niederländischen Kolonien. Diese bringen völlig andere Lebensweisen, Vorstellungen und Formen von Gemeinschaft mit sich, die eher auf verwandtschaftlichen Beziehungen und der Großfamilie basieren als auf der zufälligen Teilhabe an einem gemeinsamen (sehr spezifischen) Wohnort, also auf traditionellen, familiären statt auf modernen, funktionalen Bindungen. Die Gemeinschaftseinrichtungen werden bedeutungslos und verfallen weiter, die Gärten werden nicht mehr gepflegt. Auf eine ethnische und soziale Mischung bei der Wohnraumbelegung wird keine Rücksicht genommen. Der Block droht zum Ghetto zu verkommen.⁸⁵

1984 wird schließlich entmietet. Im Rahmen eines umfassenden Stadterneuerungsprogramms für das Quartier Spangen, das nicht nur in seiner baulichen Substanz, sondern auch in seiner sozialen Struktur inzwischen einen kritischen Punkt erreicht hat (Auszug der Familien mit Kindern, hoher Anteil von Ein- und Zwei-Personen-Haushalten, Konzentration von Randgruppen)⁸⁶ wird der Brnkman'sche Block von Grund auf und mit hohem materiellem Aufwand umgebaut und modernisiert. Glücklicherweise bleibt ihm das Schicksal anderer benachbarter Blöcke erspart, die aufgrund ihrer schlechten Bausubstanz rücksichtslos dem Abbruch zum Opfer fallen, wie z.B. der südlich angrenzende Block IX von Oud, aber auch die unweit gelegene Siedlung Oud Mathenesse sowie fast alle Oud'schen Blöcke im Quartier Tusschendijken, von denen heute nur noch ein einziger erhalten ist.

Im Zuge der Sanierung werden der Ausstattungsstandard erhöht, Duschen und Bäder eingebaut und die Wohnflächen vergrößert.⁸⁷ Im zweiten und dritten Obergeschoß werden jeweils zwei (Maisonette-)Einheiten zusammengefaßt, die Fläche von 50 auf 100qm verdoppelt (Abb. 4.50). Bei den (kleineren) Einheiten im ersten und zweiten Geschoß wird die Anzahl der Räume verringert und damit deren jeweilige Grundfläche erhöht. Insgesamt sinkt die Zahl der Wohnungen von vormals 264 auf 164, mit einer entsprechenden Abnahme auch der Dichte.

Selbst das äußere Erscheinungsbild wird, auf allerdings fragwürdige und unverständliche Art und Weise, 'modernisiert'. Im Binnenraum wird das vormals braune Backsteinmauerwerk weiß geschlämmt, zur Straße hin dagegen dunkel belassen. Offensichtlich soll dem Baublock damit zu einem neuen 'Image' verholfen werden, der angestrebte Wandel sich auch im Erscheinungsbild für jedermann sichtbar manifestieren. Abgesehen von der Tatsache, daß ein weiß geschlämmtes Sichtmauerwerk in Spangen und den umliegenden Quartieren ein völlig fremdes Element darstellt, wird mit dieser Maßnahme entscheidend in die zugrunde liegende räumlich-architektonische Konzeption der Wohnanlage und ihre Einbindung in das städtebauliche Umfeld eingegriffen. Während die Einheitlichkeit des Materials und der Oberflächenstruktur bislang, trotz aller Unterschiede, für eine enge Verzahnung (und in Teilbereichen, wie aufgezeigt wurde, sogar fließende Übergänge) von innen und außen, von Nachbarschaft und Quartier gesorgt hat, geht diese Durchlässigkeit nun verloren, der Block fällt endgültig

⁸⁵ Zur Beschreibung der Situation in den 70er Jahren siehe Bott, 1993.

⁸⁶ Zum Rotterdamer Stadterneuerungsprogramm siehe Rick Kleijwegt und Ruud Brouwers, *Moore geschiedenis - bange verwachtingen. Stadsvernieuwingbeleid in Rotterdam*, in: *Wonen TABK*, Nr. 19, 1984, S. 19-22; Fred de Ruiter u.a., *Stadsvernieuwing Rotterdam 1974-1984*, Rotterdam 1984, S. 222-227.

⁸⁷ Der Architekt der Sanierung ist Leo de Jonge.

tig, und schon auf den ersten Blick, in zwei unterschiedliche Seiten und Welten auseinander, die miteinander nichts mehr zu tun haben (wollen).

Die Anlage nach ihrer Erneuerung

Heute, nach seinem Wiederbezug, ruft dieser Baublock bei einem Besuch einen zwiespältigen Eindruck hervor⁸⁸. Auch die Neubelegung, in sozialer Durchmischung mit Zuesiedlern aus den Kolonien, aber auch einheimischen Bewohnern, hat grundsätzliche Probleme, die mit der Zeitgebundenheit der ursprünglichen Konzeption wie auch mit veränderten Lebensrhythmen in der heutigen Großstadt zusammenhängen dürften, nicht überwinden können.

Die Wohnanlage fällt heute deutlich in von ihrem Erscheinungsbild und ihrer Nutzung her unterschiedliche Teilbereiche auseinander. In einigen Bereichen ist sie verwahrlost und verkommen, in anderen sehr gepflegt und offensichtlich gut angenommen.

Ungenutzt und verwahrlost sind vor allem die kollektiven Bereiche und Außenräume. Niemand fühlt sich für diese verantwortlich. Überall liegt Abfall herum. Sitzgelegenheiten und Tische in den gemeinschaftlichen Freiflächen bleiben ungenutzt. Überdimensionale Müllcontainer, als Blickfang an zentraler Stelle in den Höfen aufgestellt, bilden heute offensichtlich die einzige, trostlose gemeinsame Anlaufstelle (Abb. 4.51) der Nachbarschaft.

Man hat den Eindruck, daß die Belegungs-Mischung abschnittsweise erfolgt, daß sich somit Teil-Quartiere innerhalb des Gesamtquartiers herausbilden und sich dies auch im Erscheinungsbild der Außenräume niederschlägt.

Die 'bessere' und gepflegtere Seite liegt augenscheinlich im (Süd-)Westen, zum Grunzug (am Fuße des Bahndamms) hin (Abb. 4.49). Hier läßt sich nach zwei gleichermaßen attraktiven Seiten hin 'durchwohnen' zum Park und zum Innenhof. Die östliche Blockfront, zur engen Langendijkstraat hin, ist zweifellos viel unattraktiver (Abb. 4.34).

Auch die Dachstraße zeigt in diesem Bereich, was positiv überrascht, noch etwas von ihrer früheren Belebtheit und vielfältigen Gebrauchsweise. Sie beeindruckt nach wie vor durch ihre großzügige Breite und die immer wieder wechselnden Raumeindrücke. Blumenkasten an den Hauswänden und Pflanztröge in der Brustung vermitteln einen Eindruck von Aneignung und Wohnlichkeit. Haustüren und Fenster stehen vielfach auf. Im Alltagsbild wird die, durch die vergrößerten Wohnungen bedingte, neuerliche Zunahme von Familien mit Kindern deutlich, die auf der Dachstraße spielen, Rad fahren oder sich auf dem Boden Decken als Abgrenzung ihres Spiel-Territoriums ausbreiten (Abb. 4.42/4.44). Frauen haben sich Tische und Stühle vor die Haustür gerückt und sitzen beisammen. Jugendliche stehen an der Brustung und genießen den theatralischen Ausblick von der Dachstraße über den Binnenraum, noch immer eine enge räumliche (und soziale) Kontrolle.

Von den zehn Ausgängen auf die Galerie sind nur noch zwei (je einer in der Nord- und in der Südfront) öffentlich zugänglich. Die anderen sind verschlossen und machen einen ungenutzten Eindruck. Die Aufzüge sind defekt. Dadurch ergeben sich lange Wegstrecken, die auf der Dachstraße zurückzulegen sind, eine geringe Vernetzung mit dem öffentlichen Raum und insgesamt ein Verlust an Öffentlichkeit dieser hochgelegener Freizeitebene.

⁸⁸ Die nachfolgenden Feststellungen basieren auf einem Besuch des Verfassers im September 1994.

I Welten

h einen
Durch-
Bewoh-
rüngli-
euten

id ihrer
hen ist
ich gu

d Aus-
ll her-
leiben
elle in
mein-

se er-
bilden

esten,
nach
zum
fello

noch
ein-
ech-
ze in
keit.
die
Kin-
Bo-
44).
bei-
hen
nge

der
sen
er-
ine
an

ber

Auffällig sind, neben vielen ungenutzten Gärten, eine Reihe von sehr liebevoll gepflegten (Vor-)Gärten und differenziert gestalteten Vor- und Eingangsbereichen zu ebener Erde (Abb. 4.32/4 33), mit Rasenflächen, bunten Blumen, Terrassenmobiliar, Rankgeräten und Pergolen, bis hin zum wohl unzugänglichen Gartenweg. Auch diese Gärten liegen vor allem im südlichen und westlichen Bereich des Blocks, also dort, wo auch die Dachstraße 'funktioniert'. Die Pflege beschränkt sich allerdings ausschließlich auf die privaten Bereiche. Sie macht an der begrenzenden Hecke halt. Die Gemeinschaftsanlagen sind auch hier verwahrlost.

Man zieht sich in seine private Domäne (Wohnung und ggfls. Garten) zurück. Die Kollektivität der Quartiers-Nachbarschaft ist verloren gegangen. Ein Gemeinschaftsbewußtsein existiert nicht mehr; der Block stellt heute keine soziale Einheit mehr dar. Dieser Feststellung trägt auch die Tatsache Rechnung, daß das zentrale Gemeinschaftshaus, seiner ursprünglichen Funktionen beraubt, sich nicht mehr in Obhut der Bewohnerschaft befindet, sondern in der Trägerschaft der Kommune und, unabhängig von seiner Lage in diesem Block, heute als Sozialstation zur Betreuung von Kindern und Jugendlichen der umliegenden Wohnquartiere dient.

Beim Gang durch die Anlage beeindruckt nach wie vor deren räumliche Vielfalt, die Ausprägung von differenzierten Teilbereichen, von immer wieder, von Ecke zu Ecke und von Hof zu Hof, wechselnden räumlichen Situationen. Dennoch wird an diesem Beispiel erneut deutlich, daß die Architektur allein nicht ausreicht, um ein Quartier lebendig und lebensfähig zu machen. Sie kann dazu, besser oder schlechter, zwar wichtige Voraussetzungen schaffen, doch dann kommen andere, ebenso entscheidende, soziale, kulturelle und ökonomische Einflußfaktoren hinzu. Die Raumstruktur bedingt als solche nicht zwangsläufig schon die Gebrauchswesen. Die wechselhafte Geschichte des Brnkman'schen Blocks in Spangen belegt dieses in sehr deutlicher und im Laufe seiner Geschichte wechselhafter Form.

Kurzfassung Rotterdam-Spangen

Das Quartier Spangen in Rotterdam hat seinen Ausgangs- und Bezugspunkt in den umfangreichen Stadterweiterungen, die nach Verabschiedung des holländischen Wohnungsgesetzes von 1901 in allen größeren Städten des Landes geplant und realisiert werden. Der 'soziale' Wohnungsbau für die breite Masse der Bevölkerung wird dabei erstmalig zu einem Thema auch für die Architekten, wobei er Fragen nach seiner Typologie, nach Strukturbildung und Körnigkeit im großstädtischen Maßstab aufwirft.

Als besonders einflußreich erweisen sich in der Folge die Berlage'schen Stadterweiterungsplanungen für Amsterdam-Süd (aber auch für andere Städte) zwischen 1900 und 1917. Im Sinn einer 'Tradition als Fortschrittsprinzip' markieren diese die bewußte Entscheidung für eine - auch morphologische - Kontinuität der großstädtischen Entwicklung. Sie beziehen eine eindeutige Gegenposition sowohl zu der anti-städtischen Haltung und Auflösung der Großstadt in kleine Einheiten seitens der Gartenstadtbewegung als auch zum Primat des ausschließlich Neuen, der 'tabula rasa' als Voraussetzung für den Neubeginn, wie ihn die Funktionalisten formulieren. Der Respekt vor den Qualitäten des Bestehenden (das allerdings keineswegs als etwas Statisches betrachtet wird, sondern permanente Verbesserungen erfahren soll) genießt dabei Vorrang vor der bedingungslosen Innovation. Die Absicht besteht in einer 'Versöhnung' mit der vorhandenen Stadt. Die neue Stadt knüpft an die alte an, setzt deren System aus Straßen, Plätzen und Blocken fort.

Beständiges Wachstum, stadtraumliche Geschlossenheit, klare Blockbildung und kontinuierliche Baufluchten, ein gewisses Maß an städtischer Monumentalität, eine deutliche Polarität zwischen dem Charakter der Straßen- und Platzräume auf der einen und der (Block-)Innenräume auf der anderen Seite: Dies sind die Charaktere, die die morphologischen Bestimmungen der Rotterdammer Stadterweiterungsquartiere Spangen und Tusschendijken ausmachen, die beide ganz wesentlich von der Arbeit J.J.P. Ouds als maßgebender Architekt des kommunalen Amtes für Wohnungsbau geprägt sind.

Dabei spielt die städtische Morphologie zunächst eine weitaus wichtigere Rolle als die Typologie der einzelnen (Wohn-)Gebäude. Die Planung geht zunächst vom größeren Maßstab aus, d.h. von der Gesamtform der Stadt bzw. des Quartiers, und nicht von einer optimierten kleinsten Einheit (wie etwa der Wohnungszelle im rationalistischen Siedlungsbau). Weniger das Einzelement steht im Mittelpunkt der Bemühungen, als vielmehr das Ganze und damit die Artikulation eines kollektiven, städtischen und sozialen Raums. Die städtebaulichen Grundelemente in Spangen sind Straße, Block und Platz. Der Stadtgrundriß entsteht sozusagen 'von oben' aus der Überlagerung von Straßenraster und Blockgeometrie, wobei einmal das eine und einmal das andere eher bestimmend sein kann.

Der Block von Michiel Brinkman aus den Jahren 1919-22 fügt sich auf der einen Seite konsequent in dieses Muster einer vorgegebenen Block- und Raumbildung und somit einer traditionsverhafteten Morphologie ein. Auf der anderen Seite birgt er aber auch eine Vielzahl von Infragestellungen und Innovationen gerade der 'klassischen' Blocktypologie in sich, was seinen inneren Aufbau, die Erschließung der Wohneinheiten, die Nutzung und Gestaltung des Binnenraums betrifft. Er verbindet damit traditionelle, konservative Prinzipien auf der Ebene der Quartiersmorphologie mit modernen, progressiven Elementen auf der typologischen Ebene. Er zeichnet sich durch eine Ambivalenz als auf

der einen Seite neutraler, adäquater Grundbaustein der Stadt und auf der anderen Seite spezifische, kollektive Großform mit einer bewußten Eigenständigkeit innerhalb des Quartiers aus.

Als städtebaulicher Grundbaustein faßt er die individuellen Wohnungseinheiten in einem größeren, einheitlich entworfenen Ganzen zusammen. Dieses entspricht der veränderten Maßstäblichkeit und den veränderten Lebensbedingungen (im Massen-Wohnungsbau) der Großstadt. Dabei erfüllt er eine prägnante architektonisch-gestalterische Ausformulierung als kollektives Element der Stadt. Die einzelne Wohninheit erhebt nicht mehr den Anspruch auf individuelle Repräsentation und Ablesbarkeit, sondern geht in der neuen Gesamtordnung auf. Das Individuelle und Besondere ordnet sich dem Kollektiven und Allgemeinen unter.

Über den Anspruch der baulich-formalen Gestaltung einer städtebaulichen Großform hinaus, birgt der Spangener Block aber auch eine soziale Intention in sich: nämlich die Ausformung und Sichtbarmachung eines kollektiven Lebenszusammenhangs in der Stadt. Die Blockgemeinschaft wird dabei als eine teil-autonome Lebensinheit innerhalb des Gesamtquartiers betrachtet. Der Baublock bietet ihr Handlungsspielraum, Identifikationspotential und soll ihr sinnstiftende Heimat sein als räumlicher 'Behälter' für eine ausgeglichene Beziehung zwischen dem Eigenleben des Einzelnen und dem Zusammenleben der Nachbarschaft, ohne Zwangsgemeinschaft zu sein, bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung einer Vielzahl an Wahlfreihheiten im städtischen Kontext. Dies funktioniert in diesem Fall nicht zuletzt auch durch die hier gegebene weitgehende soziale Homogenität der Bewohnerschaft (Arbeiterfamilien aus den nahegelegenen Hafen- und Werftanlagen).

Symbol und Brennpunkt dieser Gemeinschaft ist der kollektive Binnenraum des Blocks, zu dem hin sich alles orientiert: Wohnungszugänge, Dachstraße, Balkone und Loggien, Gartenparzellen... Aus der Sicht der Nachbarschaft ist er längst keine 'Rückseite' mehr, sondern eigentlich die 'Vorderseite' der Architektur. Dementsprechend wird hier das kleinteilige, individuelle, zerstückelnde Parzellierungsmuster früherer (mittelalterlicher, barocker oder auch gründerzeitlicher) Blockstrukturen durch ein großzügiges, zusammenhängendes Gestaltungs- und Nutzungskonzept ersetzt. Im geometrischen Mittelpunkt, architektonisch wie auch symbolisch hervorgehoben, steht das Gemeinschaftshaus mit seinen zentralen Einrichtungen für alle Bewohner. Auch das Erschließungselement der breiten, offenen Dachstraße trägt, indem es sich bewußt zum Binnenraum ausrichtet (man sieht alles und wird gesehen), zum Gemeinschaftscharakter bei.

Die Blocktypologie in Spangen ist damit durch einen ihr eigenen spezifischen Dualismus von innen und außen, von Struktur und Ereignis, geprägt:

Das Äußere ist in erster Linie 'strukturbildend'. Es ist auf das Quartier und die Stadt bezogen und damit in seiner Form und Struktur eher allgemeingültig, adäquat und in einen konventionellen städtischen Kontext eingefügt, der durch die Vorgabe des Straßenrasters bestimmt ist.

Das Innere ist demgegenüber in erster Linie 'ortsbildend'. Es ist auf den spezifischen Ort bezogen, differenziert und abwechslungsreich in seiner Gestaltung, teil-autonom gegenüber dem Außen. Bezugspunkt ist hier nicht die Stadt oder das Quartier, sondern die konkrete, überschaubare nachbarschaftliche Gruppe. Der Binnenraum ist seinerseits in vielfältige Teilbereiche mit unterschiedlichen Gebrauchsangeboten gegliedert, welche einen stufenweisen Übergang von der Kollektivität zur Privatheit strukturieren.

unkt in
länd-
tes ge-
Masse
chitek-
örmig-

'schen
Städte)
rinzip'
ische -
ge Ge-
Groß-
Primat
teube-
litäten
achtet
i Vor-
ersöh-
tet de-

ckbil-
Anou-
- und
Seite:
otter-
chen,
hitekt

igere
it zu-
v. des
Woh-
steht
tikun-
schen
adriß
und
nend

f der
und
an-
ova-
Auf-
Bin-
auf
nen
auf

Der Dualismus setzt sich bis in die Architektursprache und die ästhetische Gestaltung fort. Zur Straße hin ist diese eher gleichförmig, verschlossen und flächig, zum Hofraum hingegen abwechslungsreich, kubisch und plastisch, vielfältig differenziert in ihren Elementen und Materialien.

Was die innere Typologie der Wohneinheiten betrifft, so verschränken sich auch hier traditionelle mit innovativen Elemente, wie sich am deutlichsten im Querschnitt ablesen läßt. Die traditionelle holländische Struktur der dicht gereihten Einfamilienhäuser wird in einer 'Haus im Haus'-Typologie aufgegriffen, bei der jeweils zwei Geschößwohnungen (im Erdgeschoß und im ersten Obergeschoß) und eine doppelgeschossige Wohneinheit (im zweiten und dritten Obergeschoß) übereinander angeordnet sind. Jede Wohneinheit hat ihren eigenen Zugang unmittelbar vom öffentlichen Raum aus: entweder zu ebener Erde oder von der Dachstraße aus, jeweils mit eigener Haustür, Vorplatz, Briefkasten.

Die Grundrißdisposition ist äußerst rational konzipiert. Es gibt nur eine einzige Wohnungsgröße (vier Zimmer, ca. 50 qm), die auf einem schmalen Achsmaß von 4,20 Meter aufbaut und in zwei Grundriß-Typen (als Geschöß- oder Maisonette-Wohnung) ausgeführt wird. Damit liegen die Unterschiede des Wohnens (bei den insgesamt 264 realisierten Einheiten) nicht in einer Differenzierung der Grundrisse, sondern in der immer wieder unterschiedlichen Lage und Einbindung der Wohnung in den Block, d.h. in ihrer 'städtebaulichen' Situation. Jede Situation ist etwas anders: in ihrer Lage zur Himmelsrichtung und im Blockkörper, in ihrer Beziehung zum Hof oder zur Straße, zur Straße oder zum Park, in ihrer Belichtung und Besonnung... Auch hier bestimmt die Morphologie über die Typologie. Eine absolute Gleichwertigkeit der Wohnbedingungen, wie später im Zeilenbau, ist (noch) kein Thema. Im Gegenteil, Spangen beweist gerade in dieser Hinsicht, daß eine rationale, gleichartige und standardmäßige Bewältigung der Wohnungsgrundrisse nicht zwangsläufig auch zu einem stereotypen städtebaulichen Konzept führen muß.

5. **Unité d'habitation, Marseille (1945-52):
Grundbaustein einer Strahlenden Stadt**

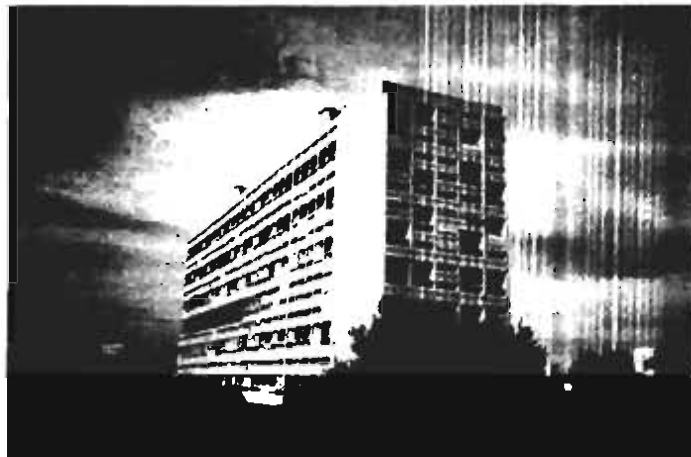


Abb.5.1: Ansicht der Unité d'habitation von Südwesten (1905)

**Zum ideengeschichtlichen Kontext:
Überblick über Le Corbusiers Vorstellungen und Modelle einer
'funktionalen Stadt'**

Wie kein anderes Siedlungsprojekt unseres Jahrhunderts birgt die Unité d'habitation in sich den Anspruch und den Mythos eines von Grund auf neuen, sich von allen bis dahin gültigen Strukturen und Bindungen befreienden Stadtmodells. Sie ist gedacht als der Grundbaustein einer neuartigen Form des menschlichen Zusammenlebens in einer verdichteten städtischen Konzentration.

Auch wenn die Unité in Marseille - ebenso wie die vier weiteren Ausführungen dieses Modells, die Le Corbusier noch an unterschiedlichen Orten in Frankreich und Deutschland verwirklichen kann - lediglich das Fragment einer weitaus umfassenderen Utopie geblieben ist, eine unvollendete Vision, einem gestrandeten Raumschiff gleich, in einer ansonsten weitgehend 'konventionellen' städtischen Umgebung, gibt es dennoch zu keinem anderen der hier diskutierten Paradigmen derart umfangreiche Beschreibungen, Skizzen und Pläne, wie man sich die zukünftige Stadt vorzustellen hat - mit einer Vielzahl von Detailaussagen bis hin zu genauen Maßangaben. Die Unité wird erst in den Jahren 1947-52 gebaut, doch ihre konzeptionellen Vorarbeiten reichen zurück bis in die 20er und 30er Jahre. Die Strahlende Stadt ist uns durchaus vertraut: in unserem Bewußtsein und auf dem Papier. In der Realität kann sie sich nicht beweisen, sieht man einmal von den zahllosen Nachfolgequartieren überall auf der Welt ab, die sich auf dieses Modell berufen, es aber jedes Mal gründlich mißverstehen bzw. bis fast zur Unkenntlichkeit verfremden.

Bemerkenswert ist die Konstanz der städtebaulichen Grundaussagen, mit der Le Corbusier (trotz aller Nuancen und Verfeinerungen im Detail) über mehr als vier Jahrzehnte hinweg die Entwicklung eines umfassenden theoretischen Modells einer 'funktionalen Stadt' vorangetrieben hat. Die Bedeutung, die er dabei der Unité d'habitation als dem wesentlichen Grundmodul der Siedlungsstruktur beimißt, wird nicht zuletzt dadurch unterstrichen, daß er den siebten und letzten von ihm persönlich noch mitherausgegebenen Band des Oeuvre complète mit einem zusammenfassenden Kapitel über eben diese Wohneinheiten beschließt: „La Fin d'un Monde“, so ist der Beitrag überschrieben, in dem noch einmal die wesentlichen Aufbauprinzipien von der Wohnungszelle bis zur Stadt rekapituliert werden, wird damit auch zum Abschluß eines Lebenswerkes.¹

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit ist nicht beabsichtigt und auch nicht möglich, das umfassende stadtplanerische Werk Le Corbusiers, seine zahlreichen Schriften, Pamphlete und Projekte als solche im einzelnen zu untersuchen und zu würdigen. Dies würde den Rahmen und die Zielsetzung der Untersuchung sprengen und ist an anderer Stelle genauer nachzulesen.² Stattdessen geht es darum, im stadtplanerischen Oeuvre Le Corbusiers schwerpunktmäßig diejenigen Aspekte und Grundaussagen herauszuarbeiten, die Aufschluß über das mit der Unité d'habitation verbundene 'städtebauliche' Projekt geben, also darüber, wie man sich den strukturellen und räumlichen Kontext vorzustellen hat, in den die Unités im Idealfall eingebunden sein sollen.

¹ Le Corbusier, Oeuvre complète 1957-1965, 1966, S. 203ff.

² Als eine der umfassendsten Darstellungen der Stadtvorstellungen Le Corbusiers sei verwiesen auf Thilo Hüper, Die funktionelle Stadt. Le Corbusiers Stadtvisionen - Bedingung, Motive, Hintergründe, Braunschweig 1978.

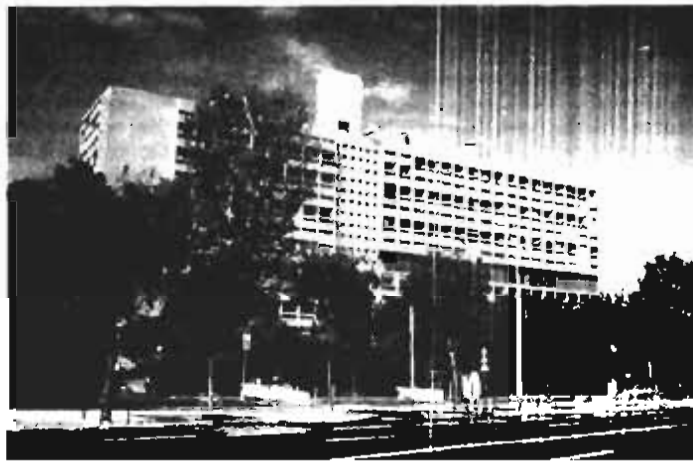


Abb. S.2: Ansicht der Unité d'habitation von Osten, vom Boulevard Michelet (1995)



Abb. S.3: Ansicht der Unité d'habitation von Westen, 1995 (deutlich ablesbar die vertikalen Lamellen der 'Ladenstraße' auf halber Gebäudehöhe)

Um ein allgemeines Grundverständnis zu vermitteln und eine Einordnung der nachfolgenden Analysen in den allgemeinen Werkzusammenhang zu erleichtern, wird vorab ein grober Abriß der wesentlichen städtebaulichen Schriften und Projekte Le Corbusiers in chronologischer Reihenfolge gegeben:

1910/1914

erfolgen die ersten Auseinandersetzungen des Charles-Edouard Jeanneret (das Pseudonym Le Corbusier wird erst 1920 angenommen) mit städtebaulichen Fragestellungen – eine Tatsache, die in der Literatur lange Zeit verkannt bzw. erst auf die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg datiert wird. Die Bedeutung des Frühwerks und die darin zum Ausdruck gelangende, noch weitgehend 'konservative' Grundhaltung ist erst in jüngster Zeit genauer untersucht worden. So hat Le Corbusier z.B. 1914 eine Gartenstadt mit 120 Häusern für Les Crétets in der Nähe von La Chaux-de-Fonds entworfen, die noch überwiegend von traditionellen Stadtbauvorstellungen (wie z.B. geschwungenen Straßen, abwechslungsreichen Raumbildern und Hierarchien im Siedlungsgrundriß) ausgeht und ihre Vorbilder eher in Tessenows Hellerau oder Unwins Hampstead Garden Suburb sucht (Abb. 5.4). In die gleiche Richtung weist ein 135 Seiten umfassendes, unvollendet gebliebenes Buchmanuskript mit dem Titel 'La construction des villes' aus dem Jahr 1910, das lange Zeit verschollen gewesen ist; dieses begreift Städtebau noch ganz in der Tradition eines Camillo Sitte (einschließlich eines Pladoyers für die wenige Jahre danach so heftig bekämpften geschwungenen und räumlich abwechslungsreich gestalteten Straßenräume). Beide Werke finden, bezeichnenderweise, im späteren Oeuvre complète keinen Niederschlag.³

1920

wird das erste Projekt für die Maison Citrohan – den Prototyp einer städtischen Wohnzelle – konzipiert (Abb. 5.5) und zwei Jahre später

1922

eine weiterentwickelte Fassung der Maison Citrohan als Gipsmodell auf dem Pariser Herbstsalon ausgestellt. Gleichzeitig präsentiert Le Corbusier dort das Projekt der 'Immeubles-villas' als Aggregation der Citrohan-Typen im städtischen Maßstab (Abb. 5.6): 120 doppelgeschossige Wohnzellen (mit großzügigen privaten Freiräumen 'auf der Etage') werden dabei, sozusagen als Einfamilienhäuser in vertikaler Stapelung, in einem urbanen Block mit gemeinschaftlichen Versorgungs- und Freizeiteinrichtungen (auf der Dachterrasse) zusammengefaßt.⁴

Auf der einen Seite fügen sich diese 'Villen-Blöcke' noch in das physische Muster der traditionellen Stadt ein, indem sie klare städtische Außen- und Innenräume bilden. Auf der anderen Seite weisen sie, strukturell betrachtet, aber auch schon auf den hier einsetzenden Prozeß einer sukzessiven räumlichen Auflösung hin, insofern sie eigentlich nur noch aus zwei 'Zeilen' auf den

³ Zum städtebaulichen Frühwerk Le Corbusiers, das erst seit kurzer Zeit ein Gegenstand der Forschung ist, siehe H. Allen Brooks, *Jeanneret and Sitte, Le Corbusier's Earliest Ideas on Urban Design*, in: Helen Searing (Hrsg.), *In Search of Modern Architecture: A Tribute to Henry-Russell Hitchcock*, Cambridge/Mass. 1982 (gleichfalls veröffentlicht in Casabella, Nr. 514, Juni 1985, S. 40-51, und auszugsweise in *Architecte* Nr. 2, 1983); Stanislaus von Moos, *Urbanism and Transcultural Exchange 1910-1935: A Survey*, in: H.A. Brooks (Hrsg.), *Le Corbusier*, Princeton 1987, S. 210ff.

⁴ Le Corbusier, *Oeuvre complète 1910-1929*, 1956, S. 40ff.

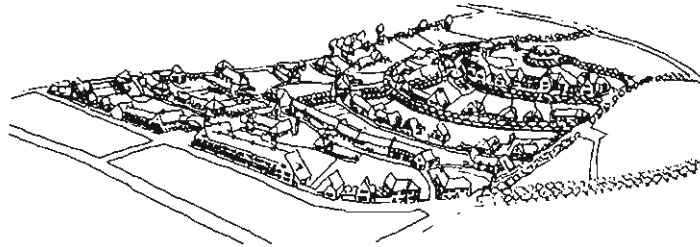
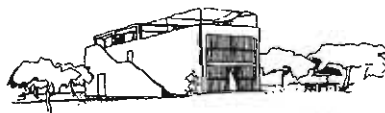


Abb. 5.4: Le Corbusier, Projekt für eine Gartenstadt bei La Chaux-de-Fonds (Mai 1914)



LE CORBUSIER, 1920. — Vision «Città-tendenza». Deux unités, mais portant un balcon, pierres, parquets, etc. ... mélangent les matériaux employés dans le pays, les dalles des planchers sur le même modèle, des lattes le chemin de fer, des lattes avec grilles elles sur le même modèle. La disposition des lieux, conforme à l'exploitation d'un module: l'éclairage abondant conforme à la destination des pièces; les nombreux d'hygiène fonctionnels, les de multiples soignés avec respect.



Abb. 5.5: Maison Citrohan, erstes Projekt (1920)

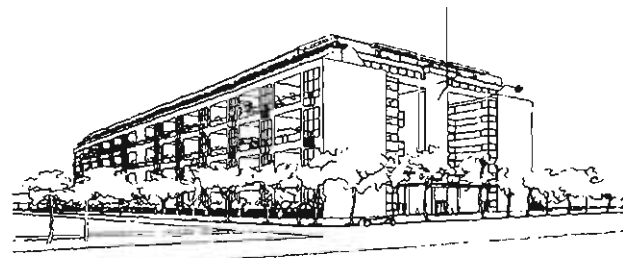


Abb. 5.6: Erstes Projekt der immeubles-villas (1922)

Langsseiten sowie dazwischen eingestellten, raumbildenden Erschließungstürmen auf den kurzen Querseiten zusammengefügt sind.⁵

Ebenfalls auf dem Herbstsalon stellt Le Corbusier den Idealplan für 'Eine zeitgenössische Stadt von drei Millionen Einwohnern' aus (Abb. 5.7/5.8/5.10). Es ist die erste einer Reihe von theoretischen Studien ohne konkreten Ortsbezug, in denen Le Corbusier die universellen Prinzipien eines modernen Städtebaus darstellen möchte:

„Das Ziel war (...) durch Konstruktion eines Theoriegebäudes von äußerster Strenge durchzudringen zur Formulierung der Grundprinzipien für den modernen Städtebau.“⁶

In seiner rigiden, akademischen Grundrißgeometrie, seinen klaren Hierarchien und der Ausweisung eines dominierenden Zentrums ist der Plan noch der klassischen Beaux-Arts-Tradition verpflichtet (mit Reminiszzenzen an Washington und Versailles, an Haussmann und Ludwig XIV., die beide von Le Corbusier immer wieder als bedeutende Städtebauer zitiert werden). Gleichwohl enthält er eine Reihe von innovativen Elementen, welche auch die späteren Projekte bestimmen werden:

- die Sprengung aller bis dahin üblichen Maßstäbe durch eine enorme Verdichtung und Höhenentwicklung im Stadtzentrum mit 24 kreuzförmigen, 60geschossigen Hochhaustürmen für tertiäre Nutzungen;⁷
- die Auflösung der geschlossenen Korridorstraße, indem die verkehrsführenden Straßen in weiten Bereichen nicht mehr durch Gebäudefluchten begrenzt werden, sondern davon unabhängig im Grünraum verlaufen;
- eine weitgehende Durchgrünung der städtischen Außenräume „als einziges Mittel zur Sicherung genügender Hygiene und der für die angespannte Arbeit, wie sie der neue Rhythmus der Geschäfte verlangt, notwendigen Ruhe“;⁸
- die Dominanz des Automobils als Massenverkehrsmittel sowie die Trennung der verschiedenen Verkehrsarten (Fußgänger-, Auto- und schienengebundener Verkehr) und Straßensysteme (Anlieger-, Durchgangs-, Schwer- und Lieferverkehr) bis hin zu deren Aufteilung auf unterschiedliche räumliche Ebenen.

1923

erscheint 'Vers une architecture' als erste programmatische Schrift zu den Grundlagen der modernen Architektur.⁹ Es ist eine Sammlung von Aufsätzen, die ab 1920 in der Zeitschrift L'Esprit Nouveau publiziert worden sind.

⁵ Drei Jahre später wird das Projekt der *Immeubles-villas* noch einmal in einer überarbeiteten Form präsentiert, mit einer aufschlußreichen Umkehrung der inneren Disposition. Die 'Gärten' orientieren sich nun nach innen, zum Grünraum; nach außen hin wird - mit den Laubengängen - eher der 'Rücken' gezeigt und die Straße damit, sozialräumlich gesehen, auf einen bloßen Erschließungskanal reduziert (Le Corbusier, *Oeuvre complète 1910-1929*, 1956, S.92ff)

⁶ Le Corbusier, *Städtebau*, 1925 (1979), S.134

⁷ Die Wohnviertel beschränken sich im Gegensatz dazu, was häufig übersehen wird, auf eine vergleichsweise mäßige Höhe von je fünf bzw. sechs Doppelgeschossen von *Immeubles-villas* in einer blockartigen oder einer mäanderförmigen Anordnung *à redents*.

⁸ Le Corbusier, *Städtebau*, 1925 (1979), S.87

⁹ Le Corbusier, *Vers une architecture*, Paris 1923 (dt.: *Ausblick auf eine Architektur*, Gütersloh und Berlin, 1969)

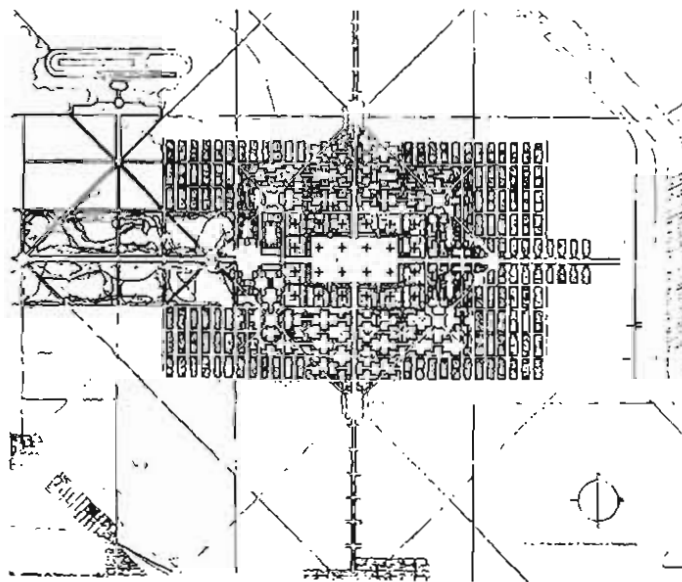


Abb. 5.7: Plan einer Zeitgenössischen Stadt für 3 Millionen Einwohner (1922)



Abb. 5.8: Ansicht einer Zeitgenössischen Stadt für 3 Millionen Einwohner

1925

folgt die erste umfassende Schrift zum Städtebau. *Urbanisme*.¹⁰ Darin wird das Projekt der zeitgenössischen Stadt noch einmal ausführlich dokumentiert und in den theoretischen Zusammenhang einer harschen Kritik an der 'alten' Stadt gestellt, die als chaotisch, ungeordnet und unübersichtlich (vom „Weg des Esels“ bestimmt) beschrieben wird.

„Das konservative System in den Großstädten widersetzt sich der Entwicklung der Verkehrsmittel, hemmt und lähmt die Talentlust, tötet den Fortschritt, entmütigt den Unternehmergeist.“¹¹

„Der Verkehr fordert die Gerade. Die Gerade ist gesund auch für die Seele der Städte. Die Kurve ist verderblich, schwierig und gefährlich. Sie lähmt.“¹²

Bei den historischen Analysen stoßen einzig die monumentalen und absolutistischen Stadtbauprojekte (Ludwigs XIV. oder des Baron Haussmann) auf eine unverhohlene Gegenliebe: Projekte, die einerseits einem räumlich sehr übersichtlichen, geometrisch „geordneten“ Schema gehorchen¹³ und andererseits ihre rücksichtslose Durchsetzung einer absoluten, mit allen Machtkompetenzen ausgestatteten „Autorität“ verdanken.

Im gleichen Jahr wird auf der Exposition des Arts décoratifs in Paris der Pavillon de l'Esprit Nouveau als Grundzelle der Immeubles-villas im Maßstab 1:1 realisiert:

„Die praktische, komfortable und schöne Wohnzelle, die wirkliche Wohnmaschine, häuft sich in Höhe und Ausdehnung zu einer großen Siedlung, zum Villenblock. Der Pavillon ist also eine solche Zelle des Villenblocks, genau so konstruiert, wie wenn sich diese in 15 Meter Höhe über dem Boden befände. Wohnung und Etagengarten.“¹⁴

Gleichzeitig präsentiert Le Corbusier im Plan Voisin die Anwendung seines Modells der zeitgenössischen Stadt auf einen Spezialfall: die Sanierung und Reorganisation des Stadtzentrums von Paris im Bereich zwischen Seine und Montmartre durch 18 Superwolkenkratzer, 200m hoch, auf kreuzförmigem Grundriß.¹⁵ Es ist eine rücksichtslose Auslöschung der überlieferten Struktur der Stadt; nur wenige historische Monumente bleiben erhalten: Louvre, Palais Royal, einige Kirchen... Ihres ursprünglichen Umfelds beraubt, werden diese zu beziehungslosen, isolierten Objekten und ebensolchen Solitaren im Grünen degradiert wie die neuen Gebäude (Abb. 5.9).

1928/30

vollzieht sich die Gründungsphase der CIAM, der Internationalen Kongresse für Moderne Architektur, mit ihren ersten Tagungen in La Sarraz (1928), Frankfurt (1929, Thema: Die Wohnung für das Existenzminimum) und Brüssel

¹⁰ Le Corbusier, Städtebau, 1925 (1979)

¹¹ Le Corbusier, Städtebau, 1925 (1979), S. 73

¹² Le Corbusier, Städtebau, 1925 (1979), S. 10

¹³ „Man kämpft an gegen den Zufall, gegen die Unordnung, gegen das Sichgehenlassen, gegen die Faulheit, die der Tod mit sich bringt, man strebt nach der Ordnung, und die Ordnung wird erreicht durch den Anruf der unseren Geist bestimmenden Grundlagen: der Geometrie.“ (Le Corbusier, Städtebau, 1925/1979, S. 81)

¹⁴ Le Corbusier, Oeuvre complete 1910-1929, S. 105

¹⁵ Der Name steht hier für ein Programm. Der Plan Voisin erhält seine Bezeichnung nach dem gleichnamigen Automobil- und Flugzeughersteller (Gabriel Voisin), der als Sponsor für den Ausstellungsbeitrag wie auch den Pavillon fungiert, und unterstreicht damit die vorrangige Bedeutung, die Le Corbusier dem motorisierten Verkehr beimißt (ebenso wie der Großindustrie als neuem 'Mäzenatentum').

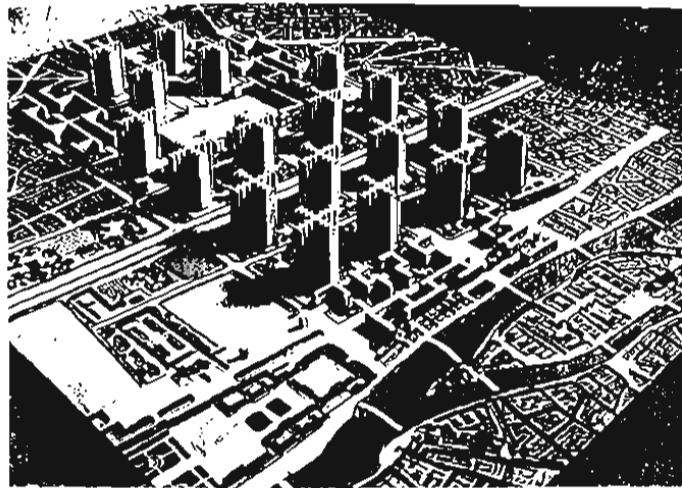


Abb.5.9: Der Plan Voisin für Paris (1925)

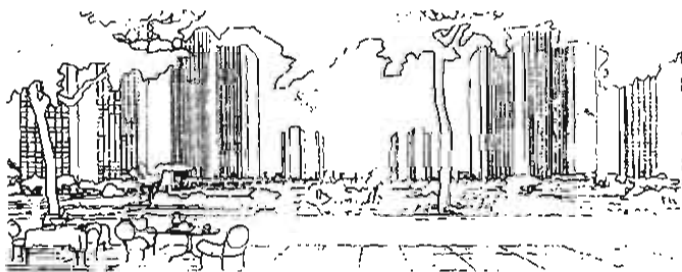


Abb.5.10: Ansicht einer Zeitgenössischen Stadt für 3 Millionen Einwohner

(1930, *Rationelle Bebauungsweisen*). Le Corbusier wird von Beginn an zu einer der Schlüsselfiguren. Der internationale Austausch, insbesondere mit der deutschen und holländischen Gruppe, bringt, was seine nachfolgende Arbeit betrifft, wichtige Modifikationen bzw. Ergänzungen der bis dahin formulierten städtebaulichen Konzepte mit sich.¹⁶

Zum einen werden die in ihrer Fläche und Kubatur bislang sehr großzügig dimensionierten Wohneinheiten der *Maison Citrohan* wie auch der *Immeubles-villas* unter der Zielsetzung einer „Wohnung für das Existenzminimum“ nun auf kleinere und damit auch billigere Zellen reduziert. Le Corbusier spricht in seinem Vortrag für den Kongreß in Frankfurt von einem „biologischen Grundbedarf“ von 14 qm Wohnfläche je Bewohner.¹⁷

Zum anderen wird die in der Zeugenössischen Stadt noch eher 'geschlossene' und hierarchische Stadtstruktur nun mehr und mehr zu einem 'offenen', linear-additiven, beliebig erweiterbaren Gefüge entwickelt. Dies gilt für die *Ville Radieuse* (1930/35) ebenso wie für die *Lineare Industriestadt* von 1945.

1929/1930

erscheinen die 'Feststellungen' (auf Französisch: *Précisions sur un état présent de l'architecture et de l'urbanisme*), nach dem Buch 'Urbanisme' die zweite bedeutende Schrift zum Städtebau. Sie sind das Ergebnis einer Vortragsreise nach Südamerika im Herbst 1929 und stellen eine komprimierte Zusammenfassung aller bis zu diesem Zeitpunkt erarbeiteten wichtigen Aussagen zu Stadtplanung und Architektur dar.¹⁸

1930/1933

werden die Materialien für die *Ville Radieuse* zusammengetragen.¹⁹ Die sechzehn Planaufgaben, die den Ausgangspunkt und den Kern des gleichnamigen Buches ausmachen, werden nach der Rückkehr aus Südamerika gezeichnet und erstmals auf dem CIAM-Kongreß 1930 in Brüssel ausgestellt.²⁰ Sie beinhalten die konzeptionellen Grundlagen und schematischen Pläne für das Projekt einer Strahlenden Stadt oder, wie es im Untertitel heißt, die 'Elemente einer städtebaulichen Doktrin für das Maschinenzeitalter'. Das Spektrum reicht von allgemeinen, eher strukturellen Angaben, etwa zur funktionalen Zonierung, über die Quartiers- und Gebäudetypologien (sämtliche Gebäude und Straßen sollen vom Boden abgehoben auf Stützen stehen), bis hin zu vielen 'Details' wie den Verkehrsknoten, den Parkierungssystemen u.a.m.

Die Tafeln Nr.13 und Nr.15 (Abb.5.11/5.12) fassen das Stadtmodell in einem abstrakten Schema (auch in diesem Fall wieder ohne konkrete Lokalisierung) mit einer klaren Gliederung der städtischen Funktionen zusammen. Das Wohnen ist dabei in einer bandartigen, breiten zentralen Zone vorgesehen, die

¹⁶ Siehe dazu auch Lampugnani, 1993, S.14f.

¹⁷ Martin Steinmann (Hrsg.), CIAM, Dokumente 1928-1939, Basel und Stuttgart 1979, S.60, Le Corbusier, *L'élément biologique: la cellule de 14qm par habitant*, in: Le Corbusier, *La Ville Radieuse*, 1935, 2. Aufl., Paris 1964, S.143ff.

¹⁸ Le Corbusier, *Précisions sur un état présent de l'architecture et de l'urbanisme*, Paris 1930 (dt. Feststellungen zu Architektur und Städtebau, Berlin und Frankfurt am Main 1964).

¹⁹ Le Corbusier, *La Ville Radieuse*, 1935, 2. Aufl. Paris 1964. Das umfangreiche und grundlegende Werk ist bislang nicht in deutscher Sprache veröffentlicht worden!

²⁰ Ursprünglich als Antwort auf einen Fragebogen zur zukünftigen Entwicklung der sowjetischen Hauptstadt Moskau entstanden (*Reponse à Moscou*, 1930) werden die 17 Planaufgaben später zu 20 ergänzt, von denen aber nur 16 in der Veröffentlichung der *Ville Radieuse* abgedruckt sind. Die restlichen vier sind wiedergegeben in: Theo Hirtler, *Le Corbusiers Charta von Athen*, Texte und Dokumente, Braunschweig, 1984, 2. Aufl. 1988, S.216.

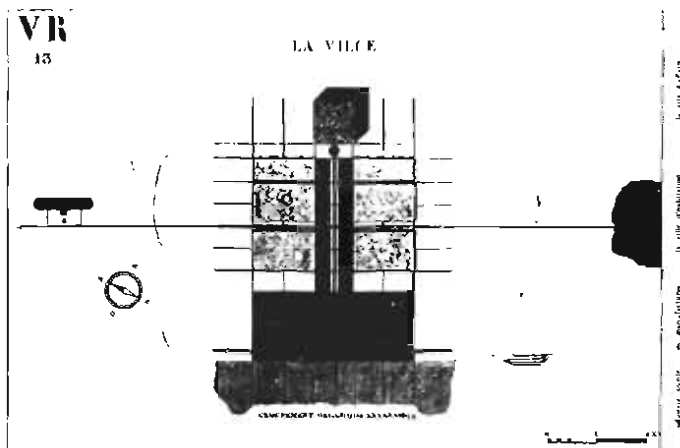


Abb. 5.11: La Ville Radieuse (1930), Grundschemata (Tafel Nr. 13)

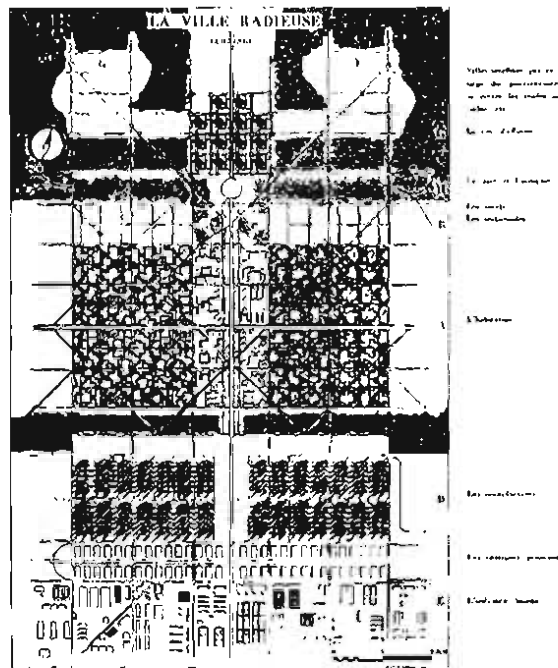


Abb. 5.12: La Ville Radieuse (1930), Funktionale Zonung (Tafel Nr. 15)

nach beiden Seiten entsprechend dem jeweiligen Bedarf erweiterbar ist. Arbeitsstätten, Handel und Verwaltung werden von außen an die Wohnzone angehängt.

Durch weitere Beiträge (vor allem aus den Zeitschriften *Plans und Prelude* der Jahre 1930/33) sowie eine Reihe von städtebaulichen Projekten (für Paris, die südamerikanischen Metropolen, Algerien, Moskau) ergänzt, wird der Gesamtband 1935 verlegt. Die *Ville Radieuse* bildet in der Folgezeit den entscheidenden programmatischen Bezugspunkt aller städtebaulichen Arbeiten Le Corbusiers.

Ab 1931

erfolgen die Planungsvorschläge für Algerien, darunter insbesondere der *Obus-Plan* für Algier aus den Jahren 1931/32 (der sog. *Plan A*) sowie der (gleichfalls nicht verwirklichte) *Plan für Nemours*.

Die Planung für die *Neue Stadt Nemours* (1934, Abb. 5.13/5.14) stellt das erste Projekt dar, in dem die *Unité d'habitation* als freistehende Wohnschiebe zum generierenden Element einer ganzen Siedlungsstruktur wird. Bis zu diesem Zeitpunkt sind die Wohnquartiere, auch in den Plänen der *Ville Radieuse*, vor allem in Form von mäandrierenden Zeilen *a réclins* konzipiert gewesen, einem Modell, wie es ähnlich schon Hénard im Jahr 1903 für Paris vorgeschlagen hatte.

1939/1945

bedeuten für Le Corbusier eine weitgehend auftragslose Zeit. Er überbrückt sie durch die Fertigstellung einer Reihe von theoretischen Veröffentlichungen, allen voran die *Charte von Athen*, die im Jahre 1943 als Dokument des vierten CIAM-Kongresses von 1933 in Athen erscheint.²¹ Weiterhin datieren aus dieser Zeit die Schriften *La Maison des hommes* (1942), *Propos d'urbanisme* (1945), *Manière de penser l'urbanisme* (1946) sowie *Les trois établissements humains* (1945).²²

Während die drei erstgenannten Veröffentlichungen über weite Teile lediglich eine Wiederholung der schon durch die Vorkriegspublikationen und nicht zuletzt die *Ville Radieuse* bekannten Argumente beinhalten, geht die letzte (die in Zusammenarbeit mit der aus der französischen CIAM-Sektion hervorgegangenen Forschungsgruppe des ASCORAL²³ herausgegeben wird) noch einen Schritt weiter auf die bis dahin von Le Corbusier nicht behandelte regionale Ebene. Dabei werden die 'landwirtschaftliche Produktionseinheit', die 'lineare Industriestadt' und die 'radiozentrische Stadt des Handels und Austauschs' (an den Knotenpunkten großer Verkehrsachsen gelegen) als die drei grundlegenden Siedlungsformen des Industriezeitalters definiert (Abb. 5.15-5.17).

Insofern als die radiozentrischen Städte nicht weiter wachsen (sondern eher schrumpfen) sollen, konzentriert sich das eigentliche Interesse auf die

²¹ Le Corbusier, *La Charte d'Athènes*, Paris 1943 (dt. An die Studenten: Die Charte d'Athènes, Hamburg 1962; sowie in einer Neuausgabe in Thilo Hilpert, 1984, 2. Aufl. 1988).

²² Le Corbusier und François de Pierrefeu, *La Maison des hommes*, Paris 1942; Le Corbusier, *Propos d'urbanisme*, Paris 1945 (dt. Grundfragen des Städtebaus, Stuttgart 1954); ders., *Manière de penser l'urbanisme*, Paris 1946 (dt. Vom Sinn und Unsinn der Städte. Gedanken zur Städteplanung, Zürich und Köln 1974); ders., *Les trois établissements humains*, Bd. 7 der Veröffentlichungen des ASCORAL, Paris 1945 (bislang, wie die erstgenannte Schrift, nicht in deutscher Übersetzung erschienen).

²³ ASCORAL = Assemblée de Constructeurs pour une Renovation Architecturale, gegründet im März 1943.



Abb. 5.13: Freihandskizze und Modellaufnahme des Projekts für die Neue Stadt Nemours in Algerien (1934)

'lineare Industriestadt' als zukunftsweisendes Stadtmodell. Diese soll die überlieferte 'konzentrische' Industriestadt (mit ihrer Beengtheit und Unordnung, ihrer sich chaotisch ausbreitenden Industrie, den immer größeren notwendigen Verkehrsbewegungen) ersetzen. In Anlehnung an die Bandstadtkonzepte des Spaniers Soria y Mata sowie der russischen Konstruktivisten (Miljutin u.a.) soll sich eine solche neuartige Siedlungsstruktur unbegrenzt über weite Landschaften hinweg entlang der Transportwege (Straße, Bahn, Wasser) entwickeln. Senkrecht zu dieser Wachstumsachse werden die Funktionen Wohnen, Arbeiten und Erholung in einer Fußwegedistanz von maximal vier Kilometern untergebracht. Autarke Quartiere in Form von vertikalen *Unités d'habitation* (in einer Übergangsphase auch noch horizontalen Gartensiedlungen) bilden die Grundeinheiten der Wohnbaustruktur.

Herkömmliche 'Satellitenstädte' werden in dieser Schrift von Le Corbusier ausdrücklich abgelehnt, insofern sie das radiozentrische Grundmodell nur perpetuieren würden. Die 'lineare Industriestadt' birgt damit den Anspruch einer völlig neuartigen Stadtstruktur in sich, die sich sehr grundsätzlich gegen das Raum- und Wachstumsmodell der überlieferten Großstadt richtet. Auch wenn Le Corbusier niemals konkrete Aufträge auf dieser Maßstabsebene erhalten wird, spielt das Modell einer linearen, offenen Stadterweiterung fortan eine entscheidende Rolle bei allen seinen städtebaulichen Planungen.

Nach 1945

beginnt eine ausgesprochen produktive Phase für das Büro Le Corbusiers, mit der Chance, die über Jahrzehnte hinweg ausgearbeiteten Idealkonzepte nun in eine Reihe von Projekten für den Wiederaufbau der kriegszerstörten französischen Städte umsetzen zu können. So entstehen u.a. die Planungen für Saint-Die (1943), La Rochelle-Pallice (1945/46), Marseille-Sud (1951), Meaux (1956) und nicht zuletzt Berlin (1958). In allen Fällen bilden freistehende *Unités d'habitation* „de grandeur conforme“ die Grundeinheiten der Siedlungsstruktur. Doch alle Pläne bleiben auf dem Papier. Realisiert wird nicht mehr als ein kleines Fragment dieser weitreichenden Projekte, das allerdings seinerseits zum Paradigma avancieren wird: die *Unité* in Marseille sowie deren vier Nachfolgebauten.

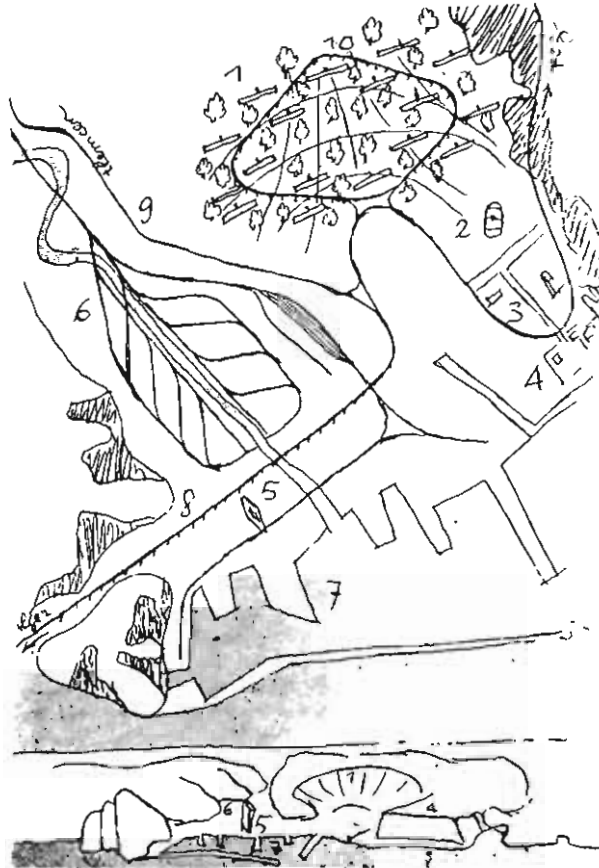
Das Konzept des Wohnhochhauses

Das gebäudepolitische Konzept der *Unité d'habitation* ist auch vor dem Hintergrund der allgemeinen Diskussion um das freistehende Wohnhochhaus zu sehen, die in intensiver Form ab dem Ende der 20er Jahre geführt wird. Während es zuvor nur vereinzelte (Wohn-)Hochhausprojekte gegeben hat, wird das Hochhaus fortan als prinzipieller Lösungsansatz für den Massenwohnungsbau und grundsätzliche Alternative zu dem im Siedlungsbau bis dahin üblichen Flachbau diskutiert.

Allgemeine Gründe, die für das Wohnhochhaus sprechen, sind, neben der Erprobung neuer technischer Möglichkeiten (wie z.B. einer verbesserten Aufzugstechnik), auf der einen Seite die höhere Wirtschaftlichkeit, die man sich von diesem Modell verspricht (bei einer gleichzeitigen Erhöhung der städtischen Dichte), und auf der anderen Seite die Vorstellung von neuen kollektiven „großstädtischen Wohnformen: Zentral bewirtschaftete „Großhaushalte“ in „Großhäusern“ (Gropius) sollen die Arbeit der Haushalte erleichtern, die Tragfähig-



Unité d'habitation



1. Das Wohnen wird in Einheiten mit Gemeinschaftseinrichtungen aufgeteilt. Eine einzige Autobahn auf Betonpfeilern (pilotis) genügt, um den Verkehr zwischen allen diesen Wohnblöcken abzuwickeln. 10 Parallele und meridianförmige Fußwege verbinden sämtliche Punkte.
2. Sportanlagen.
3. Das Gemeinschaftszentrum.
4. Das Hotel- und Touristenzentrum.
5. Die Geschäftsstadt (Büros).
6. Die Industriestadt an der Mündung des Oued.
7. Der neue Hafen (Bau vollendet).
8. Die Straße Algier — Fez wird hier auf »pilotis« vorbeigeführt, das Terrain wird so für den Hafenverkehr und die Industriestadt freigehalten.

Abb. S.14: Funktionales Schema der Neuen Stadt Nemours in Algerien (1954)

keit von Gemeinschaftsdiensten und Serviceeinrichtungen gewährleisten und dem angenehmen Lebensstil eines zukünftigen 'kosmopolitischen Nomaden' Rechnung tragen:

„die innere Struktur der industriellen Familie drängt fort vom Einfamilienhaus zum vieltaugigen Grosshaus und schliesslich zum Grosshaushalt () es erscheint also notwendig das gutorganisierte vielstöckige Grosshaus technisch zu entwickeln und in ihm den Gedanken des Grosshaushalts, d.h. der Konzentrierung und Spezialisierung der hauswirtschaftlichen Arbeit der Kleinfamilie nach und nach auszubauen, dieses Grosshaus bedeutet dann aber nicht ein notwendiges Übel einer rückläufigen Verfallzeit, sondern ein biologisch bedingtes echtes Zukunftswohngebilde für die städtische Industriehäufung.“²⁴

Insbesondere der Name von Walter Gropius ist mit dem Plädoyer für einen modernen Wohnhochbau verbunden. Nachdem dieser schon in seinem Beitrag für den Katalog der Dammerstocksiedlung (1929) von den gewichtigen Vorteilen des Stockwerksbaus geschrieben hat, im Rahmen der Ausschreibungsvorgaben jedoch maximal viergeschossige Zeilen zulässig gewesen sind, schlägt er noch im gleichen Jahre beim Wettbewerb der Reichsforschungsanstalt für die Siedlung Spandau-Haselhorst, als einziger der Preisträger, in einer von vier abgegebenen Entwurfsvarianten zwölfgeschossige Hochhäuser in einer Stahlskelettbauweise vor (wie auch Marcel Breuer, dessen Arbeit jedoch nicht premiiert wird).

Auf dem CIAM-Kongress in Frankfurt (1929) wird die Diskussion seitens der Organisatoren um Ernst May herum noch weitgehend abgeblockt.²⁵ Ein Jahr später auf dem Kongress in Brüssel bricht sie dann endgültig aus. Wird das Wohnhochhaus von manchen euphorisch als die modernste und zukunftsreichste Form des großstädtischen Wohnens gefeiert, wird es von anderen dagegen kategorisch abgelehnt. Vor allem aus der Ecke der Gartenstadt- wie auch der Gemeinwirtschaftsbewegung, die nach wie vor im flachen (Familien-)Reihenhausbau ihre vorrangigen Ziele sehen, regt sich der Widerstand, so daß man sich, auch im Ermangelung konkreter Erfahrungen, auf keine endgültige gemeinsame Stellungnahme festlegen kann.²⁶ Gropius spielt wiederum eine Vorreiterrolle, indem er in seinem bekannt gewordenen Vortrag „Flach-, Mittel- oder Hochbau?“ fordert:

„die Großstadt muß sich positionieren, sie braucht den Anreiz der eigen entwickelten, ihren Lebensorganismus entsprechenden besonderen Wohnform () diese Forderungen kann das vielstöckige Wohnhochhaus erfüllen, und deshalb gehört seine Förderung zu den dringenden Aufgaben des Wohnungsbau.“²⁷

²⁴ Walter Gropius, Die soziologischen Grundlagen der Atomwohnung, Vortrag auf dem II CIAM-Kongress 1929 in Frankfurt, in: Internationales Kongresse für Neues Bauen (Hrsg.), Die Wohnung für das Existenzminimum, Frankfurt am Main 1930, Nachdruck auch in: Sternmann, 1979, S. 166f.

Zu den mit den Vorstellungen vom Großhaushalt verknüpften architektonischen und städtebaulichen Modellen siehe auch Günther Uhlig, Kollektivmodell Einkunfthaus, Architekturdebatte zwischen Frauenbewegung und Funktionalismus 1900-1933, Gießen 1981.

²⁵ So unterschlägt Ernst May / H. beim Abdruck der Zusammenfassung des Gropius'schen Vortrags Die soziologischen Grundlagen der Atomwohnung in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift Das Neue Frankfurt (Heft II, 1929, S. 225ff) die entscheidenden Punkte 7 und 8 mit der Forderung nach dem „Großhaus“.

²⁶ Zur Diskussion auf dem III CIAM-Kongress siehe auch Sternmann, 1979, S. 74-109. Die Debatte um das Wohnhochhaus im Rahmen der ideologischen Diskussionen der 20er Jahre ist ausführlich dargestellt in Uhlig, 1981, S. 125-139.

²⁷ Walter Gropius, Flach-, Mittel- oder Hochbau?, Vortrag auf dem III CIAM-Kongress 1930 in Brüssel, in: Internationales Kongresse für Neues Bauen (Hrsg.), Rationelle Bebauungsweisen Frankfurt am Main 1931, Nachdruck in: Sternmann 1979, S. 96ff.

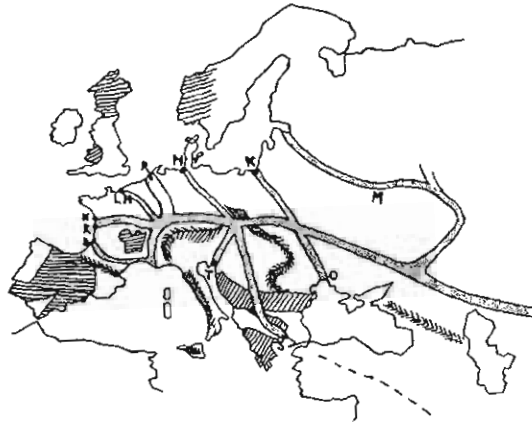
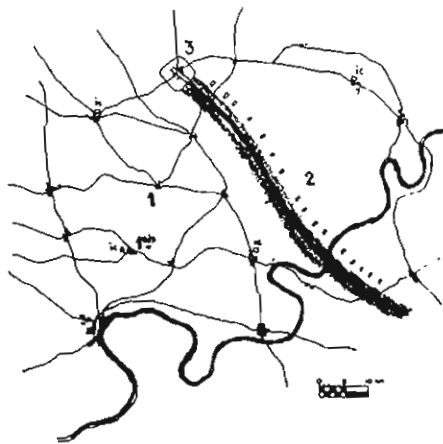


Abb. 5.15: Schemazeichnung der großen europäischen Siedlungsachsen (1945)



- 1 - die landwirtschaftliche Produktionseinheit
- 2 - die lineare Industriestadt
- 2 - die radiozentrische Stadt des Handels

Abb. 5.16: Les trois établissements humains (1945)

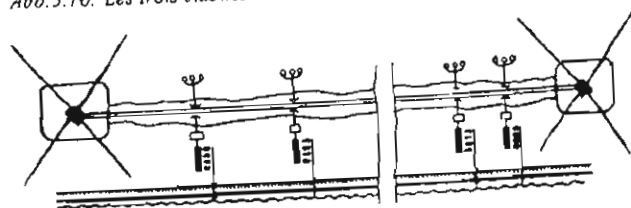


Abb. 5.17: Schemazeichnung der Linearen Industriestadt (1945)

Dabei führt er, neben einer besonderen Eignung für junge, doppelverdienende Paare, die folgenden (auch stadtebaulichen) Vorteile des Hochhauses als Wohnform der Zukunft an - nicht in prinzipieller Konkurrenz, sondern in komplementärer Ergänzung zum traditionellen Einfamilienhaus, das, so Gropius, zwangsläufig „auf eine wirtschaftlich höhere Schicht des Volkes“²⁸ beschränkt bleiben müsse:

- die wirtschaftlichere Ausnutzung des städtischen Grund und Bodens, einschließlich der damit verbundenen Einsparung von Erschließungs- und Kanalisationskosten;
- die großzügigen Grün- und Parkflächen, die in den (gegenüber einer niedrigeren Bebauung deutlich größeren) Abstandsflächen zwischen den Hochhäusern angelegt werden können,
- die besseren Belichtungs-, Besonnungs- und Durchlüftungsmöglichkeiten der Wohnungen als Voraussetzung für gesündere Wohnverhältnisse;²⁹
- die günstigen Betriebs- und Bewirtschaftungskosten (sowohl der technischen Infrastruktur, wie z.B. der Heizung, als auch möglicher sozialer Dienste und Einrichtungen).

Das Optimum, auch in wirtschaftlicher Hinsicht (d.h. im Verhältnis der Baulandkosten zu den Erstellungs- und Betriebskosten), liegt für Gropius in etwa zehn- bis zwölfgeschossigen (also max. etwa 30 m hohen) scheibenförmigen Wohnhäusern mit einer Ausrichtung der Wohnungen nach Osten und Westen. Eher negativ bewertet er hingegen die übliche Praxis des 3- bis 5-geschossigen „Mittelhochbaus“, da dieser weder die Vorteile des Einfamilienhauses noch die Ökonomie des hochgeschossigen Wohnhauses biete.³⁰

In einem Projekt aus dem Jahre 1931 für Berlin-Wannsee werden diese Vorschläge von Gropius gestalterisch weiter konkretisiert: schlanke, zehngeschossige Hochhausdecken in einer grünen Parklandschaft für jeweils etwa 60 Familien, ein Stadtmodell mit sichtbaren Parallelen zu Le Corbusiers 'Türmen im Park', das auch auf der Berliner Bauausstellung im gleichen Jahr auf Schauafeln ausgestellt wird.

Zunächst bleiben solche Vorschläge allerdings auf dem Papier. Es gelingt Gropius nicht, eines dieser Hochhäuser in Deutschland zu bauen.

Seine erste praktische Anwendung im sozialen Wohnungsbau erfährt der Typ des Wohnhochhauses in den Niederlanden und zwar in Rotterdam. In einem mit drei- bis viergeschossigen Häusern dicht bebauten Arbeiterstadteil planen und realisieren J.A. Brinkman, L.C. van der Vlugt und W. van Tijen im

²⁸ Walter Gropius *Flach- oder Hochbau?*, in: Steinmann, 1979, S. 94

²⁹ „Im 10- oder 12-stöckigen Hochwohnhaus kann auch der Erdgeschossbewohner den Himmel sehen“ statt auf 20m breite begrünte Korridore schauen die Fenster sind 100m breite baumbestandene Grünflächen. „Hier dringt die Natur in die Großstadt ein.“ (W. Gropius, *Flach- oder Hochbau?* in: Steinmann, 1979, S. 96)

³⁰ Ergänzt werden diese Überlegungen durch Skizzen und Berechnungen zu den Faktoren Baulandgröße, Lichteneinfall, Geschößzahl und Bettenzahl (d.h. Wohndichte), mit denen die quantitativen Vorteile des Wohnhochbaus verdeutlicht werden sollen und deren Kernaussagen Gropius in *Flach- oder Hochbau?* (S. 96) wie folgt zusammenfasst:

- bei gleichem Lichteinfallswinkel (also gleichen Besonnungsbedingungen) und gleichem Bauland erhöht sich die Bettenzahl mit der Geschößzahl,
- bei gleichem Lichteinfallswinkel und gleicher Bettenzahl nimmt die Größe des notwendigen Baulands bei höherer Geschößzahl ab,
- bei gleicher Bettenzahl und gleichem Bauland verringert sich der Lichteinfallswinkel bei zunehmender Geschößzahl, d.h. die Besonnung wird günstiger.

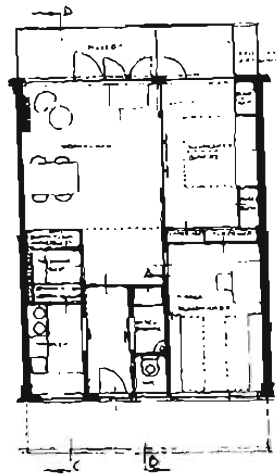


Abb. 5.18: Grundriß der Wohnungen im Bergpolder-Hochhaus

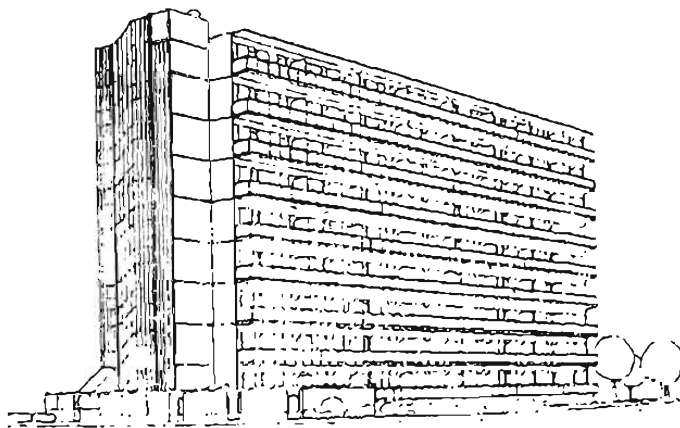


Abb. 5.19: Das Bergpolder-Hochhaus in Rotterdam (1933/34) von W. van Lier, J.A. Brinkman und L.C. van der Vlugt

den Jahren 1933/34 das Bergpolder-Hochhaus, einen zehngeschossigen, vorfabrikerten Stahlskelettbau, dessen Rohbau in nur drei Wochen auf der Baustelle montiert wird. Aufzug und außenliegende Laubengänge auf der Ostseite des Gebäudes dienen als Zugangsgalerien zu jeweils acht identischen, gereihten 3-Zimmer-Wohnungen je Geschoß. Nach Westen öffnen sich die Wohnungen, die mit einer Fläche von knapp 50 qm für vierköpfige Familien vorgesehen sind, mit einer vorgelagerten Balkonzone zur Sonne. Im Erdgeschoß sind Gemeinschaftseinrichtungen wie eine Wäscherei und eine Kindertagesstätte sowie Abstellmöglichkeiten untergebracht (Abb. 5.18/5.19).³¹

Da das Gebäude in einem schon bebauten Gebiet errichtet wird, muß es als städtebauliches Modell zwangsläufig ein Fragment bleiben. Stattdessen geht es in diesem Fall eher darum, die grundsätzliche Realisierbarkeit und Brauchbarkeit des zugrunde liegenden Typs zu beweisen und diesbezüglich bestehende Vorbehalte ausräumen.

Ansonsten kann das theoretische Modell des Wohnhochhauses im Europa der 30er Jahre zunächst nur wenige praktische Verwirklichungen nach sich ziehen.³² Erst in der Nachkriegszeit tritt es seinen endgültigen, auch städtebaulichen, Siegeszug an.

³¹ Zum Bergpolder siehe Benevolo, 1978, Bd. 2, S.264, Dal Co und Tafuri, 1977, S.202; Grünberg, 1982, S.124; Fanelli, 1978, Abb.673-681.

³² Zu den wichtigsten Realisierungen zählt noch das etwa zeitgleich zum Bergpolder in den Jahren 1933-35 an der Peripherie von London entstandene achtgeschossige Wohnhochhaus des Highpoint I von Berthold Lubetkin und der Gruppe Tecton. Mit seiner großzügigen Grundrißzuschnitten und seiner hochwertigen Ausstattung (einschließlich separaten Bedienstetenzimmern im Sockelgeschoß) ist dieses aber ein Modell für höhere Schichten und Ansprüche. (Siehe dazu Peter Coe und Malcolm Reading, Lubetkin and Tecton - Architecture and Social Commitment, Bristol 1981, S.120ff.)

5.1. Entstehungsgeschichte und Kurzbeschreibung

„Marseille bedeutet einen Markstein in der Neugestaltung menschlichen Zusammenlebens in unserer mechanisierten Zeit. Es bedurfte vierzig Jahre der Vorbereitung und des Studiums, bis die Unité von Marseille errichtet werden konnte.“³³
Le Corbusier

Das Projekt einer *Unité d'habitation de grandeur conforme* für Marseille ist prinzipiellen Charakters. Es will ein Prototyp sein – Le Corbusier selbst spricht von einer „Baustelle als Laboratorium“³⁴ – und bildet den Höhepunkt von mehr als drei Jahrzehnten an Vorstudien und Projekten, Überlegungen und Theorien im Büro Le Corbusiers. Die Fragen eines städtischen Wohnungsbaus im 'Machsmenzeitalter' (Dichte, Siedlungs- und Gebaudetypologie, Dimensionen, technische Ausrüstung u.a. betreffend) sollen hier ein für alle Mal auf exemplarische und endgültige Art und Weise angegangen und gelöst werden. Es gibt ausgereifte Konzepte und zahllose Pläne in der Schublade schon lange vor jeglicher Beauftragung und bevor überhaupt feststeht, ob ein derartiges Projekt jemals realisiert werden kann. Jerzy Soltan, seinerzeit Mitarbeiter im Büro der Rue der Sèvres 35, schreibt:

„Ich arbeitete mit Gerald Haning am Projekt für die *Unité de grandeur conforme*. Es war ein theoretisches Projekt, vor dem Projekt für die Unité in Marseille. Als wir daran arbeiteten, wußte niemand, ob es jemals irgendwo realisiert werden würde – ganz zu schweigen von Marseille. Das ganze Planungskonzept wurde hier vom Architekten vorgeschlagen, angefangen mit der optimalen Größe, der Zahl der Bewohner und den Wohnungstypen, den Prinzipien ihrer räumlichen Organisation und den Prinzipien ihrer Gruppierung.“³⁵

Insofern ist der Standort Marseille ein eher zufälliger, es hatte auch ein anderer sein können. Er ist das Resultat der spezifischen Bedingungen der Nachkriegszeit, der Hoffnungen und Ideale der Wiederaufbauphase sowie des persönlichen Engagements von insgesamt sechs französischen Wiederaufbauministern³⁶ (in zehn Regierungen), angefangen bei Raoul Dautry, der Le Corbusier im Herbst 1945 den ersten Auftrag erteilt,³⁷ bis hin zu Eugène Claudius-Petit, dem langjährigen Freund und Förderer, welcher die *Unité* am 14. Oktober 1952 eröffnet.³⁸

Die *Unité* in Marseille ist ein unmittelbarer Staatsauftrag, nur der Zentralverwaltung in Paris unterstellt, was die finanzielle, die organisatorische und die

³³ Le Corbusier, *Oeuvre complète 1946-1952*, 1955, S. 11

³⁴ Le Corbusier, *L'Unité d'habitation de Marseille*, Mulhouse 1950, S. 23

³⁵ Jerzy Soltan, *Working with Le Corbusier*, in: Brooks, 1983, *The Le Corbusier Archive*, Bd. XVI/XVII, Volume 2, S. XV

³⁶ Le Corbusier spricht in seiner Rede zur Eröffnung der *Unité d'habitation* sogar von sieben Ministern. Die Angabe hier erfolgt nach Sbrigho, 1992, S. 131, der sechs Personen namentlich und chronologisch aufzählt.

³⁷ Zu den Einzelheiten (und Anekdoten) dieser Auftragserteilung siehe Sbrigho, 1992, S. 25ff. (*Le passage à l'acte*)

³⁸ Claudius-Petit ist Jahre später, inzwischen Bürgermeister von Firminy, auch der entscheidende Motor für den Bau einer *Unité* in dieser Stadt, dem letzten, erst nach dem Tode Le Corbusiers fertiggestellten, Gebäudetyp dieser Art. Zu den langjährigen, persönlichen Beziehungen Le Corbusiers zu Raoul Dautry und insbesondere Eugène Claudius-Petit siehe Rémy Baudouin, *La recherche de l'autorité. Le Corbusier et le pouvoir*, in: *Urbanisme*, Nr. 282, 1995, S. 66-73. Besonders deutlich wird hierin die besondere Rolle von Claudius-Petit bei der politischen Durchsetzung des Projekts in Marseille, zunächst als Abgeordneter – ab September 1948 als Minister.

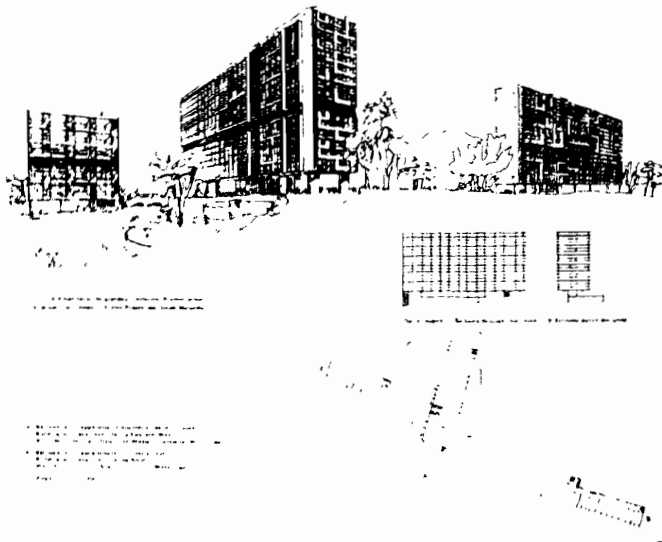


Abb. S. 20. Erster Entwurf für eine Unité d'habitation in Marseille-La Madrague (1945). Gesamtplan und Perspektive



Abb. S. 21. Erster Entwurf für eine Unité d'habitation in Marseille-La Madrague (1945). Grundrisse mit Innenstraße für den Baukörper A

technische Durchführung betrifft, und damit über alle lokalen Einsprüche erheben. Sie ist ein (wohl oder übel anzunehmendes) Geschenk des Staates an die Stadt Marseille.³⁹ Offensichtlich läßt sie sich nur mit der Hilfe realisieren, die Le Corbusier für die Einlösung seiner städtebaulichen und architektonischen Ideale immer wieder gefordert hat: der massiven Durchsetzungskraft einer starken politischen *Autorität*. Schon die Strahlende Stadt ist dieser Autorität gewidmet gewesen. „Cet ouvrage est dédié à l'Autorité.“ hat es seinerzeit im Untertitel von 1935 geheißt.⁴⁰ Ohne eine solche zentrale Durchsetzungskraft wäre das Projekt in Marseille niemals zustande gekommen. Die *Autorität* steht hinter dieser *Unité*, man will sie „irgendwo in Frankreich“⁴¹ Und Le Corbusier erhält den Auftrag (etwa zeitgleich zu den Beauftragungen für den Wiederaufbau der Städte La Rochelle-Pallice und Saint-Dié, Planungen, die nicht verwirklicht werden) lange bevor feststeht, wo man ein solches Gebäude schließlich errichten würde. Sein damaliger technischer Büroleiter Wogenscky schreibt im Rückblick

„Unser Auftraggeber war die französische Regierung () Es gab unzählige Gespräche, Diskussionen und Formalitäten. Die Auswahl eines Grundstückes, ja sogar der Stadt, in welcher die *Unité* errichtet werden sollte, zog sich über eine lange Zeit hinweg.“⁴²

Für Le Corbusier ist dieser Auftrag der Anlaß, sein Büro in der Rue de Sèvres 35 nach den Kriegswirren wiederzueröffnen. In kurzer Zeit wird es zur Anlaufstelle für eine große Zahl von jungen Architekten aus unterschiedlichen Ländern, die sich von der inzwischen weltweiten Ausstrahlungskraft der Projekte und Theorien Le Corbusiers begeistern lassen (und bereit sind, für ein oftmals minimales und manchmal auch gar kein Gehalt zu arbeiten).⁴³

Noch bevor das endgültige Baugrundstück für die *Unité* am Boulevard Michelet festgelegt und der Grundstein am 14. Oktober 1947 gesetzt wird, hat das Büro (in den Jahren 1945 und 1946) schon Konzepte und Planungen für drei weitere mögliche Standorte in Marseille angefertigt.⁴⁴

Der erste Entwurf (Abb. 5.20/5.21) für ein Gelände in Marseille-La Madrague, nördlich der Innenstadt und des Alten Hafens, geht noch von einer Aufgliederung des Gesamtvolumens in eine Gruppe von drei entsprechend kleineren und in ihrer Typologie sowie ihrem Erscheinungsbild differenzierten Baukörpern aus. Das Achsmaß der Wohnungen ist unterschiedlich breit und die Grundrißstruktur in einem weitaus geringeren Maße systematisiert als in der endgültigen Lösung. So gibt es allein im Block A, dem größten der Baukörper, drei verschiedene Formen von Innentritten: einlaufige, zweiläufige und gewendelte, die zum Teil innerhalb der Wohnungen liegen und zum Teil unmittelbar von der Innenstraße aus zugänglich sind. Tragwerksachsen und Wohnungsachsen sind vielfach gegeneinander versetzt. Küchenzeilen und Badzellen werden als bewußt 'organisch' geformte Elemente in die ansonsten orthogonale Zellen-Struktur eingestellt.

³⁹ Sbriglio, 1992, S. 29

⁴⁰ Le Corbusier, *La Ville Radieuse*, 1935 (1964)

⁴¹ Wogenscky, 1987, S. 117

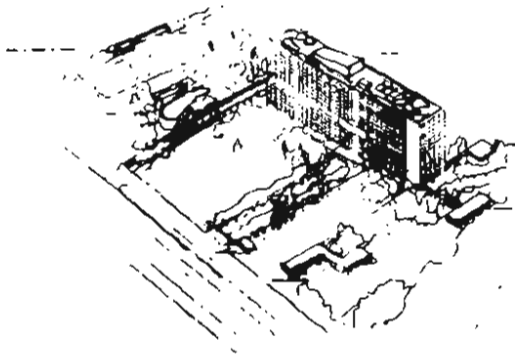
⁴² Wogenscky, 1987, S. 118

⁴³ So z.B. Georges Candilis, der die damalige Atmosphäre im Atelier Le Corbusiers in seiner Autobiographie *Bauen ist Leben - ein Architektorenporträt* (Stuttgart 1978) stimmungsvoll beschreibt. Zu den weiteren Mitarbeitern in der frühen Nachkriegszeit zählen so bekannte Personen wie Doshi, Gonzalez de Leon, Hoesli, Soltan, Wogenscky, Woods (Angaben nach Wogenscky, 1987, S. 125).

⁴⁴ Zwei dieser Projekte sind im *Oeuvre complète 1938-1946* (S. 172f bzw. S. 174ff) dokumentiert. Zu den unterschiedlichen Standorten siehe auch Sbriglio, 1992, S. 33-40. Abbildungen zum ersten und zweiten Projekt finden sich in Brooks, 1983.

106

MMI
3787

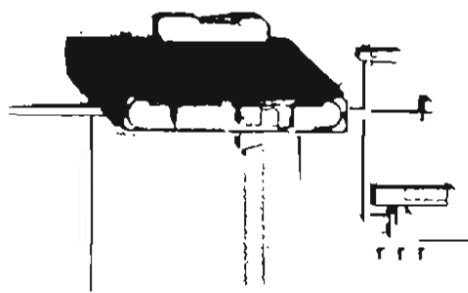


107 'Nieuw Frankfort' - nieuwe woonwoning op Boulevard Michelet in Maastricht - Architectuur van 1998

MMI



3787



108

108 'Nieuw Frankfort' - nieuwe woonwoning op Boulevard Michelet in Maastricht - Architectuur van 1998

Ein zweiter Standort, südlich der Innenstadt, ist am Boulevard Michelet vorgesehen, unweit der späteren endgültigen Lokalisierung. Der Entwurf basiert in diesem Fall auf einem einzigen, parallel zur Straßenachse gestellten Baukörper, mit umfassenden Versorgungs- und Infrastruktureinrichtungen zu ebener Erde (Abb. 5.22/5.23). Eine dritte Überlegung für ein Gelände im Quartier Saint Barnabe, im Osten der Stadt, wird im Detail nicht weiterverfolgt. Die vierte und endgültige Planung wird schließlich von Oktober 1946 bis Februar 1947 ausgearbeitet.

Von Beginn an und während seiner gesamten Bauzeit ist das Projekt eine Zielscheibe vehemente Kritik sowohl der Fach- als auch der allgemeinen und insbesondere der örtlichen Öffentlichkeit. Immer wieder wird von verschiedenen Seiten, sogar auf höchster Ebene, durch Eingaben, Stellungnahmen, Presseberichte u. a. versucht, den verantwortlichen Minister zu einer Einstellung der Bauarbeiten zu veranlassen. Mehrfach ist das Projekt vom Abbruch bedroht, zeitweise wird ernsthaft erwogen, es in einer größtmäßig reduzierten Form fertigzustellen, ein Überlegung, die Le Corbusier als „Amputation“ der *grandeur conforme* kategorisch ablehnt.⁴⁵

Anlaß der Kritik sind einerseits die mit dem Projekt verbundenen enormen Kosten und die Frage, ob sich der Staat, angesichts der durch den Wiederaufbau bedingten wirtschaftlichen Belastungen der Nachkriegszeit, ein solches Objekt überhaupt leisten könne, und andererseits die Befreiung von sämtlichen geltenden Bauvorschriften, die Le Corbusier zu einer *conditio sine qua non* gemacht hat, denn

„nicht im kleinsten Detail entsprach es den Normen und Vorschriften der Behörden. Es war die große Ausnahme.“⁴⁶

Desweiteren werden die ungewöhnlichen, extrem schmalen und tiefen Grundrisse und die niedrige, lichte Raumhöhe von 2,26 m beanstandet sowie ein generelles Unbehagen an den nicht abschätzbaren Folgen einer derartigen Massierung von Bewohnern zum Ausdruck gebracht. Le Corbusier weist in seinen Schriften und Berichten wiederholt auf diese Behinderungsversuche hin.

1947 ein offizielles Protestschreiben des *Conseil Supérieur de l'Architecture et de l'Urbanisme en France*, dessen Mitglied Le Corbusier bis dahin selber gewesen ist:

1948 eine als Sonderbeilage zu der Zeitschrift *L'Architecture Française* publizierte Attacke des *Conseil Supérieur d'Hygiène Publique de France* gegen die angeblich ungesunden Wohnbedingungen in der *Unité* sowie Verstöße gegen das Hygienegesetz.

1950 eine Stellungnahme des Vorsitzenden der Ärztekammer des Bezirks Seine, eines Psychiaters, der eine akute Gefahr von Geisteserkrankungen in einer derartigen *Unité* prognostiziert.⁴⁷

Die *Unité d'habitation* in Marseille ist nicht nur von ihren qualitativen Ansprüchen her, sondern auch, was ihre quantitativen Dimensionen betrifft, ein für die damalige Zeit maßstabssprengendes Projekt. Im Atelier Le Corbusiers in der Rue de Sèvres arbeiten daran zeitweise bis zu dreißig Personen, zählt man seine Mitarbeiter auf der Baustelle in Marseille noch hinzu, sind über die siebenjährige Planungs- und Bauzeit hinweg mehr als 100 Personen an dem Projekt beteiligt

⁴⁵ Siehe auch Sbriglio, 1992, S.130f

⁴⁶ Candilis, 1978, S.126

⁴⁷ Le Corbusier, *L'Unité d'habitation...*, 1950, S.5f

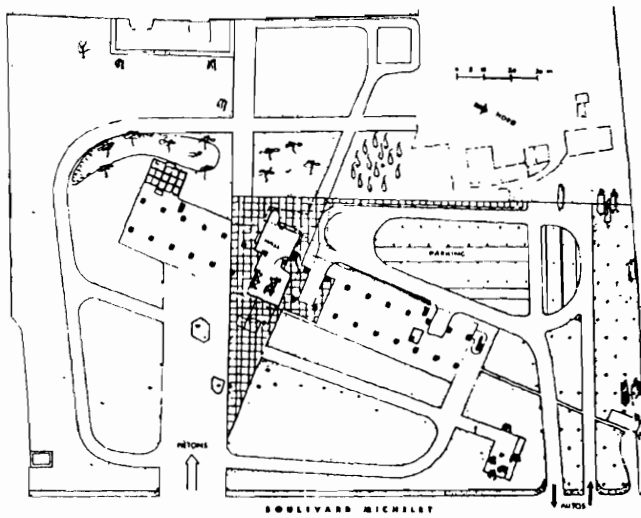


Abb 5 24. Endgültiger Lageplan der Unité d'habitation am Boulevard Michelet

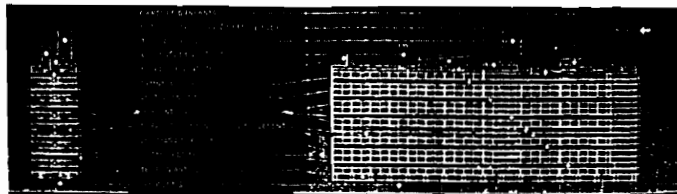


Abb 5 25. Schemaschnitt und -ansicht

Es werden über 2000 Pläne und Detailzeichnungen angefertigt,⁴⁸ und die Baukosten erreichen mit fast drei Milliarden französischer Francs eine für einen einzigen Wohnbaukomplex damals kaum vorstellbare Größenordnung.⁴⁹ Nachdem 1949 eine erste Musterwohnung fertiggestellt, voll eingerichtet und dem Publikum zugänglich gemacht worden ist, kommen täglich bis zu 200 Personen aus aller Welt, um das Projekt zu besichtigen. Georges Candilis, seinerzeit Bauleiter in Marseille, schreibt im Rückblick:

„Die Zahl der Leute, die die Baustelle besichtigten, war unvorstellbar groß. Die Neugierde erreichte ein Ausmaß, daß ich den Zutritt verbieten mußte, denn er stellte ein Unfallrisiko und eine Behinderung der Arbeiter dar.“⁵⁰

Zu den prominenten Besuchern der Baustelle zählen die Gattin des französischen Präsidenten, der Nobelpreisträger Lord Russell, Pablo Picasso und Fernand Léger, Marschall de Lattre de Tassigny und viele andere mehr. Zu den Fachkollegen, die während der Bauzeit nach Marseille kommen, gehören u.a. Alvaro Aalto, Auguste Perret und Ernst Neufert.⁵¹

Die Ausmaße sind monumental: ein einziges Gebäude, ein vertikales Quartier - 137 m lang, 24 m breit und 56 m hoch, getragen von einer Doppelreihe von 17 mächtigen, keilförmigen, sieben Meter hohen *pilons*. Darüber vom Erdboden abgehoben, insgesamt 337 Wohneinheiten⁵² auf der Basis von 23 Grundrissvarianten: für den Ein-Personen-Haushalt bis zur Familie mit acht Kindern.

Insgesamt sollen hier etwa 1600 Menschen ihr Zuhause finden. Dieser Wert, der von Le Corbusier immer wieder angeführt wird, stellt allerdings eher eine optimistische, rechnersche obere Grenze dar, als die in der Realität tatsächlich erreichbare Zahl. Denn um auf eine Gesamtzahl von 1600 Bewohnern zu kommen, müßten die 337 Wohneinheiten im Durchschnitt mit 4,7 Personen belegt sein, was, rein statistisch, unwahrscheinlich erscheint. Der tatsächliche Wert dürfte heute höchstens zwischen 1000 und 1200 Bewohnern liegen.⁵³

Im Gebäudeminneren werden die *maisonette*-artigen Wohnungen auf insgesamt 15 Geschoßebenen über fünf Korridore, die sog. Innenstraßen (*voies intérieures*), erschlossen. Im Regelfall sind dabei, im Querschnitt betrachtet, jeweils zwei Wohneinheiten um die Innenschließung zusammengefügt (Abb. 5.67).

Zwei zusätzliche Geschosse, auf halber Gebäudehöhe, dienen den sog. *services communs*, d.h. der Versorgung der Bewohner mit Lebensmittelgeschäften für den täglichen Bedarf (einen Zubringerdienst miteingeschlossen), Dienstleistungen, Bars und Restaurants sowie Gästezimmern in einem Hotellbetrieb.

⁴⁸ Diese Zeichnungen sind nachgewiesen in H.A. Brooks (Hrsg.), *The Le Corbusier Archive*, Bd. XVI und XVII: *Unité d'habitation, Marseille-Michelin*, Vol. I und II, New York, London und Paris 1983.

⁴⁹ Nach einem Bericht des Rechnungshofes aus dem Jahre 1955 betragen die Baukosten am Ende 2,8 Milliarden Francs (Sbriglio, 1992, S. 125), das sind etwa 15 000 Francs je Kubikmeter umbauter Raum. Le Corbusier geht 1950 (*Le Corbusier: L'Unité d'habitation*, 1950, S. 4) noch von einer Milliarde aus.

⁵⁰ Candilis, 1978, S. 134.

⁵¹ Candilis, 1978, S. 132ff.; Sbriglio, 1992, S. 137.

⁵² Diese Angabe bezieht sich auf den Zeitpunkt der Eröffnung. Später verändert sich diese Zahl immer wieder durch Umbauten, Zusammenlegungen und Umnutzungen: Aufgabe von Büro- und Geschäftsräumen usw.

⁵³ Für das Jahr 1990 gibt Sbriglio (1992, S. 166) einen Wohnungsbestand von 350 Einheiten an. Eine exakte Zahl läßt sich nicht feststellen, da die Wohneinheiten zwischenzeitlich privatisiert worden sind und auch seitens der Hausverwaltung keine genauen Belegungszahlen vorliegen. Die hier angegebenen Werte sind auf der Grundlage von Gesprächen mit der Hausverwaltung in Marseille geschätzt.

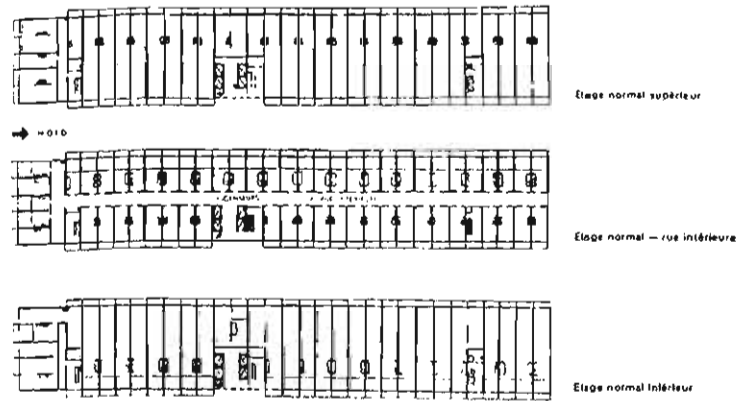
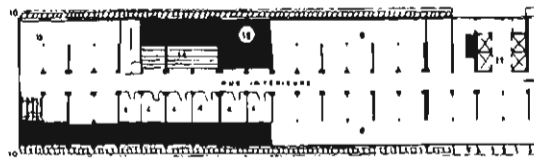
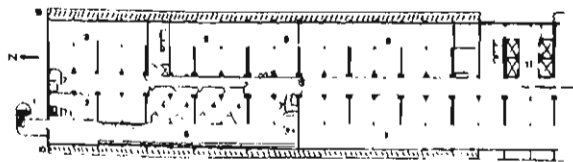


Abb 5.26. Unité d'habitation, Schemagrundrisse der Normalgeschosse



- Plan d'aménagement des services communs (niveau 8)
- | | |
|------------------------------|--------------------|
| 6 Boutiques | 12 Vids |
| 9 Studios ou ateliers | 13 Salon de lavage |
| 10 Les lamelles brise-soleil | 14 Brise-rue |
| 11 Ascenseurs | |



- Plan d'aménagement des services communs (niveau 7)
- | | |
|--|------------------------------|
| 1 Escalier de secours | 6 Magasin d'alimentation |
| 2 Hall d'entrée | 7 Lavabos |
| 3 Clubs de lecture, salons de lecture, de musique et projections | 8 Promenade publique |
| 4 Boutiques | 9 Studios ou ateliers |
| 5 Alimentation (céréal) | 10 Les lamelles brise-soleil |
| | 11 Ascenseurs |

Abb 5.27 Teilgrundrisse der ursprünglich geplanten Laden und Dienstleistungen auf den Ebenen 7 und 8

Im obersten Geschöß ist ein Kindergarten mit Vorschulgruppe untergebracht. Auf der Dachterrasse und in den dazugehörigen Aufbauten sind die *prolongements du logis* (Wohnfolgeeinrichtungen) vorgesehen. Neben einer Kinderkrippe mit dazugehörigen Außenflächen und einem kleinen Schwimmbecken sind dies Einrichtungen für Sport, Freizeit und Erholung: ein Freiluftturnplatz, eine Sporthalle, eine 300 m-Trainingsbahn, Solarium, Gemeinschaftsräume.⁵⁴

Weitere Gemeinschafts- und Freizeiteinrichtungen (Schulen und Sportanlagen) sind ebenerdig geplant, eingebettet in die Parklandschaft um die *Unité* herum. So sind in dem erwähnten zweiten Projekt (Abb. 5 22) im Umfeld u.a. eine Grundschule, eine Jugendherberge, ein Schwimmbad, ein Kindergarten und ein Garagenbauwerk mit Werkstätten vorgesehen. Sie können in dieser Form, abgesehen von dem Garagenbau, der im Jahr 1960, allerdings nicht von Le Corbusier, geplant und ausgeführt wird,⁵⁵ jedoch nicht realisiert werden.

Die gesamte technische Gebäudeausrüstung (Lüftungs- und Klimaanlage, Aufzugsmaschinen, Elektroversorgung, Wasser- und Abwasserleitungen, Müllschluckanlage) ist in einem begehbaren Technikgeschöß unterhalb des ersten Wohngeschosses untergebracht. In dieser sog. künstlichen Ebene (*sol artificiel*), die sich in einer lichten Höhe von zwei Metern unter der gesamten Länge des Baukörpers (mit Ausnahme der hohen Eingangshalle) erstreckt, ist die Gebäudetechnik jederzeit zugänglich, gut zu warten und leicht zu reparieren. Die Abführung der Leitungen erfolgt von dort aus durch Hohlräume innerhalb der *pilotis*.

Der Gebäudekörper ist exakt in Nord-Süd-Richtung positioniert. Damit können alle Standardwohnungen sowohl von Osten als auch von Westen her Sonne und Licht empfangen, ein Optimum nach 'funktionalistischen' Ansprüchen. Eine kleine Zahl von Wohnungen (auf der schmalen Südfront) ist ausschließlich süd-orientiert. Die Nordseite bleibt völlig geschlossen.

Das Grundstück umfaßt eine Fläche von insgesamt 3,68 ha, von denen lediglich 3,288 qm überbaut sind,⁵⁶ somit also 33 512 qm als unbebautes, freies Areal verbleiben. Nach den Vorstellungen der *Ville Radieuse* soll dieses in eine weitläufige Parklandschaft verwandelt werden. In der Realität von Marseille wird es heute allerdings zu großen Teilen von versiegelten Erschließungsflächen und Parkierungsanlagen aufgezehrt.

Die Nettowohndichte beträgt dementsprechend bei angenommenen 1600 Bewohnern ca. 435 EW/ha, bei 1000 bis 1200 Bewohnern (was der tatsächlichen Belegungsziffer, wie erläutert, näher kommen dürfte) ca. 270 bis 330 EW/ha. Der von Le Corbusier in diesem Zusammenhang immer wieder angeführte

⁵⁴ „In halber Höhe des Gebäudes (7. und 8. Stockwerk) befindet sich die Straße mit den Lebensmittelgeschäften (Fleisch, Wurstwaren, Fische, Kolonialwaren, Weine, Milch- und Milchprodukte, Backwaren, Obst und Gemüse, fertige Gerichte) mit Zubringerdienst in die Wohnungen. Ein Restaurant, eine Snackbar und ein Tearoom dienen der Verpflegung. Ferner sind vorhanden: Wäscherei, Glätterei, chemische Kleiderreinigung und Färberei, Drogerie, Coiffeur, Post, Tabakladen, Zeitungskiosk, Buchhandlung, Apotheke. An der gleichen *rue intérieure* liegen die Hotelzimmer für die Gäste. Im obersten () Stockwerk sind Krippe und Kindergarten eingerichtet, die mit einer für die Kinder reservierten Dachterrasse mit Schwimmbassin verbunden sind. Auf dem Dachgarten befinden sich Aussichtsturm, Sonnenbad, Turnhalle, Freiluftturnplatz, Trainingsbahn von 300m Länge, Buffet-Bar etc.“ (Le Corbusier, *Oeuvre complète 1946-1952*, 1955, S. 198)

⁵⁵ Auch Le Corbusier hat Vorentwürfe für ein Garagenbauwerk erarbeitet, die jedoch nicht zur Ausführung gelangten. Er hat dabei 250 PKW- und 600(?) Fahrradstellplätze auf vier Etagen, von denen drei unter der Erde liegen, vorgesehen. Die entsprechenden Zeichnungen sind unter der Nr. 25.640 des Le Corbusier Archivs in Brooks, 1983, Vol. 1, S. 253, dokumentiert.

⁵⁶ Le Corbusier führt in diesem Zusammenhang mehrfach einen Wert von 2.200 qm an, der aber rechnerisch falsch ist, denn 137 m x 24 m (Außenmaße der *Unité*) = 3.288 qm.

Plan du toit-terrasse

- 1 Montagnes artificielles
- 2 Bac à fleurs
- 3 Cheminée de ventilation
- 4 Gymnase
- 5 Solarium est
- 6 Vestibule et terrasse supérieure
- 7 Solarium ouest
- 8 Tables en béton
- 9 Tour d'accenseur avec entrée de la terrasse et bar
- 10 Escalier extérieur
- 11 Plate de couron à pied de 300 m
- 12 La rampe reliant l'étage du service aux étages (17^e étage) avec la terrasse et la garde d'enlente
- 13 Garde d'enlente
- 14 Jardin d'enlente
- 15 PISCINE
- 16 Balcon
- 17 Mur brise-vent (théâtre en plein air)

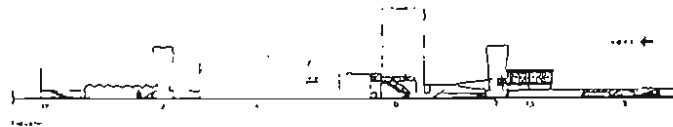


Abb. 8.28. *Unité d'habitation. Grundriß und Aufriß der Dachzone*



Abb. 8.29. *Unité d'habitation (Arch.-Landschaft, 1955)*

Dichtewert von 500 EW/ha⁵⁷ ist von daher, im Sinne einer Idealprojektion, reichlich übertrieben und mit *Unités* des Marseiller Modells „in einem Abstand von zwei bis dreihundert Metern“⁵⁸ auch nicht zu erreichen.

Marseille soll zum Modellfall und Prototyp werden, zum schlagenden Beweis einer neuartigen Wohnform und Ausgangspunkt ihres weltweiten Siegeszugs. Diesen hat sie jedoch niemals angetreten. Sicherlich, es gibt eine Vielzahl von Nachfolgebauten, überall auf der Welt. Diese sind jedoch alle eigentlich nur Mißdeutungen, Fragmente, Entstellungen des ursprünglichen Modells geblieben, das in seinem globalen, totalitären Anspruch (dem Ruf nach der Autorität!) vielleicht auch gar nicht einlösbar ist (oder besser nicht eingelöst werden sollte). Le Corbusier selber erhält noch viermal die Chance einer Verwirklichung seiner Idee: 1952-55 in Nantes-Rezé, 1956-58 in Berlin, 1956-63 in Briey-en-Forêt, 1959-67 in Firminy, in allen Fällen allerdings nur in einer in Form und Ausstattung gegenüber dem originären Modell erheblich reduzierten Art und Weise.⁵⁹

⁵⁷ So z.B. in Le Corbusier, *Kinder der Strahlenden Stadt*, 1968, S.21

⁵⁸ Le Corbusier, *L'Unité d'habitation...*, 1950, S.57

⁵⁹ Siehe dazu Abschnitt 5.5. *Vier weitere Unités*



Abb. 50 Projekt für eine Neue Bahnstation in Marseille-Veyres im Süden der
 Igehomeratum (1919)



Abb. 51 Projekt einer Ergänzung der am Boulevard Michelet realisierten
 Umf. durch drei weitere Wohnschichten und zwei Pankthäuser, 1951
 (die rechte Seite Umf. bezieht sich links auf der Abbildung)

5.2. Das städtebauliche Modell einer Strahlenden Stadt

„Seit 1945 ging - und geht noch immer - die Saat des 'Plan Voisin' und der 'Ville Radieuse' in der ganzen Welt auf. Die Erfahrungen sind nicht überall sehr erfreulich. Wo immer das Evangelium der 'ville verte' in die falschen Hände geriet, erwies sich das Programm als Wurzel einer neuen, tragischen Entmenschlichung der Stadt.“⁶⁰
 „Die Strahlende Stadt hat keinen Namen, keine Stätte, sie existiert nicht, sie ist ein Schema (...) damit die äußerste Konsequenz einer Auflösung des städtischen Raums.“⁶¹

Im Gegensatz zum dezidiert *gegen* die Großstadt gerichteten Charakter anderer Reformbewegungen der Moderne akzeptiert Le Corbusier die Großstadt als die angemessene Lebensform des 'Maschinenzeitalters'. Er strebt nicht nach ihrer Zerschlagung; im Gegenteil, er möchte ihre Dichte - und damit, wie er sagt, ihren „Wirkungsgrad“ - noch erhöhen. Dabei geht er allerdings von einem völlig neuen Organisationsmodell der Stadt aus, das mit den historisch überlieferten und erprobten sozialräumlichen Mustern nichts mehr zu tun haben will. Auch wenn er in diesem Zusammenhang immer wieder vom Versuch einer Synthese von *Gartenstadt* und *Großstadt* redet, hat die sog. Strahlende Stadt mit beiden Raummodellen eigentlich nicht viel gemein.

Die Kritik ist von Anfang an heftig, bis hin zu der Behauptung (siehe oben), daß die Neue Stadt eigentlich gar keine 'Stadt' (im üblichen Sinn) mehr sei, sondern deren grundsätzliche Negation und kaum mehr als ein vereinfachendes additives Schema.

Le Corbusier selber erhält niemals die Chance, die Strahlende Stadt in einem größeren Ausmaß zu realisieren (und auch die Versuche seiner zahlreichen Epigonen sind weitgehend gescheitert). Als Gesamtprojekt ist sie auf dem Papier geblieben. Nicht zuletzt auch in Marseille.

5.2.1. Beispiele: Nemours (1934), Saint-Dié (1945), Meaux (1956)

Auch in Marseille ist die *Unité d'habitation*, nach den Vorstellungen Le Corbusiers, nur als erster Baustein einer neuen, 'strahlenden' Stadtstruktur gedacht gewesen - die *Wohnzelle* als Grundlage der *Wohnheit* und diese wiederum als repetitives Grundelement der ganzen Stadt. Während ihrer fünfjährigen Bauzeit werden eine Reihe von Planungsvorschlägen erarbeitet, die aufzeigen sollen, wie man sich in dieser Stadt ein solches städtebauliches Modell vorzustellen hat.

Neben dem Projekt für ein turmartiges Verwaltungs- und Geschäftszentrum am Alten Hafen von Marseille (datiert mit dem 15. Oktober 1947, dem Tag nach der Grundsteinlegung für die *Unité* am Boulevard Michelet) zählt dazu das Projekt für eine *Neue Wohnstadt in Marseille-Veyres*, im Süden der Agglomeration, aus dem Jahr 1949 (Abb. 5.30). In insgesamt 23 *Unités*, in strenger Nord-Sud-Ausrichtung angeordnet, sollen hier mehr als 40 000 Einwohner unterge-

⁶⁰ Von Moos, 1968, S.199

⁶¹ Castex, Dépaule und Panerai, Vom Block zur Zeile. Wandlungen der Stadtstruktur, Braunschweig und Wiesbaden 1985, S.135

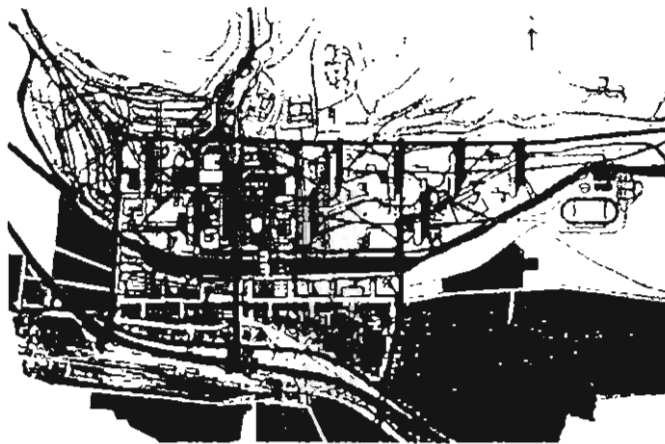


Abb. 52 Projekt für den Wiederaufbau von Saint-Die, 1945
 die grau angelegten Flächen im Süden markieren das unzerstörte
 städtische Stadtgebiet

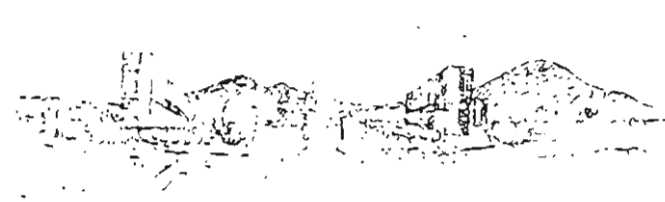


Abb. 53 Projekt für den Wiederaufbau von Saint-Die Blick in den zentralen
 Stadtbereich



Abb. 54 Gebäude in Saint-Die, 1946, Ansicht und Querschnitt

bracht werden.⁶²

Zwei Jahre später, 1951, erfolgt ein Vorschlag für das unmittelbare Umfeld der Baustelle am Boulevard Michelet deren Ergänzung durch drei weitere Wohnscheiben auf der anderen, östlichen Seite des Boulevards sowie zwei kleinere, zylindrische Wohntürme für Junggesellen und unverheiratete Paare.⁶³ Das Luftfoto, in welches die Planung einmontiert ist (Abb 5.31), macht den krassen Maßstabsprung zwischen der feinen Körnung und dem kleinteiligen Parzellierungsmuster der vorhandenen Substanz und den Dimensionen der Neubauvorschläge deutlich, das Alte ist hinfällig geworden - diese *Unités* stehen für eine *neue* Stadt. Selbstbewußt heißt es bei Le Corbusier

„Diese Unités sollten ganz einfach die Stadt durch eine bisher unbekannte Anordnung der Wohnungen ersetzen.“⁶⁴

In einer weiteren Skizze wird diese Vision noch ausgedehnt und der gesamte Süden von Marseille mit *cluster*-artigen Gruppen von *Unités* besetzt

Bemerkenswert ist die Konstanz dieser Visionen über Jahre und Jahrzehnte hinweg. Aus der Fülle der Planungen für die Verwirklichung einer Strahlenden Stadt seit Mitte der 20er Jahre seien an dieser Stelle nur drei Beispiele, im Abstand von jeweils elf Jahren, stellvertretend vorgestellt

1934 erfolgt die Planung der *Neuen Stadt Nemours* an der nordafrikanischen Küste, an einem neu ausgebauten Hafenstandort an der Straße von Algier nach Fez gelegen (Abb 5.13/5.14). Kurz nach Abschluß des CIAM-Kongresses in Athen (1933) konzipiert, ist diese die erste und bis heute eine der konsequentesten Planungen nach den Prinzipien der *Chartes d'Athènes*. Die Stadt, die in ihrem Endausbau 50.000 Einwohner beherbergen soll, ist in voneinander klar getrennte Funktionsbereiche gegliedert: das Wohnviertel am Hang, das Geschäftszentrum am Ufer über dem Hafen, von weit her zeichenhaft sichtbar, die Industrieanlagen deutlich separiert und von Bahngleisen erschlossen

Es ist das erste Projekt, bei dem die Wohnheiten als *freistehende* Scherben - gemäß dem Typus, wie er erst mehr als 15 Jahre später in Marseille zur Realisierung gelangen wird - vorgeschlagen werden. Die insgesamt 18 *Unités d'habitation* (als eigenständige Quartiere mit jeweils 2500 Einwohnern vorgesehen) staffeln sich amphitheatralisch den ansteigenden Hang hinauf, jeweils auf Lücke gesetzt, um den bestmöglichen Ausblick auf das Meer zu genießen. Sie werden von einem autobahnähnlichen Erschließungsring als einziger Zufahrtsstraße bedient; ansonsten wird das parkähnlich gestaltete Gelände ausschließlich von Fußwegen durchquert.⁶⁵

Im Gegensatz zu Nemours, welches ein weithin unbekanntes Projekt bleiben wird, ist der *Wiederaufbauplan für Saint-Dié*, elf Jahre später (1945), von grossem internationalen Interesse begleitet (Abb 5.32/5.33). Für die von den deutschen Truppen in weiten Bereichen zerstörte Stadt wird eine neue Struktur vorgeschlagen, die mit dem traditionellen Raumgefüge (und seinen kleinstädtischen Gebäuden, Straßen und Platzräumen), das diesen Ort einst bestimmte, nichts mehr zu tun haben will. In diesem Fall sind es acht *Unités*, wiederum in Nord-Süd-Ausrichtung, die als große freistehende Wohngebäude für 20.000 Einwoh-

⁶² Le Corbusier, *Oeuvre complète 1946-1952*, 1955, S. 90ff

⁶³ Le Corbusier, *Oeuvre complète 1946-1952*, 1955, S. 103ff

⁶⁴ Le Corbusier, *Oeuvre complète 1946-1952*, 1955, S. 196

⁶⁵ Zur Planung für Nemours siehe auch Le Corbusier, *Grundfragen* - 1945b (1954), S. 72f; ders., *La Ville Radieuse*, 1935 (1964), S. 311ff; ders., *Oeuvre complète 1934-1938* 1953, S. 25ff

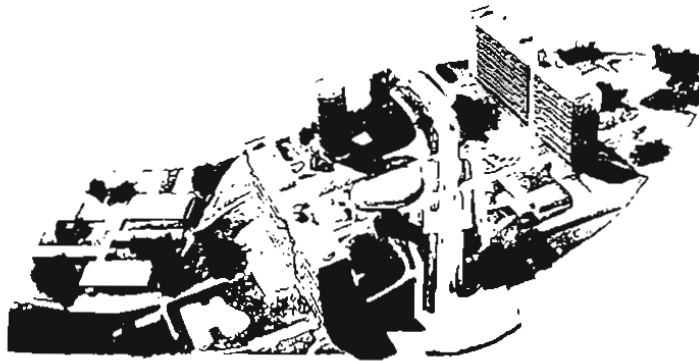


Abb. 5.35 Wettbewerbsentwurf für zwei Unies und einen Junggesellenturm in Strasbourg (1951)

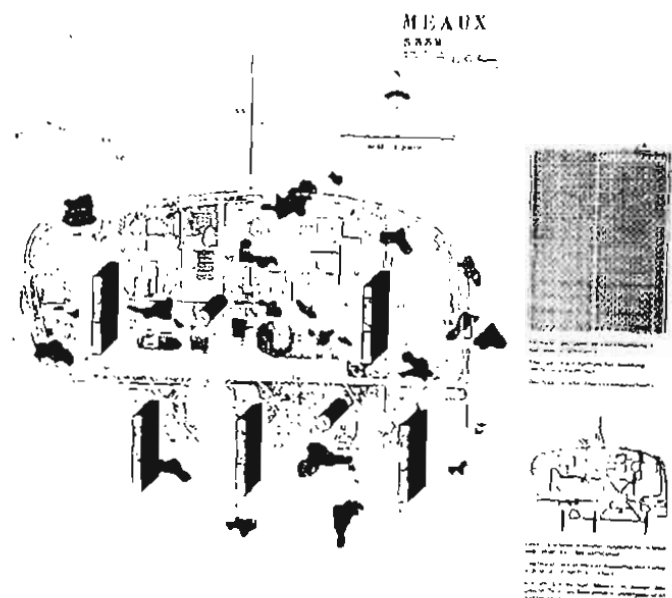


Abb. 5.36 Projekt mit Mainz (1950) mit Nebenzizze zur Verdeutlichung des Flächenverwands, das die Siedlungsmodell der Unies im Vergleich zu einer herkömmlichen Einfamilienhausbebauung

ner einen zentralen Stadtbereich (*centre civique*) mit Kultur-, Geschäfts- und Verwaltungseinrichtungen umrahmen. Ein Industrieviertel im Grünen, in fußläufiger Entfernung zum Wohnen, ist südlich des Flusses untergebracht.

Auch dieser Plan wird, abgesehen von einer kleinen Fabrik (Abb 5.34), nicht verwirklicht. Der dem gleichen Geist verbundene Prototyp von Marseille ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht gebaut, weshalb Le Corbusier in einer Rückschau wehmütig vermerkt:

„Die Chronologie hätte umgekehrt sein müssen. 1945 hatte Marseille gebaut und 1952 dann das Projekt für Saint-Dié vorgelegt werden müssen.“⁶⁶

Weitere elf Jahre später, 1956, erfolgt die Planung für *Meaux* (Abb 5.36). Das Prinzip bleibt das gleiche. Die fünf *Unités de grandeur conforme* werden in diesem Fall durch zwei zylindrische Türme für Alleinwohnende und kinderlose Paare ergänzt, einen Typ, den Le Corbusier zwischenzeitlich schon bei seinem Projekt für Marseille von 1951 (Abb 5.31) sowie einem Wettbewerbsentwurf für Strasbourg, gleichfalls aus dem Jahr 1951 (Abb 5.35), vorgeschlagen hat.

In die weitläufigen Freiflächen zwischen den Wohnheiten sind in Meaux niedrige Gebäude mit Sozial- und Freizeiteinrichtungen eingestreut. Das Straßennetz differenziert sich, als ein von der Baustruktur völlig unabhängiges System, nach den Kategorien der „7 V“, einschließlich eines Anschlusses an die Nationalstraße nach Paris (als Kategorie VI).⁶⁷

In einer kleinen Nebenskizze (Abb 5.36 rechts) setzt Le Corbusier seinem Projekt eine herkömmliche Überbauung mit freistehenden Einfamilienhäusern entgegen, um den „Flächengewinn“ bei gleicher Anzahl von Wohnheiten zu demonstrieren: ein von ihm gerne und häufig angewandtes Verfahren, dem allerdings der Mangel anhaftet, daß der Vergleich, aus ideologischen Gründen, stets nur mit der äußerst flächenextensiven Einzelhausbebauung gesucht wird, niemals aber mit anderen (flächenparsamonen) Formen einer verdichteten Bauweise (z. B. einem Geschosswohnungsbau mittlerer Höhe).

⁶⁶ Le Corbusier, *Oeuvre complète 1946-1952*, 1955, S. 12. Zur Planung von Saint-Dié siehe auch: ders., *Oeuvre complète 1938-1946*, 1955, S. 134ff.

Als weiteres Projekt der unmittelbaren Nachkriegszeit ist noch der Erweiterungsplan für La Rochelle-Pallice an der Atlantikküste zu erwähnen (1945/46), der dem gleichen Grundschema wie Saint-Dié folgt (Le Corbusier, *Oeuvre complète 1938-1946*, 1955, S. 166ff).

⁶⁷ Zu Meaux siehe Le Corbusier, *Oeuvre complète 1952-1957*, 1957, S. 175ff.



rm in



ing des
rgleich

5.2.2. Stadtplanung als neuer Schöpfungsakt: die Ablehnung der überlieferten Stadt

„Eine neue Stadt ersetzt die alte Stadt.“⁶⁸
 „Es gibt keinen größeren Gegensatz, als zwischen der in der Chartes d'Athènes der CIAM aufgestellten Auffassung vom 'Wohnen, Arbeiten, Körper- und Geist-pflegen, Zirkulieren' und jener, die sich mit den Begriffen 'Straße, Gehweg, Gebäudereihe, Hinterhof, künstliche Verschönerungen' erfassen läßt.“⁶⁹
 Le Corbusier

In diesen beiden Zitaten tritt eine entscheidende Grundhaltung der Strahlenden Stadt zutage: die Forderung nach der *tabula rasa* als Voraussetzung eines vollständigen Neubeginns - eines Neustarts vom Nullpunkt aus. Le Corbusier betont immer wieder den gewollten Abriß der bestehenden Stadt. Alle bisherigen Erfahrungen spielen keine Rolle mehr, sind außer Kraft gesetzt. Stadtplanung wird zu einem radikalen Schöpfungsakt *ex novo* erhoben. Die neue Stadt soll über der alten entstehen, die alte Un-Ordnung durch eine neue Ordnung ersetzt werden! Der *Plan Voisin* ist das erste und vielleicht grundsätzlichste Beispiel dafür.⁷⁰

Die bestehende Stadt und ihr räumliches Gefüge werden als Ursache aller städtischen Mißstände betrachtet: räumliche Beengtheit und exzessive Überbauungsdichte, ungeordnete Verkehrsverhältnisse und daraus folgende Lärm- und Gestankbelastigung, unzureichende Grün- und Freiflächen, Mangel an Luft und Sonne.

Alles, was vorhanden ist und sich über lange Zeit entwickelt hat, und damit das gesamte tradierte Regelwerk der abendländischen Stadtkultur, soll erst einmal zerschlagen, das Gelände gesäubert werden. Die Strahlende Stadt setzt ein freies Terrain voraus. Bekannt sind die Attacken gegen die „Korridorstraße“, die in den Schriften Le Corbusiers immer wieder als Hauptangriffsziel ins Visier genommen wird.

„Saubern wir zuerst das Terrain. Die Korridorstraße muß beseitigt werden. Man wird erst nach dieser vorläufigen Maßnahme mit dem modernen Städtebau beginnen können. (...) Aus den Korridorstraßen werden die Korridorstädte. Die ganze Stadt besteht aus Korridoren. Was für ein Anblick! Wo bleibt die Ästhetik! Wir sagen nichts - wir leiden.“⁷¹
 „Die Straße ist eine Rinne, eine tiefe Spalte, ein enger Gang. Man hat das Gefühl, als stoße man sich an den Mauern zu beiden Seiten die Ellenbogen wund.“⁷²

Die Korridorstraße steht gleichsam stellvertretend für das komplexe sozialräumliche Gefüge der überlieferten Stadt: Straßen und raumbildende Gebäudeflüchten, Plätze und Höfe, die Beziehung vom Haus zur Straße und vom Haus zur Parzelle, vorne und hinten, außen und innen. Die ganze „Parzellenwirtschaft“⁷³ muß aufgelöst werden, erst mit diesem Schritt läßt sich für Le Corbusier die

⁶⁸ Le Corbusier, *La Ville Radiense*, 1935 (1964), S. 135.

⁶⁹ Le Corbusier, *Grundfragen*, 1945b (1954), S. 62.

⁷⁰ Kein anderes der hier vorgestellten Paradigmen hat dieses in einer solchen Radikalität eingefordert. Selbst der Zeilenbau des Dummerstocks, als solcher ein völlig neuartiges Muster der Strukturbildung, hat nicht die Auflösung der gegebenen Stadt zur Ausgangsbedingung gemacht, sondern sich zunächst einmal als deren, wenn auch ganz anders geartete, Erweiterung begriffen.

⁷¹ Le Corbusier, *Feststellungen*, 1930 (1964), S. 159.

⁷² Le Corbusier, *Feststellungen*, 1930 (1964), S. 183.

⁷³ Le Corbusier, *Feststellungen*, 1930 (1964), S. 194.

notwendige „Revolution des Städtebaus“ vollziehen:

„Das Haus muß weg von der Straße, die Begriffe des 'Straßenzugs' und des 'Hinterhofs' sollen verschwinden.“⁷⁴

Daß damit keineswegs eine ferne Utopie gemeint ist, sondern ein unmittelbar umzusetzendes Modell, macht nicht zuletzt Le Corbusiers eigene Begriffswahl deutlich, wenn er z.B. 1922 in bewußter programmatischer Absicht von einer *Zeitgenössischen* und keineswegs einer 'zukünftigen' Stadt spricht

Dabei liegt die Vermutung nahe, daß die durch den Krieg angerichteten Zerstörungen als willkommene Vorleistung betrachtet werden

„Es herrscht nur ein Prinzip: überall dort, wo die Bomben zerstorten, zieht Grun ein, erheben sich Gebäude aus der freien Natur. Straßenzüge und Hinterhöfe werden abgeschafft. Es ist dies eine lebenswichtige Entscheidung!“⁷⁵

Als erhaltenswert gelten allenfalls die *natürlichen* Gegebenheiten der jeweiligen Situation, die vorhandenen Baume etwa, als Bestandteil der angestrebten Parklandschaft.

Der Akt einer solchen grundlegenden städtischen Neuschöpfung geht dabei mit einem Akt der radikalen Vereinfachung (bis hin zum Schematismus) nicht allein in baulicher, sondern auch in soziokultureller Hinsicht einher. Außer Kraft gesetzt werden nicht nur die räumlichen Bestimmungsmuster, sondern auch die mit diesen verbundenen sozialen Potentiale und Implikationen: die Gebrauchswerte und Lebensweisen im traditionellen Gefüge der Stadt, mit ihrer differenzierten Stufung von der Öffentlichkeit zur Privatheit (und einer Vielzahl von subtilen Zwischenformen). Wenn die vertrauten städtischen Handlungsraume verschwinden und mit ihnen der Reichtum und die Vielfalt der überlieferten Stadt (und der Menschen, die in ihr leben), dann ist die Stadt nicht mehr der Ort komplexer, alltäglicher Lebensvollzüge, sondern ein weitgehend abstraktes Gebilde. Der Verlust ihres 'Milieus' und der Verzicht auf die 'Wirklichkeit' als einer zentralen Komponente des Planungs führen dann zu einer Reduktion des Stadtentwurfs auf ein rationales, weitgehend theoretisches Organisationsprinzip und/oder auf ein vornehmlich ästhetisch bedingtes 'Bild' einer großmaßstablichen Architektur-Landschaft.

⁷⁴ Le Corbusier, *Grundfragen...*, 1945b (1954), S.84

⁷⁵ Le Corbusier, *Grundfragen...*, 1945b (1954), S.68

Die Radikalität der Vorschläge nimmt sozusagen die Katastrophe, in diesem Fall den verheerenden Krieg, als Voraussetzung ihrer Realisierung in Kauf. In einem Manuskript Le Corbusiers vom 30.3.1940 heißt es unter dem Titel *Die Architektur und der Krieg*: „Die Architektur des Krieges könnte ein großes Laboratorium werden und, im Frieden, den einzigen Daseinsgrund dieses Krieges mit sich bringen: nämlich den Beginn einer zweiten Phase des Maschinenzeitalters durch eine harmonische Neubesetzung des Grund und Bodens unseres Vaterlands, durch Städte und Landschaft, Acker und Dörfer, Wohnungsbau, Architektur und Stadtbau.“ (Erstveröffentlichung in *Gazette Dunlop*, Nr. 232, Mai 1940, hier zitiert nach Daniel le Couédic, *Un avatar flamboyant et funeste de la modernité*, in *Urbanisme*, Nr. 282, 1995, S.56)

5.2.3. Planen für den 'funktionalen Betrieb': die Stadt als *Maschine*

Wenn die 'neue' Stadt nicht mehr vorrangig nach räumlichen Kategorien strukturiert ist, dann bedarf sie eines anderen Betrachtungs- und Ordnungsmusters und eines neuen städtebaulichen Instrumentariums. An die Stelle der *morphologischen* treten fortan *funktionale* Kategorien. Gemäß den Lehrsätzen der CIAM basieren diese auf der bekannten, schematischen Gliederung der Stadt in funktionsbezogene, homogene Einheiten: die Zonen des Wohnens, des Arbeitens, des Sich-Erholens und des Sich-Fortbewegens als die vier Grundkategorien des Stadtplanung.⁷⁶ Ihre Isolierung und separate Betrachtung wird zur grundlegenden Methode. Jede dieser Zonen soll als solche ihre optimale Lösung erfahren. Städte-Bau vollzieht sich dann als arithmetische Summe und möglichst effiziente Zuordnung seiner elementaren Teil-Einheiten.⁷⁷

Damit läßt der städtebauliche Planungsprozeß in wesentlichen Aspekten eine Verwandtschaft zum Produktionsprozeß in einer Fabrik erkennen. Die Stadt wird wie eine Produktionsstätte strukturiert. Zunächst werden die Funktionen getrennt, dann bekommt jede ihren Bereich zugewiesen und schließlich werden sie wieder miteinander verbunden. Dahinter steht die technokratische Vorstellung, die Stadt wie einen modernen Betrieb möglichst rationell und effizient zu organisieren und zu steuern. Im Lehrsatz Nr. 84 der Charta von Athen heißt es dementsprechend:

„Die Stadt wird den Charakter eines im voraus durchdachten Unternehmens annehmen, das den Regeln eines allgemeinen Planes unterworfen ist.“⁷⁸

Aufgabe der Stadtplanung soll es sein, das reibungslose Funktionieren des städtischen Apparates zu gewährleisten. Von daher resultiert die Analogie zur *Maschine* und die Annahme, daß die Leistungsfähigkeit dieser Maschine, vorausgesetzt, die Technik stimmt (wovon man allerdings bedingungslos überzeugt ist), an jedem Ort, überall auf der Welt, von gleichem Wirkungsgrad und konstanter Qualität sein werde.⁷⁹

Die Vorstellung von der Stadt als einer *Maschine* geht von deren endgültiger Perfektion aus. Die Maschine erfüllt die Aufgabe, die ihr gestellt wird, auf vollkommene Art und Weise. Sie ist ein Werkzeug, das keine Probleme ungelöst, keine Fragen offen läßt. Sie liefert definitive Lösungen und ist damit eine Stadt der vollständigen Kontrolle der Planung (und des Planers) über den städtischen Raum. Das individualistische Durcheinander der *alten* Stadt soll durch die rei-

⁷⁶ „Der Schlüssel zum Städtebau liegt in folgenden vier Funktionen: Wohnen, Arbeiten, Sich Erholen (in den freien Stunden), Sich Fortbewegen.“ (Charta von Athen Art. 77, aus Hilpert, 1984/1988, S. 156).

Anzumerken ist ferner, daß solche Überlegungen zu einer funktionalen Gliederung der Stadt keineswegs eine Erfindung der CIAM sind, sondern ihre Ursprünge schon weitaus früher haben: Brunner (1876), Stubben (1890) und Eberstadt (1909) haben in ihren städtebaulichen Handbüchern vor und nach der Jahrhundertwende bereits ähnliche Forderungen vertreten, und Le Corbusier hat diese in seiner *Cité radieuse* erstmals in einem umfassenden städtebaulichen Projekt konzeptionell umgesetzt.

„Klar umrissene und speziell ausgebildete Zonen entsprechen den Funktionen; sie sind durch gut gewählte Berührungspunkte miteinander verbunden.“ (Le Corbusier, Grundfragen, 1929/1954, S. 65).

⁷⁷ Charta von Athen, Lehrsatz 84, in Hilpert, 1984/1988, S. 161.

⁷⁸ „Technik ist nicht örtlich bedingt, sie ist Gemeinbesitz.“ (Le Corbusier, Grundfragen, 1929/1954, S. 24).

nungslose Ordnung und vorbildliche Übersicht der *neuen* Stadt ersetzt werden.⁸⁰ Nichts bleibt ungeplant oder dem Zufall überlassen. Die Stadt bietet keine undefinierten Grauzonen oder Nischen mehr; dafür bleibt, wenn überhaupt, nur der Rückzug ins Private der eigenen Wohnung.

Um technisch einwandfrei funktionieren zu können, muß die Maschine als Gesamtsystem realisiert werden. Es dürfen keine Teile fehlen oder nach Belieben ausgetauscht werden. Sie beinhaltet damit auch ein weitgehend 'geschlossenes' System.

Die Versprechungen der neuen Ordnung können nur durch eine starke zentrale Macht eingelöst werden, von daher der Ruf nach der durchsetzungsfähigen „Autorität“, als dem mit allen Entscheidungsbefugnissen ausgestatteten 'Betriebsleiter', wie ihn Le Corbusier wiederholt erhoben hat. Die *Autorität* hat die Entscheidungen zu fällen und den Plan durchzusetzen, über alle Partikularinteressen hinweg.⁸¹ Die Objektivität der Maßnahmen soll durch die Berufung auf die Technik und die Techniker (als die unfehlbaren Betriebsingenieure) gewährleistet bleiben:

„Mit derartigen Aufgaben müssen Menschen mit klarem Blick, solche die 'vorausplanen' können, betraut werden.“⁸²

Eine besondere Bedeutung innerhalb dieses funktionalen Betriebsmodells, das die alltäglichen Lebensvollzüge in unterschiedliche städtische Zonen auseinanderdividiert, kommt der Beziehung zwischen den Zonen des Wohnens und des Arbeitens zu. Dadurch, daß beide Bereiche nur noch separat existieren (bzw. in einer ausschließlich additiven Verknüpfung), wird ihre jeweilige Komplexität erheblich reduziert, ein Prozeß, den Thilo Hilpert in seiner Analyse als die „Rationalisierung des Lebens im Zweitakt rhythmus“⁸³ apostrophiert hat.

Dennoch ist diese Beziehung häufig mißverstanden worden. Auf der einen Seite wird die Forderung nach einer grundsätzlichen räumlichen *Trennung* erhoben (vor allem im Hinblick auf ein produzierendes Gewerbe, wie es in den Blöcken der Gründerzeit oft zu unerträglichen Lebensbedingungen geführt hat).⁸⁴ Auf der anderen Seite soll jedoch auch eine möglichst enge *Verbindung* der beiden Funktionen gewährleistet sein, nicht zuletzt um die (frei)zeitraubenden Verkehrsbewegungen gering zu halten.⁸⁵

Auf konsequente Art und Weise hat Le Corbusier diese Frage im Bandstadtmodell der *Linearen Industriestadt* zu lösen versucht, und zwar durch eine Anordnung der drei Funktionen Wohnen, Arbeiten und Sich-Erholen *senkrecht* zu den Verkehrs- und Transportwegen, in einer fußlaufigen Distanz von höchstens vier Kilometern (Abb. 5.17). Die Reduzierung der zurückzulegenden Wegelängen soll der Erhöhung der taglichen Freizeit (insbesondere für sportliche Be-

⁸⁰ Castex, Dépaule und Panerai (1985, S. 136) sprechen in diesem Zusammenhang von der „Ordnungsbesessenheit“ Le Corbusiers.

⁸¹ Die „Autorität“ ist für Le Corbusier eine absolute Kategorie, die im einzelnen nicht weiter spezifiziert wird. Im Gegensatz zum parlamentarischen Staat, von dem Le Corbusier in Ermangelung öffentlicher Aufgabe enttäuscht ist, wird ihr eher ein mazenatischer Charakter beigemessen, dem aufgeklärten Prinzen gleich.

⁸² Le Corbusier, *Grundfragen...*, 1945b (1954), S. 114.

⁸³ Hilpert, 1978, S. 278.

⁸⁴ In der Charta von Athen heißt es dazu: „Die für die Industrie bestimmten Teile der Stadt müssen unabhängig von den für das Wohnen bestimmten Teilen sein und voneinander durch einen Grünzug getrennt werden.“ (Charta von Athen, Art. 47, in Hilpert, 1984/1988, S. 143).

⁸⁵ „Die Entfernungen zwischen Arbeitsplatz und Wohngebiet müssen auf ein Minimum reduziert werden.“ (Charta von Athen, Art. 46, in Hilpert, 1984/1988, S. 143).

tätigkeiten) zugute kommen. Doch auch diese wird ihrerseits technokratisch reglementiert und kontrolliert. Dazu Le Corbusier:

„Ich habe sogar in meinen Kommentaren angeführt, daß eine obligatorische Kontrolle der Erholung (ein- bis dreimal alle 15 Tage) - ähnlich der Arbeitskontrolle - eingeführt werden sollte; diese Kontrolle mußte auch auf die Überwachung der sportlichen Betätigung ausgedehnt werden, und zwar müßte ein geeigneter Sport nach individueller Vorschrift der Ärzte der *Grünen Stadt* ausgeübt werden. Die Grüne Stadt wurde so zur Werkstatt, in der das Fahrzeug überholt wird (geölt, geschmurt, auf die einzelnen Organe überprüft, instandgehalten)“⁸⁶

5.2.4. Soziale Rationalisierung: ein neuer Beglückungsanspruch

„Diese Strahlende Stadt () macht die kostenträchtigsten Einrichtungen der Gesellschaft, wie Krankenhäuser, Arztstationen usw., überflüssig und gliedert den Sonntag im 24-Stunden-Rhythmus auf harmonische Art und Weise. Sie erlaubt ein harmonisches Leben zu Hause, wohingegen das derzeitige Leben ins Bistro, ins Café, ins Kino, zu Fußballspielen usw. führt, was alles Fluchtversuche sind“⁸⁷
Le Corbusier

Mit der beschriebenen Rationalisierung der räumlichen Organisation der Stadt geht zwangsläufig auch eine Rationalisierung des sozialen Lebens einher. Das technokratische Stadtmodell kann die Vielfalt der tatsächlichen sozio-kulturellen Handlungs- und Interaktionsweisen und -bedürfnisse im städtischen Alltag nicht mehr integrieren. Die Stadt als Maschine bietet keinen Raum mehr für *unverbindliche* Handlungen, für Eigeninitiative und eine Dynamik der städtischen Akteure, die nicht den geplanten 'Betriebsabläufen' unterworfen ist, denn solche Handlungen sind eben nicht einheitlich und nicht standardisier- oder rationalisierbar, sondern differenziert, vielschichtig, spontan und nicht ausschließlich durch Analogien zu optimierten betrieblichen Funktionsweisen zu begreifen.

Unterschiedliche Gebrauchsweisen der städtischen Teilräume sind im angestrebten Endzustand nicht mehr vorgesehen. So stellt etwa die weitere Ausweisung von horizontalen (Einzelhaus-)Quartieren, die in einigen Planungen noch zu erkennen ist, für Le Corbusier nur einen vorübergehend noch zu tolerierenden Kompromiß auf dem Wege zu einer schließlich allgemeinverbindlichen, kollektiven vertikalen Wohnform dar.

Soziale Fragen spielen keine Rolle mehr. Als technischer Vorschlag konzipiert geht die *Ville Radieuse* von einer Stadt aus, die von allen ökonomischen, sozialen und politischen Konflikten befreit ist. Soziale Schichtungen werden entweder ignoriert bzw. verdrängt (wie in der *Zeitgenössischen Stadt* von 1922)⁸⁸ oder, wie in den späteren Vorschlägen, dem Anspruch nach aufgehoben und

⁸⁶ Le Corbusier in einem Brief an Ginsbourg vom 17. März 1930, abgedruckt in: ders., *Grundfragen* 1945b (1954), S. 245.

⁸⁷ Le Corbusier im Gespräch mit Chombart de Lauwe, in: Chombart de Lauwe, 1959, S. 199.

⁸⁸ Die *Zeitgenössische Stadt* (1922) ist in ihrer sozialen Schichtung noch weitgehend hierarchisch aufgebaut. Hierarchien der Verwaltung und Produktion werden auf den Städte- und Wohnungsbau übertragen. So wohnen die städtischen Führungsschichten in Zentrumsnähe in den neuen Wohnheiten, die Mehrheit der Industriearbeiter dagegen außerhalb des eigentlichen Stadtbereiches in peripheren Gartenstädten.

‘vergleichsgültig’ In dieser Annahme einer klassenlosen und konfliktfreien Stadt erweist sich das Modell in einem hohen Maße als unrealistisch

Um plangemäß funktionieren und damit ihre Glücksverheißung emlösen zu können, erfordert die Strahlende Stadt von ihren Bewohnern eine dementsprechend veränderte neue Wohnform und Lebensweise. Der zukünftige Bewohner der *neuen* Stadt ist ein gemäß den im Tagesverlauf vorgezeichneten Handlungsabläufen rational und ordnungsgemäß agierender *Standard-Mensch*. Dem Planer fällt ein Erziehungsauftrag zu, wie von Le Corbusier immer wieder betont wird.

„(...) ist es freilich notwendig, die Gebräuche einer Gemeinschaft zu erkennen und gegebenenfalls - so zum Beispiel nach dem letzten Kriege - neue Gebräuche zu schaffen; damit die Menschen glücklich werden, das Land sich weiterentwickelt.“⁸⁹

Der Architekt weiß, was der Bewohner will bzw. soll. Dessen Meinung ist als Planungsgrundlage nicht gefragt. Le Corbusier sagt dazu in einem 1959 mit dem Soziologen Chombart de Lauwe geführten Gespräch

„Die Wünsche der Familie berücksichtigen? NEIN, ich glaube nicht, daß man es machen sollte. (...) In Briey-la-Forêt hatte der Bürgermeister eine Umfrage bei den Arbeitern durchgeführt: ‘Wollt ihr lieber eine herrliche Wohnung oder ein kleines Haus mit Garten?’ Alle wollten das kleine Haus, weil sie noch niemals eine solche Wohnung gesehen hatten. Man muß bauen und die Bewohner einquartieren. Dann wird der Mechanismus der Strahlenden Stadt einsetzen.“⁹⁰

5.2.5. Universeller Geltungsanspruch

Die Vision der Strahlenden Stadt ist als allgemeingültiges Modell konzipiert: von universeller Anwendbarkeit, überall, für einen grundsätzlichen Neu(auf)bau der ganzen Welt. Sie versteht sich als eine jederzeit übertragbare und an keinen spezifischen Kontext mehr gebundene objektive, technische Lösung, die - ganz im Sinne des uneingeschränkten Fortschrittsglaubens der Moderne - losgelöst von jedem konkreten Standort Gültigkeit besitzt. Dabei ist sie unabhängig von den jeweils besonderen geographischen, klimatischen und kulturellen Bedingungen: ein *Standard* auf der Ebene der Stadt, wie es die optimierte ‘Zelle’ auf der Ebene der Wohnheit sein will - und damit die Voraussetzung einer weitgehenden internationalen Homogenisierung. Le Corbusier schreibt 1947, dem Jahr der Grundsteinlegung in Marseille:

„Das Problem ist universellen Charakters. Es stellt sich in allen Ländern (...) Die Demonstration von Marseille wird eine weltweite Ausstrahlung nach sich ziehen.“⁹¹

Schon die *Zeitgenössische Stadt* ist an keinen spezifischen räumlichen Kontext mehr gebunden. Dann unterscheidet sie sich von anderen Stadtmodellen der Moderne, etwa Tony Garniers *Cité industrielle*, die noch von der Annahme ganz konkreter Lagebedingungen (in diesem Falle der Hügellandschaft an einem Fluß) ausgeht

⁸⁹ Le Corbusier, Grundfragen..., 1945b (1954), S. 114

⁹⁰ Chombart de Lauwe, 1959, S. 200f

⁹¹ Le Corbusier, in: *L'homme et l'architecture*, Nr. 11-12-13-14, 1947, S. 5

Selbst in den Projekten, in denen ein Teil der Altbaustruktur erhalten bleibt, unternimmt Le Corbusier keinen Versuch, die vorhandene Struktur miteinzubeziehen. Dies gilt gleichermaßen für die Planung für Saint-Dié (jenseits des Flusses, im Süden, war die Stadt weitgehend unzerstört geblieben) wie auch für das bekannte Obus-Projekt für Alger (1931/32), in dem die neue, geschwungene Magastruktur die arabische Altstadt, die *Casbah*, überbrückt. Es gibt keinen Vermittlungsversuch, die *Casbah* bleibt unberührt liegen, die Sprache des Neuen will mit der Sprache des Alten nichts zu tun haben. Bestehende Strukturen werden aus dem Modell ausgegrenzt, da sie dessen Klarheit kompromittieren könnten, bestenfalls werden sie, wie eben in Alger, zu einem weiteren Baustein im raumplastischen *jeu des formes*.

Statt auf einen konkreten Kontext bezieht sich das hier diskutierte Modell auf abstrakte, „kosmische“ und damit universelle Werte. Bei Le Corbusier sind dies vor allem die immer wieder aufgeführten „drei natürlichen Freuden“:

Sonne (*soleil*), Weite (*espace*) und Grün (*vert*).

Diese werden zu den Grundbedingungen einer modernen Stadtplanung erklärt, ebenso der 24-Stunden-Rhythmus des Sonnenlaufs, er soll die grundlegenden städtischen Funktionen (Wohnen, Arbeiten, Sich Erholen) in ein universelles Ordnungssystem einbinden und damit „harmonisch“ strukturieren:

„Das Bild des Sonnenlaufs von 24 Stunden, der die Taugkeit des Menschen rhythmisch ordnet. Die Sonne erhebt sich, geht unter, sie steigt von neuem auf, dies ist der Wechselrhythmus von Tag und Nacht, an den unser Wesen unabwendbar gebunden ist, er ist das natürliche Maß, die Grundlage des menschlichen Wesens.“⁹²

Seine „optimale“ Berücksichtigung mündet dann, ähnlich wie beim doktrinären Zeilenbau, in einige wenige, unantastbare, angeblich universelle Prinzipien und Typen - die „strahlende Wohnheit angemessener Größe“, den „cartesischen Wolkenkratzer“, die „grüne Fabrik“ - und führt damit zu einem Städtebau, der sich an plakativen Schemazeichnungen statt an realen Lebensweisen orientiert.

Man denke nur an die bekannte Skizze zu den „natürlichen“ Rahmenbedingungen einer Wohnzelle in der *Unité* ständig besonnt, mit weitem Ausblick und einem grünen Erholungsraum zu ihren Füßen (Abb. 5.37). In dieser kleinen Skizze steckt das Wesen und der Anspruch einer ganzen Stadt! Dabei wird von einer grundsätzlichen Gleichartigkeit sämtlicher Lebensweisen und Lebensentwürfe ausgegangen. Abweichungen von dem angeblich „natürlichen“ Rhythmus und dem daraus entwickelten Regelwerk sind nicht vorgesehen, Sonderfälle in der Strahlenden Stadt nicht eingeplant.

Der Anspruch auf universelle Gültigkeit bezieht sich gleichermaßen auf alle Ebenen der architektonischen wie auch der städtebaulichen Planung. Er gilt für den *Stadttypus* ebenso wie für den *Wohntypus*. So schreibt Le Corbusier z. B. in Bezug auf die Übertragbarkeit der Typologie der *Unité d'habitation* mit voller Überzeugung:

„Die Autorität sollte den Mut aufbringen, das Experiment fortzuführen und den Auftrag zu erteilen, eine erste Reihe von fabrikmäßig vorgefertigten *Unités* an unterschiedlichen Standorten aufbauen zu lassen und ganz besonders an Orten mit unterschiedlichen Klimata und kulturellen Gewohnheiten.“⁹³

⁹² Le Corbusier, *Grundfragen*, 1945b (1954), S. 60

⁹³ Le Corbusier, *L'Unité d'habitation*, 1950, S. 24



Auch der Einsatz des Modulors,⁹⁴ wie er bei der Planung und Ausführung der *Unité* Anwendung findet, weist in die gleiche Richtung. Als universelles Maßsystem - von der Wohneinheit bis zur Stadt - gedacht, ignoriert er die Tatsache, daß in Wirklichkeit eben nicht alle Menschen die gleichen Maße haben bzw. als 'harmonisch' empfinden.

5.2.6. Unbegrenzte Größe

Die *Zeitgenössische Stadt* von 1922 ist noch eine 'begrenzte' Stadt. Dies wird nicht zuletzt in ihrer symmetrisch geschlossenen Plangeometrie wie auch ihrer Beteilung „... für 3 Millionen Einwohner“ deutlich.

Die *Strahlende Stadt* wird hingegen zu einer 'offenen' Stadt von unbeschränkter Größe. Nach außen hin gibt es keinerlei Andeutung von Grenzen mehr (wie z.B. noch beim Paradigma der sich bewußt abschließenden Gartenstadt mit ihrem Anspruch auf eine gleichermaßen räumliche wie auch soziale Überschaubarkeit). Auch damit setzt sie sich die Strahlende Stadt deutlich von allen historischen Mustern ab.

Le Corbusier selbst weist auf diesen Wandel vom geschlossenen zum offenen System hin und kritisiert in einer Randschrift zum Plan Nr 13 der *Ville Radieuse* (1930/35) sein eigenes, allzu „konzentrisches“ und „sich einem regelmäßigen organischen Wachstum widersetzendes“ Schema von 1922.⁹⁵ Die Strahlende Stadt kann permanent weiterwachsen („extension permanente“ heißt es in der entsprechenden Planbeschriftung), sofern sie ihren eigenen inneren Regularien gehorcht. Am deutlichsten kommt dieser Anspruch schließlich in dem ganzlich unhierarchischen, endlosen Band der *Linearen Industriestadt* (1945) zum Ausdruck. Hier ist strukturell nur noch der Querschnitt von Bedeutung, die Längenausdehnung ist beliebig.

Le Corbusier macht detaillierte Angaben und Auflagen zur „angemessenen Größe“ einer *Unité d'habitation*, aber keine Angaben und Festlegungen zur angemessenen Größe einer Stadt. Die Dimension der Wohneinheit als dem grundlegenden Stadtbaustein ist für ihn entscheidend, die Dimension der Stadt kein Thema mehr. Diese wird zum bloßen Multiplikationsexempel der jeweils benötigten Anzahl von *Unités*. Insofern gehen die unterschiedlichen Neustadtprojekte auch von völlig unterschiedlichen Einwohnerzahlen aus: Marseille-Vevres soll 40 000, Nemours 50 000, Saint-Dié 20 000 und Meaux 11 000 (in einer zweiten Ausbaustufe bis zu 35 000) Einwohner zählen. Entscheidend ist dabei, daß diese quantitativen Unterschiede *keine* Auswirkungen auf die Struktur der jeweiligen Stadt nach sich ziehen.

Es ist ein mechanisches Ordnungs- und Wachstumsmuster, das von einer Addition der (Wohn-)Zellen zu *Unités* und der *Unités* zu Städten ausgeht. Der Aufbau ist dabei, auf allen Ebenen, von einem weitgehend statischen Nebeneinander seiner Teil-Bereiche und Teil-Elemente geprägt. Er ist der Ausdruck einer momentanen Vision, bei der nur der einmalige Ausgangszustand (sozusagen die

⁹⁴ Die erste Fassung des Modulors datiert von 1950, die zweite wurde 1955 publiziert. Als anthropometrisches Teilungssystem versucht er eine Korrelation von geometrischen Grundfiguren (Quadrat, Rechteck) und Proportionen des Goldenen Schnitts mit wesentlichen Maßen des menschlichen Körpers.

⁹⁵ Le Corbusier, *La Ville Radieuse*, 2. Aufl. von 1964, S. 168.

Gegenwart) zählt, während die Vergangenheit und die Zukunft (also die Zeit-Komponente im Sinn von dynamischen Stadtentwicklungsprozessen) keine Rolle spielen. In dieser Stadt sind keine Veränderungen vorgesehen. Die städtischen Lebensformen spielen sich nebeneinander ab, statt miteinander verflochten zu sein. Auch wenn das Ganze, was seine Größenausdehnung angeht, offen ist, sind seine Teil-Bereiche weitgehend geschlossene Systeme.

5.2.7. Das freie Spiel der Formen

„Der Städtebauer unterscheidet sich nicht vom Architekten. (...) Auf der Ebene des schöpferischen Aktes sind Architekt und Städtebauer eins.“⁹⁶
Le Corbusier

Mit dem 'Betriebsmodell' allein sind Le Corbusiers Stadtvorstellungen nicht zu erklären. Über die funktionalen Aspekte hinaus behalten sie auch eine ästhetische Vision. Die Strahlende Stadt läßt sich nicht auf bloße Zweckerfüllung und verkehrstechnisch effiziente Zuordnungen reduzieren, sondern ist auch eindeutigen formalen Zielsetzungen verpflichtet: das technokratische Modell wird sozusagen künstlerisch untermauert.

Die einprägsame bildliche Anordnung ersetzt in diesem Fall die komplexe Struktur eines traditionellen (Stadt-)Gefüges. Man denke nur an die sich theatralisch den Küstenabhang hinunterstapelnden *Unités* in Nemours. Es sind raumplastische Kompositionen in einer weitläufigen, offenen Stadtanlage. Le Corbusier spricht in diesem Zusammenhang wiederholt vom bewußten, freien „Spiel der Formen“

Die Strahlende Stadt kennt keine 'gefaßten' Räume mehr, im Sinne von städtischen Innenräumen. Stadtraum entfaltet sich stattdessen als Beziehungsspiel zwischen den in einer Parklandschaft frei plazierten Solitären, deren Bezüge zueinander rein *ästhetischer* Natur sind, funktionale oder soziale Beziehungen zwischen den weitgehend autarken Einheiten bestehen nicht. Dem Zwischenraum wird damit keine soziale Bedeutung mehr zugeschrieben, im Sinne eines 'Behälters' für öffentliches Leben, sondern sein Sinngehalt beschränkt sich auf die raumplastischen Werte einer Komposition von Gebäuden und Grün oder, um mit den Worten Le Corbusiers zu sprechen, einer „Symphonie aus Laubzweigen, Rasenplätzen und Krustalsschummer hinter hohen Stämmen“.⁹⁷

Die natürliche Umgebung, wie ursprünglich in Marseille, liefert dazu den spektakulären Hintergrund. Eingebunden zwischen Himmel und Erde, Berge und Meer wird das Bauwerk selbst zu einem majestätischen Teil der Landschaft. Der vierte und endgültige Standort der *Unité* in Marseille kommt den Vorstellungen Le Corbusiers zweifellos sehr entgegen

Selbst die zur Verwendung gelangenden Gebäudetypologien finden ihre Begründung in diesem „Spiel der Formen“ So gehen die zylindrischen Punkthäuser

⁹⁶ Le Corbusier, *Vom Sinn...* 1946 (1974), S. 13
⁹⁷ Le Corbusier, *Feststellungen ...* 1930 (1964), S. 148
Oder auch: „Fort mit der Korridorstraße, es gilt, um es ganz deutlich zu sagen, die *Weite* der Stadlandschaft zu schaffen. Weite und nicht ewig diese Enge und Tiefe des Korridors.“ (Le Corbusier, *Städtebau, 1925/1979*, S. 192)

in den Projekten für Marseille-Sud und für Strasbourg (Abb 5.35) vorrangig aus bauplastischen Erwägungen hervor

„Die beiden zylindrischen Türme verbessern den allgemeinen ästhetischen Eindruck. Sie tragen bei zu einem Spiel der Formen.“⁹⁸

Eine funktionale Notwendigkeit für diesen Bautyp besteht nicht, denn die Wohnungen, die hier vorgesehen sind (Appartments für ein bis zwei Personen), sind in beiden Projekten auch in den benachbarten *Unités de grandeur conforme* gegeben.

Die Stadt wird nicht mehr vom Boden (der traditionellen Fußgängerperspektive) aus erlebt, beschneben, entworfen, stattdessen sind es Projekte, die am besten aus dem Flugzeug zu betrachten und zu erfahren sind. Einige sind auch tatsächlich aus dieser Perspektive entwickelt worden, wie etwa die 1920^{er} entstandenen Skizzen für die sudamerikanischen Metropolen Buenos Aires, Montevideo, Sao Paolo und Rio de Janeiro.⁹⁹

„Das Flugzeug ermöglicht uns die Vogelperspektive. Die Pläne sind nicht länger nur ein Produkt des Geistes: Man kann sie sehen. Und der Geist verlangt Ordnung und Großartigkeit.“¹⁰⁰

Insofern hat der von manchen erhobene Vorwurf, der Städtebau Le Corbusiers behalte nicht mehr als eine 'vergrößerte' Architektur, es seien spektakuläre und monumentale Skulpturen in einem aufgeblasenen, städtischen Maßstab, durchaus seine Berechtigung. Christian Norberg-Schulz spricht in diesem Zusammenhang von einer „Konfusion der Maßstäbe“, die er darauf zurückführt, daß hier Prinzipien des Hausbaus auf den Stadtbau übertragen würden.

„Anstatt ein städtischer Ort zu sein, ist die moderne Siedlung als 'aufgeblasenes Haus' konzipiert. (...) Im Hinblick auf den Raum ist die moderne Stadt daher auf eine *Konfusion der Maßstäbe* gegründet. Ein System, das auf einer Ebene durchaus berechtigt sein kann, wird blind auf eine andere übertragen.“¹⁰¹

⁹⁸ Le Corbusier, Städtebau, S.103

⁹⁹ Diese Entwürfe datieren von der Südamerikareise Le Corbusiers im Herbst 1920. Sie sind in ersten Skizzen festgehalten in Le Corbusier, Feststellungen 1930 (1964) S.151f sowie ausführlich in der anschließend zusammengetragenen Veröffentlichung der *Unité Radieuse*, S.220-225.

¹⁰⁰ Le Corbusier, Oeuvre complete 1938-1946, 1955 (Teilabschnitt *L'écoulement plastique*)

¹⁰¹ Christian Norberg-Schulz, Genius Loci, Stuttgart 1982

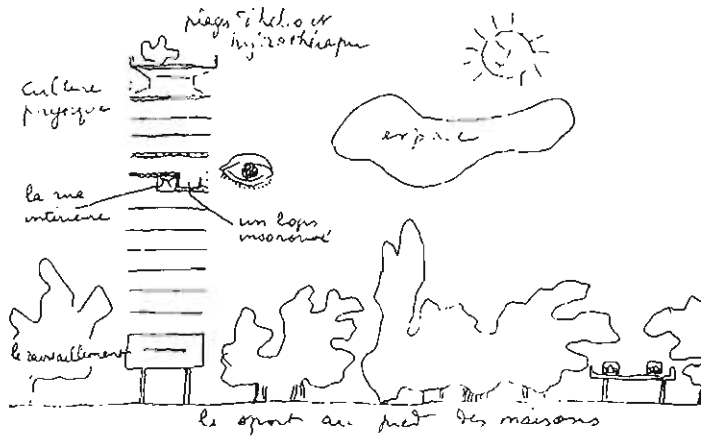


Abb 5.37 Schemaschnitt durch eine Unité und ihr Umfeld zur Verdeutlichung der „natürlichen“ Rahmenbedingungen Sonne, Weite, Grün

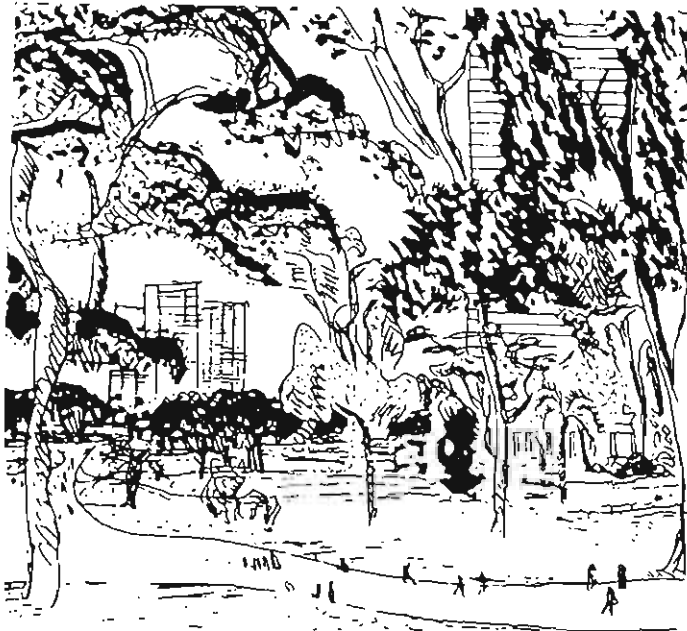


Abb 5.38 Skizze von Le Corbusier zur Parklandschaft in der Strahlenden Stadt (1930)

5.2.8. Türme im Park - Elemente einer Grünen Stadt

„Überall in der Stadt werden Grünanlagen sein. Luft und Licht wird es im Übermaß geben. Höfe wird es nicht geben - ein Hof ist eine unglückselige Einrichtung.“¹⁰²
 „Der Städtebau ist eine Synthese der Komposition auf dem Boden und über dem Boden. Zahlreiche Lösungen sind daran gescheitert, daß man an Fläche und nicht synthetisch an Ausdehnung und Höhe gedacht hat.“¹⁰³

Die verhassten „Korridorstädte“ sollten zu „Turmstädten“ werden. Mit der Metapher vom *Turm im Park* sind die beiden grundlegenden *morphologischen* Bestimmungen der Strahlenden Stadt im Gegensatz zum Typus der althergebrachten Großstadt beschrieben.

- Es soll eine *dichtere Stadt* sein, vor allem im Vergleich zu den sich geschwulstartig ausbreitenden städtischen Peripherien mit ihren endlosen Einzelhausstrukturen, dem sog. Gartenstadtmodell, gegen das Le Corbusier immer so vehement opponiert. Wenn dort 150 bis 300 EW/ha erreicht werden, sollen es in der *neuen Stadt* bis zu 1000 EW/ha sein.¹⁰⁴ Es soll eine Dichte sein, die vorrangig in die Höhe geht, deshalb also der *Turm*.
- Es soll darüber hinaus eine *grünere Stadt* sein, um die Dichte zu kompensieren, um Hygiene und Erholungsraum zu gewährleisten. In der *Ville Radieuse* heißt die Gleichsetzung: DIE GRÜNE STADT = DIE STRAHLENDE STADT.¹⁰⁵ Deshalb also der *Park*.

Der Park

Weitaus stärker als in allen anderen hier diskutierten Paradigmen wird das *Grün* in der Strahlenden Stadt zu einem der, auch stadträumlich, wichtigsten Bestimmungsmomente. Le Corbusier hat dies in seinen begleitenden Texten und Skizzen immer wieder zum Ausdruck gebracht (Abb 5.37):

„Eine entsprechende Anzahl von Wohnungen wird in einem Gebäude zusammengefaßt, durch diese Konzentration auf einen Punkt gewinnt man eine beträchtliche Bodenfläche, das Wohngebiet erhält Großzügigkeit und die Landschaft kann in die Gesamtkonzeption mit einbezogen werden: durch Glaswände dringt sie in die Wohnung ein - die Natur ist ein Teil des Mietvertrags.“¹⁰⁶

Der Boden der Stadt soll in eine weitläufige Parklandschaft verwandelt werden.¹⁰⁷ Nur maximal 12% der Grundfläche der Strahlenden Stadt sollen überbaut, mindestens 88% dagegen als Landschafts- und Erholungsraum gestaltet sein. Diese Flächen sollen mit Bäumen bepflanzt werden, neben Grünanlagen wohnungsnaher Sport-, Spiel- und Freizeiteinrichtungen aufnehmen und damit die Möglichkeit bieten, sich von den Mühen der alltäglichen Arbeit zu regenerieren.

¹⁰² Le Corbusier, Feststellungen..., 1930 (1964), S.144

¹⁰³ Le Corbusier, Feststellungen..., 1930 (1964), S.146

¹⁰⁴ Le Corbusier, La Ville Radieuse, 1933 (1964), S.107

¹⁰⁵ Le Corbusier, La Ville Radieuse, 1933 (1964), S.107

¹⁰⁶ Le Corbusier, Grundfragen..., 1945b (1954), S.84

¹⁰⁷ „Nach und nach verwandelt sich die Stadt in einen Park.“ (Le Corbusier, Vom Sinn 1946/1974, S.99)

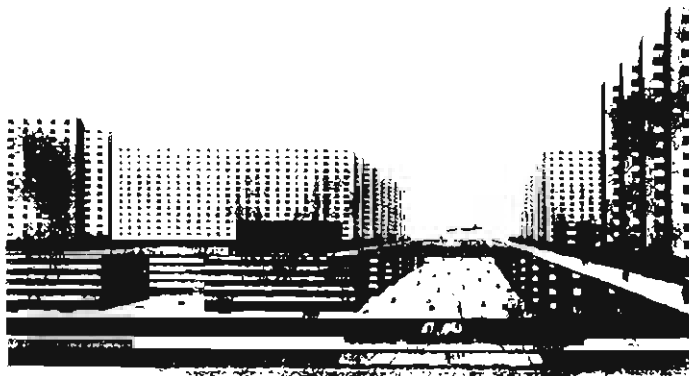


Abb. 5.39. Ludwig Hilberseimer. Schema einer vertikalen Großstadt (1925)

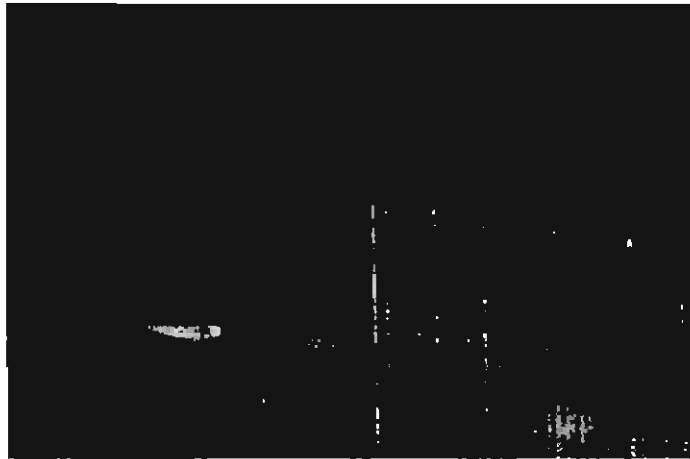


Abb. 5.40. Künstliche Berge und reine Formen auf dem Dach der Unié in Marseille

„Acht Stunden Arbeit. Acht Stunden Ruhe danach (...) Die Sportpflege muß jedem Stadtbewohner zugänglich sein. Der Sport muß zu Füßen des Hauses selbst vor sich gehen. Darin besteht das Programm (...) Der Sport zu Füßen des Hauses: man kommt herein, wirft Mütze, Hut, Jacke ab, geht hinunter und spielt.“¹⁰⁸

Wohnen und Natur sollen sich gegenseitig durchdringen, die „grünen Lungen“ nicht nur Erholungsraum sein, sondern auch ein Gefühl der Weite und des Ausblicks vermitteln - im Gegensatz zur Enge der historischen Stadt. Die 'alte' Straße gehört damit endgültig der Vergangenheit an. Visionen zeichnen das Bild einer neuen 'Stadt-Landschaft' (Abb 5.38)

„Ich möchte die Straße von heute skizzieren (...) Versuchen Sie einmal durch diese neue Stadt zu wandern (...). Sie befinden sich unter Bäumen, umgeben von Wiesen, überall ringsum weite grüne Flächen. Gesunde Luft, fast gar kein Lärm. Sie sehen keine Häuser mehr!“¹⁰⁹

„Das ist es, wovon wir heute träumen: den Schlamm der Vorstädte auszumerzen und anstatt dessen Kornfelder, Wiesen und Obstgärten (...) vordringen zu lassen.“¹¹⁰

Die Bäume fungieren aber nicht nur als Träger der sog. „natürlichen Bedingungen“ (Sonne, Weite und Grün), sondern auch als ein neues maßstabsgebendes Element zwischen der Wohnzelle einerseits und der Gesamtstadt andererseits. Nach der Zerschlagung der überlieferten stadtraumlichen Dispositionen, welche bis dahin Proportionen und Maßstäblichkeit erzeugten, werden sie nun - als quasi natürliche Maßeinheit - zu einem neuen Vermittlungselement zwischen der menschlichen und der städtischen Maßstabsordnung. Der Park übernimmt sozusagen eine Ersatz-Funktion für den verlorengegangenen städtischen Raum.

„Der einsame Mensch mit seinen 1,75m Höhe als unveränderliche Maschine wird sich in den Straßen seiner Stadt aus derartigen Riesenbauten beunruhigt fühlen. Füllen wir also die peinliche [!, d.V.] Leere dieses allzugroßen Zwischenraums aus, indem wir zwischen den Menschen und seine Stadt ein Proportionsmittelding einschieben, das im Verhältnis zu beiden stehe. (...) Bäume müssen gepflanzt werden! (...) Das Riesenphänomen der Großstadt wird sich im frohen Grün entfalten.“¹¹¹

Diese Zielsetzung einer weitgehenden Durchgrünung (sowenig sie in der Realität auch eingelöst werden kann - allein die Erschließungs- und Parkierungsflächen verschlingen einen erheblichen Anteil davon!) unterscheidet die *Ville Radieuse* entscheidend von anderen zeitgenössischen Stadtbaukonzepten. Aufschlußreich ist der Vergleich mit den etwa zeitgleichen Hilberseimer'schen Planungen (1925), die ebenfalls Hochhäuser und getrennte Verkehrswege vorsehen, ansonsten aber eine eher karge Stein- und Asphaltstadt beinhalten (Abb 5.39)

Bei Le Corbusier hingegen soll die Natur (allerdings ohne genauere Bestimmung, was diese im Kontext der modernen Verstädterung überhaupt noch zu sein vermag) wieder in die Stadt zurückgeholt und die Dichotomie von Stadt und Land damit teilweise aufgehoben werden. Es ist der Mythos einer Rückkehr 'zu den Ursprüngen', zu quasi 'natürlichen' Lebensbedingungen, und einer damit unterschwellig verbundenen Glücksverheißung - sowenig sich diese in der realen Stadt auch einlösen lassen wird.¹¹² Auch die „künstlichen Berge“ auf dem Dach

¹⁰⁸ Le Corbusier, Städtebau 1925 (1979), S.165

¹⁰⁹ Le Corbusier, Feststellungen... 1930 (1964), S.184

¹¹⁰ Le Corbusier, Grundfragen... 1945b (1954), S.31

¹¹¹ Le Corbusier, Städtebau, 1925 (1979), S.68f

¹¹² „Die geplante Stadt der Moderne könnte so als Übergang verstanden werden, als Vorschlag, der schließlich, so hofft man, zur Wiederherstellung der unverdorbenen natürlichen Umgebung führen könnte.“ (Colin Rowe und Fred Koetter, Collage City, Basel 1984, S.75)

der *Unité* in Marseille dienen, als Assoziation an die Berglandschaft der Provence im Hintergrund, der gleichen Zielsetzung (Abb. 5.40).

Die Verkehrswege

Viele Stadtentwürfe der Moderne zwischen 1915 und 1925 sind von der Faszination der Geschwindigkeit geprägt, vom modernen Schnellbahn- und Autoverkehr als motorisierten Massentransportmitteln, von den pulsierenden Aktivitäten, der Dynamik, dem Lärm der Großstadt. Man denke nur an die Futuristen um Antonio Sant'Elia. Für Le Corbusier ist es das „Zeitalter des Automobils“ und des Verkehrs.¹¹³

Die historische Straße in Form der *rue corridor* ist in den Augen der Planer der Strahlenden Stadt durch Nutzungsmischung, Nutzungskonflikte und nicht zuletzt eine rapide zunehmende Motorisierung überlastet. Nach Loslösung der Gebäude von den Verkehrswegen und deren freier Anordnung im Raum kann die Bedeutung der Straßen auf deren reine Verbindungsfunktion reduziert werden, auf die Gewährleistung und Optimierung der notwendigen Bewegungsabläufe zwischen den unterschiedlichen Funktionszonen des städtischen Ordnungsmodells.

„Das Wort *Straße* versimbildlicht in unserer Zeit die Verkehrsunordnung. Wir sollten dieses Wort durch *Fußgängerverweg* und *Autobahn* ersetzen und diese beiden neuen Elemente aufeinander abstimmen.“¹¹⁴

Im Sinne eines reibungslosen Betriebsablaufs der städtischen Maschine besteht das Ziel der Planung darin, einen möglichst ungebremsten Verkehrsfluß sicherzustellen. Dies soll insbesondere durch eine rigide Trennung der unterschiedlichen Verkehrsarten erfolgen: nicht nur des Fußgängerverkehrs vom als störend empfundenen Fahrverkehr, sondern auch innerhalb des Fahrverkehrs in differenzierte Kategorien - vom langsamen bis zum schnellen, vom Güter- bis zum Personenverkehr. Diese Trennung, die jegliche störenden Überschneidungen der Verkehrsarten konsequent vermeidet, konkretisiert sich in separaten, kreuzungsfreien Netzsystemen, in unterschiedlichen Querschnitten und vielfach auch auf unterschiedlichen räumlichen Ebenen.

Sowohl in der *Zeitgenössischen Stadt* wie auch in der *Ville Radieuse* werden entsprechende Vorschläge entwickelt. So sollen z. B. in der Strahlenden Stadt alle Straßen für den Autoverkehr auf Pfeilern aufgeständert und damit der Erdboden für Fußgänger freigehalten werden (abgesehen von einigen wenigen Trassen für Schwertransporte und die Straßenbahn, die weiterhin ebenerdig verlaufen). Großzügige Fußwegenetze, in einem freien, geschwungenen Verlauf (im Gegensatz zu den bewußt geradlinig geführten Straßen), führen durch Rasenflächen und Parkanlagen, völlig unabhängig von Gebäudestruktur und Autostraßen. Le Corbusier äußert sich begeistert:

„Nie wieder wird der Fußgänger einem Fahrzeug mit zwanzigfach größerer Geschwindigkeit begegnen.“¹¹⁵

Durch die Aufstelzung der Straßen und ihre völlige Anbaufreiheit gibt es keinen

¹¹³ Le Corbusier, *Stadtebau*, 1925 (1979), S. 7

¹¹⁴ Le Corbusier, *Vom Sinn...*, 1946 (1974), S. 85

¹¹⁵ Le Corbusier, *La Ville Radieuse*, 1935 (1964), S. 123

Grund und keinen Anreiz mehr, an irgendeiner Stelle anzuhalten, was wiederum den Verkehr ungehemmt und ohne Stockungen fließen läßt

Das Netz der städtischen Haupteerschließungsstraßen verläuft in der *Ville Radieuse* in einem Rasterabstand von jeweils 400 Metern. Von diesen Straßen aus, die gemäß ihrer jeweiligen Bedeutung im übergeordneten System entweder 12, 16 oder 24 Meter breit sein können, erfolgt die Zufahrt zu Großparkplätzen (Le Corbusier nennt sie „Auto-Häfen“), welche jeweils bis zu 2500 Einwohner 'versorgen'. Jede Wohn-, Arbeits- oder Freizeit-Einheit erhält ihren Auto-Hafen mit einem unmittelbaren Anschluß an die mechanischen, vertikalen Verkehrsmittel innerhalb der Gebäude (Abb. 5.41).

1950 hat Le Corbusier diese Vorstellungen in den Regeln der „7 Wege“ (*sept voies*) systematisch festgelegt: einer umfassenden Klassifizierung der Erschließungsnetze von der nationalen Fernverkehrsstraße (V1), über anbaufreie Stadt- und Erschließungsstraßen unterschiedlicher Rangordnung (V2-V5), bis zu den Aufzügen und Innenstraßen in den *Unités* (V6) und den Fußwegenetzen im Grünen (V7).¹¹⁶ In allen nachfolgenden Planungen werden diese Kategorien zum grundlegenden Erschließungsmuster des städtischen Grund und Bodens, sie definieren damit die 'Bebauungsfelder'. Im Plan von Chandigarh (1951), dem einzigen städtebaulichen Projekt Le Corbusiers, das realisiert werden kann, findet das Schema schließlich seine konsequenteste Anwendung.¹¹⁷

Das Herz der Stadt: die City

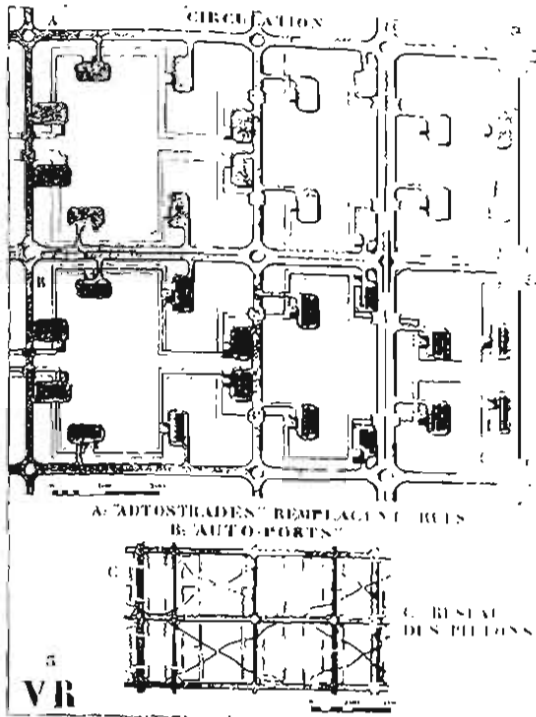
Das „Herz der Stadt“ bildet ein hochverdichtetes Verwaltungs-, Dienstleistungs- und Geschäftszentrum, das auch soziale und kulturelle Funktionen, wie Cafés und Restaurants, Theater, Kinos und Kirchen aufnehmen soll. Im Vordergrund steht dabei die Geschäftsfunktion. Hier konzentrieren sich die Schaltstellen der städtischen Macht.

Die vorgesehene Gebäudetypologie des Stadtzentrums kommt in den Projekten für die *Zeitgenössische Stadt* und den *Plan Voisin* plakativ zum Ausdruck. Hier stehen die wirklichen Turmhäuser, die das allgemeine Vorstellungsbild der modernen Stadt so nachhaltig geprägt haben, wohingegen sich die Wohngebäude in allen Projekten Le Corbusiers auf eine vergleichsweise eher mäßige Höhe von 12 bis 18 Geschossen bzw. maximal 50 m Höhe beschränken. Mit ihren 60 Etagen, 220 m hoch, auf kreuzförmigem Grundriß zum Zweck einer möglichst optimalen Belichtung, bieten diese Turmhäuser Arbeitsplätze für jeweils bis zu 50.000 Personen. Ihre Gebäudeabstände von 400 m entsprechen exakt den unterirdischen Schnellbahn-Anschlüssen. Für das Zentrum der Strahlenden Stadt geht

¹¹⁶ Le Corbusier, *Oeuvre complète 1946-1952*, 1955, S.94ff

¹¹⁷ Wie schon die städtebaulich-räumlichen Strukturen erfahren auch die Verkehrstrassen keine Veränderungen in Abhängigkeit von ihrem jeweiligen (kulturellen, klimatischen, geographischen) Kontext. Das Erschließungsnetz bleibt das gleiche, ob in Rio, Algier oder Marseille. Besonders deutlich wird dies in Chandigarh, wo sich bis heute eine Diskrepanz zwischen dem vorgesehenen Verkehrsnetz (vorrangig für PKWs konzipiert) und dessen tatsächlicher Nutzung (vor allem durch Fahrräder, Mofas und Fußgänger) ablesen läßt. Zu Chandigarh heute siehe auch Jürgen Oesterreich, *Chandigarh: Philosophy and Implementation*, in *TRM/OO*, Nr. 34, 1992, S.11-21.

Ein Gegenmodell zu Le Corbusiers weitgehend rasterförmigem Erschließungs-Muster (des Fahrverkehrs) stellt, bei ähnlichen Grundvorstellungen vom Stadtraum, das verastete System der *Organischen Stadt* von Bernhard Reichow (1948) dar. Ein genauerer Vergleich, der jedoch die Ziele und das Thema der vorliegenden Arbeiten überschreiten würde, steht in der Fachliteratur noch aus.



1965/67
Erschließungsschema
mit "Auto-Flafen" in
der Ville Radieuse
(1930)



Abb 5.12 Parkplatz zu Fußten der Unité d'habitation (1955-1965) (1965)

Le Corbusier dementsprechend von einer Steigerung der Dichte auf bis zu 3200 Arbeitsplätzen je Hektar aus.

Ihre Lokalisierung ist bewußt an der (strategisch bedeutsamen) Stelle des alten Stadtzentrums vorgesehen, wie das Beispiel des *Plan Voisin* paradigmatisch zeigt. Die neue Stadt soll *über* der alten begründet werden. Deren Zentralität als Voraussetzung ihrer Effizienz wird nicht in Frage gestellt. Im Gegenteil, Le Corbusier verwahrt sich ausdrücklich gegen die seiner Ansicht nach unsinnige Ausweisung neuer 'zentraler' Stadtbereiche an der Peripherie der urbanen Agglomerationen, auf der grünen Wiese:

„Das Herz ist () festgelegt und es ist gut, das zu erkennen; man muß es nicht mehr mühsam suchen, es an die Peripherie verpflanzen, um damit den Grundstücksmaklern einen Gefallen zu tun.“¹¹⁸

In Frage gestellt wird ausschließlich ihr historisches Raumgefüge, das bedenkenlos einem grundlegenden Erneuerungs- und Verdichtungsprozeß geopfert wird. Dessen Finanzierung soll durch die enorme Wertsteigerung des Grund und Bodens gewährleistet werden, welche die ins Auge gefaßte Nutzungsverdichtung mit sich bringt. Der Städtebau wird, so gesehen, zum Motor eines tiefgreifenden ökonomischen und räumlichen Umstrukturierungs- und Aufwertungsprozesses. Die Transformation der City als Kommandobrücke der modernen Stadt ist zweifellos der Aspekt der Strahlenden Stadt, der, nicht zufälligerweise, am weitestgehenden realisiert werden kann. Es ist die Vorwegnahme jener 'Städte des Kapitals', die wir inzwischen in Frankfurt, London oder Paris-La Défense bestens kennengelernt haben. Le Corbusier hat dazu, weitschauend, schon vor über 60 Jahren geschrieben.

„Ich werde euch zeigen, daß das Maschinenzeitalter, das die großen Städte ins Leben gerufen und die Zusammendrängung im Zentrum der großen Städte verursacht hat, zu gleicher Zeit eine Diamantmine im Zentrum der großen Städte geschaffen hat () *Städtebau* bedeutet nicht Ausgabe, sondern Gewinn und Neuschaffung - oder anders ausgedrückt *Städtebau* ist nicht Schmälerung, Abwertung, sondern Aufwertung () in dem Augenblick, in dem die Technik es gestattet, an Stelle der 20m hohen Häuser () Gebäude von 200-250m Höhe zu errichten (), ändert das Problem die Farbe (...). Es führt zu Operationen, durch die der Boden der Städte aufgewertet wird.“¹¹⁹

„Die City von Paris zu verwirklichen ist keine Schimäre, sondern heißt für den Staat Milliarden verdienen, indem er das Zentrum von Paris noch wertvoller macht. Sich des Zentrums von Paris zu bemächtigen, als einer durchdachten Finanzoperation, heißt Milliarden zu schaffen.“¹²⁰

Gebäude als Quartiere

Die Wohnquartiere sind als weitgehend autonome städtebauliche Einheiten im System der funktionalen Stadt konzipiert, losgelöst von der Straße und im Grundraum verteilt. Im Laufe der Jahre entwickelt Le Corbusier dafür unterschiedliche Bebauungsmuster, die zeitweise auch nebeneinander Gültigkeit besitzen.

- angefangen bei den zunächst noch blockhaft geschlossenen *Immeubles-villas* (1922/1925) um einen gemeinschaftlichen Innenhof herum,

¹¹⁸ Le Corbusier, *Grundfragen...*, 1945b (1954), S. 56

¹¹⁹ Le Corbusier, *Feststellungen...*, 1930 (1964), S. 167f

¹²⁰ Le Corbusier, *Oeuvre complète 1910-1929, 1956*, S. 121

- über die mäandrierenden Strukturen *à rédents* (bei denen die Differenzierung zwischen vorne und hinten schon aufgehoben ist), wie sie vor allem in der *Ville Radiuse* (1930/35) in unterschiedlichen Mustern vorgeschlagen werden, aber auch in dem Projekt für Antwerpen (1939) und schließlich noch dem Wettbewerbsbeitrag für den Wiederaufbau von Berlin (1958) zum Ausdruck gelangen,
- bis hin zu den freistehenden Scheiben der *Unités de grandeur conforme*, die, beginnend mit dem Projekt für Nemours (1934), über den Entwurf für eine *Unité* am Boulevard Kellermann in Paris (1937),¹²¹ dann vor allem in der Nachkriegszeit mehr und mehr Verwendung finden.

Die Arbeitsstätten

Auch für die Arbeitsstätten werden (vertikale) Werkstatt-Einheiten „angemessener Größe“ konzipiert, die, im Gegensatz zu den verußten und verrauchten Fabriken des 19. Jahrhunderts, „gesund“, „sauber“, „geordnet“ und entsprechend den Produktionsabläufen am Fließband rational strukturiert sein sollen. Ihr optimaler Betrieb wird durch eine separate Zuführung von Materialien und Arbeitskräften gewährleistet. Darüber hinaus sollen es Grüne Fabriken sein (*usines vertes*), die, in eine Parklandschaft eingebettet, ähnlich wie die Wohnquartiere den Blick in die freie Natur erlauben und damit, durch das natürliche Licht und den Ausblick, eine angenehme Arbeitsatmosphäre erzeugen. Die von 1946 bis 1951 im Rahmen der Planung für Saint-Dié realisierte Fabrik stellt ein prototypisches Beispiel für einen modernen Produktionsbetrieb nach den Vorstellungen der Strahlenden Stadt dar (Abb. 5.34). Bemerkenswert ist die typologische Affinität (im Aufbau und Schnitt) mit dem Typ der *Wohn-Einheit*. Die gleiche Grundlösung wird hier auf zwei ganz unterschiedliche Funktionen übertragen.

¹²¹ Le Corbusier, *La Ville Radiuse*, 1935 (1964), S. 218f.

5.3. Das (vertikale) Wohnquartier als *ein* Gebäude

„Diese Einheiten werden innerhalb der Stadt das sein, was die Gemeinde innerhalb des Staates ist: die Verwaltungsgrundlage.“¹²²
Le Corbusier

Die *Unité d'habitation* in Marseille präsentiert sich, was die Einbindung in ihr städtisches Umfeld angeht, als ein weitgehend autonomes, in sich geschlossenes Teil-Gebilde der Stadt, eine 'Stadt in der Stadt'. Sie will mehr sein als nur eine quantitative Ansammlung individueller Wohneinheiten. Dabei spielt, was die sozialräumlichen Ansprüche des Wohnens betrifft, das Beziehungsgeflecht und die Polarität zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft, zwischen der individuellen Freiheit und der kollektiven Organisation eine zentrale Rolle. Es verbinden sich zwei unterschiedliche Vorstellungsbilder, die sich auf zwei ebenso unterschiedliche Traditionslinien aus dem 19. Jahrhundert und zu Jahrhundertbeginn zurückführen lassen.¹²³

Zum einen ist dies eine eher *kollektivistische* (oder auch *sozial-reformerrische*) Grundhaltung, welche mit dem 'großen Gebäude' das Abbild einer zusammengehörigen Gemeinschaft vermitteln möchte: die *Unité* als ein Ort der Zuflucht, der Geborgenheit und der Glücksfindung für eine bis in ihre Größenordnung hinein genau festgelegte Gruppe, die sich in einer als bedrohlich empfundenen städtischen Umwelt zurechtzufinden und zu behaupten hat.

Als Vorbild fungieren in diesem Fall die Projekte der *Phalansteres* von Fourier, die mit 1600 Personen exakt die gleiche Bewohnerzahl beherbergen, wie sie Le Corbusier für die *Unités* vorgesehen hat. Es sind isolierte Stadt-Fragmente, in sich selbst vollkommen, die sich nach außen abschließen und ausschließen von der restlichen Welt. Die Gesamtheit der sozialen Lebenszusammenhänge (was bei Le Corbusier zumindest das Wohnen und die Freizeit betrifft, die Arbeit bleibt ausgelagert) soll sich *innerhalb* der *Unités* abspielen können. Das Hospiz der *Cité de Refuge* für die Heilsarmee in Paris (1929-33) mit seinen vielfältigen Gemeinschaftseinrichtungen ist ein unmittelbarer Vorläuferbau für diesen Gedanken.

Zum anderen ist dies eine eher *individualistische* (oder auch *sozial-konservative*) Grundhaltung, welche dem Einfamilienhaus, mit eigenem Grundstück und Garten, verpflichtet ist. Dabei steht die Individualisierung und Privatisierung der Räume und Lebenssphären im Vordergrund. Für Le Corbusier ist es das Modell der 'Gartenstadt', das er einerseits zwar fortlaufend heftig attackiert,¹²⁴ andererseits aber auch, nicht zuletzt durch den von ihm geprägten Begriff der 'vertikalen Gartenstadt', explizit weiterzuführen versucht durch Familienhäuser 'auf der Etage', sozusagen Parzellen *en miniature*, zunächst noch als großzügige Einheiten mit privaten 'hängenden Gärten' konzipiert (in Form der *Immeubles-*

¹²² Le Corbusier, Vom Sinn ..., 1946 (1974), S. 64f.

¹²³ Zu den hier ausgeführten Überlegungen siehe auch Reyner Bahnham, *La Maison des hommes and La misère des villes. Le Corbusier and the Architecture of Mass Housing*, sowie Mantredo Tafuri, *Machine et mémoire. The city in the Work of Le Corbusier*, beide Beiträge in H.A. Brooks (Hrsg.), 1987, S. 107ff bzw. S. 203ff.

¹²⁴ Le Corbusiers Begriffswahl ist in diesem Zusammenhang eigentlich falsch, denn unter dem Begriff der 'horizontalen Gartenstadt' versteht er nichts weiter als die flächenzehrenden randstädtischen Einfamilienhausgebiete. Mit den originären Konzepten der Gartenstadt im Sinne Howards, einschließlic ihres betont (klein-)städtischen Charakters, hat er sich zu keinem Zeitpunkt auseinandergesetzt.

villas), später dann, unter dem Zwang der ökonomischen Bedingungen, zu den standardisierten und auf das Lebensnotwendigste minimierten *Wohnzellen* reduziert, die als additive Zellenstrukturen das Grundgerüst der *Unité d'habitation* ausmachen.

Auf beide Bestimmungsmomente soll im folgenden näher eingegangen werden.

5.3.1. Die angemessene Größe: Autonomie des Typus

„Die grundlegende Änderung in der Auffassung der Stadtplanung besteht in der Konzeption dieser *Unités*.“¹²⁵

Le Corbusier spricht immer wieder von der *Unité de grandeur conforme*, d.h. der Wohneinheit „angemessener Größe“. Damit verbindet sich der Anspruch auf die Entwicklung eines neuartigen Typus einer (vertikalen) Wohnform, die nicht nur in den quantitativen, sondern auch in ihren qualitativen Parametern genau festgelegt ist. Es ist der Anspruch auf die Gestaltung einer autonomen Einheit, die - aus dem Kontext der umgebenden Stadt herausgelöst - auf unterschiedlichen Ebenen einen neuen *Standard* definiert:

- als eine neue (städte)bauliche Einheit,
- als eine neue funktionale Einheit,
- als eine neue (haus)technische Einheit und
- als eine neue soziale Einheit.

Im Zusammenspiel dieser Ansprüche ist die *Unité* als geschlossenes System mit einer festen Wohnungs- und einer festen Einwohnerzahl konzipiert: 300 bis 400 Wohneinheiten bzw. 1500 bis 2000 Einwohner werden von Le Corbusier als Richtwerte angegeben, in den realisierten *Unités* allerdings nie ganz erreicht. Es ist etwa das Dreifache von den in den 20er Jahren für einen Block der *Immeubles-villas* angenommenen Werte.

Es sollen nicht weniger und nicht mehr sein, die Gebäude nicht kleiner und auch nicht größer. Die *angemessene Größe* ist ein Fixwert, der nicht nach Belieben verändert werden darf, in Abhängigkeit von zufälligen Grundstücksgrößen, von Bodenpreisen oder von Baureglements. Erweiterung und Wachstum (oder Schrumpfung) sind nicht vorgesehen. Ist der Bedarf größer, müssen weitere, eigenständige *Unités* hinzukommen.

Die *angemessene Größe* ist kontextunabhängig. Sie gilt, ähnlich wie das städtebauliche Modell der *Ville Radieuse*, unverändert auch unter unterschiedlichen geographischen, klimatischen und kulturellen Bedingungen. Ihr universeller Anspruch macht sie zu einem starren, streng kontrollierten Grundelement der Stadt.

Dieses Grundelement ist vor allem gegen die unkontrollierte, grenzenlos wuchemde „horizontale“ Ausbreitung der Stadt gerichtet, die „endlosen Vorstädte“ (Le Corbusier) mit ihrer individuellen Einfamilienhausbebauung auf kaum

¹²⁵ Le Corbusier, *Oeuvre complète* 1946-1952, 1955, S.196

mehr als 500 qm großen Parzellen. Als deren Mängel werden neben der geringen Bebauungsdichte und dementsprechenden „Verschwendung“ an Grund und Boden insbesondere auch die nur eingeschränkt nutzbaren, privaten Außenräume (da die Gärten klein und einsehbar sind) sowie der hohe Anteil an erforderlichen Verkehrsflächen und Versorgungsleitungen vermerkt:

„Sobald sie sich vervielfältigt, wird die Gartenstadt zum Hinterhalt. Die Natur schmilzt unter der Invasion von Häusern und Asphaltbahnen wie Schnee an der Sonne und das versprochene Für-sich-Sein wird zur Nachbarschaft auf Tuchfühlung. Wir sprechen hier von der 'horizontalen Gartenstadt', den sogenannten Eigenheimen. Die einzige Lösung liegt jedoch in der 'vertikalen Gartenstadt', dem Produkt der modernen Technik.“¹²⁶

Als einziges Gegenmodell läßt Le Corbusier die *Unité* als „vertikale“ Gartenstadt gelten. Andere Modelle einer möglichen Siedlungsstruktur (etwa ein verdichteter Flachbau oder ein mittelhoher Geschosßbau) kommen für die Strahlende Stadt als *neue* Form der Großstadt nicht in Frage. Die „horizontale“ Gartenstadt behält eine vorläufige Gültigkeit für diejenigen, die sich von dem neuen Modell noch nicht überzeugen lassen. Deshalb sind in manchen der städtebaulichen Projekte (z.B. der *Linearen Industriestadt*) noch potentielle Flächen für „horizontale Gartenstädte“ ausgewiesen. Sie werden jedoch als das eindeutig minderwertige Modell betrachtet, das es, sobald als möglich, zu überwinden gilt.

Eine neue (städte)bauliche Einheit

Morphologisch betrachtet, beinhaltet die *Unité* ein komplettes Quartier in einem einzigen Gebäude, in einem freistehenden Solitär, der in sich abgeschlossen ist und keine räumlichen Bezüge nach außen, zu anderen Gebäuden voraussetzt.¹²⁷ Die *Unité* benötigt kein Gegenüber - außer der sie umgebenden Landschaft und den drei „grundlegenden Freuden“ (Le Corbusier): *Sonne, Weite* und *Grün*. Bezugnehmend auf den Blick von der Dachterrasse und aus den Wohnungen in Marseille (Abb 5.43) sagt Le Corbusier

„[Wir sind, d.V.] entzückt von der Schönheit des Schauspiels: Himmel, Berge, Meer und Inseln (...) und Architektur.“¹²⁸

Im Vordergrund steht die *Eigenständigkeit* des Gebäudetypus und keine durchgängige 'Textur'. In diesem Aspekt unterscheidet sich das Paradigma wesentlich von den anderen bislang diskutierten, markiert es einen entscheidenden Bruch. In der Gartenstadt, in Rotterdam-Spangen, aber nicht zuletzt auch noch im rationalen Zeilenbau, bleibt das einzelne Gebäude stets in eine übergreifende, Zusammenhang stiftende Struktur eingebunden, die von wechselseitigen Bedingungen und Beziehungen geprägt ist, wobei manchmal die eine und manchmal die andere Seite - *Gebäudetyp* oder *städtebauliche Textur* - eher bestimmend sein kann. So

¹²⁶ Le Corbusier, *Grundfragen...*, 1945b (1954), S.74

¹²⁷ Schon in den *Grundfragen des Städtebaus* hat sich Le Corbusier begeistert über die Vorzüge von (historischen) Solitär-Bauten in einem freien Umraum geäußert: „Paris: Invalides und Ecole Militaire. (...) Bauten im freien Gelände. Der Geist der Ordnung und der Regel, die Großzügigkeit und der Stolz - alles das bleibt, aber anstelle eines hohlraumartigen Ehrenhofes sind es hier Paläste, die sich von innen nach außen entwickeln, mit Wohnflügeln, Kirchenschiffen und Kuppeln, alles vom freien Raum umgeben und sich im hellen Licht als Volumen präsentierend - plastische Körper.“ (S.25)

¹²⁸ Le Corbusier, *Kinder der strahlenden Stadt*, 1968, S.57

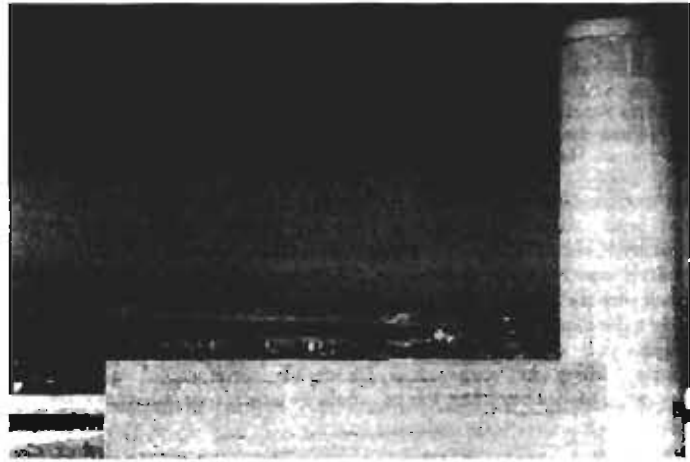


Abb. S.43: Ausblick von der Dachterrasse der Unité d'habitation in Marseille (1995)



Abb. S.44: Eingangshalle der Unité d'habitation auf der dem Boulevard Michelet abgewandten Seite (1995)

haben wir z.B. im Dammerstock gesehen, wie ein Teil der funktionalistischen Grundsätze der Gebäudeorganisation durch die Charaktere der städtebaulichen Disposition in Frage gestellt und 'konterkariert' wird.

In Marseille ist diese Dialektik (zwischen Typologie und Morphologie) nicht mehr gegeben. Der Gebäudetyp wird allein aus sich selbst heraus entwickelt. Er verweigert jegliche Einbindung in ein übergeordnetes (Quartiers-)System. Damit geht die komplexe, differenzierte Struktur des traditionellen Gefuges verloren. Sie läßt sich auch durch eine noch so großartige Einzelarchitektur nicht wiederherstellen. Externe Determinanten spielen keine Rolle mehr, wenn man einmal von der exakten Ausrichtung nach dem Sonnenlauf, in Nord-Süd-Richtung, abgeht. Aus dieser Ausrichtung resultiert auch die Schrägstellung um ca. 22 Grad in Bezug auf die Achse des Boulevard Michelet, welche durch ihre Perspektive 'über Eck' (bewußt oder unbewußt) den solitären Charakter des Gebäudes zusätzlich unterstreicht.

Die städtebauliche Autonomie wird durch die Architektur noch verstärkt und bewußt inszeniert. Erstens durch die Aufstellung auf *pilotis*, welche das Gebäude weithin sichtbar vom Erdboden und damit von seinem natürlichen städtischen Umfeld ablöst, und zweitens durch die Verlegung des Gebäudeeingangs, der zunächst von der östlichen (Straßen-)Seite aus vorgesehen ist,¹²⁹ auf die westliche Seite des Baukörpers und damit auf die Rückseite vom Boulevard Michelet aus betrachtet. In der dort zwischen die *pilotis* eingeschobenen Eingangshalle (Abb. 5.44) werden die Wege der Fußgänger wie auch der Autofahrer zusammengeführt, aber erst nachdem sie das Gebäude umrundet und damit in seiner ganzen Mächtigkeit erfahren und erfaßt haben.

Damit sind zwei weitere Konsequenzen verbunden.

Zum einen wird jedes überkommene Vorstellungsbild vom 'Haus' endgültig gesprengt. Die *neue Stadt* verlangt eine neue Dimension des Hauses, eine neue Maßstäblichkeit, welche über die Größe einer Einzelwohnung oder einer kleinen Gruppe von Wohnungen weit hinausgeht. Das individuelle, noch als Einzelkörper ablesbare Haus wird durch die kollektive Wohnenheit ersetzt. Diese formt, städtebaulich betrachtet, eine neue *Zwischeneinheit* zwischen Haus und Stadt, welche jedoch - im Gegensatz zu der durchaus ähnlich intendierten Blockeinheit von Spangen - alle räumlichen Bindungen zu ihrem Umfeld von sich weist.

Zum anderen wird mit der Ablösung des Gebäudetyps vom Grund und Boden auch jedes konventionelle Parzellierungsmuster in Frage gestellt und damit die ganze kleinteilige, weitgehend auf Parzellierungssystemen basierende Morphologie der konventionellen Stadt. (Architektur-)Konzepte des freien und fließenden Grundrisses werden auf den Stadtbau übertragen. Um diese durchsetzen zu können, verlangt die Strahlende Stadt nach einer neuen Bodenordnung, welche den zersplitterten Privatbesitz der traditionellen Stadt überwindet; denn mit der Auflösung der Beziehung von Gebäude und Boden erfolgt zwangsläufig auch eine Auflösung der Beziehung von Gebäude und Parzelle. Le Corbusier unterstreicht immer wieder die Bedeutung eines neuen Bodenrechts als zwingende Voraussetzung für die Durchsetzung seiner Stadtvorstellungen.

¹²⁹ Anhand einer Reihe von Planunterlagen in Brooks (1983, Vol. 1) läßt sich diese Verlegung der Eingangssituation von der Ost- auf die Westseite des Gebäudes verfolgen



Abb. S.45: Die Ladenstraße auf halber Gebäudehöhe (1995)



Abb. S.46: Freizeitanlagen auf der Dachterrasse (1995)

Eine neue funktionale Einheit

Entsprechend den Forderungen der CIAM nach einer rationalen Organisation des städtischen Betriebssystems wird das Wohnen mit dem Gebäudetyp der *Unité d'habitation* als ein formal wie auch funktional autarkes Element aus dem komplexen Gefüge der traditionellen Stadt herausgelöst.

Funktional gesehen soll die *Unité* als Wohn-Quartier sich selbst genügen. Dabei besteht der Anspruch, alle Funktionen, die über die private Wohnzelle hinaus zum Quartiersleben notwendig sind, hier anzubieten. Le Corbusier unterscheidet in diesem Zusammenhang die zentralen „Versorgungsdienste“ (*services communs*) auf der einen und die kollektiven „Wohnfolgeeinrichtungen“ (*prolongements du logis*) auf der anderen Seite.

Die zentralen Versorgungsdienste sind - in Form der Ladenstraße, der Dienstleistungsbetriebe, der Büros, des Restaurants und des Gästehauses - auf halber Höhe der *Unité* untergebracht. Sie sollen ihr „Herz“ ausmachen, den belebenden Ort, an dem die Menschen (wie die Blutströme aus den Arterien) „zusammenfließen“. Räumlich und architektonisch wird der Bereich durch einen „öffentlichen“ Weg, in Form einer doppelgeschossigen ‚Promenade‘ vor der Ladenzeile, artikuliert (Abb. 5.45).

Eine Unterbringung der zentralen Dienste im Erdgeschoß (also dem Zugangsbereich, durch den jeder, der das Gebäude betritt, zwangsläufig hindurchgehen muß), was auch eine bessere Anbindung nach außen mit sich gebracht hätte, wird entschieden abgelehnt. Die *Unité* soll, auch in diesem Aspekt, in ihrem autarken, introvertierten Charakter gestärkt werden.

Darüber hinaus haben zweifellos formale Gründe bei der Lokalisierung der Versorgungsdienste auf halber Gebäudehöhe eine Rolle gespielt, als bewußtes Mittel zur Differenzierung und horizontalen Strukturierung der Fassade durch die dichtgedrängte Folge der vertikalen Sonnenschutzblenden vor der Ladenstraße. Le Corbusiers damaliger Mitarbeiter Jerzy Soltan schreibt ganz offen:

„Der Laden- und Dienstleistungsbereich ist als solcher eine herausfordernde architektonische Aufgabe. Geeignet artikuliert und untergebracht, kann er das generelle Erscheinungsbild des Gebäudes bereichern.“¹³⁰

Die kollektiven Wohnfolgeeinrichtungen sind vorrangig auf der aufwendig gestalteten Dachterrasse untergebracht (Abb. 5.29/5.43/5.46). Damit übernimmt das Dach eine weitergehende Funktion als nur den üblichen Schutz gegen Regen, Schnee und sonstige Witterungseinflüsse. Hier findet all das seinen Platz, was mit Luft und Hygiene, mit Sonne und Ausblick zu tun hat. Freizeit und Erholung, Sport und Kinderspiel, und ein Blick in die Ferne, die Hügellandschaft, das Meer und die Wolken. Die Dachterrasse soll zu einem Katalysator für ein gesundes und soziales Leben aller Bewohner des ‚Quartiers‘ werden.

¹³⁰ Jerzy Soltan, *Working with Le Corbusier*, in: Brooks (Hrsg.), 1987, S.9. Schon vor ihrer Realisierung wird diese Platzierung der zentralen Dienste in einem Beitrag der Zeitschrift *L'Architecture d'aujourd'hui* (Nr. 11, 1947) als falsch kritisiert. Le Corbusier hat solche Kritik immer mit dem Argument zurückgewiesen, die Lage auf halber Gebäudehöhe bringe die kürzesten Wege von allen Geschoßebenen aus mit sich.

Eine neue (haus)technische Einheit

Die Metapher von der *Unité* als *Wohn-Maschine* bezieht sich insbesondere auch auf die (haus)technischen Aspekte, d.h. die Qualitäten, die durch die Technik des Gebäudes selbst geboten werden, und eine Nutzbarmachung dieser technischen Möglichkeiten im Dienste des Menschen. Diese Technik stellt eine entscheidende Voraussetzung für den Anspruch auf universelle Übertragbarkeit an jeden Ort der Erde dar.

Hierzu zählt insbesondere die mikro-klimatische Abgeschlossenheit der *Unité* und damit die Bereitstellung einer temperierten Luft von permanent gleichbleibender Qualität:

„Man muß reine Luft atmen können, Luft von konstanter Temperatur und mit gleichmäßigem Feuchtigkeitsgehalt. Nun sind die Jahreszeiten aber warm oder kalt, trocken oder feucht. Die verschiedenen Länder haben gemäßigtes, kaltes oder tropisches Klima. (...) Heute - in der Zeit des internationalen Verkehrs, der internationalen Wirtschaft und Technik - empfehle ich ein einziges Baumodell für alle Länder, alle Witterungen: das Haus mit richtiger Atemmöglichkeit. (...) Ich richte eine 'Fabrik für exakte Luft' ein. Ich fabriziere Luft von 18° und mit einem Feuchtigkeitsgehalt, der den Anforderungen der Jahreszeit entspricht. (...) Das russische Haus, das Haus in Paris, Suez oder Buenos Aires, der Luxusdampfer, der den Äquator überfährt: alle werden sie hermetisch abgeschlossen sein. Im Winter wird es warm, im Sommer kühl sein - das heißt: im Innern wird ständig reine und gute Luft von 18° Temperatur vorhanden sein.“¹³¹

Die *Wohn-Maschine* beinhaltet darüber hinaus aber noch mehr: die Ausstattung des Gebäudes mit schnellen Aufzügen, mit warmem und kaltem Wasser in jedem (Schlaf-)Raum, mit natürlichem (Sonne!) und künstlichem Licht, mit Gas, mit Abfallabwurfanlagen, mit einer fest eingebauten Küchentechnik und nicht zuletzt mit besonderen Vorkehrungen zu einer weitgehenden Lärmsolierung der Wohnzellen untereinander (Abb. 5.47).

Die einzelne Wohnung wird damit, wie die *Unité* als Ganzes, zu einer hermetisch geschlossenen, optimal ausgestatteten 'Kapsel', die jegliche physischen Bezüge zu ihrem unmittelbaren Umfeld (abgesehen von den rein visuellen) von sich weist. Gegenseitige Beeinträchtigungen sind soweit als möglich ausgeschlossen: „(...) kein Staub, keine Feuchtigkeit, keine Fliegen, keine Mücken“¹³²

Eine neue soziale Einheit

Als Abbild einer sozialen Einheit und Modell einer anvisierten neuen Wohnform ist die *Unité* durch zwei Aspekte bestimmt: erstens ihre räumliche Abgeschlossenheit und zweitens den Versorgungscharakter.

Historische Modelle stehen hier Pate. Die *Phalanstères* von Fourier wurden schon erwähnt. Le Corbusier selbst weist immer wieder auf das Kloster von Ema in der Toskana hin, das er 1907 zum ersten und 1911 ein zweites Mal besucht. Er zeigt sich beeindruckt vom geordneten Miteinander des individuellen und kollektiven Lebens, das er dort erfährt, vom Gleichgewicht dieser Beziehung innerhalb einer sich selbst genügsamen, nach außen hin weitgehend geschlossenen Gruppe sowie der räumlichen Umsetzung dieses Modells:

¹³¹ Le Corbusier, *Feststellungen...*, 1930 (1964), S.70-72

¹³² Le Corbusier und Pierre Jeanneret, in: Martin Steinmann, *CIAM - Dokumente 1928-1939*, Basel und Stuttgart 1979, S.63

„Der Anfang meiner Forschungsarbeiten fällt zusammen mit dem Besuch der Kartause von Ema bei Florenz im Jahre 1907. In dieser musikerfüllten Landschaft der Toskana habe ich eine *moderne* Stadt gesehen (...). Jede Zelle mit Aussicht auf die Ebene und mit einem Nebenausgang, der in ein tiefer gelegenes, ganz und gar geschlossenes Gärtchen führt. (...) Die Rückseite jeder Zelle hat eine Tür und ein Sprechfenster, die beide auf eine kreisförmige Straße hinausgehen () das ist der Kreuzgang. Dies ist der Weg, der überallhin führt. (...) Diese 'moderne Stadt' stammt aus dem 15. Jahrhundert.“¹³³

Das zweite, ebenso bekannte Vorbild ist der moderne Passagierdampfer als gleichfalls autarker, hotelartiger Versorgungsbetrieb mit individuellen Schlafkabinen. Auch in diesem Fall sind die Bezüge zur Außenwelt weitgehend abgeschnitten. Es ist ein architektonisches, funktionales, soziales und technisches Modell zugleich. Gert Kähler hat dies in seiner Studie über das „Dampfermotiv“ ausführlich dargelegt.¹³⁴ Die Erfahrung dieser Wohn- und Lebensform während seiner 14tägigen Überfahrt nach Sudamerica im Herbst 1929 hat Le Corbusier nachhaltig geprägt. Immer wieder taucht danach der „Dampfer“ in seinen Schriften und Skizzen auf als Metapher für ein rationales und effizientes organisiertes Betriebsmodell, für eine Stadt *en miniature* mit ausreichend dimensionierten Wohn-Zellen, „Straßen“ und „Boulevards“ sowie einem umfassenden Gemeinschaftsservice.¹³⁵ Bis hin zu ihrem architektonischen Aufbau weckt die *Unité* deutliche Reminiszenzen an den Dampfer: Ablösung vom Boden, Hauptbaukörper mit 'Kabinen', Dachaufbauten als 'Deck' mit Schwimmbad, Sonnenterrasse usw.

Die *Unité* als neue soziale Wohnform verweist aber auch auf Arbeiten und Konzepte von anderen Protagonisten der Moderne, Gropius etwa oder Hilbersheimer, die in dem Modell des hochgeschossigen „Kollektivhauses“ eine zukünftige, emanzipatorische Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens in der Großstadt voraussehen glauben. Überwindung des Kleinhaushaltes (und auch der Kleinfamilie in den weitestgehenden Projekten!), Befreiung der Frau von der Hausarbeit, kollektive Erziehung der Kinder, gemeinschaftliche Freizeitaktivitäten – und damit einhergehend die Annahme, daß ein Teil der traditionell familiären Aufgaben in Zukunft von der Gesellschaft übernommen werde. Vorläufer sind die Wohn-Hotels und Apartmenthäuser, die Service-Häuser, die Enkükchenhäuser.¹³⁶ Die konsequentesten Vorschläge stellen die 'Kommunehäuser' in der Sowjetunion dar, allesamt mit eher kleingehaltenen Individualzellen und großzu-

¹³³ Le Corbusier, *Feststellungen...*, 1930 (1964), S. 92

¹³⁴ Gert Kähler, *Architektur als Symbolverfall. Das Dampfermotiv in der Baukunst*, Braunschweig 1981, insbes. S. 113-145

¹³⁵ „Als Reisender, der von der Schiffahrtsgesellschaft mit Wohlthaten überschüttet wird und in die Kategorie 'Luxuspassagier' gehört, bin ich im Besitz eines Raumes von 15 qm. Ich beschäftige 3/40 Hausangestellte. Ich habe keine Sorgen. () In dem Schnelldampfer, der 2000 Passagiere in seinen 7-10 Etagen aufnehmen kann, mache ich noch eine wichtige Feststellung: Von dem beschriebenen Appartement aus geht man durch einen kleinen privaten Flur und kommt dann auf einen großen Wandelgang, der an einen Boulevard erinnert: das Deck. Dort begegnet man Leuten - wie auf den Boulevards oder wie bei ihnen auf der Floridastraße. Ein anderer Boulevard (...) befindet sich auf dem Oberteil des Schiffes - wie ein großer Dachgarten auf einem Haus in der Stadt. Im Innern des Schiffes zählt man mehrere Straßen (zwei je Etage); sie heißen: Riostraße, Buenos-Aires-Straße, Montevideostraße - und die Kabinentüren tragen Nummernschilder wie die Haustüren in einer Stadt. Diese Straßen, die nicht 'parterre' verlaufen, begeistern mich; der Geist, aus dem sie stammen, gleicht dem, der mich - auf einem anderen Ideenweg - die 'Straße in der Luft' erfinden ließ.“ (Le Corbusier, *Feststellungen...*, 1930/1964, S. 90f)

¹³⁶ Siehe dazu auch Günther Uhlig, *Kollektivmodell. Enkükchenhaus. Wohnform und Architekturdebatte zwischen Frauenbewegung und Funktionalismus 1900-1933*, Gießen 1981

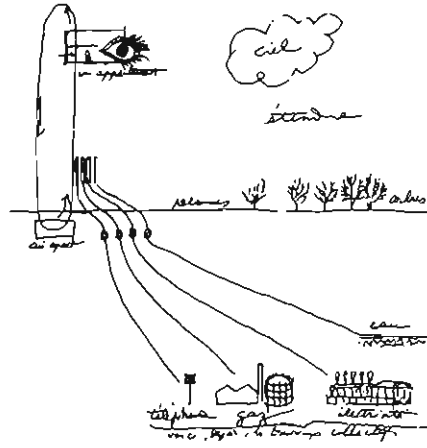
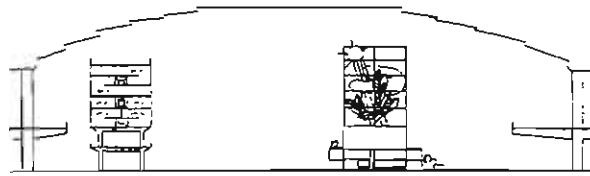


Abb. S.47:
Skizze zur haustechnischen
Versorgung der Unité



Le plan d'admission (Janvier 1939). Le trait d'enveloppe extérieure figure le bel ensemble du Palais des Expositions

Abb. S.48: Ausstellungsprojekt eines Teilelements einer Unité d'habitation für die 'Ideal Home'-Ausstellung in London (1939)

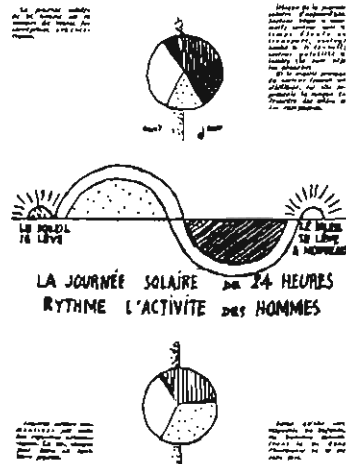


Abb. S.49:
Skizze Le Corbusiers zum
24-Stunden-Rhythmus des
Sonnenlaufs



gegen Gemeinschaftsbereichen.¹³⁷

Zwei strukturelle Merkmale verbinden die Mehrzahl dieser Projekte mit der *Unité d'habitation*: die Hochgeschossigkeit (als Voraussetzung einer hohen Dichte, die wiederum erst die Grundlage einer ökonomischen Tragfähigkeit solcher Modelle bildet) sowie die Gangerschließung gereihter Einheiten (als Grundprinzip einer egalitären, additiven Reihung der Zellen).

Im Gegensatz zu den utopischen Projekten, etwa der russischen Konstruktivisten mit dem ausdrücklichen Ziel einer neuen Form des sozialen Zusammenlebens, liegt die Absicht der *Unité d'habitation* allerdings weniger in der Auflösung der Kleinhaushalte (im Gegenteil, Le Corbusier hält bewußt an der Familie und ihrem „Heim“ als sozialer Grundzelle fest) als vielmehr in dem mit den zentralen Diensten verbundenen besseren Bewirtschaftungsmodell. Dessen Vorzüge werden sowohl in seiner Ökonomie als auch in seinem Tag und Nacht verfügbaren Service, als neue Qualität eines attraktiven großstädtischen Lebens, gesehen.

5.3.2. Struktureller Aufbau: Zellengefüge und *rue intérieure*

In einem Projekt für die 'Ideal Home'-Ausstellung in London hat Le Corbusier schon 1939 das Fragment einer *Unité* mit allen wesentlichen Teilelementen vorgeschlagen. Aufständerung, Eingangshalle, Aufzüge, *rue intérieure*, zweigeschossige Wohnungstypen, Dachterrasse (Abb. 5 48). Zu den Strukturelementen des vertikalen Quartiers zählen insbesondere

- die Loslösung vom natürlichen Grund und Boden,
- die Reihung gleichartiger Wohnungszellen als 'Häuser im Haus',
- ein Erschließungssystem über vertikale Aufzüge und horizontale *rue intérieures*,
- die Ausweisung von gemeinschaftlichen, 'quartiers-öffentlichen' Bereichen und Diensten in der Mitte des Gebäudes und auf dem Dach.

Der freie Grund und Boden zählt zu den wichtigsten Planungsmaximen Le Corbusiers. Er ist ein durchgängiges Bestimmungsmoment seiner architektonischen und städtebaulichen Projekte (z.B. auch in der Weißenhofsiedlung 1927 in Stuttgart). Die Aufständerung auf *pilotis* bedeutet für die einzelne Wohnzelle zunächst den Verlust des unmittelbaren Kontakts mit ihrer natürlichen Umgebung, der sich nur noch indirekt über die Eingangshalle als einzigem Funktionsbereich zu ebener Erde ergibt. Darüber hinaus birgt sie aber nicht nur die Voraussetzung für eine uningeschränkte Übertragbarkeit des reinen Modells auf unterschiedliche Situationen in sich (um Verformungen durch spezifische Standortbedingungen zu vermeiden), sondern bringt auch eine veränderte Beziehung des Passanten

¹³⁷ Etwa ab 1926 werden in der Sowjetunion zahlreiche Projekte für sog. Kommunehäuser entwickelt. Zu den bekanntesten zählen das „Kollektivhaus“ des Volkskommissariats für Finanzen (*Narkomfin*) in Moskau (1928/29, von Moses Ginsburg und I. Milinis) sowie das Projekt für ein Kommunehaus mit *rue intérieure* von A. OI aus dem Jahre 1927. (Siehe hierzu S. von Moos, 1974, S.30, sowie Roger Sherwood, *Modern Housing Prototypes*, Cambridge/Mass und London 1978, S 118ff)



Abb. S. 50. Teilansicht der Westfront der Unite d'habitation

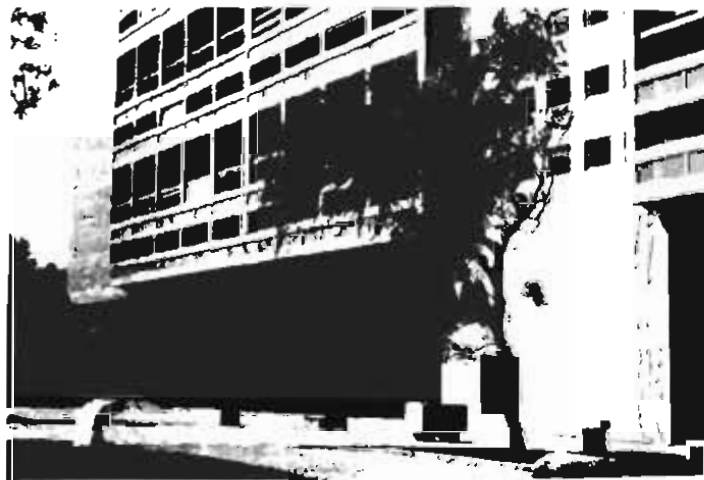


Abb. S. 51. Aufstellung auf pilons

zum Gebäude bzw. des Bewohners zu seinem Umfeld zum Ausdruck

Jede Innen-Außen-Beziehung wird fortan zu einer ausschließlich *visuellen*. Das hochgestellte Gebäude - das nun, vergleichbar einem kubistischen Kunstwerk, von *allen* Seiten, auch von unten (*pilotis*) und oben (plastische Dachlandschaft), gleichermaßen sichtbar ist - wird zum bloßen *Anschaungs-Objekt* in einem ansonsten homogenen, fließenden Raum, in dem es (der Theorie nach) keine Grenzen mehr gibt: nichts Verborgenes, nichts Geheimnisvolles, kein 'Innen' (Höfe und Gärten etwa), sondern ein ausschließliches 'Außen', jederzeit offen und einsehbar. Dies betrifft formal-räumliche ebenso wie nutzungsbezogene Kategorien, denn

„jede Bezugnahme auf städtisches Leben, auf das Leben des traditionellen Viertels, wird aufgehoben, es gibt keine 'Ecke' mehr, kein 'Gegenüber', kein 'Nebenan'.“¹³⁸

Statt *vorne* und *hinten*, wie in der historischen Stadt, heißt es jetzt *oben* und *unten*, wobei mit der räumlichen Trennung auch eine funktionale Absonderung gegeben ist: oben Wohnen, unten Bewegung und Verkehr. Die Forderung nach der vollständigen Vergesellschaftung des Grund und Bodens stellt dann eine fast zwangsläufige Konsequenz einer solchen 'Vergleichgültigung' des städtischen Außenraums dar, denn dessen private Aneignung und Zerstückelung paßt nicht mehr in das beabsichtigte Modell.

Die typologische Struktur der *Unité d'habitation* erschließt sich am besten in ihrem Querschnitt, in den jeweils zwei Wohneinheiten, die abschnittsweise die Innenstraße umschließen (Abb. 5.67). Die zweigeschossigen 'Häuser im Haus' transponieren das additive Aufbauprinzip traditioneller Wohnquartiere 'auf die Etage', allerdings in einer weitgehend abstrakten Montage und mit entscheidenden Modifikationen und Vereinfachungen gegenüber der Komplexität des traditionellen städtischen Gefüges.

Die Zugänge erfolgen jetzt von innen, im Dunklen, weit abgelöst vom öffentlichen Raum. Die 'Häuser' selbst beschränken sich auf standardisierte, relativ starre Wohnungszellen, die in das Korsett der Gebäudestruktur eingezwängt sind, ohne Erweiterungs- und Veränderungsmöglichkeiten im Laufe der Zeit. Mit dem Verlust der Parzelle, die es bei diesen 'Häusern' nicht mehr gibt, geht auch ein wesentliches Element der traditionellen Differenzierung des städtischen Raums verloren, das Abstände herstellt, Übergänge (räumlicher wie auch sozialer Natur) vermittelt und Spielräume für potentielle Erweiterungen, Aneignungen, für Unvorhergesehenes und nicht Planbares schafft.

Die *Aufzüge* und *Innenstraßen* werden als die lokalen Ausläufer eines umfassenden städtischen Erschließungsnetzes betrachtet.¹³⁹ Um ihren öffentlichen Charakter zu unterstreichen, sollen sie, Tag und Nacht, von „professionellem

¹³⁸ Castex, Depaule und Panerai, Vom Block zur Zeile. Wandlungen der Stadtstruktur, Braunschweig 1985, S.140

¹³⁹ So klassifiziert Le Corbusier in der Tafel Nr. 2 der *Ville Radieuse* (S.135) das städtische Erschließungsnetz wie folgt:

1. der den Fußgängern vorbehaltene Grund und Boden;
2. die aufgestellten Straßen und „Auto-Häfen“ in 5 m Höhe über Grund und Boden;
3. die Aufzüge (ein öffentlicher Dienst);
4. die horizontalen Innenstraßen, deren Länge zwischen zwei Erschließungspunkten höchstens 100 m betragen soll.

Im Regelwerk der „7V“ wird der Innenstraße die Kategorie V6 übertragen (Le Corbusier, *Oeuvre complète 1946-1952*, 1955, S.94ff).

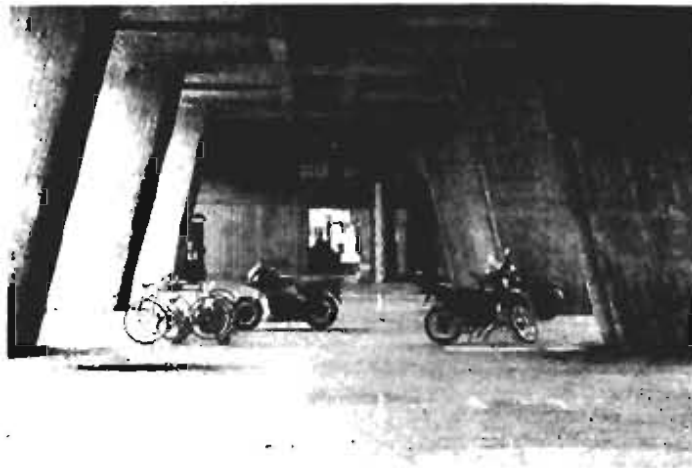


Abb. 5.52 Der Raum unter den pilous



Abb. 5.53. Innenstraße und Wohnungseingänge (1995)

Personal“ (Le Corbusier)¹⁴⁰ bedient werden. Die in ihren lichten Abmessungen 2,80 m breiten und 2,26 m hohen *rues intérieures* sind als funktionaler Ersatz für die abzulösenden Korridorstraßen gedacht. Sie erschließen bis zu 58 Wohneinheiten je Etage. Die entlang einer Innenstraße zurückzulegende Strecke, also die Entfernung vom Aufzug bis zur Wohnungstür, beträgt im weitesten Fall 76 Meter.

Von Beginn an sind die Innenstraßen einer heftigen Kritik ausgesetzt. So kritisiert sie z.B. Lewis Mumford als zu niedrig, zu eng und zu düster - und damit als das genaue Gegenteil von dem, was die Prinzipien Le Corbusiers eigentlich einfordern: nämlich Licht, Luft und Weite¹⁴¹

Ein verbreitetes Mißverständnis, das der Kritik vielfach zugrunde liegt, gilt es allerdings aus dem Weg zu räumen. Den *rues intérieures* ist, was ihren Anspruch betrifft, von ihrem Urheber zu keinem Zeitpunkt eine 'kommunikationsfördernde' Bedeutung beigegeben worden, im Sinne der Nutzungsüberlagerungen der traditionellen Straße, sondern sie sind stets nur als *Erschließungselement* gedacht gewesen, als bloßer Verkehrsweg, gemäß dem monofunktionalen Vorstellungsbild, das die funktionale Stadt von ihren Straßen entwickelt. Kommunikation soll ihrerseits in den eigens dafür ausgewiesenen Bereichen stattfinden, den Gemeinschaftsflächen auf dem Dach, in der Mitte und zu ebener Erde. Auch im Kloster ist der Ort des Austauschs nicht der Gang, sondern der Hof und das Refektorium.

Damit isoliert die Innenstraße eigentlich viel mehr, als daß sie verbindet. Das ist ein ganz entscheidender Unterschied zu den Straßen im traditionellen Stadtgefüge (und auch zum Anspruch der Dachstraße in Spangen). Die Innenstraße soll Ruhe ausstrahlen und Isolierung bewirken. Die mit der gedämpften, künstlichen Beleuchtung verbundene Atmosphäre ist bewußt so gewollt. Natürliches Licht gibt es nur im Bereich der Aufzugspodeste, während die Nordfassade, dort, wo sie vor Kopf die Innenstraße abschließt und eine natürliche Belichtung ohne weiteres möglich wäre, mit Absicht geschlossen bleibt. Le Corbusier schreibt:

„Die 'Innenstraße' schafft Stille und Einsamkeit. Erklärung: Drei Aufzüge, jeder für 20 Personen; acht Innenstraßen. Der Aufzug bringt also in die Mitte jeder Innenstraße durchschnittlich 2 1/2 Personen. Eine geht nach rechts, die zweite nach links () Der Fußboden ist schalldämpfend. Die absichtlich künstliche Beleuchtung ist ebenso absichtlich schwach gehalten. (...) Die Innenstraße ist geheimnisvoll - eine außerordentliche Schöpfung - eine moderne Entdeckung. Einsamkeit herrscht hier, auch Stille und wirkliche Ruhe.“¹⁴²

Die *zentralen Dienste* und *kollektiven Wohnfolgeeinrichtungen* bilden die Bereiche, in denen sich, wenn man den Anspruch einer räumlichen und sozialen Autonomie ernst nimmt, das 'kollektive' Quartiersleben abspielen soll. Die Dachzone wird damit, wie die Erholungsflächen zu ebener Erde, zu einer Errungenschaft, die *allen* gehört. Sie muß ebenso in Gemeinbesitz übergehen, ist ebensowenig privatisierbar, wie die Parklandschaft rings um die *Unité* herum.

Einer Kommunikationsfunktion im Quartier, wie sie früher Straße und Platz innehaben, können diese Bereiche allerdings zu keinem Zeitpunkt gerecht werden. Dies ist nicht nur durch ihre isolierte Lage und mangelnde Vernetzung mit öffentlichen Räumen im Umfeld bedingt, sondern auch durch ihren allzu norma-

¹⁴⁰ Le Corbusier, *La Ville Radieuse*, 1935 (1964), S.38

¹⁴¹ Lewis Mumford, 1958, S.30

¹⁴² Le Corbusier, *Kinder der strahlenden Stadt*, 1968, S.46

tiven Charakter, der alles genauestens regelt (oben und unten soll sich das Gemeinschaftsleben vollziehen, dazwischen das individuelle, private) und dadurch jegliche informellen, nicht zweckgebundenen Gebrauchsweisen, die einen ebenso wesentlichen Bestandteil von Öffentlichkeit ausmachen, blockiert.

5.3.3. Individualität und Gemeinschaft: Schutz der Privatsphäre und Organisation des Zusammenlebens

Der soziale Anspruch der *Unité d'habitation* als gemeinschaftsorientiertes Lebensmodell wird vielfach überschätzt. Im Mittelpunkt steht, im Gegenteil, zunächst einmal der Schutz der individuellen, privaten Lebenssphäre - und zwar sowohl innerhalb der Familie (im Verhältnis der Einzelpersonen zur Familie) als auch innerhalb der Nachbarschaft und des Quartiers (im Verhältnis der Familien zur Bewohnerschaft insgesamt). Le Corbusier spricht wiederholt von der „primär individuellen Freiheit“ (*liberté première individuelle*), der es gelte, einen „Umraum“ zu gestalten.¹⁴³ Die „persönliche Freiheit“ ist ihm „heilig“, zu ihrer Verwirklichung sind „Kräfte und Hilfskräfte gemeinschaftlicher Unternehmungen“ fruchtbar.¹⁴⁴

In seinen Projekten bezieht sich Le Corbusier stets explizit auf die intakte Kleinfamilie (Vater, Mutter und Kinder) als eigentliche soziale Keimzelle. Eine solche, eher 'konservative' Grundhaltung unterscheidet ihn grundsätzlich von den Vertretern der 'sozialistischen' Kommunehäuser, die eine Überwindung gerade der Kleinfamilie anstreben. Das Ziel der *Unités* besteht demgegenüber in erster Linie im Schutz und einer möglichst weitgehenden Abkapselung der jeweiligen Familien innerhalb der Nachbarschaft, in der Vermeidung von Zwangskontakten und sozialen Konflikten und der Schaffung von lärm- und einblickgeschützten privaten Rückzugsbereichen. Denn die *Unité* ist

„die Lösung für unsere Zeit: Sie bewirkt die völlige Isolierung jedes einzelnen Hauses durch die Vereinigung von 400 über- und nebeneinander gesetzten Wohnungen: Keiner sieht den anderen - hier herrscht völlige Stille.“ (Le Corbusier)¹⁴⁵

Und André Wogenscky, der im Büro Le Corbusiers wesentlich an der Planung für Marseille beteiligt ist, schreibt:

„Vermeidung jeglicher übermäßigen Kontakte zwischen den Nachbarn. Deshalb müssen die Wohnungen derart angeordnet werden, daß sie sich vom Nachbarn gegenüber distanzieren. (...) Benachbarte Familien müssen in zweierlei Hinsicht voneinander distanziiert werden: die Nachbarn nicht sehen und nicht hören und zu wissen, daß man selber auch nicht gesehen und nicht gehört wird.“¹⁴⁶

Auch die Kritik an der horizontal parzellierten 'Gartenstadt-Bebauung' einerseits sowie der räumlich geschlossenen Korridorstraße andererseits wird mit diesen

¹⁴³ Le Corbusier, *L'Unité d'habitation...*, 1950, S.12

¹⁴⁴ Le Corbusier, *Kinder der strahlenden Stadt*, 1968, S.9

¹⁴⁵ Le Corbusier, *Kinder der strahlenden Stadt*, 1968, S.22

¹⁴⁶ André Wogenscky, *The Unité d'habitation at Marseille*, in: Brooks (Hrsg.), 1987, S.120. Und derselbe in *Urbanisme*, Nr. 282, 1995, S.28: „Die Vorstellung Le Corbusiers war, daß die Familien voneinander isoliert seien, also genau das Gegenteil von der Stapelung an Bevölkerung, von der man immer spricht.“

Argumenten unterlegt übermäßige Zwangskontakte zwischen den Nachbarn auf den oftmals minimalen Parzellen, gegenseitiger Einblick über die Straße hinweg, keine geschützte Privatsphäre, so daß jeder jeden ständig sehe, höre und selber gesehen und gehört werde (Die große Villa, von der alle träumen, habe diese Probleme zwar nicht, doch die Realität mit ihren kleinen Siedlungshäuschen auf meist minimalen Parzellen sei eine ganz andere.) Von daher begründet sich das schon erwähnte Plädoyer für die *Innenstraße* als vornehmliches Distanzelement. Als weitere (stadte)bauliche Elemente, die dem 'Rückzug' der Familie dienen, sind zu verzeichnen:

- die jeder Wohnung vorgelagerten Loggien, die als Pufferzone derart konstruiert sind, daß man seine jeweiligen Nachbarn nicht sehen kann und auch selbst nicht gesehen wird.¹⁴⁷
- die geplanten großen Abstände zwischen den *Unités*, die, im Gegensatz zu herkömmlichen Korridorstraßen, eine Einsehbarkeit gegenüberliegenden Wohnungen unmöglich machen

Dieser Anspruch Le Corbusiers - nämlich in erster Linie der Abschottung der Nachbarn in ihren Wohnzellen eine bauliche Gestalt zu verleihen, was die *Unité* wesentlich von anderen Paradigmen unterscheidet und offensichtlich bis auf den heutigen Tag aktuelle und sich verstärkende Tendenzen voraussieht - kann in der Realität weitgehend eingelöst werden. Eine 1957 durchgeführte Untersuchung des Soziologen Chombart de Lauwe in der *Unité d'habitation* in Nantes zeigt, daß für 70% der Bewohner eine gegenseitige Beeinträchtigung durch Lärm überhaupt kein Problem darstellt (In zwei weiteren, gleichzeitig untersuchten, 'konventionellen' Siedlungen sankt dieser Wert auf 27% im einem und sogar nur 2% im anderen Fall).¹⁴⁸

Damit können potentielle Probleme zwar vermieden, aber ein soziales Zusammenleben noch lange nicht bedingt werden. Die Vorstellungen zum 'kollektiven' Leben bleiben dementsprechend auch eher vage. Die Familie soll, auf der Ebene des Quartiers, in eine größere „Gemeinde“ eingebunden werden, die nicht länger horizontal (wie herkömmliche dörfliche oder städtische Gemeinschaften) strukturiert ist, sondern sich 'in die Höhe' entwickelt. Le Corbusier bezeichnet die *Unité* als

„unpolitische Gemeinde in der Vertikalen, die die Aufgaben und Probleme der 24 Stunden - des Sonntages - lösen konnte, 24 Stunden voll Harmonie, Form des Zusammenlebens auf der untersten Stufe unserer demokratischen Gesellschaft in einer technisierten Welt: 350 Meter, 1600 Einwohner, ein Eingang, mechanisierter Verkehr in der Senkrechten, sieben Innenstraßen, ein kleines Paradies 56 m über dem Eingang.“¹⁴⁹

Es sind Vorstellungen, die bei einer genaueren Analyse vornehmlich die *Organisation* des gemeinschaftlichen Lebens betreffen. Dem rational geordneten Stadtmodell wird ein ebenso rational strukturiertes Lebensmodell zugeordnet, das vom Durchsetzungsanspruch eines regelmäßigen 24-Stunden-Rhythmus bestimmt ist - acht Stunden Schlaf, acht Stunden Arbeit, acht Stunden Erholung von Körper und Geist, bei möglichst minimalen Transportzeiten (Abb. 5.49). Das Gemeinsame beinhaltet in erster Linie eine *Versorgungs-Gemeinschaft*, d.h. die Bereitstellung und effiziente Organisation kollektiver Dienste und Einrichtungen.

¹⁴⁷ Zu Loggia und brise-soleil siehe auch Abschnitt 5.7.4

¹⁴⁸ Paul Chombart de Lauwe u.a., *Famille et habitation*, Bd. 2, Paris 1960, S. 252

¹⁴⁹ Le Corbusier, *Kinder der strahlenden Stadt*, 1968, S. 57

wie der Ladenstraße, dem Kindergarten, den Spiel- und Sportflächen auf dem Dach, die einen geordneten Lebensrhythmus erleichtern sollen.

Diese notwendigen „Erweiterungen“ (*prolongements*) in unmittelbarer Nachbarschaft zur Wohnung (und die Zuordnung kann hier tatsächlich in einer größeren räumlichen Nähe erfolgen als in den üblichen horizontalen Gartenstädten) machen die *Unité*, wie auch Hilpert anmerkt, im besten Fall zu einer in *organisatorisch-funktionaler* Hinsicht selbständigen Einheit (in der man wohnen und sich versorgen und sich erholen kann), aber noch lange nicht zu einer sozialen Gemeinschaft:

„Das Gerüst gesellschaftlicher Einrichtungen und sozialer Dienste wird bei Le Corbusier - symptomatisch für sein ganzes Stadtkonzept - weniger als Feld gesellschaftlicher Aktivität denn als administrativ-technisches Erschließungssystem verstanden.“¹⁵⁰

Im Gegensatz zur ebenerdigen Stadt gibt es in diesem vertikalen Quartier keine Orte der zufälligen Begegnung, der zwanglosen Kommunikation, der informellen Öffentlichkeit, keine Bereiche, die in ihrer Nutzung *nicht* festgelegt wären (Niemand wird in den Innenstraßen oder der Ladenstraße flanieren.) Alle Ziele sind zweckgebunden, man begibt sich an den einen oder anderen Ort nur mit einer zuvor definierten Absicht, um dort eine festgelegte Funktion zu verrichten.

Von daher ist mit diesem Ordnungsmodell eine starke normative Bedingung des Einzelnen verbunden, die eher einschränkt als tatsächliche Freiheiten zu gewähren. Ihm wird vorgeschrieben, wo er einkaufen soll, wo er seine Kinder in den Kindergarten zu schicken, wo er zu essen und wo er zum Friseur zu gehen hat, wo er sich erholen soll. Es gibt nur wenige Wahlfreiheiten, die ansonsten gerade ein wesentliches Charakteristikum des urbanen Lebenszusammenhangs ausmachen.

Damit wird der Versuch unternommen, das der *funktional-räumlichen* Struktur der Stadt zugrunde liegende technokratische Ordnungsmodell auch auf deren *soziale* Gebrauchsweisen zu übertragen. Es ist die gleiche Methode, es sind die gleichen Prinzipien einer umfassenden Rationalisierung des Lebens. Das geht so weit, daß dem Bewohner sogar der Zugang zu seinem Haus bis ins Detail vorgeschrieben wird. Symptomatisch dafür sind Äußerungen wie die folgende zum schmalen Zugangssteg der *Unité* in Nantes:

„1400 Einwohner. Ein Zugang für die Fußgänger = ein Steg, 1,83 m breit! Niemand kann 'abschneiden' und auf den Rasen trampeln.“¹⁵¹

Die Frage, ob für eine solche Art von 'institutionalisierter Zugehörigkeit' überhaupt ein 'Bedarf' besteht, wird nicht gestellt. In den immer wieder angeführten Vorbildern, wie der Kartause von Ema oder auch dem Passagierdampfer, ist der tägliche Kontakt des Einzelnen mit der Gemeinschaft in einer Art Zwangsverbindung (sei sie permanenter oder auch nur temporärer Art, wie im Fall des Dampfers) noch weitgehend gegeben. In der modernen Stadt, deren Teil die *Unité* ist, spielen sich die alltäglichen Lebenszusammenhänge aber überwiegend außerhalb des eigentlichen Wohnquartiers ab: nicht nur die Arbeit, sondern auch Freizeit, Kultur und Konsum betreffend. Es ist eine Illusion, eine Wohneinheit heute auf eine geschlossene Gruppe, wie sie das Kloster darstellt, reduzieren zu wollen. Der Aufbau der modernen Stadt läßt sich nicht länger an derart statische Einheiten binden; das tatsächliche Beziehungsgeflecht ist weitaus vielfältiger.

¹⁵⁰ Hilpert, 1978, S. 172

¹⁵¹ Le Corbusier, *Kinder der strahlenden Stadt*, 1968, S. 24

5.3.4. Innen-Außen-Beziehung: zur Funktion von Loggia und *brise-soleil*

Der Übergang von innen nach außen wird in der *Unité* entscheidend durch das Element des *brise-soleil*, des „Sonnenbrechers“, und der in engem Zusammenhang damit entwickelten Loggia bestimmt.

Während Le Corbusier in seinen frühen Projekten zunächst nur horizontale Fensterbänder, später dann hermetisch geschlossene, transparente Vorhangfassaden vorschlägt (wie z. B. im *plan de verre* der *Cité de Refuge* in Paris), wird der *brise-soleil* erstmals in den 30er Jahren in den Projekten für Südamerika und Ägypten entwickelt. Er stellt ein Mittel dar, um die universellen Planungsprinzipien auch auf klimatisch extreme Situationen, in diesem Fall die heißen Klimazonen, übertragen zu können, in Form einer überdachten Loggia, die der eigentlichen Glashaar vorgeschaltet ist und deren Größe und Tiefe derart konzipiert sind, daß sie im Sommer, wenn die Sonne hoch steht, Verschattung bringen und im Winter die tiefstehende Sonne hindurchlassen.¹⁵²

Der *brise-soleil* ist also zunächst ein funktionales Element, ein Klimapuffer. Gleichzeitig wird er jedoch auch zu einem architektonisch-plastischen Element der Fassadengestaltung und -gliederung und nicht zuletzt zu einem räumlichen Element des Übergangs und der Distanzbildung zwischen der Wohnungszelle und dem städtischen Außenraum.

Zumindest in Marseille sind die beiden zuletzt genannten Aspekte eindeutig die wichtigeren, denn auf einer West- bzw. Ostfassade angebracht, nutzt ein horizontaler *brise-soleil*, in funktionaler Hinsicht, überhaupt nichts gegen die Einstrahlung der im Sommer wie im Winter gleichermaßen tiefstehenden Sonne! Die Praxis verdeutlicht dieses. In Marseille wird der größte Teil der Wohnungen auf beiden Längsseiten des Gebäudes im Laufe der Zeit von seinen Bewohnern mit zusätzlichen Sonnenschutzmaßnahmen (innenliegenden, schweren Gardinen oder außenliegenden Markisen) versehen (Abb. S 55), und in Nantes beklagt sich die überwiegende Zahl der Nutzer über die allzu große Aufheizung der Wohnungen durch die Sonnenstrahlung im Sommer.¹⁵³

Als architektonisch-plastisches Element verleiht er, im Gegensatz zu den glatten Vorhangfassaden, dem Auge einen Halt und damit dem Gebäude eine Maßstablichkeit, welche die individuellen Wohnungszellen in Form der vorgelagerten doppelgeschossigen Loggien wieder ablesbar werden läßt (Abb. S 54).

Gleichzeitig ist damit ein erneuter Anspruch auf Allgemeingültigkeit verbunden. *Brise-soleil* und Loggia heben, von außen betrachtet, jeden Unterschied zwischen *vorne* und *hinten* auf. Es gibt kein Rückseite mehr, die Außenfront ist rundum die gleiche. „(...) nur das vertikale Signet der Treppenschachte unterscheidet die Ostfassade von der Westfassade“¹⁵⁴, nicht nur bei einer *Unité*, sondern bei allen Bauten dieser Art, überall auf der Welt.

Dies bringt eine Angleichung nicht nur des Erscheinungsbildes, sondern auch der sozialräumlichen Charaktere dieser 'Zwischenräume' zwischen Wohnung und Stadt mit sich. Die Wohnung hat fortan keine verborgene Seite mehr (informelle Front zum Garten oder zum Hof...), nichts ist versteckt, geheimnisvoll und veränderbar, sondern alles ist offen, einsehbar und beständig. Die Be-

¹⁵² Zum *brise-soleil* siehe auch *Problèmes de l'ensollement / Le brise-soleil*, in: Le Corbusier, *Oeuvre complete 1938-1946, 1955*, S. 103ff.

¹⁵³ Zu Nantes siehe die schon erwähnte Untersuchung von Chombart de Lauwe, 1960, S. 98.

¹⁵⁴ Castex, Depaule und Panerai: *Vom Block zur Zeile / Wandlungen der Stadtstruktur*, Braunschweig 1985, S. 145.





Abb. 5.54: Das 'Wabengitter' der doppelgeschossigen Loggien macht die einzelne Wohneinheit wieder ablesbar



Abb. 5.55: Zusätzliche Sonnenschutzmaßnahmen auf der Westseite der Unité d'habitation in Marseille (1995)



ziehung zum Außenraum ist keine physische mehr, sondern eine ausschließlich visuelle: Die *Unité* wird rundum, wie schon erwähnt, zum bloßen Anschauungs-Objekt.

Dabei sind die Loggien die letzten kümmerlichen Überreste der in den *Immeubles-villas* noch vorgesehenen großzügigen „vertikalen Gärten“. Sie sind der bis fast zur Unkenntlichkeit ausgemagerte Ersatz einer Parzelle 'auf der Etage'.

Betrachtet man allerdings das 'Innenleben' dieser Loggien etwas genauer, so läßt sich - wie Castex, Dépaule und Panerai in ihrer Untersuchung *Vom Block zur Zeile. Wandlungen der Stadtstruktur* (1985) bemerken - eine aufschlußreiche Beobachtung treffen, welche die Nutzung und Aneignungsformen dieser Zwischenräume betrifft und ihnen einen durchaus eigentümlichen Doppelcharakter zuweist: „einheitlich (...) von außen, individuell (...) von innen“¹⁵⁵

Bedingt durch die Entfernung vom Erdboden sowie die vor Einblicken zusätzlich schützende hohe Brüstung übernehmen die Loggien nämlich, über ihren gestalterischen und auf Außenwirkung bedachten Anspruch hinaus, in vielen Fällen tatsächlich die Funktion einer 'geschützten Rückfront' der Wohnung und erlauben damit eine individuelle 'Unordnung', ohne die kollektive Ordnung der Gesamtfassade zu beeinträchtigen:

„Das allgemeingültige Erscheinungsbild einer von außen betrachteten Fassade, die sich für jedermann zu erkennen gibt, wird hier durch eine individuelle Sicht ersetzt (...) Die Fassade übernimmt für den Bewohner die Funktionen einer (vorgezeigten) Vorderfront und einer (versteckten) Rückfront (für Abfall/Vorrat), und zwar angesichts der Entfernung vom Erdboden mehr die einer Rückfront. (...) Der (...) Sonnenbrecher [im oberen Teil der Loggia, A.d.V.] wird als zusätzlicher Balkon genutzt, als Fläche für vorzuzeigende Bepflanzungen (wogegen die Loggia verborgen liegt). Die Dicke der Wandung und ihre Unterteilung lassen einen anzueignenden Raum entstehen, in dem der Bewohner seine Beziehung zur Außenwelt kontrollieren kann (...) Es bedarf in der Tat minutiöser Beobachtungen, um an den Fassaden der Unité d'habitation von Marseille die Modifizierungen zu entdecken, die die Bewohner an ihrem Raum vorgenommen haben.“¹⁵⁶

Damit überlagern sich im Element der Loggia zwei Fassadenschichten, die als solche für zwei unterschiedliche Maßstabebenen, eine individuelle und eine städtische, stehen:

Die innere Fassade (der Glashaut, des *pan de verre*) ist noch ganz der privaten Sphäre der Wohnung zugehörig. Sie läßt sich in ihrem unteren Teil vollständig öffnen und damit gleichsam unsichtbar machen; in diesem Fall wird die Loggia tatsächlich zu einer gebrauchsfähigen physischen Erweiterung der Wohnung selbst.

Die äußere Fassade, das Grobmuster der Zellenstruktur, ist hingegen dem Gebäude insgesamt, seiner Selbstdarstellung und damit letztlich der Stadt-Landschaft verpflichtet.

In der *Unité d'habitation* vollzieht sich, so gesehen, eine entscheidende strukturelle Umkehrung der Aufbauprinzipien herkömmlicher Wohnquartiere. Die Verlagerung der Erschließung nach innen (in Form der *rue intérieure*) bzw. umgekehrt der rückwärtigen Gebäudefront nach außen (in Form von Loggia und *brise-soleil*) stellt die üblichen Raummuster genau auf den Kopf.

Am deutlichsten sichtbar wird diese 'rückwärtige' Front in der *Unité* in Firminy (1959-67). Durch die dort vorgenommene Vereinfachung der Fassadengestaltung und den Ersatz der tiefen Sichtbetonbrüstung durch ein offenes Ma-

¹⁵⁵ Castex, Dépaule und Panerai, 1985, S.140

¹⁵⁶ Castex, Dépaule und Panerai, 1985, S.140f



Abb. 5.56: Die Loggienstruktur auf der Westseite der Unité d'habitation in Marseille (1995)



Abb. 5.57: Die Loggienstruktur auf der Westseite der Unité d'habitation in Firminy (1995)

schendrahtgitter wird der Zwischenraum der Loggia noch einsehbarer (und damit in seiner Nutzung auch wieder eingeschränkt). Er ist Abstellbereich für Fahrräder und Möbel, Trockenplatz für die Wäsche, miminaler 'Garten' und Spielplatz für Kinder zugleich (Abb. 5.57).¹⁵⁷

5.3.5. Formensprache und architektonisches Erscheinungsbild

„Mensch und Natur. Spiel der Zahlen, des Kalenderjahres und des Sonnenlaufes, Spiel der Sonne mit Licht, Schatten und Wärme. Diesen Spielen war die Arbeit meines ganzen Lebens gewidmet. Sie sind, scheint mir, die Grundlagen der Architektur und des Städtebaus.“¹⁵⁸

Die Architektur der *Unité* läßt sich aus utilitaristischen, 'funktionalistischen' Beweggründen allein nicht erklären. Sie will mehr sein, als nur die Erfüllung banaler Zwecke. Hier tritt zusätzlich eine poetische und symbolische Komponente hinzu, ein künstlerische Überhöhung im Zusammenspiel von Baukörper, Material, Licht und Sonne. Le Corbusier schreibt:

„Architektur ist das kunstvolle, korrekte und großartige Spiel der unter dem Licht versammelten Baukörper.“¹⁵⁹

„Man beachte vor allem, daß diese als wirkliche Einheiten erdachten raumkörperlichen Gebilde architektonische Kraft, Schönheit und Glanz ausstrahlen. Befolgt man diese Regeln, so werden die Wohnbezirke einen Anblick von Klarheit, Ordnung und Eleganz bieten.“¹⁶⁰

Ursprünglich sind die *Unités*-Typen als Stahlskelettbauten konzipiert gewesen, um tatsächlich in Serie gehen zu können.¹⁶¹ Noch 1944 hat Jean Prouvé für Le Corbusier Entwurfsskizzen für ein metallisches Traggerüst der *Unités* angefertigt.¹⁶² Angesichts der unzureichenden Leistungsfähigkeit der französischen Stahlindustrie in der Nachkriegszeit erweist sich ein solches Vorhaben allerdings als illusorisch. Stahl als Präzisionsbaustoff hätte sicherlich dem Anspruch auf eine dem Maschinenzeitalter gemäße Produktion viel eher entsprochen als der weitaus stärker handwerklich ausgerichtete raue Sichtbeton. In ihrem Erscheinungsbild ist die *Unité d'habitation* weit entfernt von der glatten, sauberen Ma-

¹⁵⁷ Das gleiche bestätigt auch die Untersuchung Chombart de Lauwe in Nantes. Die Bewohner beklagen das Fehlen eines Abstellraums, so daß sie alles auf die Loggia stellen müssen. (...) für all die alten Sachen, die man aufheben möchte (...) einen Abstellraum (...), denn nun muß man all dies auf der Loggia unterbringen.“ (Chombart de Lauwe, 1960, S. 99)

In der *Unité d'habitation* in Marseille trifft man im Aufzug oder entlang der Innenstraße immer wieder Bewohner mit ihrem Fahrrad. In Ermangelung eines Abstellraums zu ebener Erde ist auch hier die Loggia die einzige und zwangsläufige Abstellmöglichkeit.

¹⁵⁸ Le Corbusier, *Oeuvre complète 1946-1952, 1955*, S. 11

¹⁵⁹ Le Corbusier, *Vers une architecture. 1923. dt. Ausblick auf eine Architektur*, 1969, S. 38

¹⁶⁰ Le Corbusier, *Vom Sinn...*, 1946 (1974), S. 73f

¹⁶¹ So heißt es bei Le Corbusier im *Oeuvre complète 1929-1934*: „Im Stahl besitzen wir ein Material, das wie kein anderes in allen möglichen Formen zur Konstruktion und Ausrüstung der Wohnungen, Häuser und Städte verwendet werden kann.“ (Le Corbusier *Eine neue Großordnung im Städtebau, eine neue Wohnungseinheit*, in *Oeuvre complète 1929-1934, 1953*, S. 116)

¹⁶² Angabe nach Sbriglio, 1992, S. 126



Abb.5.58: Unité d'habitation in Marseille, Teilansicht von Osten

schinenästhetik der 20er Jahre, die alle tatsächlich noch gegebenen Unregelmäßigkeiten unter Putz und Farbe zu kaschieren versucht hat.

Reyner Banham, der hier einen Wendepunkt in der Ästhetik der Moderne sieht, hat aufgezeigt, wie Le Corbusier in Marseille, als *der Inkunabel* des sog. Brutalismus, aus dem Sichtbeton eine neue Oberflächenstruktur entwickelt und eine Dreidimensionalität (gegenüber den eher 'flachen' Bauten der klassischen Moderne) wiedergewinnt, welche der *Unité* eine archaische Monumentalität verleihen, die ihresgleichen nur in den antiken mediterranen Tempelanlagen besitzt.¹⁶³ In seiner Rede zur Eröffnung der *Unité d'habitation* in Marseille 1952 sagt Le Corbusier:

„Sie ist ein Ausdruck gesunder Kraft und offenbart eine ganz neuartige Schönheit (...) Der Bau der 'Unité' von Marseille hat der neuen Architektur die Gewißheit gebracht, daß armer Beton als Rohmaterial verwendet ebensoviel Schönheit besitzt wie Stein, Holz oder Backstein. (...) Es erscheint nunmehr möglich, den Beton wie Stein in seinem Rohzustand zu zeigen.“¹⁶⁴

Die groben Strukturen wecken Reminiszenzen an unbehauene Steinquader, das Spiel mit dem hellen Licht und den dunklen Schatten des Mittelmeers bewirkt mythische und archaische Assoziationen: „Baukunst heißt, mit rohen Stoffen Beziehungen herstellen, die uns anrühren.“ (Le Corbusier)¹⁶⁵

Das Bauwerk wird damit zu einem Sinnbild für heroische Permanenz und universelle Gültigkeit. In den Begriffen Aldo Rossis gesprochen,¹⁶⁶ ist die *Unité* ein herausragendes „Monument“, aber längst kein urbanes „Gewebe“ mehr. Dieses unterstreicht in seiner formalen Abgeschlossenheit erneut den Anspruch einer endgültigen „angemessenen Größe“: sich selbst genügsam, vollendet, unveränderbar - und wenn, dann nur durch das Hinzufügen ebenso vollständiger neuer Einheiten.

Die formale Durchbildung ist differenziert und wohlkalkuliert, im Zusammenspiel von flächigen, horizontalen und vertikalen Elementen: dem Sockel der *pilotis*, dem gleichmäßigen Öffnungsraster der Loggien, der Senkrechten des Firschießungsturms und der großen Horizontale der eng gereihten Lamellen vor der Ladenstraße auf halber Gebäudehöhe, gekrönt durch die skulpturalen Elemente der Dach-Landschaft.

Das letzte Scheitern des Modells der *Unité d'habitation* erfolgt sicherlich *nicht* unter formal-ästhetischen Gesichtspunkten (ihre herausragenden Qualitäten in dieser Hinsicht sind unbestritten), sondern unter stadt-strukturellen. Doch unter diesen letzteren muß sie, wenn man den in zahlreichen Schriften und Skizzen vorgetragene Ansprüche und Intentionen Le Corbusiers Rechnung tragen will, auch vorrangig bewertet werden.

¹⁶³ Reyner Banham, 1966, S. 16ff

Le Corbusier selbst hat sich immer wieder begeistert über den Parthenon geäußert: Es „gibt keine anderen Werke der Baukunst, die eine solche Größe anpreisen“ (Le Corbusier, *Ausblick...*, 1923/1969, S.152). Oder auch: „Es handelt sich keineswegs um religiöse Dogmen, um symbolische Beschreibung, um natürliche Darstellung, es sind lediglich reine Formen, in präzise Beziehungen zueinander gebracht.“ (Ebd., S.161)

¹⁶⁴ Le Corbusier, *Oeuvre complète 1946-1952*, 1955, S.196

¹⁶⁵ Le Corbusier, *Ausblick...*, 1923/1969, S.118

¹⁶⁶ Aldo Rossi, *Die Architektur der Stadt*, Düsseldorf 1973

5.4. Zur Wohnungstypologie

5.4.1. Die standardisierte Zelle: die Wohnungseinheit als Massenprodukt

„Meine ‚Suche nach einer Zelle im menschlichen Maßstab‘ setzt voraus, daß man jedes existierende Haus und jeden existierenden Wohnkodex, alle Gewohnheiten und jede Tradition vergißt. (...) Es gilt die Sehnsucht im Herzen eines Menschen des Maschinenzeitalters zu stillen - nicht aber, einige Romantiker des ‚alten Daches‘ zu hätscheln.“¹⁶⁷
Le Corbusier

Mit der Suche nach der *Wohnzelle* verbindet Le Corbusier die Suche nach einer völlig neuartigen Wohnform, die mit den traditionellen Wohnvorstellungen nichts mehr zu tun haben und das „einfache Gehäuse der menschlichen Schnecke“¹⁶⁸ endgültig hinter sich lassen will. Sie soll für die moderne Gesellschaft zu einem ebensolchen grundlegenden Typus werden, wie es in der Vergangenheit die *Hütte* für den Wilden und das *Zelt* für den Nomaden gewesen sind: „La Maison de l'Homme“, die zukünftige Heimat des Menschen.

Die Entwicklung dieser neuen Wohnzelle bildet für Le Corbusier die notwendige Prämisse aller städtebaulichen Lösungen. Um ihre Bewältigung kreisen zunächst seine Bemühungen. Sie wird zum vorrangigen Bestimmungselement von Wohnheit, Quartier und Stadt - *die Zelle bestimmt*:

„Städtebau (in der Stadt und auf dem Lande), Straßen, Häuser und Wohnungen: *La cellule commande*.“¹⁶⁹

Hat man die Wohnzelle gelöst, so hat man, als davon abgeleitetes Multiplikationsexempel, auch den Städtebau gelöst, denn:

„Diese Zellen müssen zu Millionen zusammenfügbar sein.“¹⁷⁰
„Das monotone, ruhige Aufeinandertreffen unzähliger Zellen wird sich zu großen Architekturbewegungen auswachsen, Bewegungen, die ganz anderes vorstellen als die dürftige Straße in Gestalt eines Korridors.“¹⁷¹

Die Wohnzelle ist als standardisiertes Massenprodukt konzipiert: industriell zu fertigen, beliebig vervielfältigbar, für alle Menschen gleich und bei verändertem Bedarf (Vergrößerung der Familie z. B.) wie eine Schiffskabine zu wechseln. Ihre Bewohner sind, dem Anspruch nach, „städtische Nomaden“. Niemand soll seine Wohnung noch besitzen (von Parzelle und Grund und Boden ganz zu schweigen), niemand kann sie mehr vererben. Von daher kann die anvisierte Gemeinschaft auch keine permanente, sondern stets nur eine temporäre sein.

Die *Ville Radieuse* macht keinen Unterschied mehr zwischen dem Arbeiterhaus und der Villa. Soziale Hierarchien sind getilgt, die Wohnungen unterscheiden sich nur noch nach Größe der Familie (Anzahl ihrer Mitglieder) und daraus

¹⁶⁷ Le Corbusier, *Feststellungen...*, 1930 (1964), S.103

¹⁶⁸ Le Corbusier, *Feststellungen...*, 1930 (1964), S.100

¹⁶⁹ Le Corbusier, *L'Unité d'habitation...*, 1950, S.10

¹⁷⁰ Le Corbusier, *Feststellungen...*, 1930 (1964), S.100

¹⁷¹ Le Corbusier, *Städtebau*, 1925 (1979), S.66

abgeleiteter unterschiedlicher Raumzahl.¹⁷² Alle Zellen genießen den gleichen Service, die gleichen Versorgungs- und Gemeinschaftsdienste; diese sind, ungleich dem früheren Dienstpersonal, kein Privileg mehr der Reichen.

Die Forderung nach Standardisierung, wie sie ähnlich auch von den Vertretern der deutschen und der holländischen Avantgarde-Bewegung erhoben wird, geht dabei von einer prinzipiellen Gleichartigkeit nicht nur des sozialen Status, sondern auch der Wohnfunktionen und der Wohnbedürfnisse aller Bewohner aus:

„Man wende nicht ein, diese Funktionen seien bei jedem Menschen verschieden und würden sich nicht standardisieren lassen.“¹⁷³

„Wir sind alle mit den gleichen Gliedmaßen ausgerüstet, was Zahl, Form und Maße angeht, wenn auch hinsichtlich der letzteren Unterschiede bestehen, so ist ein Durchschnittswert doch ohne weiteres festzulegen.

Standard-Funktionen.
Standard-Bedürfnisse.
Standard-Gegenstände.
Standard-Maße.“¹⁷⁴

Die Annahme ist, daß die soziokulturellen Handlungsweisen und Anforderungen an den physischen (Wohn-)Raum bei allen Menschen die gleichen seien, unabhängig von Kultur, Religion, Familienstatus, Lebensweise, ökonomischen Möglichkeiten, aber auch äußeren Faktoren wie geographischem Standort und klimatischen Bedingungen. Dies geht bis zu dem Anspruch auf eine allgemeinverbindliche Festlegung der Innenraumtemperatur 18° Celsius, als Konstante aller Wohnzellen, unabhängig vom jeweiligen Klima, im Sommer wie im Winter, überall auf der Welt.¹⁷⁵

Noch radikaler als im deutschen Siedlungsbau (im Dammstock gibt es, trotz aller Standardisierung, noch ein ganzes Spektrum von sehr unterschiedlichen Wohnungstypen) reduziert Le Corbusier das Angebot in Marseille auf tatsächlich nur *einen* einzigen Typ der Wohnzelle. Damit ist gleichzeitig der Versuch einer Quantifizierung des sog. „biologisch notwendigen“ Minimums verbunden. „Existenzminimum“ hat man es auf dem CIAM-Kongreß 1929 in Frankfurt genannt. Le Corbusier spricht in diesem Zusammenhang von 14 qm je Person als der Mindestgröße einer „Grundzelle“.¹⁷⁶ Andere, Ernst May etwa, kommen zu ganz ähnlichen Größenordnungen. Den in der Sowjetunion als Grundlage der Stadtplanung angenommenen Basiswert von 9 qm/EW lehnt Le Corbusier als zu gering ab.¹⁷⁷

Auch hier spielt erneut der Ozeandampfer mit seinen Kabinen von höchstens 15 qm Grundfläche je (Luxus-)Passagier als Vorbild eine Rolle. In seinen *Feststellungen* von 1930 hat Le Corbusier dieses Modell, wie er es auf der 14tägigen Reise von Bordeaux nach Buenos Aires 1929 erlebt hat, ausführlich beschrie-

¹⁷² Auf eine interessante Beobachtung zur tatsächlichen sozialen Binnen-Differenzierung (und damit verbundenen Belegungspraxis) macht in diesem Zusammenhang Chombart de Lauwe aufmerksam (1960, S.260 und S.310). Er weist nach, daß in der *Unité d'habitation* in Nantes der Sozialstatus entlang der Innenstraßen von unten nach oben zunimmt. Während an den unteren Straßen vor allem Arbeiter wohnen, steigt nach oben hin der Anteil an mittleren bzw. höheren Angestellten deutlich an - trotz der standardisierten Wohnzellen also auch hier eine soziale Segregation!

¹⁷³ Le Corbusier, *Oeuvre complète* 1929-1934, 1952, S.118

¹⁷⁴ Le Corbusier, *Feststellungen...*, 1930 (1964), S.108

¹⁷⁵ Zur Frage des Gebäudes als abgeschlossener Klimahülle bei Le Corbusier siehe auch Reyner Banham, *Die Architektur der wohl-temperierten Umwelt*, in: *ARCH*, Nr. 93, 1988, S. 54ff

¹⁷⁶ Le Corbusier, *La Ville Radieuse*, 1935 (1964), S.143

¹⁷⁷ Le Corbusier, *La Ville Radieuse*, 1935 (1964), S.145

ben.¹⁷⁸ Die minimalen Zellen mit ihrer optimierten Raumnutzung, einschließlich des für den spezifischen Zweck entworfenen, platzsparenden Einbaumobiliars, bedingen dabei allerdings eine entscheidende Voraussetzung für die Funktionsfähigkeit des Modells: nämlich das Vorhandensein eines umfassenden Gemeinschaftsservice, der all diejenigen Leistungen erbringt, für die in der Zelle kein Platz ist.

Nicht zuletzt sind es ökonomische Gründe, welche eine drastische Einschränkung der Größe der neuen, standardisierten *Wohnzellen* gegenüber den herkömmlichen (bürgerlichen) Typen verlangen. Die damit verbundenen Hoffnungen auf Kostenreduzierung konzentrieren sich auf eine großindustrielle Produktionsweise, die fortan an die Stelle der bauhandwerklichen treten soll:

„Die Wohnung gehört nicht in das ausschließliche Interessensgebiet des Bauhandwerkes, sondern wir verlangen, daß sie einen integrierenden und neuen Bestandteil der Großindustrie bilde. Die aktuelle Forderung lautet: Die Großindustrie bemächtige sich des Bauens.“¹⁷⁹

„Das Bauen, bis dahin auf den Zentimeter genau, muß zum Prinzip der industriellen Exaktheit, die mit Zehntelmillimetern rechnet, übergehen.“¹⁸⁰

Mit Industrialisierung des Bauens meint Le Corbusier die Fabrikproduktion sämtlicher Bauteile und nicht nur eine Rationalisierung der Baustelle, wie sie bei einigen deutschen Siedlungen der 20er Jahre, in Dessau-Törten etwa oder in Frankfurt, erfolgt. So sollen bei der Realisierung der *Unités* katalogisierte Bauelemente in dezentralen Werkstätten (ohne den Aufbau großer neuer Industriebetriebe erforderlich zu machen) hergestellt und dann auf der Baustelle, in einer Montagekette, zusammengefügt werden. Das immer wieder angeführte Vorbild stellt die Automobilindustrie dar, in ihrer Verbindung von Ford'schen Produktionsmechanismen und Taylor'schem Management. Häuser und Wohnungen sollten wie Autos gebaut werden. Die Lektion der Autoindustrie heißt Standardisierung, Massenproduktion und nicht zuletzt dadurch auch Kostenreduzierung. Es ist kein Zufall, daß Le Corbusier den Namen *Maison Citrohan* für seinen ersten Prototyp einer Wohnzelle gewählt hat, die wie ein Auto geplant, gebaut und verkauft werden soll:

„Typenhaus Citrohan (um nicht Citroen zu sagen). Mit anderen Worten, ein Haus wie ein Auto, konzipiert und durchkonstruiert wie ein Autobus oder eine Schiffskabine (...) Man muß (Zeitproblem: Kostenfrage) das Haus wie eine Wohn-Maschine betrachten, wie einen Gebrauchsgegenstand.“¹⁸¹

¹⁷⁸ Le Corbusier, *Feststellungen...* 1930 (1964), S. 88ff

¹⁷⁹ Le Corbusier, *Oeuvre complète 1929-1934*, 1952, S. 115

¹⁸⁰ Le Corbusier, *Oeuvre complète 1929-1934*, 1952, S. 117. Auch hier klaffen Anspruch und Wirklichkeit weit auseinander, denn die *Unité* in Marseille wird, wie schon erwähnt, noch weitgehend handwerklich hergestellt. (Siehe dazu auch Abschnitt 5.4.2. *Das unabhängige Traggerüst und die Freiheit der Zelle*)

¹⁸¹ Le Corbusier, *Oeuvre complète 1910-1929*, 1956, S. 45

5.4.2. Das unabhängige Traggerüst und die Freiheit der Zelle

Die bekannte Abbildung von der Hand, die eine Wohnzelle in das Traggerüst der *Unité d'habitation* schiebt, macht das Prinzip von der „Flasche“ (*bouteille*) und dem offenen „Flaschenregal“ (*porte-bouteille*) deutlich: Die Flasche ist unabhängig vom Regal, sie kann überall eingeschoben werden, oben oder unten oder an jeder anderen beliebigen Stelle; d.h., die Wohnzelle kann verändert und (der Theorie nach) sogar ausgetauscht werden, ohne die Gesamtkonfiguration der *Unité* verändern zu müssen (Abb. 5.59/5.60).

Damit wird ein wichtiges Charakteristikum der Wohnkonzepte Le Corbusiers deutlich: die Trennung der *nutzungsbezogenen* Elemente (die auf den sog. „biologischen“ Bedingungen basieren) von den *statischen* Elementen und damit die Trennung der in sich geschlossenen Wohnzelle von der tragenden Gebäudestruktur. In seinem Vortrag für den CIAM-Kongreß 1929 in Frankfurt, der in seiner (durch die Südamerikareise bedingten) Abwesenheit von seinem Partner Pierre Jeanneret verlesen wird, schreibt Le Corbusier:

„Wohnen ist ein biologisches Phänomen. Dennoch sind die Umschließungen, die Zimmer, die Räume, die es bedingt, durch eine Hülle begrenzt, die statischen Gesetzen unterworfen ist. Biologisches Ereignis und statisches Ereignis - da sind zwei unterschiedliche Ordnungssysteme. Zwei voneinander unabhängige Funktionen. Der Geist, welcher jeweils der einen oder der anderen Lösung innewohnt, folgt ganz unterschiedlichen Regeln.“¹⁸²

Erst diese Trennung erlaubt es, die *Zelle* für das „lebensnotwendige Minimum“ ohne äußere Einschränkungen und Kompromisse, allein nach ihren spezifischen Anforderungen (Gebrauchsweisen, Dimensionierung, Ausstattung, Baumaterialien, Schall- und Wärmeschutz betreffend), als Einheit für sich 'optimal' zu konzipieren.

„Die Wohnung an sich wird betrachtet; sie ist ein Behälter, der Behälter einer Familie. Eine Sache für sich.“¹⁸³

Das letztendliche Ziel besteht in einer (standardmäßigen) Vorfertigung der Wohnungs(teil)elemente in der Werkstatt, deren Montage auf der Baustelle und anschließender Einbringung durch Hebevorrichtungen in ein unabhängig erstelltes Tragwerk. Technisch wird dies durch die modernen Skelettbauweisen möglich. Ein wichtiger Vorläufer im Werk von Le Corbusier ist das *Domino*-Skelett aus dem Jahr 1914.

Im Fall der *Unité* von Marseille besteht die Primärkonstruktion aus einem Stahlbetonskelett in einem Raster von 4,19 m x 4,19 m. Die Sekundärkonstruktion der Wohnzellen erfolgt aus vorgefertigten Wandelementen (als Holzständerkonstruktion mit Gipskartonbeplankung) und Metallträgern für den Fußboden, die in diesem Fall aber erst *nach* ihrer Einbringung in die Tragkonstruktion zu *Zellen* zusammengefügt werden. Untereinander und gegenüber der Tragkonstruktion sind die Zellen durch Bleibänder schallisoliert (Abb. 5.61)

Aus dieser Herstellungstechnik resultiert ein innerer Widerspruch zwischen dem industriellen Anspruch und der handwerklichen Realität. Obwohl sie als ein

¹⁸² Le Corbusier und Pierre Jeanneret, *Analyse des éléments fondamentaux du problème de la maison minimum*, in: Martin Steinmann (Hrsg.), *CIAM - Dokumente 1928-1939*, Basel und Stuttgart 1979

¹⁸³ Le Corbusier, *L'Unité d'habitation...*, 1950, S. 34

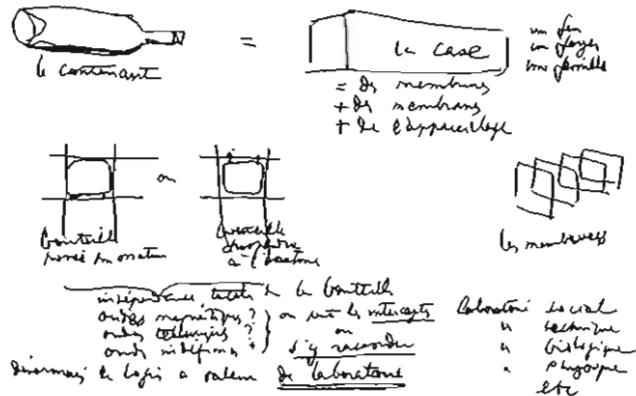
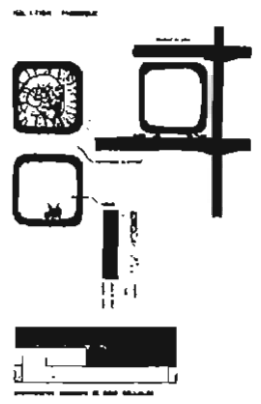


Abb. 5.59: Skizzenfolge zum Prinzip von „Flasche“ und „Flaschenregal“



Abb. 5.60: Eine Hand schiebt die Wohnzelle in ihr Traggerüst



Problème du bruit:
l'insonorisation est acquise (indépendance totale de chaque cellule sans contact autre que les petites boîtes de plomb)

Abb. 5.61: Das Prinzip der Schallisolierung der Wohnzellen

vorfabrizierter, beliebig reproduzierbarer *Standard* konzipiert sind, werden die Wohnzellen in Wirklichkeit, was ihre Fertigung betrifft, noch weitgehend handwerklich vor Ort montiert. Ähnliches gilt auch für den Sichtbeton und den mit diesem verbundenen erheblichen manuellen Aufwand. So gesehen, ist die *Unité* noch lange kein universeller Standard, sondern eher ein sehr spezifisches Unikat.

In der wenige Jahre später in Nantes-Rézé realisierten *Unité* wird die in Marseille zumindest im Rohbau noch gegebene Trennung von *Flasche* und *Flaschenregal* schon wieder aufgehoben, die Grenzen verschwimmen, die Konstruktion besteht nun aus selbsttragenden, vorfabrizierten, geschoßhohen U-förmigen Betonelementen, die neben- und übereinander gestapelt werden und damit wieder Zelle und Tragwerk in einem sind.

Der konsequenteste Versuch, eine *Unité* und ihre Teilelemente in einer standardisierten Serienbauweise zu erstellen, ist auf dem Papier geblieben. Es ist die Studie für eine *Unité d'habitation* in Stahlbauweise, wie sie von Le Corbusier Ende der 50er Jahre in Zusammenarbeit mit *Renault Engineering* erarbeitet und zur Realisierung in Meaux vorgeschlagen wird (Abb. 5.62). Dabei sollen die Wohneinheiten vor Ort in einer Feldfabrik aus vorgefertigten Teilelementen in jeweils vier Raumzellen komplett montiert und installiert (einschließlich der Ver- und Entsorgungsleitungen sowie der Elektroverkabelung) und dann, Etage für Etage, in das Stahlskelett eingehängt werden.¹⁸⁴ Damit wären sämtliche Ausbauarbeiten zeitgleich mit den Rohbauarbeiten fertiggestellt. Alle 27 Minuten soll in der Feldfabrik eine Raumzelle vom Band laufen. Die Bauzeit einer *Unité* mit 400 Wohneinheiten soll sich von ca. zwei Jahren (in herkömmlicher Technik) auf nur fünf Monate verringern, mit allen damit verbundenen Kosteneinsparungen.¹⁸⁵ Zum Vergleich dazu die Bauzeit in Marseille: Noch bei Baubeginn im Jahr 1947 hat man mit nur zwölf Monaten gerechnet,¹⁸⁶ am Ende werden daraus fünf Jahre!

Trotz der prinzipiellen Offenheit des Tragsystems der *Unité d'habitation* bleibt die Gebäudekontur in allen realisierten Beispielen bemerkenswert konstant. Die Außenabmessungen sind bis auf geringe Abweichungen mehr oder weniger die gleichen. Das geschlossene System der *grandeur conforme* wird als 'Zwangskorsett' nicht in Frage gestellt. Damit werden die Potentiale, welche die Trennung von *Flasche* und *Flaschenregal* gerade in Bezug auf den Städtebau bietet - nämlich eine Optimierung (und möglicherweise auch Differenzierung) der Wohneinheiten *unabhängig* von der Ausformung der städtebaulichen Struktur - nicht erkannt und genutzt.

Die einzige Ausnahme, bei der Le Corbusier sich vom Schematismus der starr wiederholten, freistehenden *Unités* löst, bildet das utopische Projekt des

¹⁸⁴ Siehe dazu Jean Petit, *Le Corbusier propose: des unités d'habitation en series*, in: ZO-DIAC, Nr. 7, 1960, S.38-49.

Die *pilotis* und das Technikgeschoß (der sog. „künstliche Erdboden“) sollen dabei, wie üblich, in Stahlbeton erstellt werden. Unter dieser künstlichen Plattform ist eine Feldfabrik mit Montageketten zur Zusammenfügung von vier unterschiedlichen Typen von Raumzellen vorgesehen: 1. den paarweise sich gegenüber liegenden Küchenblöcken einschließlich dem jeweiligen Anteil an der Innenstraße, 2. dem doppelgeschossigen Wohnraum mit Elternschlafraum und Treppe, 3. dem Kinderzimmer und 4. dem Sanitärblock. Die Fassaden- und Loggiaelemente sollen später, nach Einbringen der Raumzellen in die Tragstruktur, vorgehängt werden.

¹⁸⁵ Jean Petit (1960, S.49) zieht folgenden Vergleich mit der Automobilherstellung, was die finanziellen Erfolge einer konsequent standardisierten Produktion betrifft: 1914 kostet ein Auto noch rund das Doppelte einer durchschnittlichen Wohnung, 1938 nur noch die Hälfte und 1958 schließlich nur noch ein Sechstel.

¹⁸⁶ Die Angabe ist der Sondernummer der Zeitschrift *l'homme et l'architecture*, Nr. 11-12-13-14, 1947, S.115, entnommen.

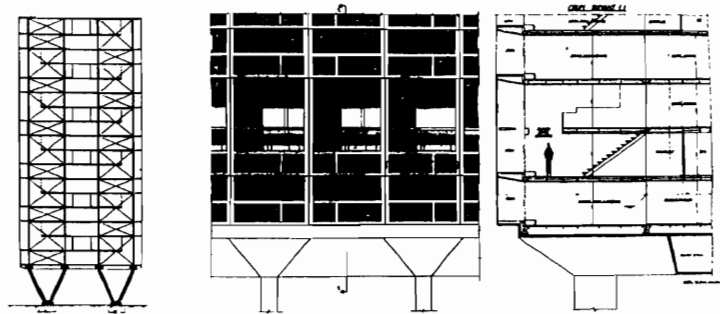


Abb.5.62: Projekt einer Unité d'habitation in Stahlbauweise (1960)

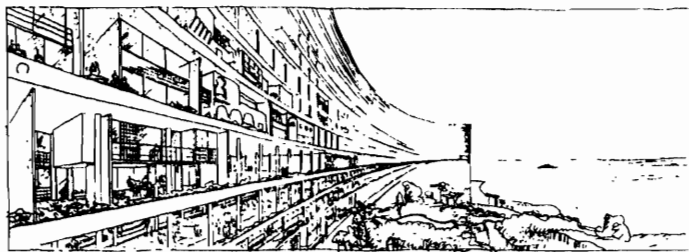
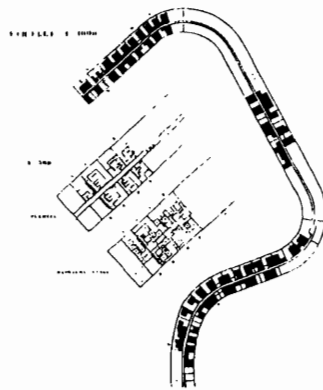


Abb.5.63: Obus-Plan für Algier, Projekt A (1931-32)

Obus-Plans für Alger (1931/32), der einerseits eine an die spezifische landschaftliche Situation der Bucht von Alger angepasste städtebauliche Großform festlegt (15 km lang, 26 m breit und 14 Geschosse hoch, mit der Autobahn auf dem Dach) und andererseits der individuellen Ausgestaltung der unterschiedlichen Wohnheiten durch ihre Bewohner weitreichende Spielräume beläßt (Abb. 5.63):

„Auf jeder Etage werden Grundstücke von 10, 15, 20 oder 30 Metern Fassadenlänge verkauft werden, mit oder ohne Gärten. Es sind künstliche Ebenen, vertikale Gartenstädte (...). Die größte Verschiedenheit in der Einheit. Wenn man will, baut jeder Architekt seine Villa, und dem Ganzen macht es nichts aus, wenn sich der maurische Stil neben Louis XVI. oder der italienischen Renaissance befindet.“¹⁸⁷

In den tatsächlich realisierten Projekten geht die Determinierung der Bewohner und ihrer Wohnzellen demgegenüber sehr weit, so weit, daß man am liebsten selbst die Farbgebung des Wandanstrichs auf endgültige Weise bestimmt hätte. André Wogensky äußert sich in einem Gespräch mit Chombart de Lauwe (1959) in dieser Hinsicht sehr aufschlußreich:

„Der Architekt sollte im übrigen auch die Farbgebung festlegen, denn ihm fällt auch eine Erziehungsaufgabe zu. Es gibt nichts Schwerigeres als die Bestimmung der Farben, denn diese haben psycho-physiologische Auswirkungen. Zumindest die Grundzüge der Polychromie müssen vom Architekten vorgegeben werden.“¹⁸⁸

5.4.3. Die innere Disposition der Wohnzellen

Vorläufer

Das 1920 in einer ersten und 1922 in einer zweiten Fassung vorgestellte Projekt der *Maison Citrohan* (Abb. 5.5) nimmt in seinem Wesenskern schon fast alle wichtigen Elemente der dreißig Jahre später realisierten 'Zellen' der *Unité d'habitation* vorweg:

- die Maisonette-Typologie als 'Haus im Haus',
- den doppelgeschossigen Wohnraum als Mittelpunkt des familiären Lebens,
- die weitgehend geschlossenen seitlichen Schotten und großzügigen Verglasungen vorne und hinten,
- die Aufständigung auf *pilots* (ab dem zweiten Projekt, das 1922 auf dem Herbstsalon vorgestellt wird) und
- die prinzipielle horizontale und vertikale Adhärenzbarkeit und Stapelbarkeit auch in vielgeschossigen Blocken.¹⁸⁹

¹⁸⁷ Le Corbusier, *La Ville Radieuse*, 1935 (1964), S. 247

¹⁸⁸ Chombart de Lauwe, 1959, S. 186. Und an einer anderen Stelle dieses Gesprächs heißt es: „Und ob sie [die Bewohner, d.V.] eine Meinung haben! Ob diese eine gute ist, ist eine andere Frage! Wie die Politik ist die Architektur eine Sache, bei der die Leute immer glauben, eine Meinung haben zu müssen. Gegenüber dem Arzt ist ihre Meinung eine andere. Wenn sie sich an ihn wenden, erklären sie ihm ihre Beschwerden, aber sie geben nicht die Medikamente vor. Das Gegenteil passiert mit dem Architekten.“ (S. 191)

¹⁸⁹ Zur *Maison Citrohan* siehe Le Corbusier, *Oeuvre complète 1910-1929*, 1956, S. 31 und S. 45ff.

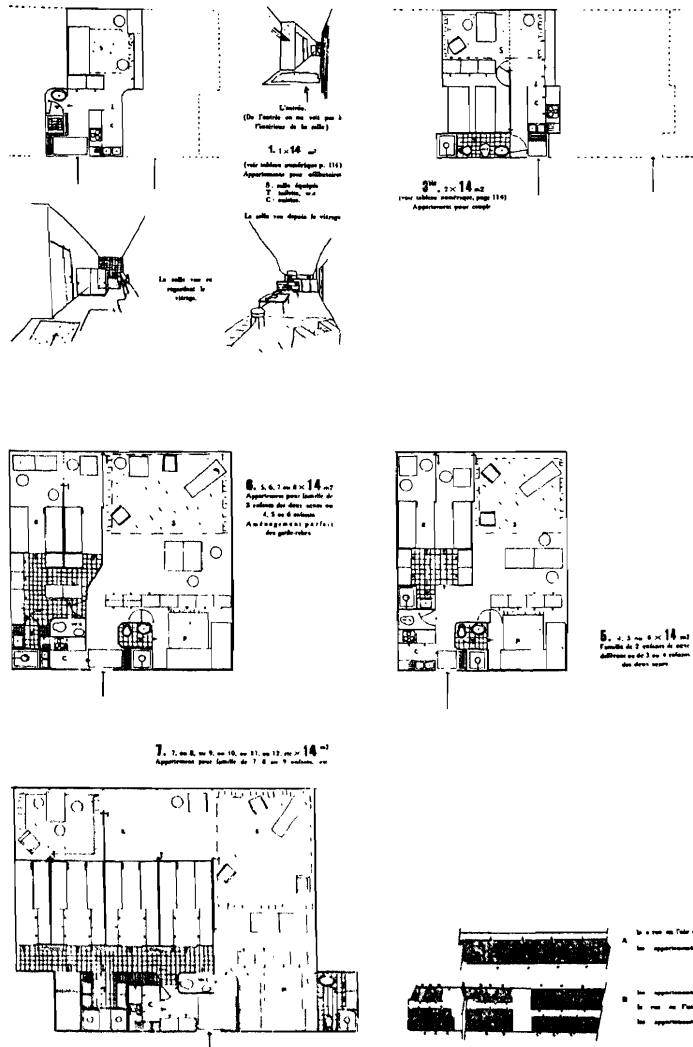


Abb. 5.64: Vorläufer-Grundrisse zu den Wohnzellen in der Unité d'habitation (1931)

Die Maison Citrohan - und deren städtebauliche Einbindung in die Projekte der *Immeubles-villas* von 1922 bzw. 1925 - bildet damit über viele Jahre hinweg die Keimzelle Le Corbusier'scher Stadtvorstellungen. Im *Pavillon de l'Esprit Nouveau* wird sie, auf der Exposition Internationale des Arts Décoratifs et Modernes 1925 in Paris, erstmals als vollständig eingerichtete Typenwohnung im Maßstab 1:1 realisiert.

Eine Begrenzung der zur Verfügung stehenden Wohnfläche spielt bei diesen Idealentwürfen noch keine Rolle. Hier ist Raum noch zu Genüge vorhanden, mit ihm wird eher großzügig umgegangen. Erst nach dem CIAM-Kongreß 1929 in Frankfurt ist auch bei Le Corbusier das Bemühen festzustellen, mit den schon erwähnten 14 qm Wohnfläche je Bewohner kleinere und ökonomischere Grundrisse für den Massenwohnungsbau zu entwickeln. Einen ersten Versuch stellt die Folge von schematischen Grundrisskizzen dar, die in Ergänzung der Tafeln der *Ville Radieuse* im Jahr 1931 entstehen und in der gleichnamigen Veröffentlichung mitabgebildet sind (Abb. 5.64).¹⁹⁰

Im Detail betrachtet weisen diese Grundrisse, die eine unmittelbare Umsetzung der 14 qm-Norm versuchen, allerdings noch erhebliche Schwachstellen auf. Dazu zählen die mangelhafte Belichtung der tiefen Innenbereiche, die ungünstige Ausrichtung mancher Schlafräume zur Innenstraße hin, die konstruktiv und in Bezug auf den Schallschutz ungünstige Verschachtelung nebeneinander liegender Wohnungen, immer wieder wechselnde Grundrißgeometrien und Dispositionsprinzipien. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß diese Studien im *Oeuvre complète* nicht dokumentiert sind.

Dokumentiert sind hingegen die Grundrißüberlegungen für den *Ilôt Insalubre* in Paris (1936-37), ein Projekt, das als Realisierung eines beispielhaften Sektors der *Ville Radieuse* gedacht ist.¹⁹¹ Es sind unmittelbare Vorläufer der Wohnzellen, die fünfzehn Jahre später in der *Unité d'habitation* in Marseille verwirklicht werden. Neben drei Außengang-Typen (für Gebäude mit einer südorientierten Hauptfassade; Abb. 5.65) werden auch vier Mittelgang-Typen (für ost-westorientierte Wohneinheiten; Abb. 5.66) nachgewiesen.

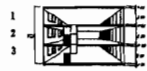
Im Vergleich zu Marseille sind die je nach Typ noch sehr unterschiedlichen Wohnungsbreiten von 3,50 m, 4,50 m, 5,50 m oder sogar 7,00 m auffallend sowie die entsprechend geringeren Gebäudetiefen, die, z.B. bei den Mittelgangtypen, zwischen 14,50 m und 19,00 m liegen. Küchen- und Sanitärzellen sind ebenfalls (noch) nicht standardisiert, sondern von Fall zu Fall unterschiedlich ausgeformt. Bei den *Außengangtypen* liegen die (Kinder-)Schlafzimmer in einigen Fällen am Erschließungsgang, das (Eltern-)Schlafzimmer ist vielfach in den Wohnbereich integriert. Bei den Typen mit *Innenstraße* wird in der sich nach unten entwickelnden Wohnung, im Unterschied zur Lösung von Marseille, das Elternschlafzimmer (als Galerie) auf der Eingangsebene, der Wohnraum mit Küche hingegen auf der unteren Ebene untergebracht, was den Vorteil einer größeren, zusammenhängenden Fläche und doppelten Geschoßhöhe für den Wohnbereich mit sich bringt. Die Wohnflächen schwanken bei den Mittelgangtypen zwischen 15,2 qm und 23,1 qm je Bewohner. Auffällig ist die relative Großzügigkeit der Wohnräume. Le Corbusier schreibt dazu:

„Manche Funktionen können sich mit einer reduzierten Fläche begnügen, das Herz der Wohnung (der Wohnraum) darf allerdings niemals zu einem *Kidfig* werden. Im Gegenteil. Er muß *Raum* beinhalten.“¹⁹²

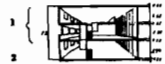
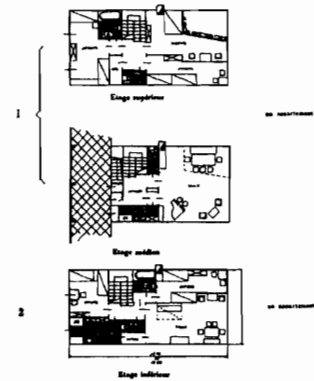
¹⁹⁰ Le Corbusier, *La Ville Radieuse*, 1935 (1964), S. 144ff

¹⁹¹ Le Corbusier, *Oeuvre complète 1934-1938*, 1953, S. 52-55

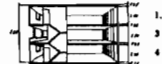
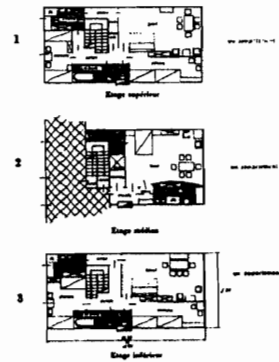
¹⁹² Le Corbusier, *Oeuvre complète 1934-1938*, 1953, S. 52



Type I
 (Appartements à 4 et à 5 personnes) par travée de 5,50 m:
 Nombre d'habitants 10
 Nombre d'appartements 12
 Nombre des étages habités 3
 Hauteur totale du bâtiment, sans compte placis et service 12,20 m
 Calcul total (sans service compris)
 Surface habitable 200,00 m²
 Calcul des appartements 120,00 m²
 Surface d'un appartement 10,00 m²



Type II
 (Appartements à 6 personnes) par travée de 5,50 m:
 Nombre d'habitants 12
 Nombre d'appartements 12
 Nombre des étages habités 3
 Hauteur totale du bâtiment, sans compte placis et service 12,20 m
 Calcul total (sans service compris)
 Surface habitable 200,00 m²
 Calcul des appartements 120,00 m²
 Surface d'un appartement 10,00 m²



Type III
 (Appartements à 6 et à 5 personnes) par travée de 5,50 m:
 Nombre d'habitants 20
 Nombre d'appartements 12
 Nombre des étages habités 3
 Hauteur totale du bâtiment, sans compte placis et service 12,20 m
 Calcul total (sans service compris)
 Surface habitable 200,00 m²
 Calcul des appartements 120,00 m²
 Surface d'un appartement 10,00 m²

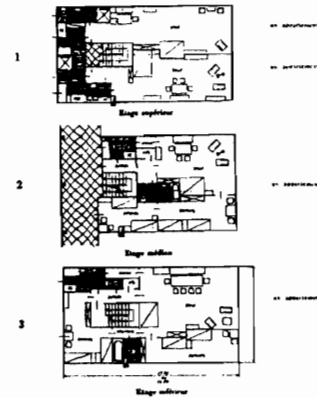


Abb.5.65: Projekt für den Ilôt Insalubre in Paris (1936-37), Grundrißstudie zur Wohnzelle einer Unité d'habitation, hier: Außengang-Typen

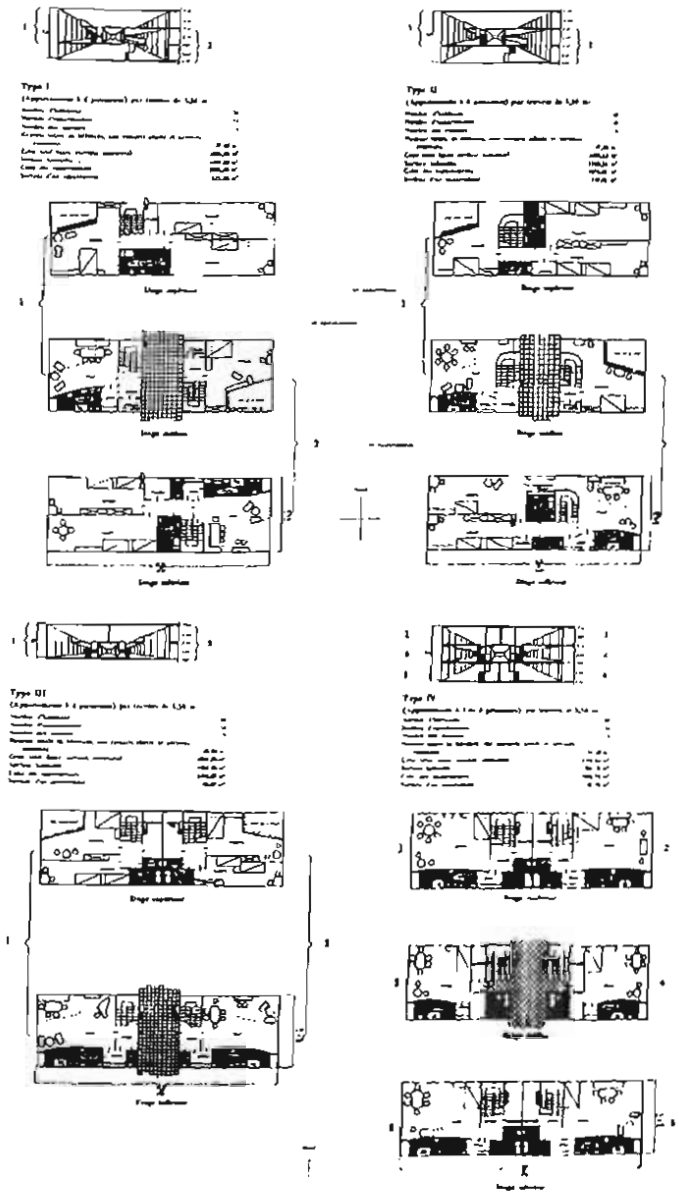


Abb. 5.66: Projekt für den Ilôt Insalubre in Paris (1936-37), Grundrissstudie zur Wohnzelle einer Unité d'habitation, hier: Mittelgang-Typen

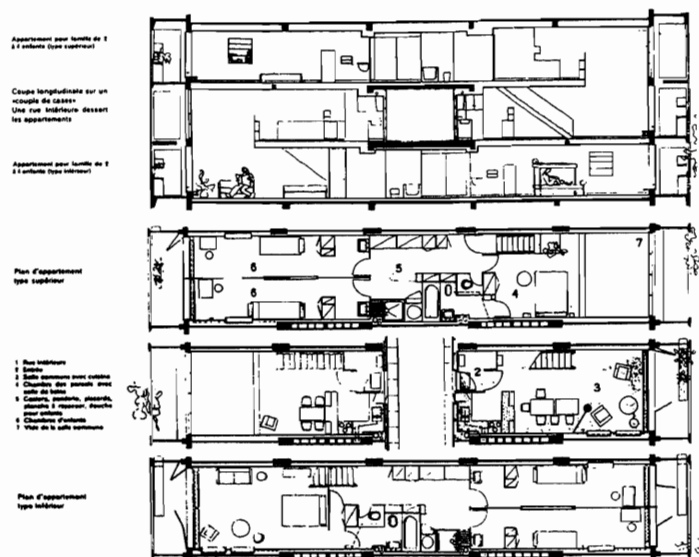


Abb. 5.67: Schnitt und Grundriß der Standard-Wohnzelle in der Unité d'habitation in Marseille, 1945-52
(je zwei Wohnungen umschließen - im Querschnitt - einen Abschnitt der Innenstraße)

Insgesamt sind die Vorschläge noch nicht so ausgereift und diszipliniert wie die schließlich realisierte *Unité* in Marseille. Das gilt auch für das schon erwähnte erste Projekt einer Wohnheit über dem Hafen von Marseille aus dem Jahr 1945. Auch hier gibt es noch verschiedene Achsmaße, Raumbreiten, Treppensysteme (Abb 5.21).

Das Prinzip derartiger Wohnzellen wird von Le Corbusier in unterschiedlichen Projekten und Zusammenhängen immer wieder ausgetestet, so z.B. auch 1944 in einem Entwurf für *Unités* als temporäre Notsiedlungen der Kriegszeit in einer einfachen, zweigeschossigen Flachbauweise mit tragenden Lehmstötten und leichten, vorgefertigten Betonträgern.¹⁹³

Die Wohnungstypen in Marseille

In Marseille ist die Struktur dann weitaus disziplinierter: ein klares, einheitliches Grundschema, das sich durch unterschiedliche Kombinationsmöglichkeiten seiner konstitutiven Bausteine in 23 verschiedene Wohnungstypen differenzieren läßt.

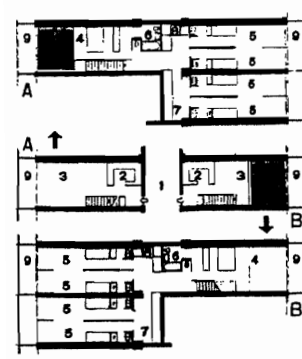
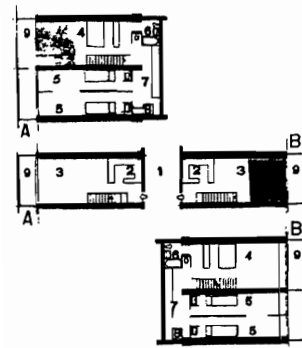
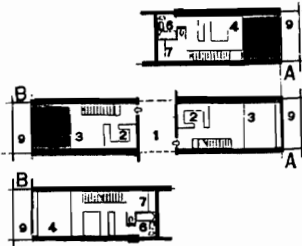
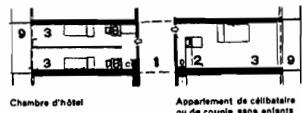
Die Maße einer *Standardwohnzelle* betragen 3,66 m in der lichten Frontbreite, 24 m in der Tiefe und 2,26 m bzw. 4,80 m (im Bereich des doppelgeschossigen Wohnraums) in der Höhe. Es ist wohl kaum jemals eine Familienwohnung mit schmälerer Frontbreite konzipiert und gebaut worden. Ihre Wohnfläche beträgt 98 qm (zuzüglich der Fläche von zwei Loggien mit zusammen 11,2 qm). Sie umfaßt vier Zimmer und ist für eine Familie mit zwei bis maximal vier Kindern vorgesehen (Abb 5.67). Von den 337 Wohnheiten bei Baufertigstellung gehört die überwiegende Zahl (199) zu diesem Standardtyp, der sich im Querschnitt von der Innenstraße aus entweder nach oben oder nach unten entwickelt.

Varianten der Standardzelle resultieren aus dem Wegfall bzw. dem Hinzufügen von Individualräumen. Abb 5.68 zeigt einige der möglichen Fälle. Die kleinste Einheit ist das Hotelzimmer, eine halbe Achse breit, mit einer Fläche von 15,5 qm. Das eingeschossige Apartment umfaßt 32 qm, es ist eine ganze Achse breit und einseitig orientiert. Durch das Einfügen einer zusätzlichen Galerieebene entsteht daraus ein zweigeschossiges Apartment für Paare. Die durchbindende, zweiseitig orientierte Standardzelle kann durch Addition von weiteren Individualräumen zu Wohnungen für noch größere Familien (mit bis zu sechs Zimmern für maximal acht Kinder) ausgebaut werden. Weitere Varianten ergeben sich auf der schmalen Südfront der *Unité*, in Form von (unterschiedlich großen) einseitig orientierten Typen mit nebeneinander liegenden Raumfolgen.

Die Ideale, die der räumlichen Organisation dieser Wohnzellen zugrunde liegen, sind weit gesteckt: Verbindung und gegenseitige Rücksichtnahme von individuellem und kollektivem Leben innerhalb der Familie, Schutz der individuellen Sphäre, Kommunikations- und Rückzugsmöglichkeiten. Sie spiegeln sich in einer klaren Zonierung in differenzierte Teilbereiche wieder. Wie die Stadt wird auch die Wohnzelle in spezifische Handlungs- und Funktionsräume aufgespalten, die jeweils optimiert und anschließend wieder additiv miteinander verknüpft werden. Dazu zählen im einzelnen die folgenden Elemente.¹⁹⁴

¹⁹³ Le Corbusier, *Oeuvre complète 1938-46, 1955*, S.124ff

¹⁹⁴ Zu Konzeption und Beschreibung der Teilräume der Wohnzellen siehe auch Le Corbusier, *L'unité d'habitation...*, 1950, S.12ff



- 1 Rue intérieure
- 2 Cuisins
- 3 Salle commune
- 4 Chambre des parents
- 5 Chambres d'enfants
- 6 Salle de bains
- 7 Penderie
- 8 Douche
- 9 Loggia brise-soleil

Abb. 5.68: Einige Grundrißvarianten der Unité d'habitation in Marseille

- ein großzügiger gemeinsamer *Familien(wohn)raum* als Ort des gemeinschaftlichen Zusammenlebens, hier in der Zusammenführung von Küche, Essplatz und Wohnraum;
- möglichst ein individueller *Rückzugsbereich* für jedes Familienmitglied;
- ein zwischen die Individualräume geschalteter *Sanitär- und Servicebereich* mit separatem Bad (vom Elternschlafzimmer aus zugänglich), WC, Duschkabine, Einbauschränken und einem kleinen Abstellraum.

Den Mittelpunkt der Wohnung bildet der doppelgeschossige und durch die 4,50 m hohe Glasfront lichtdurchflutete Wohnraum, ein Modul, dessen Bedeutung sich auch nach außen hin, städtebaulich, durch das Wabengitter der Loggia deutlich vermittelt.

Die mit 48 qm relativ kleine Küche ist als Arbeitsküche konzipiert und durch eine halboffene Regal-Theke in den Wohnbereich integriert. Dies ist eine bewußte Konsequenz aus der Reduktion der Großfamilie auf die Kernfamilie; eine Trennung der Bereiche, wie sie in der bürgerlichen Wohnung üblich gewesen ist, erweist sich als nicht mehr sinnvoll, zumal es auch keine Bediensteten mehr gibt.

Trotz ähnlicher Grundanalysen unterscheidet sich die Küche in der *Unité d'habitation* dennoch konzeptionell sowohl von den Projekten der sowjetischen Architekten, die in ihren Kommune- und Einküchenhäusern ganz auf die individuelle Küche verzichten, als auch vom Modell der berühmten Frankfurter Küche. Zum einen steht in Marseille die Beibehaltung der individuellen Küche für eine gewollte *Unabhängigkeit* der jeweiligen Wohnzelle. Der Schutz der Privatsphäre rangiert, wie an anderer Stelle schon erwähnt, vor dem Anspruch auf Kollektivität. Zum anderen soll die Küche als Funktionsbereich nicht aus dem Zusammenhang des familiären Lebens ausgekoppelt und isoliert, sondern vielmehr in einen unmittelbaren *räumlichen Bezug* zum Wohnbereich und zum Essplatz gesetzt und damit in das familiäre Leben integriert werden. Der Wohnraum ist die Küche und umgekehrt: Die Küche ist ein Wohnraum.¹⁹⁵

Gleichzeitig wird in der Küche modernster Service und technischer Komfort geboten. So gibt es, dank eines durchbindenden Ablagefachs, eine direkte Belieferungsmöglichkeit von der Innenstraße aus. Funktionsgerechtes Einbaumobiliar soll Platz sparen und Bewegungsabläufe rationalisieren, durch fortschrittlichste Geräte, in Ermangelung von Personal, die Arbeit der Hausfrau erleichtert werden. Neben dem Elektroherd zählt dazu beispielsweise ein Eisschrank, dessen Eis in der *Unité* zentral produziert und über eine Öffnungsklappe unmittelbar von der *nie intérieure* aus eingebracht wird.¹⁹⁶

Die Individualräume sind auf einer zweiten Ebene, jeweils über bzw. unter dem Familienraum, untergebracht. Das Elternschlafzimmer ist dabei (in dem sich nach oben entwickelnden Typ) in Form einer offenen Galerie mit dem Wohnraum verbunden. Die Kinderzimmer liegen im rückwärtigen Geschossbereich in Form eines durch Schiebewände teilbaren Doppelschlafzimmers mit eigener Loggia.

Nach den Vorstellungen Le Corbusiers gibt es, idealerweise, neben dem Schlafzimmer noch einen individuellen Rückzugsbereich für jedes Elternteil so-

¹⁹⁵ Le Corbusier, *L'Unité d'habitation...* 1950, S.14

¹⁹⁶ Zur Ausstattung der Küche in Marseille siehe Sbriglia, 1992, S.90ff., außerdem auch Jean-Marc Gauthier, *Technologie collective et espaces domestiques. La cuisine de l'Unité d'habitation de Marseille*, Paris (Bureau de la Recherche architecturale) 1986, sowie den Beitrag von Ruggero Tropeano in: *Badischer Kunstverein* (Hrsg.), 1980, S.149-167

wie, über das Wohnzimmer hinaus, auch noch einen separaten, gemeinsamen Spielbereich für die Kinder (sozusagen die 'Kinderwohnung' innerhalb der Familienwohnung). Vieles davon kann in der Praxis nicht eingelöst werden. Manches ist fragmentarisch vorhanden: etwa die schmal-tiefen Kinderzimmer, die in ihrem vorderen Bereich durch die Schiebewand entweder voneinander getrennt oder zu einem zusammenhängenden, großen Spielbereich verbunden werden können. Le Corbusier schreibt hier euphorisch:

„Hier sind die Kinder in ihrem Reich. Die berühmten Zimmer - 1.83 m breit. Die Wohnung ist eine Geographie für sich. Nicht umsonst hat man die Kinder ans Ende der Welt setzen wollen - unter sich (...) dies ist ein Zimmer, das nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten konstruiert wurde, das biologisch funktioniert.“¹⁹⁷

Die Sanitär- und Servicezone ist im dunklen Binnenbereich jeweils unter bzw. über der Küche und der Innenstraße untergebracht. Ihre mangelnde natürliche Belichtung und niedrige Geschosshöhe von nur 2.26 m (die unter den Installationsbereichen und Leitungsführungen in Teilen noch geringer ausfällt) ist von Anfang an eine Zielscheibe heftiger Kritik. Auch wenn Le Corbusier immer mit ihrer Kompensation durch die doppelte Geschosshöhe im Wohnbereich argumentiert, wirft ihm z.B. Lewis Mumford in Bezug auf die 24 m tiefen Schlafgeschosse „eine Rückkehr zu den alten New Yorker Hinterhausbauten“¹⁹⁸ vor, da es auf einem Drittel der Fläche weder Licht noch Ausblick gebe, ganz im Gegensatz zu der von Le Corbusier ständig erhobenen Forderung nach Sonne, Weite und Grün.

Ein zentrale Zielsetzung der Wohnzelle liegt in ihrer Ausstattung, die weit über die rein technische Versorgung (Strom, Wasser, Abwasser und hier auch Klimatisierung) hinausgeht. So zählen in Marseille z.B. zahlreiche Einbauregale, -schränke und -schubladen, vor allem im Servicebereich, aber auch in der Küche sowie den Wohn- und den Schlafräumen, zum fest installierten Inventar. Sie machen die Wohnung für einen zukünftigen „städtischen Nomaden“ erst benutzbar: als ein nach Bedarf austauschbares Gebrauchsobjekt, in dem bis auf wenig bewegliche Mobiliar (wie Bett, Tisch und Stuhl) alles zum Wohnen Notwendige schon vorhanden ist. Sämtliche Restflächen werden dadurch äußerst effektiv ausgenutzt. Es gibt keine überflüssigen oder ungenutzten Bereiche und außerdem kleinere und ökonomischere Raumzuschnitte, als es das traditionelle, sperrige Mobiliar erlaubt - aber im Gegenzug auch erhebliche Probleme, mit 'traditionellen' Möbeln in diese Wohnungen einzuziehen.

Als problematisch erweist sich auch die Zurückführung aller Grundrissvarianten auf in der Tat nur einen einzigen Basistyp. Während das Konzept von „Flasche“ und „Flaschenregal“ von seinem Anspruch her noch von einer vielfältigen Ausdifferenzierung der Wohnung nach individuellen Anforderungen und Bedürfnissen ausgeht, sind in der Realität von Marseille die tatsächlichen Wahlfreiheiten durch ein enges und starres Grundsystem eher einschränkt.

Das beginnt damit, daß bei den größeren Typen weitere Raum-Zellen lediglich in Form von Individualräumen hinzugefügt werden (können), während die Gemeinschaftsfläche (Wohnraum mit Eßplatz und Küche) eine in allen Fällen (vom Zwei- bis zum Zehn-Personen-Haushalt!) *konstante* Größe bleibt. Hier liegt ein wesentlicher Unterschied zu den 'Kabinengrundrissen' von Otto Haesler, bei denen die Gemeinschaftsfläche in gleichem Maße wie die Individualfläche *mitwachsen* kann. Es ist fraglich, wie ein Sechs- bis Zehn-Personen-Haushalt

¹⁹⁷ Le Corbusier, *Kinder der strahlenden Stadt*, 1968, S.49

¹⁹⁸ Lewis Mumford, 1958, S.30

in der *Unité d'habitation* mit einem solch minimalen Wohnraum funktionieren soll.

Die gesamte Raumfolge innerhalb der Wohnzelle geht, ähnlich wie schon auf der Ebene der Stadt und des Quartiers, von der Vorstellung eines allgemeinverbindlichen, standardisierten Gebrauchsmusters aus. Andere, weniger konventionelle Lebens- und Nutzungsweisen, wie z.B. Abweichungen vom üblichen Tagesablauf, sind kaum möglich bzw. nur mit erheblichen Einbußen an Wohnqualität (von anderen Formen des Zusammenlebens, anderen Familienstrukturen als etwa der klassischen Kleinfamilie, ganz zu schweigen). So weist Sbriglio in seiner Untersuchung der *Unité d'habitation* auf die Unmöglichkeit hin, sich während des Tages aus der hellen, offenen Wohnzone zum Schlafen zurückzuziehen, oder auch auf die Schwierigkeit, von der Küche aus Kleinkinder am anderen, äußersten Ende der Wohnung zu beaufsichtigen.¹⁹⁹

Ein weiterer Widerspruch liegt in der Tatsache begründet, daß die beiden Standardtypen, die im Querschnitt jeweils einen Abschnitt der Innenstraße umschließen (und sich im einen Fall nach oben und im anderen Fall nach unten entwickeln) auf den ersten Blick zwar als gleichartig erscheinen, bei genauerem Hinsehen aber eben *nicht* 'symmetrisch' angelegt sind. Während bei dem sich (von der Eingangsebene aus) nach oben entwickelnden Typ eine kontinuierliche Abfolge der Bereiche Küche-Eßplatz-Wohnbereich-Loggia auf *einer* Ebene gegeben ist (und das Schlafen auf der darüber liegenden Galerie stattfindet), sieht dies bei der sich nach unten entwickelnden Variante ganz anders aus, was erhebliche Nutzungsprobleme nach sich zieht. Die Galerie auf der Eingangsebene bietet hier nur für Küche und Eßraum genügend Platz, während der Wohnraum und die Loggia eine Etage tiefer mit dem Schlafbereich gekoppelt sind, wobei der Weg zunächst in die dunkle *Servicezone* und von dort aus wieder zurück in den Wohn- bzw. Schlafrum führt. Es ist ein Nutzungskonflikt von Individual- und Familienraum, der als Sonderfall (im Rahmen eines differenzierten Wohnungsangebots) durchaus zu vertreten wäre, hier allerdings die *Standardlösung* für über 100 der insgesamt 337 (Familien-)Wohnungen darstellt. In Marseille hat dies dazu geführt, daß in der Mehrzahl der Fälle in den sich nach unten entwickelnden Wohnungen ihre Nutzer die Galerie bis zur Fensterfront verlängert und damit den doppelgeschossigen Raum aufgegeben haben.

¹⁹⁹ Sbriglio, 1992, S.81. In der Unité in Nantes ist der prozentuale Anteil der Kinder, die im Wohnzimmer spielen, deutlich höher als in den beiden anderen, von Chombart de Lauwe zeitgleich untersuchten, modernen Siedlungen, eine Tatsache, die, so die Autoren der Studie, eindeutig auf die Lage der Kinderzimmer am entfernten Ende der Wohnung zurückzuführen sei (Chombart de Lauwe, 1960, S.187).



Abb. S.69: Luftaufnahme (von Osten) der Unité d'habitation in Nantes

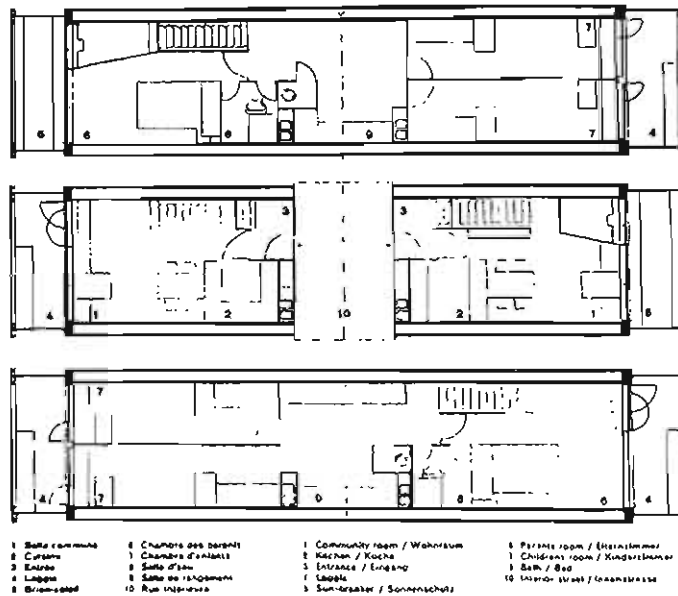


Abb. S.70: Standardgrundrisse der Unité d'habitation in Nantes (1952-55)

5.5. Vier weitere *Unités*

Noch vier Mal erhält Le Corbusier die Gelegenheit, eine *Unité d'habitation* zu realisieren, in allen Fällen jedoch nur in einer gegenüber dem theoretischen Anspruch und dem Prototyp in Marseille erheblich vereinfachten Form. Es sind die *Unités* in Nantes-Rezé (1952-55), Berlin (1956-58), Briey-en-Forêt (1956-63) und Firminy (1959-67). Nicht zuletzt aus Kostengründen (ein Prestigeprojekt wie in Marseille kann und will man sich kein zweites Mal leisten) wird das ursprüngliche Konzept dabei immer weiter ausgedünnt. Überall entfällt die Ladenstraße, die Gemeinschaftseinrichtungen werden meist nur in einer sehr reduzierten Form realisiert. Die Projekte sind, abgesehen von Nantes und Firminy, im *Oeuvre complète* nur spärlich dokumentiert, und auch in der Fachkritik finden sie, im Vergleich zu der weltumspannenden Publizität von Marseille, nur geringen Niederschlag.

Das anspruchsvolle Projekt für Meaux (1956; Abb. 5.36) kann ebensowenig realisiert werden wie die schon erwähnten Vorschläge einer komplett vorgefertigten *Unité* in einer Stahlskelettbauweise. Gleichfalls auf dem Papier bleibt das im Jahr 1951 konzipierte, perfekt durchdetaillierte Wettbewerbsprojekt für Strasbourg (Abb. 5.35). Le Corbusier spricht in diesem Fall von insgesamt 120 m(!) laufender Länge an Planzeichnungen. Da jedoch nur acht Meter zugelassen sind, wird das Projekt seitens der Jury von der Bewertung ausgeschlossen.²⁰⁰

Nantes-Rezé (1952-55)

Bei dem Projekt für Strasbourg erfolgen zwei wesentliche Änderungen gegenüber dem Bau in Marseille, die kurz danach auch bei der Realisierung in Nantes-Rezé wiederzufinden sind:

- Im Grundriß wird der (im Konzept der Wohnzelle ursprünglich so wichtige) *doppelgeschossige* Raum aufgegeben und die Galerieebene stattdessen (von einem kleinen Luftraum abgesehen) bis zur Fassade vorgezogen. Dies bringt eine flächenmäßige Vergrößerung und die funktionale Unabhängigkeit des Elternschlafzimmers mit sich, gleichzeitig aber auch einen Verlust an räumlichen Qualitäten sowie an Belichtung und Besonnung der schmal-tiefen Grundrisse. Die Wohnung wird damit auf den herkömmlichen Typ einer zweigeschossigen *Maisonette* reduziert, mit einer dann allerdings fraglichen, niedrigen Raumhöhe von nur 2,26 m auf einer Tiefe von über 20 Metern.
- In Bezug auf das Tragsystem wird die Unabhängigkeit von *Flasche* und *Flaschenregal* endgültig aufgegeben. Anstelle der Skelettbauweise von Marseille werden nun vorgefertigte U-förmige, geschoßhohe Betonelemente verwendet. Die tragende Wand ist damit gleichzeitig auch Begrenzung der Wohnzelle. Der Gebäudekörper entsteht aus dem Nebeneinander und der Stapelung dieser 'Schachteln'; eine Wohnung trägt die andere. Die Bauzeit in Nantes kann damit immerhin auf 18 Monate reduziert werden.

Die *Unité* in Nantes, knapp 5 km vom Stadtzentrum entfernt im Vorort Rezé gelegen, ist ein Direktauftrag der Wohnungsbaugenossenschaft *La maison fami-*

²⁰⁰ Zum Projekt für Strasbourg siehe Le Corbusier, *Oeuvre complète 1946-1952*, 1955, S. 106ff

liale, die als Bauträger und Verwalter fungiert. Sie umfaßt 293 Wohneinheiten (für angenommene max. 1400 Einwohner)²⁰¹ und ist auch in ihren Abmessungen etwas kleiner als das Vorbild in Marseille: 108 m lang, 17 m breit (einschließlich der beiderseitigen Loggien 20 m) und 52 m hoch (Abb. 5.69).²⁰²

Abgesehen von dem schon erwähnten Verzicht auf die Doppelgeschossigkeit zeigt insbesondere die aus Kostengründen bedingte Verringerung der Querschnittsmaße Auswirkungen auf die Qualität der Wohnungszuschnitte. Die damit verbundene Reduzierung der Wohnfläche (es handelt sich hier um die kleinsten Wohnungen aller *Unités*) schlägt sich unmittelbar in der Größe des zentralen Wohn-, EB- und Kochbereichs, des sog. Familienraums, nieder, der für eine Familie (mit vier bis sechs Personen) denkbar knapp ausfällt (Abb. 5.70). Weitere Einsparungen betreffen die Sanitär- und Servicezone. Hier entfallen die separate Duschzelle, die Waschgelegenheiten in den Kinderzimmern und ein Teil der Einbauschränke; die Badewanne wird durch eine Duschwanne ersetzt.

Die sozialen Einrichtungen reduzieren sich auf (immerhin noch) einen Kindergarten auf dem Dach, eine Wäscherei im vierten Geschöß und insgesamt vier kleinere Gemeinschaftsräume auf unterschiedlichen Etagen. Auch in Bezug auf die Versorgung setzt sich der Pragmatismus durch. Anstelle der Ladenstraße auf halber Gebäudehöhe wird lediglich ein Kiosk im Eingangsbereich realisiert. Geschäfte befinden sich in einer Nahversorgungszeile auf der gegenüberliegenden Straßenseite und im wenige hundert Meter entfernt liegenden Zentrum von Rezé, zusammen mit einer dort schon vorhandenen Grundschule, dem Rathaus und der Kirche).

Mit der *Unité d'habitation* in Nantes befaßt sich eine vergleichende Studie des Sozialwissenschaftlers Chombart de Lauwe (1957)²⁰³. Sie liefert einige aufschlußreiche Hinweise über die Wohnsituation und -zufriedenheit mit diesem Modell.

So fällt die Bewertung des zweigeschossigen Standardtyps mit vier Zimmern überwiegend positiv aus. Er scheint, was Raumzahl und -zuschnitt angeht, dem (Familien-)Bedarf im wesentlichen gerecht zu werden. Kritisiert werden die Ausmaße der Küche. Mehr als die Hälfte der Befragten hält sie für zu klein, und die Tatsache, die Mahlzeit im Wohnzimmer (statt in der Küche) einnehmen zu müssen, wird durchweg als Einschränkung betrachtet; es offenbart sich ein Widerspruch zwischen der bloßen Funktions-Küche, wie sie sich der Architekt vorstellt, und einer separaten Wohn-Küche, wie sie sich die meisten Bewohner, in Nantes aus der Arbeiterschaft, wünschen.²⁰⁴

In Bezug auf ihr soziales Leben äußern zwei Drittel der Bewohner, daß sie seit ihrem Umzug in die isoliert liegende *Unité* deutlich weniger ausgehen als früher; die Hälfte spricht von einem Abbruch ihrer Beziehungen zu früheren Freunden und Bekannten.

Trotz einer generellen Zufriedenheit mit ihrer neuen Wohnsituation würden

²⁰¹ Die tatsächlich Einwohnerzahl beträgt im Jahr 1957 1150 Personen (Angabe nach Chombart de Lauwe, 1960, S.311).

²⁰² Zur *Unité* in Nantes-Rezé siehe Le Corbusier, *Oeuvre complète 1946-1952*, 1955, S.170ff; ders., *Oeuvre complète 1952-1957*, 1957, S.174ff; *L'Architecture d'aujourd'hui*, Nr. 66, 1956; *Werk*, Nr. 5, 1957.

²⁰³ In der 1957 durchgeführten und 1960 veröffentlichten Untersuchung wird die *Unité* in Nantes mit zwei weiteren, konventionellen Neubausiedlungen am Stadtrand von Paris bzw. von Bordeaux verglichen: Paul Chombart de Lauwe u.a., *Famille et habitation*, Bd. 2 (*Un essai d'observation expérimentale*), Paris 1960.

²⁰⁴ Chombart de Lauwe, 1960, S.80f. In den beiden anderen untersuchten Siedlungen, in denen größere Küchen vorhanden sind, nimmt die Mehrheit der Bewohner dort auch weiterhin ihre Mahlzeiten ein, wobei dieses Verhalten mit steigendem Sozialstatus nachweisbar abnimmt.

50% der Bewohner, wenn sie die Wahl hätten, ein freistehendes Haus vorziehen²⁰⁵; 70% halten das freistehende Haus prinzipiell für die bessere Wohnform.²⁰⁶

Berlin (1956-58)

Als drittes Projekt nach Marseille und Nantes wird im Sommer 1958 die *Unité d'habitation* in Berlin fertiggestellt (Abb. 5.71). Die Entstehungsgeschichte dieses Projekts im Rahmen der Internationalen Bauausstellung (Interbau) von 1957 und die Auslagerung des Le Corbusier'schen Gebäudes an einen eigenen Standort, unweit des Olympia-Stadions am sog. Heilsberger Dreieck in Berlin-Charlottenburg, anstelle des Ausstellungsgeländes im Hansa-Viertel ist weithin bekannt. Auch dieses Projekt, das an die Vorschriften des Sozialen Wohnungsbaus gebunden ist, kann nur mit einschneidenden Veränderungen gegenüber den Ausgangsvorstellungen Le Corbusiers realisiert werden.²⁰⁷

- Da man größere Familienwohnungen als ungeeignet für einen solchen Gebäudetyp (und nicht „vermarktbar“)²⁰⁸ ansieht, werden überwiegend Kleinwohnungen für Jungesellen und kinderlose Paare vorgesehen; bei 440 der insgesamt 530 Wohneinheiten handelt es sich um 1- und 2-Zimmer-Wohnungen.²⁰⁹
- Die lichte Raumhöhe wird entsprechend den Berliner Vorschriften auf 2,50 m, anstelle des von Le Corbusiers vorgesehenen, aus dem *Modulor* entwickelten Maßes von 2,26 m, erhöht. Wie schon in Nantes entfällt auch hier die offene Galerie und damit der großzügige doppelgeschossige Wohnraum; selbst in den 2-Zimmer-Wohnungen wird die Geschosdecke bis zur Fassade vorgezogen.
- Es gibt weder eine Ladenstraße noch sonstige Dienstleistungen oder Gemeinschaftseinrichtungen. Das Angebot beschränkt sich auf einen einzigen Laden zwischen den *pilotis* im Erdgeschoß.

Briey-en-Forêt (1956-63)

Wie in Marseille ist auch in Briey-en-Forêt der französische Staat Auftraggeber und Bauherr der *Unité d'habitation*. Geplant sind ursprünglich 351 Wohnungen, realisiert werden schließlich 321.²¹⁰ Es ist die *Unité* (Abb. 5.72), die das wechselvollste Schicksal hinter sich hat. Nach ihrer Erstellung dient sie zunächst als

²⁰⁵ Chombart de Lauwe, 1960, S.102

²⁰⁶ Chombart de Lauwe, 1960, S.104

²⁰⁷ Zur *Unité* in Berlin siehe Fr. Müller-Reppen (Hrsg.), *Le Corbusiers Wohneinheit Typ Berlin*, Berlin 1958; *Bauwelt*, Nr. 38-39, 1987, S.1474ff.

Der Gebäudekörper ist mit 141,20 m in der Länge, 22,96 m in der Breite und 52,94 m in der Höhe nur unwesentlich länger, etwas niedriger und etwas schmaler als sein Vorgänger in Marseille. Konstruktiv handelt es sich um einen Querschotten-Bau mit (in einer Feldfabrik) vorgefertigten, tragenden geschobenen Wandelementen von 1,67 m Breite

²⁰⁸ In seiner Dokumentation über die *Unité* in Berlin spricht Müller-Reppen von dem „riskanten Mietpreis“ der 3- und 4-Zimmer-Wohnungen (1958, S.72).

²⁰⁹ Die verbleibenden 90 Wohneinheiten setzen sich wie folgt zusammen: 85 3-Zi-Whg., vier 4-Zi-Whg. und eine 5-Zi-Whg.

²¹⁰ Zur *Unité* in Briey-en-Forêt siehe Le Corbusier, *Oeuvre complète 1952-1957*, 1957, S.190f. ders., *Oeuvre complète, 1957-1965*, 1966, S.212f

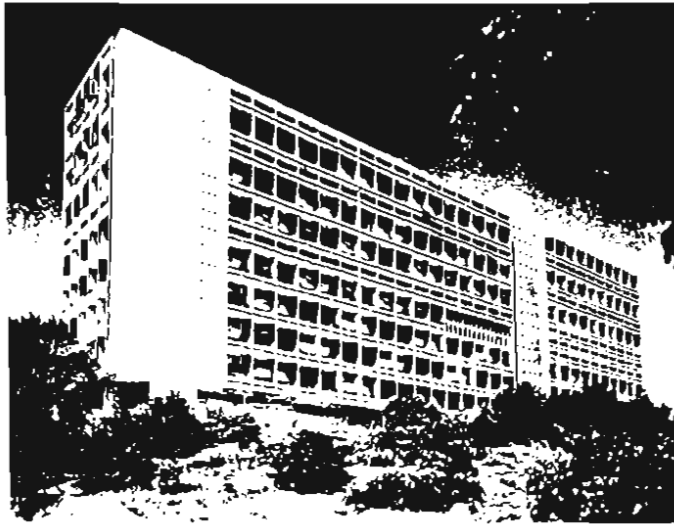


Abb. S.71: Die Unité d'habitation in Berlin (1956-58)



Abb. S.72: Die Unité d'habitation in Briey-en-Forêt (1956-63)

Unterkunft für Gastarbeiter der nahegelegenen Minen. Da die Bewohner von Briey dem Gebäude weitgehend ablehnend gegenüberstehen, soll es, nach Auszug der Gastarbeiter, zeitweilig sogar abgerissen werden, was nur durch die unverhältnismäßig hohen Kosten eines solchen Vorhabens verhindert wird. In der Zwischenzeit ist es allerdings saniert worden und wird auch wieder bewohnt.²¹¹

Als besonders problematisch hat sich hier die völlig isolierte Lage im Wald, fernab der vorhandenen Stadt, in Verbindung mit einer einseitigen Belegungspraxis erwiesen. Es hat sich gezeigt, daß die *Unité* als autonome Einheit (wie vormals das Kloster) eben nicht lebensfähig ist und daß sich 'Gemeinschaft' allein durch physisches Beisammensein nicht erzeugen läßt. Andere Faktoren, die über die Architektur hinausgehen, spielen hierbei eine weitaus wichtigere Rolle. Briey-en-Forêt zeugt von der Überschätzung der realen Möglichkeiten der Architektur, auf die Formen des menschlichen Zusammenlebens bestimmend einzuwirken.

Firminy (1959-67)

Die letzte *Unité d'habitation* wird, schon nach dem Tod Le Corbusiers, im Jahr 1967 in Firminy fertiggestellt (Abb. 5 73). Auftraggeber ist die Stadt. Die Finanzierung erfolgt aus Mitteln (und nach den Vorschriften) des sozialen Wohnungsbaus; erstellt werden 414 Wohnungen.²¹²

Die Realisierung wird durch das besondere Engagement von Eugène Claudius-Petit möglich, dem französischen Wiederaufbauminister von 1948 bis 1952, während der Bauzeit der *Unité* in Marseille, und ab 1953 Bürgermeister von Firminy. Als langjähriger Förderer der Vorstellungen Le Corbusiers schwebt ihm vor, nun tatsächlich ein Stück der Strahlenden Stadt, eine Stadt der Hygiene und der Sonne, zu realisieren. Firminy, Industriestadt des 19. Jahrhunderts mit schlechter Luft und heruntergekommenen Bausubstanz, trägt bis dahin den Beinamen „Schwarzes Firminy“ und entspricht somit genau den Angriffszielen Le Corbusiers und den Bildern der Stadt, die man erneuern will. Die *Unité* wird als Teil einer umfassenden Grünen Stadt (*Firminy Verte*) geplant, zu der noch ein Kulturzentrum, ein Stadion und eine (bis heute unvollendet gebliebene) Kirche gehören.

Die Grundrisse (Abb. 5 75) zeigen noch einmal wichtige Unterschiede zu ihren Vorgängern. Zum einen erfolgt hier eine Rückkehr zum doppelgeschossigen Wohnraum und der damit gekoppelten Galerie. Zum anderen wird bei dem sich (vom Eingangsniveau aus) nach unten entwickelnden Typ das (Ehem-)Schlafzimmer auf der flächenmäßig kleineren Eingangsebene (= Galerieebene) belassen, der Wohn-, Ess- und Kochbereich dagegen auf der unteren (größeren) Ebene, mit direktem Bezug zur Loggia, untergebracht. Damit wird einer von Beginn an gegebenen 'Asymmetrie' der *Unité d'habitation* (in Bezug auf ihren Querschnitt) begegnet, mit der Konsequenz allerdings, daß die Küche nicht mehr direkt von der Innenstraße aus zugänglich ist und beliefert werden kann.

²¹¹ Angaben nach Sbriglio, 1992, S. 151, sowie dem Ausstellungskatalog *La première rue Cité radieuse Le Corbusier, Briey des Architectur Forums Zürich*. Neben Mietwohnungen werden Teile der *Unité* heute als Schwesterwohnheim genutzt. In der untersten Etage - *la première rue* - sind 34 Wohnungen in ihrem Originalzustand wiederhergestellt worden. Sie dienen dem *Centre Européen de la Recherche Continue* als internationales Ausstellungs-, Konferenz- und Kunstzentrum.

²¹² Zu *Unité* in Firminy siehe Le Corbusier, *Oeuvre complète 1957-1965*, 1966, S. 135, dets., *Les dernières œuvres*, 1973, S. 10ff.



*Abb. S.73: Ostansicht der Unité d'habitation in Firminy, 1959-67
(der Gebäudeteil rechts des Erschließungsturms steht seit 1983 leer)*



Abb. S.74: Landschaftliches Umfeld der Unité d'habitation in Firminy

Im äußeren Erscheinungsbild werden die Betonbrüstungen der Loggien aus Kostengründen durch ein offenes Maschendrahtgitter ersetzt. Sie sind dadurch viel transparenter. Die Loggia als 'Filter' fehlt, der Einblick in die Wohnungen wird verstärkt. Schon von außen werden Aneignungsprozesse sichtbar: die Verlängerung der Galerie bis an die Außenfront, eine bunte Tapetenvielfalt, innen- und außenliegende Sonnenschutzmaßnahmen und anderes mehr. Der Charakter der Loggia als geschützter Raum geht verloren. Umso mehr wird sie zum Abstellraum, zur rückwärtigen Front in der Fassade. Alles, was in der Wohnung keinen Platz findet, wird hier untergebracht (Abb. 5.57).

Auch die *Unité* in Firminy bleibt im Laufe ihrer Geschichte von Rückschlägen nicht verschont. Unter den Sozialmietern, die man hier unterbringt, ist sie nicht beliebt. Als Ende der 70er Jahre, auch bedingt durch Wirtschaftskrise, Arbeitsplatzverlust und Wegzug aus der Region, immer mehr Wohnungen verlassen werden und leer stehen, entschließt man sich 1983, eine Hälfte des Gebäudes (den nördlichen Abschnitt der Innenstraßen) ganz zu schließen. Bis heute steht dieser Bereich leer. Dennoch scheint sich die Akzeptanz in den letzten Jahren verbessert zu haben. Durch eine gezielte Belegungspolitik hat man versucht, eine soziale Mischung von ökonomisch schwachen Gruppen, Einwanderern und einer akademischen Mittelschicht, die sich mit dem spezifischen Wohnmodell identifiziert, zu schaffen. Mit Hilfe von Denkmalpflegemitteln hat man eine umfassende Sanierung begonnen. Das Gebäude macht heute, von den unbewohnten Bereichen abgesehen, einen gepflegten Eindruck.

Dennoch gibt es Unterschiede zur Situation in Marseille, die aufzeigen, wie sehr die Funktionstüchtigkeit des Modells von äußeren Bedingungen abhängt, die zunächst nichts mit der formalen Struktur zu tun haben. Während es sich in Marseille schon sehr früh um ein imageträchtiges Wohnen ökonomisch relativ gut-situierter Schichten gehandelt hat, ist es in Firminy, bedingt durch die Finanzierungs- und Belegungsmodalitäten, standardmäßiger sozialer Wohnungsbau mit einem von vornherein eher negativen Image. Dem großstädtischen Kontext mit seinem vielfältigen Angebot und seiner relativ stadtnahen Lage in Marseille steht eine völlig isolierte Lage am äußersten Rand einer Kleinstadt gegenüber, mit einer absolut mangelhaften Versorgung und Infrastruktur im näheren wie weiteren Umfeld. Auch der faszinierende Ausblick von der Höhe in die Landschaft rings um Firminy (Abb. 5.74) kann keine Kompensationsfunktion übernehmen. Der krasse Maßstabsprung zur ortsüblichen Bebauungs- und Wohnform schafft zusätzlich Distanzen, welche die Akzeptanz erschweren.

Die Wohnungen sind durch einen Buchstaben nach

- Kategorien bezeichnet:
 B 1 Zimmer 1-2 Personen
 C 2 Zimmer 2 Personen
 D 3 Zimmer 3-4 Personen
 E 4 Zimmer 4-6 Personen
 F 5 Zimmer 6-7 Personen
 G 6 Zimmer 6-10 Personen

Der kleine Buchstabe entspricht dem Typ:
 a höher gelegen (Zugang von unten)
 i tiefer gelegen (Zugang von oben)

Die Ziffer entspricht der Orientierung:
 1 einseitige Orientierung
 2 beidseitige Orientierung

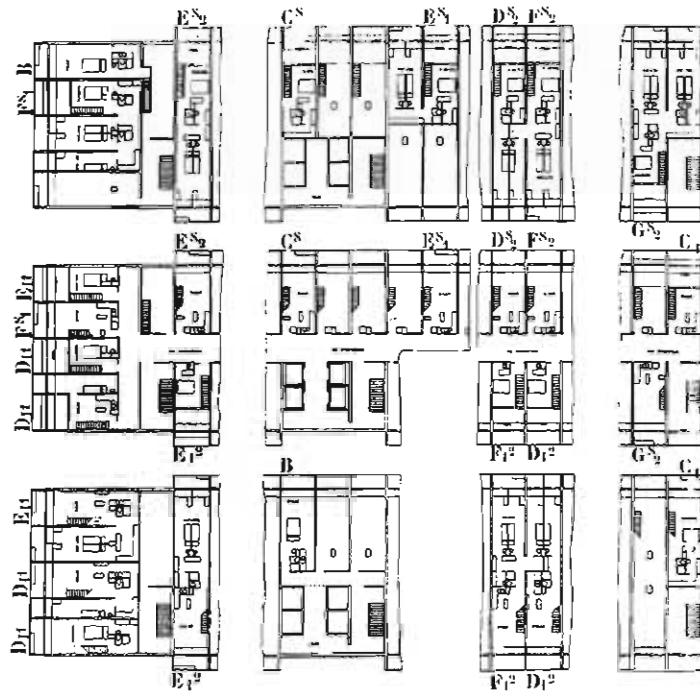


Abb. 5.75: Grundräftypen der Unité d'habitation in Firminy

5.6. Die Unité d'habitation heute

In gebäudetypologischer wie auch in formal-ästhetischer Hinsicht ist die *Unité d'habitation* in Marseille immer wieder beeindruckend und weitaus qualitatvoller als alle Nachfolgebauten, die sich im Laufe der Jahre auf dieses Modell berufen haben. Dennoch ist sie, hinsichtlich des umfassenden Anspruchs, den sie mit dem Konzept der Strahlenden Stadt verbindet, auch aus heutiger Sicht eben nicht nur unter architektonischen Gesichtspunkten zu untersuchen und zu bewerten.

Trägerschaft und soziale Struktur

Bereits kurze Zeit nach der Eröffnung erfährt der mit der *Unité d'habitation* anvisierte Prototyp einer neuen städtischen Wohnform eine erste entscheidende Veränderung seiner ursprünglichen Intentionen. Der Staat entledigt sich einer schwierigen Bürde, indem er das Gebäude von einem öffentlichen, sozialen Gut (in staatlicher Obhut) in ein herkömmliches Gemeinschaftseigentum überführt. Nachdem die Wohnungen schon seit 1952 privatisiert und einzeln verkauft worden sind, erfolgt am 25. Mai 1954 die notarielle Veränderung der Rechtsform der öffentlichen Trägerschaft in eine (private) Eigentümergemeinschaft. Dieser Schritt zieht entscheidende Auswirkungen sowohl auf den öffentlichen Charakter als auch die soziale Belegung nach sich. Der „städtische Nomade“, der seine Wohnung nur temporär als Gebrauchsobjekt nutzen und bei verändertem Bedarf ohne großen Aufwand wieder abgeben und eine andere, ebenso gut ausgestattete, beziehen soll, wird nun durch den herkömmlichen, 'seßhaften' Haus- und Grundbesitzer abgelöst.

An die Stelle des sozialen Versorgungsanspruchs ist seither längst ein sehr bürgerliches Wohnmodell getreten. Heute wohnt in der *Unité* eine zumeist wohlhabende, intellektuelle Mittelschicht, die sich mit dem Gebäude und seinen spezifischen Wohnbedingungen identifiziert. Die Entscheidung, hier, im „Corbusier“, zu wohnen, wird freiwillig und bewußt getroffen. Es ist kein Sozial-Ghetto für Minderbemittelte und Problem-Gruppen (wie es anderenorts, z.B. in Firminy, der Fall gewesen ist), sondern vermittelt im Gegenteil heute sogar den Eindruck eines vornehmen und exklusiven 'Ambientes'.

Dies spiegelt sich schon im äußeren Erscheinungsbild wieder. Man ist bemüht (und scheut keinen Aufwand und keine Kosten), das Gebäude in einem gepflegten, ansprechenden und streng kontrollierten Zustand zu halten. Ein eigener Reinigungsdienst ist um die Sauberkeit der öffentlichen Bereiche bemüht, ein Pfortner- und Sicherheitsdienst überwacht rund um die Uhr die Eingangshalle sowie, mittels Videokameras und regelmäßiger Kontrollgänge, die Aufzüge, die Innenstraßen und die Dachterrasse.

Damit wird zunächst einmal der introvertierte Charakter der *Unité d'habitation* gestärkt. Sie grenzt sich aus und bildet für ihre Bewohner noch immer (und heute vielleicht sogar verstärkt) so etwas wie eine 'Fluchtburg', eine Möglichkeit des (privaten) Rückzugs und des Schutzes vor der feindseligen Großstadt. Hier lebt man in sicherer Distanz, geborgen und unbeeinträchtigt, über der Stadt - getrennt und dennoch (visuell) an dieser teilhabend. So gesehen, trägt die *Unité* von sich aus nichts zum öffentlichen Raum der Stadt und dessen sozialer Bedeutung bei.

Umgekehrt ist sie jedoch, in ihrer Funktionstüchtigkeit, gerade auf dieses



Abb. 5.76: Dem Le Corbusier'schen Vorbild nachempfundene Wohntürme auf der gegenüberliegenden Seite des Boulevard Michelet (1995)



Abb. 5.77: Ein großflächiges Einkaufszentrum in unmittelbarer Nachbarschaft der Unite d'habitation (1995)

städtische Umfeld und dessen Angebote angewiesen. Sie funktioniert heute wohl nur deshalb so gut, weil es sich die Bewohnerschaft leisten kann, ihren städtischen Interessen - in Bezug auf Arbeit, Freizeit und Konsum - nach Wunsch und Bedarf auch anderenorts nachzugehen, in ihrer Lebensführung also, über das individuelle Wohnen hinaus, nicht auf die Unité angewiesen ist.

Das städtische Umfeld

Der Blick von der Dachterrasse fällt auf eine dichtbesiedelte, heterogene und weitgehend 'ungeordnete' Stadt-Landschaft. Die Idealvorstellungen Le Corbusiers sind längst von der Eigendynamik der städtischen Entwicklung eingeholt worden. Statt in einer großzügigen Park-Landschaft mit darin eingestreuten „vertikalen Gartenstädten“ liegt die Unité d'habitation heute in einem parzellenscharf aufgesplitterten, dicht bebauten Umfeld. Es ist ein klassisches Quartier der städtischen Peripherie, scheinbar planlos gewachsen, in einem permanenten Verdichtungsprozeß, mit unterschiedlichsten baulichen Ausprägungen und funktionalen Angeboten, also eigentlich genau das, was Le Corbusier nicht gewollt hat: ein unstrukturiertes Durchemander von großer und kleiner, hoher und niedriger, neuer und alter Wohnbausubstanz, von bescheidenen Einfamilienhäusern und überdimensionierten Geschosswohnungsbauten, durchsetzt mit Gewerbe und Handwerksbetrieben, mit Büros und Versorgungseinrichtungen, bis hin zum großflächigen Einkaufszentrum. Kleinteilige, historische Bausubstanz und gewachsene, ehemals vorstädtische Ortskerne werden dicht bedrängt durch dem Le Corbusier'schen Vorbild nachempfundene vertikale Türme und Wohneinheiten, die sich bis weit in die angrenzende, ansteigende Berglandschaft hinaufziehen (Abb 5 76-5 81).

Das infrastrukturelle Rückgrat bildet der Boulevard Michoud als großstädtische Verkehrsstraße mit allezeitigem Charakter und angrenzender Mischnutzung. Dieser ist heute eine attraktive, urbane Achse. Er bietet sowohl für den Individualverkehr als auch für den öffentlichen Nahverkehr (Busse, U-Bahn) eine hervorragende Anbindung der südlichen Stadtgebiete an die Innenstadt.

Es ist eine Ironie des Schicksals, daß heute wohl gerade dieses (im Verständnis der Strahlenden Stadt ungeordnete und von Grund auf erneuerungsbedürftige) Umfeld zur Funktionsstichigkeit und Attraktivität der Unité d'habitation beiträgt, vielleicht sogar deren grundlegende Voraussetzung bildet. Es gewährleistet ein differenziertes Nutzungsangebot mit allen Versorgungsmöglichkeiten in der unmittelbaren Umgebung. Kleine Läden und großes Einkaufszentrum, Praxen und Dienstleistungsbetriebe, alles zum Leben Notwendige ist hier vorhanden. Die Unité ist in Marseille also, funktional gesehen, heute keineswegs eine isolierte, in sich geschlossene Einheit.

In Anbetracht einer Steigerung des Individualverkehrs, die selbst Le Corbusier, als Verfechter des Automobils als Massentransportmittel, kaum ahnen konnte, ist das unmittelbare Baugrundstück inzwischen in weiten Teilen beparkt bzw. durch das schon erwähnte Garagenbauwerk in seinem nordwestlichen Bereich belegt. Der verbleibende Teil ist als öffentliche Grünanlage und Kinderspielplatz gestaltet. Er wurde im Mai 1963 von der Stadt Marseille übernommen und wird seither von dieser unterhalten. Dieser kleine Park ist heute, wenn auch kein Teil einer großräumigen Park-Landschaft, so doch eine wertvolle, jedermann zugängliche Oase im dicht überbauten städtischen Umfeld. Er wird von den Bewohnern der umliegenden Wohngebiete und besonders den Kindern in-



me auf



barschaft



Abb. 5.78: Ein heterogenes, parzellenscharf aufgesplittertes Umfeld, im Vordergrund der kleine Park (1995)



Abb. 5.79: Historisches Überbleibsel und Strahlende Stadt (1995)

tensiv genutzt. Dazu trägt auch ein öffentlicher Weg (und ein dementsprechend intensiver Fußgängerverkehr) bei, der über das Gelände führt und die im Westen angrenzenden Quartiere mit der östlich gelegenen Bushaltestelle am Boulevard Michelet verbindet

Ladenstraße und kollektive Einrichtungen

Die Versorgungsdienste und Gemeinschaftseinrichtungen im Inneren wie auch auf dem Dach der *Unité d'habitation* funktionieren nur in einer eingeschränkten Weise. Mit der Privatisierung der Wohnungen, der Veränderung von Konsum- und Lebensweisen und nicht zuletzt einer mangelnden Rentabilität von ausschließlich auf die Bewohnerschaft ausgerichteten Diensten haben sich zwangsläufig Veränderungen in der Struktur der kollektiven Versorgung ergeben. Das Wohnumfeld macht genügend Angebote. Man ist nicht auf die Einrichtungen im Gebäude angewiesen. Viele Ansprüche und Bedürfnisse der Bewohner werden nicht in der *Unité* befriedigt, sondern anderswo und außerhalb. Die *Unité* funktioniert heute in erster Linie als Wohn-Modell, nicht als Gemeinschafts-Modell. Insofern spielt auch die Frage der „angemessenen Größe“ keine wesentliche Rolle mehr.

Die ursprünglich in der 'Ladenstraße' vorgesehenen zahlreichen Geschäfte sind größtenteils geschlossen bzw. nie in dem ursprünglich erhofften Ausmaß realisiert worden. Derzeit sind nur noch zwei Läden in Betrieb: ein kleiner Lebensmittelmarkt, der auch Frischwaren verkauft (Obst, Gemüse, Fleisch) und somit eigentlich alles bereithält, was man für den täglichen Bedarf benötigt, sowie ein Süßwarengeschäft mit Back- und Konditorwaren. Die hausinternen Dienste der 'Eiszentrale' (zur Beschickung der Eisschränke in den Wohnungen) sowie der Wäscherei sind durch die fortgeschrittene Haushaltstechnik (Kühlschränke, Wasch- und Trockenautomaten) längst überflüssig geworden und aufgehoben.

Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang, daß sich eine kleine Ladenzeile, mit einem Zeitschriftenladen, der auch Schreibwaren, Bücher und Süßwaren führt, einem Bekleidungs- und einem Malergeschäft, ebenerdig in der Front des Garagenbauwerks, schräg gegenüber der Eingangshalle, angesiedelt hat. Dort scheint sie offensichtlich gut zu funktionieren. Der Standort ist strategisch günstig am Parkplatz gelegen und damit sowohl für heimkehrende Bewohner der *Unité* als auch für Kunden aus der Nachbarschaft attraktiv.

Der größte Teil der ursprünglich für Geschäfte und Boutiquen vorgesehenen Flächen ist inzwischen zu Büroräumen für Freiberufler und kleinere Firmen, die nicht unbedingt auf Laufkundschaft angewiesen sind, umfunktioniert worden. So findet man heute in der *Unité* mehrere Architekturbüros (der Standort dient wohl dem Image), einen Wirtschaftsberater, einen Rechtsanwalt, einen Steuerberater, eine EDV-Firma, außerdem einen Fußpfleger und ein Künstler-Atelier. Es sind diese Arbeitsstätten, die, mehr noch als die verbliebenen Geschäfte, heute den 'öffentlichen' Charakter der im übrigen einen sehr gepflegten Eindruck vermittelnden Ladenstraße aufrechterhalten.

Gemeinsame Anlaufstelle ist die Café-Bar, am Kreuzungspunkt von Ladenstraße und Aufzugsturm gelegen. Insbesondere morgens und mittags ist sie gut besucht, ein Ort des Kontakts und des Austauschs.

Neben der Bar sind noch das Hotel und das, im Laufe der Zeit allerdings verkleinerte, Restaurant in Funktion, die beide gemeinsam mit der Bar geführt



Abb.S.80: Der Boulevard Michelet als großstädtische Verkehrsachse (1995)



Abb.S.81: Die Zersiedelung der Berglandschaft im Süden von Marseille (1995)

werden. Das Hotel verwaltet und bewirtschaftet heute, über die üblichen Gästezimmer hinaus, eine Reihe von später hinzugekauften bzw. aus je zwei ursprünglich kleinen Hotelzimmern zusammengeschlossenen Studios und Appartements, die längerfristig (wochen- oder auch monatsweise) vermietet werden.

Von den Gemeinschaftseinrichtungen auf dem Dach ist der Kindergarten mit Vorschule nach wie vor in Betrieb und beliebt; die kurzen Wege sind für Kinder wie Eltern angenehm. Die Sporthalle dient heute als privat betriebenes Fitness-Studio und wird (ebenso wie eine Sauna) von internen wie auch externen Besuchern regelmäßig frequentiert. Die Bar auf der Dachterrasse ist niemals in der vorgesehenen Form in Betrieb genommen worden. Auch sonst macht die Dachterrasse keinen besonders 'genutzten' Eindruck. Sie wirkt kühl, wie eine überdimensionierte Architektur-Skulptur. Die Bewohner sehen offensichtlich keine Notwendigkeit, ihre Freizeit *hier* zu verbringen; sie tun dieses anderenorts. Beindruckend ist nach wie vor der faszinierende, weite Ausblick zum Meer und auf die vorgelagerten Inseln in der einen Richtung und auf die rauhe Berglandschaft (heute mehr und mehr durch Wohnhaustürme verstellt) in der anderen Richtung.

Seitens der Bewohnerorganisation besteht das Bemühen, die Dachterrasse zumindest im Sommer durch gelegentliche kulturelle Veranstaltungen (Theater, Konzerte) zu nutzen und zu beleben. Ebenso versucht man, durch ein regelmäßiges Programmangebot ein gewisses Maß an gemeinsamen Aktivitäten und damit auch gemeinsamen Bewußtsein zu erhalten. Es gibt einen Tennis-Club mit Plätzen im umliegenden Park, eine Bibliothek, einen Veranstaltungsraum für Filmvorführungen und Vorträge, einen Tischtennisraum und weitere, kleinere Gemeinschaftsräume, die an das Treppenhaus angelagert sind.

Die 'öffentlichen' Bereiche

Auf den guten Zustand der 'öffentlichen' Bereiche innerhalb der *Unité* wurde bereits hingewiesen. Im Gegensatz zu den privaten Wohnungen, deren Nutzung und Gestaltung weiterhin im ausschließlichen Verfügungsbereich ihrer jeweiligen Eigentümer liegt, sind alle gemeinschaftlichen und öffentlichen Bereiche in der Zwischenzeit unter Denkmalschutz gestellt worden, die Fassaden und die Dachterrasse bereits im Oktober 1964, die kollektiven Bereiche im Inneren des Gebäudes sowie das Außengelände im Juni 1986.

Der Eindruck, den die Innenstraßen heute vermitteln, ist kühl. Sie schaffen Distanz, sind keine Orte der Kommunikation, ohne jedoch trostlos oder bedrohlich zu sein. Im Vergleich zu anderen Gebäuden mit Innengängerschließung beeindruckt die großzügige Breite und die deutliche Markierung der jeweiligen Eingangssituation durch Beleuchtung, farbliche Gestaltung, Ablagefach und (Zeitung-)Einwurfschlitz. Nach wie vor sind die Innenstraßen die Postadressen der Bewohner. Die Briefkästen befinden sich heute allerdings zentral jeweils am Kreuzungspunkt der Straße mit dem Aufzug.

In der Eingangshalle läuft alles zusammen. Insbesondere morgens und am späten Nachmittag herrscht hier ein reger Betrieb.

Seit 1985 werden die öffentlichen Bereiche und die Fassaden einer umfassenden technischen Sanierung unterzogen, die mit umfangreichen öffentlichen Mitteln unterstützt wird. So sind die Aufzugskabinen bereits komplett erneuert und mit einer automatischen Bedienungstechnik (statt der zuvor üblichen Bedienung durch Personal) ausgerüstet worden, die (Warmluft-)Heizung wurde über-

holt und von Öl- auf Gasfeuerung umgestellt. Zur Zeit erfolgen eine Betonsanierung, die Sanierung der Dachterrasse und ihrer Aufbauten sowie eine Erneuerung der Farbgebung der Loggien.

Die Wohnzellen

Trotz ihrer großen Tiefe und der niedrigen Geschosshöhe beeindrucken und überraschen die Wohnzellen noch heute, auch angesichts veränderter Ansprüche und Standards, durch ihre Großzügigkeit, ihre Helligkeit, ihre umfassende sanitäre Ausstattung und das umfangreiche Einbaumobiliar

Insofern als sie sich sowohl zur Innenstraße wie auch nach außen hin weitgehend abschotten, sind Veränderungen und innere Umbauten vielfach nur schwer nachvollziehbar. Neben der Ergänzung des Sonnenschutzes (auf die Funktionslosigkeit des *brise-soleil* gegenüber der tiefstehenden Sonne auf der Ost- bzw. Westseite wurde schon hingewiesen) betreffen die Veränderungs- und Umbaumaßnahmen seitens der Bewohner insbesondere drei Bereiche:

- die Galerie,
- die Küche,
- das Bad und die Service-Zone.²¹³

Die offene *Galerie* im doppelgeschossigen Wohnraum ist von den Bewohnern vielfach mit Skepsis betrachtet worden, insbesondere wegen der damit verbundenen mangelhaften Separierungsmöglichkeit der beiden Funktionsbereiche Wohnen/Essen und Schlafen. Wie schon erwähnt wurde, hat das dazu geführt, daß in vielen Fällen, insbesondere in den sich vom Eingangsniveau aus nach unten entwickelnden Typen, die Galenebene bis zur Fassade vorgezogen worden ist. Die Vorteile liegen, ganz offenkundig, in der Trennung der unterschiedlichen Funktionsbereiche und der Vergrößerung der Wohnfläche. Eindeutiger Nachteil ist die Zerstörung des für die *Wohnzelle* so wesentlichen Konzepts der Doppelgeschossigkeit; dies führt nicht nur zu einem Verlust an räumlichen Qualitäten, sondern auf Grund der niedrigen Geschosshöhe auch zu Einschränkungen in Bezug auf die Belichtung und Belüftung des Wohnraums, insbesondere im rückwärtigen Bereich von Küche und Eßplatz. Es dürfte auch der Grund dafür sein, daß manche Eigentümer, nach Erwerb einer bereits umgebauten Wohnung, diese Veränderungen ihrerseits wieder rückgängig gemacht haben.²¹⁴

Umbauten in der *Küche* sind vor allem durch die seit den 50er Jahren erfolgte rapide Zunahme an haustechnischen Geräten (Waschmaschine, Spülmaschine, Trockner) bedingt. Die ursprüngliche Küchenzeile ist für heutige Ansprüche und Geräte zu klein. Das hat dazu geführt, daß der Kühlschrank in manchen Fällen in der Garderobennische im nahe gelegenen Eingangsbereich untergebracht wird.

Auch im zentralen *Service-Bereich* ist es immer wieder zu Umbauten gekommen, sei es, daß das Bad vergrößert, die separate, kleine Duschzelle aufgegeben oder die Einbauschränke und Stauräume verändert worden sind.

²¹³ Siehe dazu auch Sbriglio, 1992, S.146

²¹⁴ Sbriglio, 1992, S. 147

Kurzfassung Unité d'habitation, Marseille

Die Unité d'habitation in Marseille steht für den gebauten Prototyp eines Teil-Bausteins des weitaus umfassender gedachten städtebaulichen Projekts der Strahlenden Stadt. Sie ist das realisierte Fragment einer weitreichenden Utopie, die uns, obwohl sie in der Konsequenz der Le Corbusier'schen Vorstellungen niemals verwirklicht werden kann, dennoch sehr vertraut ist. Zu kaum einem anderen Stadtentwurf gibt es derart detaillierte Beschreibungen, Skizzen und Pläne, und auf keinen anderen Stadtentwurf haben sich so viele nachfolgende Projekte und Realisierungen, überall auf der Welt, berufen. Sie ist, im herkömmlichen Verständnis, das Paradigma des 'modernen' Städtebaus schlechthin.

Die Unité d'habitation stellt den vorläufigen Höhepunkt umfassender städtebaulicher und wohnbautypologischer Projekte sowie theoretischer Schriften Le Corbusiers seit 1920 dar. Dazu zählen u.a. die Maison Citrohan als Prototyp einer städtischen Wohnzelle und deren Addition in den Immeubles-villas, die Zeitgenössische Stadt für drei Millionen Einwohner, der Plan Voisin, die Ville Radieuse und die Trois établissements humains als idealtypische Stadtprojekte sowie die darauf basierenden Vorschläge für konkrete Standorte, etwa in Nemours, Saint-Dié oder Meaux.

Die Strahlende Stadt akzeptiert die Großstadt als die angemessene Lebensform des Maschinenzeitalters. Sie strebt nicht mehr nach deren Auflösung, sondern möchte, im Gegenteil, ihre Dichte noch erhöhen. Dabei geht sie allerdings von einem und Organisationsmodell aus, das mit den historisch überlieferten und erprobten Muster nichts mehr gemein haben will.

Die Morphologie der alten Stadt wird zum unnötigen, überholten Ballast erklärt, der erst einmal über Bord zu werfen sei. Stadtplanung im Sinne der Strahlenden Stadt versteht sich als Schöpfungsakt ex novo, ohne die Erblast der Vergangenheit. Die tabula rasa wird zur zwingenden Voraussetzung eines jeglichen Neubeginns. Damit werden allerdings nicht nur die räumlichen Bestimmungsmuster der überlieferten Stadt außer Kraft gesetzt, sondern auch die mit diesen Raumstrukturen verbundenen differenzierten funktionalen und sozialen Potentiale und Gebrauchsweisen. Der Akt der Neuschöpfung geht mit einem Akt der radikalen Vereinfachung und dem Verlangen nach schematischer Ordnung einher - der stadträumlichen Struktur ebenso wie der angenommenen Lebensweisen.

An die Stelle morphologischer Kategorien treten fortan funktionale Kriterien: eine Einteilung der Stadt in die vier Zonen des Wohnens, Arbeitens, Sich-Erholens und Sich-Bewegens, von denen zunächst einmal jede für sich ihre spezifische, optimale Lösung erfahren soll. Die Isolierung der Teil-Elemente wird zur grundsätzlichen Methode. Die Stadt als Ganzes beinhaltet lediglich das Organisations- und Betriebsmodell einer effizienten Verknüpfung dieser Funktionen: mit dem Ziel eines möglichst reibungslosen Ablaufs des städtischen Apparates, gleich einer 'Maschine'.

Die technokratische Vorstellung von der Stadt als einer Maschine geht von deren endgültiger Perfektion aus. Nichts darf offen oder dem Zufall überlassen bleiben, alle Teile müssen stimmen, keines darf fehlen. Die Strahlende Stadt ist ein fertiges System, eine Stadt der vollkommenen Kontrolle des Plans (und des Planers) über den städtischen Raum. Nischen oder Grauzonen sind nicht vorgesehen. Was zählt ist der (durch den Planer vorgegebene) einmalige Zustand,

die momentane Vision. Sämtliche Entscheidungen sind schon in seiner Hand zusammengeführt, Entwicklung und Veränderungen nicht beabsichtigt.

Sie versteht sich dabei auch als ein allgemeingültiges Modell, überallhin übertragbar und von universeller Anwendbarkeit, überall auf der Welt - als eine objektive technische Lösung, losgelöst von jeglichen spezifischen, lokalen Bedingungen. Das Paradigma wird zu einem universellen 'Standard' auch auf der gesamstädtischen Ebene.

Die Strahlende Stadt ist keine begrenzte Stadt mehr. Auch damit setzt sie sich bewußt von allen historischen Mustern ab. Sie wird zum offenen, unhierarchischen System, das sich bandartig und unbegrenzt ausdehnen kann, solange es seinen internen Organisationsregularien gehorcht. Es gibt detaillierte Angaben zur „angemessenen Größe“ einer Unité, aber keinerlei Festlegungen in Bezug auf die Gesamtgröße einer Stadt. Diese wird zum bloßen Multiplikationsexempel der jeweils benötigten Zahl von Unités. Deren Typologie bildet den eigentlichen Grundmodul der Stadt.

Die Addition der Wohnzellen ergibt die Unités, d.h. den Gebäudetypus. Die Addition der Gebäudetypen ergibt die Stadt. Das Ganze ist zwar 'offen', was seine Größenausdehnung angeht, in seinen Teil-Elementen aber starr und 'geschlossen'.

Der 'alien' Stadtmorphologie, wie sie in der verachteten horizontalen Korridorstraße zum Ausdruck kommt, werden vertikale Dichte und Durchgrünung entgegengesetzt, was sich durch die Metapher vom 'Turm im Park' beschreiben läßt. Der Boden der Stadt soll in eine weitläufige Parklandschaft verwandelt werden; das Wohnen, das Arbeiten und der Verkehr spielen sich darüber ab.

Die Strahlende Stadt kennt keine gefaßten Räume mehr: Stadtraum (wenn man überhaupt noch von einem solchen sprechen kann) entfaltet sich als Beziehungsspiel zwischen frei platzierten Solitären. Der Zwischenraum bekommt damit keine 'soziale' Bedeutung mehr übertragen, sondern beschränkt sich auf ein plastisches Beziehungsspiel zwischen Gebäuden und Grün.

Als vertikales Wohnquartier markiert die Unité d'habitation ein teilautonomes Gebilde der Stadt. Sie ist eine städtebauliche, eine funktionale, eine soziale und eine haustechnische Einheit zugleich. In ihrer „angemessenen Größe“ (grandeur conforme) als ein Fixwert und Optimum konzipiert, das nicht nach Belieben verändert werden darf (in Abhängigkeit etwa von unterschiedlichen Randbedingungen, von zufälligen Grundstücksgrößen, Baureglements u.a.), zeugt ihre streng kontrollierte Typologie erneut von dem hier zugrunde liegenden universellen Geltungsanspruch.

Die Unité benötigt kein städtebauliches Gegenüber, sie steht für sich allein und erhebt keinen Anspruch mehr auf ein durchgängiges städtebauliches 'Gewebe'. Durch ihrer Aufstellung auf pilotis (und damit auch physische Loslösung vom Grund und Boden) wird diese Autonomie noch verstärkt. Ihre Typologie ist das bestimmende Moment. Dabei werden herkömmliche Vorstellungsmuster von Haus und Parzelle grundlegend in Frage gestellt. Das 'Bild' des individuellen Hauses wird durch die Dimension einer neuen Wohn-Einheit ersetzt und der traditionelle kleinteilige Privatbesitz, dem Anspruch nach, durch eine neue Bodenordnung aufgehoben.

Funktional gesehen soll die Unité als Wohnquartier sich selbst genügen. Alle Funktionen, die über die Wohnung hinaus zum 'Quartiersleben' gehören, sollen hier angeboten werden: von den allgemeinen Versorgungsdiensten (Geschäften und Dienstleistungen in der Ladenstraße auf halber Gebäudehöhe),

über die kollektiven Wohnfolgeeinrichtungen auf dem Dach, bis zu den geplanten Sport- und Freizeitanlagen in der umgebenden Parklandschaft.

Die haustechnische Abgeschlossenheit (insbesondere auch die mikro-klimatische) bildet eine weitere Voraussetzung für den Anspruch auf universelle Übertragbarkeit des Modells an jeden Ort dieser Welt. Die Unité wird zur in sich geschlossenen 'Kapsel', die alle Bezüge zu ihrem Umfeld (abgesehen von den rein visuellen) von sich weist.

Die sozialen Vorstellungen sind durch zwei Aspekte bestimmt: zum einen die räumliche Abgeschlossenheit der Wohn-Gemeinschaft (im Kontext der Stadt) und zum anderen den Versorgungscharakter. Kollektive Lebensmodelle wie das Phalanstère, das Kloster und oder der moderne Passagierdampfer (als Modell einer Gemeinschaft 'auf Zeit') stehen hier Pate. Dabei genießt in der Unité d'habitation der Schutz der Individualität, d.h insbesondere der Privatsphäre der Familie (durch deren funktionale Autonomie sowie eine weitgehende Abschottung der Wohnung gegenüber Einsehbarkeit und Lärm), Vorrang vor dem kollektiven Anspruch. Das Modell ist in diesem Aspekt durchweg 'pragmatisch' ausgerichtet; es geht weniger um eine Sozialisation bestimmter Lebenssphären (wie bei anderen Architekten der Moderne), sondern vielmehr um eine effizientes Bewirtschaftungs- und Versorgungsmodell der Bewohnerschaft.

In ihrer inneren Struktur ist die Unité d'habitation durch ein egalitäres Zellengefüge und die 'rue interieure' bestimmt. Das Prinzip vom zweigeschossigen 'Haus im Haus' übernimmt einerseits das additive Aufbausystem traditioneller Wohnquartiere, andererseits reduziert es dieses auf das Schema einer abstrakten Montage mit entscheidenden Modifikationen und Vereinfachungen gegenüber der Komplexität des traditionellen Gefüges: dunkle Innenstraße, Auflösung des öffentlichen (Straßen-)Raums, bewußte Abschottung der Wohnzellen von dieser 'Straße', die somit eher isoliert als verbindet, Abgehobenheit vom Grund und Boden und das Fehlen der Parzelle mit ihren vielfältigen individuellen Nutzungsmustern.

Die Entwicklung einer neuen Wohnzelle bildet für Le Corbusier die Grundlage aller, auch städtebaulichen, Bemühungen. Die Wohnung als standardisiertes, industriell gefertigtes Massenprodukt, addierbar und stapelbar, ergibt in ihrer einfachen Multiplikation dann das Quartier und schließlich die Stadt. Dabei wird von der Annahme einer prinzipiellen Gleichartigkeit der Wohnfunktionen und Wohnbedürfnisse aller Menschen ausgegangen - unabhängig von deren Kultur, Lebensweise, sozialem, ökonomischem oder familialem Status. Folglich beschränkt sich das Angebot in Marseille auch auf nur einen einzigen Wohnungs-Typ (bzw. dessen partielle Modifikation in insgesamt 23 Varianten).

Wie eine 'Flasche' soll die Wohnzelle an jeder beliebigen Stelle in das offene 'Flaschenregal' (des Tragwerks) eingeschoben und die nutzungsbezogenen Elemente damit von den statischen Elementen getrennt werden: eine Annahme, die von einer separaten, voneinander unabhängigen Optimierung der beiden Teil-Systeme ausgeht, bis hin zu einer Vorfertigung der Wohnungs(teil)elemente in der Werkstatt, deren Montage auf der Baustelle und anschließender Einbringung in ein davon unabhängig erstelltes Traggerüst. In der Praxis läßt sich dieser Anspruch jedoch keineswegs so, wie in der Theorie angenommen, realisieren. Der konsequenteste Versuch, eine Unité in Serienproduktion zu erstellen, ein Gemeinschaftsprojekt von Le Corbusier mit Renault Engineering, das zur Realisierung in Meaux vorgeschlagen wird, bleibt auf dem Papier.

In ihrer inneren Disposition ist die in Marseille ausgeführte Wohnzelle das Ergebnis einer langen Reihe von Vorstudien seit der Maison Citrohan (1920). Die Standard-Wohnung (für eine vier- bis sechsköpfige Familie) basiert dabei auf einem additiven Raumschema aus funktional klar definierten Teilelementen: dem doppelgeschossigen Familienwohnraum mit Küche und Eßplatz, den Individualräumen für Eltern und Kinder, der Sanitär- und Servicezone sowie dem vorgeschalteten Freibereich in Form der ebenfalls doppelgeschossigen Loggien. Bei kleineren bzw. größeren Wohnungstypen entfallen bzw. kommen weitere 'Raumachsen' in Form von Individualräumen hinzu. Das Angebot variiert dementsprechend vom kleinen Apartment bis zur Zehn-Personen-Wohnung; die 'Gemeinschaftsfläche' bleibt jedoch in allen Fällen unverändert groß.

Das starre Grundschema der Wohnzelle geht dabei - wie schon auf der Ebene der Unité als Ganzem, aber auch auf der Ebene der Stadt - von der Annahme eines standardisierten, allgemeingültigen Gebrauchsmusters aus. Abweichungen davon, andere Lebens- und Handlungsweisen, sind kaum möglich und die Wahlfreiheiten in diesen Zellen (dem Anspruch nach sehr groß) in der Praxis eher beschränkt.

In Marseille erweist sich die Unité d'habitation, so wie sie heute genutzt wird, als eine spezifische Wohnform für eine spezifische (soziale) Gruppe. Sie funktioniert insbesondere für (gutverdienende) Familien, für Einzelstehende und für temporär Wohnende (Hotel-Betrieb), die sich, innerhalb des breit gefächerten Angebots an städtischen Wohnformen, bewußt und freiwillig für diese Form entscheiden. Sie ist also, zumindest in Marseille, kein allgemeingültiges Modell des sozialen Wohnungsbaus (wie von Le Corbusier vorgesehen) und von daher nicht ohne weiteres vervielfältigbar und übertragbar, wie auch die weniger gut funktionierenden Nachfolgebauten in einem anderen Umfeld belegen.

6. Zwischen hierarchischem Formmodell und serieller Siedlungstextur: die vier Paradigmen im Vergleich

Im folgenden sollen die bislang einzeln untersuchten Paradigmen im Vergleich diskutiert werden. Dabei werden insbesondere ihre *allgemeinen*, über die Besonderheiten des spezifischen Einzelfalls hinausgehenden Bestimmungsmomente, die ihren jeweiligen Charakter als praktische 'Muster-Beispiele' vorrangig geprägt haben, gegenübergestellt. Es geht jedoch nicht um die vereinfachende Reduktion auf eine simple Geschichtslinearität oder gar kontinuierliche Fortschrittsgeschichte. Im Gegenteil, die Ideengeschichte der städtebaulichen Paradigmen läßt sich nicht auf eine *einheitliche* Linie vereinfachen, sondern entfaltet sich erst im Widerstreit und vielfach *gleichzeitigen* Nebeneinander unterschiedlicher Grundhaltungen, wobei zu einem Zeitpunkt durchaus die eine und zu einem anderen Zeitpunkt eher eine andere vorherrschend sein kann. Gerade in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts sind es unterschiedliche 'Bilder' einer jeweils unterschiedlich verstandenen 'Moderne'.

Die Uneinheitlichkeit nur negativ als Verwirrung oder Unentschlossenheit zu deuten, zeugt von einer Fehleinschätzung des tatsächlichen, oftmals sehr widersprüchlichen Entwicklungsverlaufs und ist Ausdruck einer Tendenz der Geschichtswissenschaftler, all das, was nicht in das Bild eines kontinuierlichen Fortschritts paßt, allzu schnell auszublenden. So schreibt z.B. Leonardo Benevolo in seiner *Geschichte der Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts* zum Städtebau der frühen 20er Jahre:

„Während die Untersuchungen über die Haustypen erfolgreich weitergeführt werden und zu Ergebnissen von allgemeinem Wert führen (...) herrscht eine erstaunliche Verwirrung darüber, was die Kompositionskriterien der Stadtviertel betrifft: das geht von den in den Gartenvierteln von Brüssel verstreuten Einfamilienhäusern bis zu den monumentalen Wiener Innenhof-Anlagen und den holländischen Blöcken, ohne daß die Verschiedenheiten durch entsprechend verschiedene Lebensweisen gerechtfertigt würden.“¹

In Bezug auf den Städtebau offenbart sich in diesem Zitat die fragwürdige Annahme einer zwangsläufigen Identität von einheitlichen Lebensweisen und ebenso einheitlichen städtebaulich-räumlichen Anordnungsmustern: ein häufiges Mißverständnis der Planung. Es mündet in der deterministischen Vorstellung, daß es zu einem Problem immer nur *eine* richtige Lösung gebe.

Zum einen gibt es diese gleichen Lebensweisen in der Großstadt (auch zum damaligen Zeitpunkt) schon längst nicht mehr, und zum anderen sind die städtebaulich-räumlichen Anordnungsmuster bei genauerem Hinsehen keineswegs nur ein einfaches und zwangsläufiges Derivat des allgemeinen Zeitgeists. Die Untersuchung zeigt, daß gleiche Lebensweisen zur gleichen Zeit durchaus in unterschiedlichen räumlichen Strukturmustern zum Ausdruck gelangen und daß umgekehrt natürlich auch unterschiedliche Lebensweisen in ein und demselben Siedlungsmodell ihren Platz finden können. Als *baulich-räumliche* Gestaltungsmodelle des physischen Lebensraums besitzen die Siedlungsparadigmen einen gewissen Grad an Autonomie gegenüber den (sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen) Strömungen ihrer Zeit, von denen sie zwar beeinflusst werden, aus denen sie sich aber nicht unmittelbar und linear ableiten lassen.²

¹ Benevolo, 1978, Bd. 2, S.154

² Blickt man in die Geschichte zurück, auch über große Zeitabschnitte hinweg, könnte man sogar die These aufstellen, daß sich das Wohnen und Siedeln - in seinen erfolgreichsten und

Wenn wir die räumlichen Modelle der vier Paradigmen des hier besprochenen Zeitabschnitts hinsichtlich ihres Anspruchs betrachten, mit der jeweiligen Bau- und Raumstruktur ein Stück 'Heimat' gestalten (oder auch bewußt negieren) zu wollen, dann bewegen sie sich - wenn auch in ihren Unter- und Zwischentönen vielfältig differenziert - im Spannungsfeld zwischen zwei grundsätzlichen Polen. dem Anspruch auf konkrete, *ortsprägende Identität* einerseits und auf eher abstrakte, raum- und zeitlose, *ortsaflösende Universalität* andererseits.

Es ist das Spannungsfeld zwischen dem Bedürfnis nach Ortsbezug, lokaler Identität und Geborgenheit, nach einem spürbaren „sense of place“ (Norberg-Schulz) auf der einen und einem vielleicht mehr und mehr (auch in den Parametern der Moderne) tatsächlich gegebenen „non-place urban realm“ (Melvin Webber) auf der anderen Seite.

Es ist das Spannungsfeld zwischen dem Anknüpfen an bestehende räumliche (und damit oftmals, dem Wunsch nach, auch soziale) Muster und Ordnungen, der Fortschreibung der Tradition, dem Halt am Bestehenden und Bewährten und dem Bestreben nach radikaler Innovation, nach vollständiger Aufgabe der Vergangenheit, nach Ablösung von allen konventionellen Bindungen.

Es ist das Spannungsfeld zwischen den Mustern der *traditionellen Stadt* und deren *avantgardistischen Auflösungsmodellen*.³

Dennoch sind die Fronten, in vielen Fällen, keineswegs so eindeutig und endgültig, wie es zunächst erscheinen mag. Beide Aspekte überlagern sich, einmal mehr, einmal weniger, und bestimmen die beschriebenen Projekte in wechselnden Schattierungen.

dauerhaftesten Strukturen - sozusagen auf Ur-Formen seiner physischen Organisation zurückführen läßt. Man denke an die Reihen- und Hofhaustypen und die daraus resultierenden Quartiers- und Stadtmorphologien der griechischen und römischen Antike und viele andere Beispiele mehr. (Aldo Rossi geht in seinem Buch zur *Architektur der Stadt*, 1966, bei der Definition und Diskussion der sog. „Archetypen“ im übrigen von ganz ähnlichen Annahmen aus.) Die Frage, inwieweit diese Raumstrukturen auf sozusagen 'anthropologischen' Grundbedürfnissen und -kategorien (des jeweiligen Kulturkreises) aufbauen, wäre das lohnenswerte Thema einer eigenen Untersuchung, die jedoch über den Rahmen und die Zielsetzung der vorliegenden Arbeit hinausgeht.

³ Francesco Dal Co und Manfredo Tafuri formulieren dazu in ihrer Darstellung der *Architektur der Gegenwart*: „Die (...) Tendenzen sammeln sich in zwei scheinbar unterschiedlichen Strömungen: Auf der einen Seite die Avantgarde-Bewegungen, die sich die von Simmel erkannte 'Nervenkunst' und den 'positiven' Nihilismus zu eigen machen; auf der anderen Seite die Mythologie bezüglich der Kontinuität der Formensprache, ihres Weiterbestehens als Ritual, das als letzte Möglichkeit der modernen Kunst die 'tragische' Lage beschwören will.“ (Dal Co und Tafuri, 1977, S.104ff)

6.1. Vorstellungen von der (Groß-)Stadt

Die Paradigmen entwickeln unterschiedliche Vorstellungen und Bilder von der Großstadt, von deren räumlicher Struktur und den Modellen ihres Wachstums (siehe Tab. 6.1). Gemeinsam ist ihnen die Ablehnung der industriellen Stadt, wie sie sich im 19. Jahrhundert entwickelt hat, mit ihren für die Mehrheit der Bevölkerung so katastrophalen Lebens- und Wohnverhältnissen. Die Ablehnung variiert allerdings von Fall zu Fall in ihrer Art und Weise und ihrer Intensität. Die Vorstellungen von einer 'modernen' Stadt des 20. Jahrhunderts reichen von einer (reformierten) Fortführung der morphologischen Struktur der 'alten' Stadt über deren Durchgrünung und Auflösung in kleine Einheiten bis hin zu ihrem Ersatz durch ein von Grund auf neues Modell.

Die nachfolgenden Ausführungen zu den Konzepten von der Stadt als Ganzem beziehen sich insbesondere auf die *theoretischen* Modelle, die den gebauten Siedlungen hinterlegt sind. In der Praxis läßt sich kaum ein Modell in seiner Reinform einlösen, alle müssen den Bedingungen der Realität mehr oder weniger angepaßt werden.

6.1.1. Das Ganze und seine Teile: morphologische Bestimmungen

Sowohl die Gartenstadt wie auch die Strahlende Stadt erheben den Anspruch auf die Gestaltung eines *neuen* Stadttyps, der mit der konzentrischen Industriestadt herkömmlicher Bauart nichts mehr gemein haben will. Beide gehen weit über den Maßstab des Wohnquartiers hinaus und entwerfen Modelle einer grundsätzlich anders gearteten territorialen Siedlungsstruktur, und beide entwickeln dabei Vorstellungen von einer Erneuerung nicht nur der räumlichen Organisation der Stadt, sondern auch der urbanen Lebenswelt überhaupt.

In der Gartenstadt ist es die *horizontal* strukturierte Kleinstadt innerhalb der Großstadt bzw. in einem Städte-Verbund. Es ist die Beschränkung auf überschaubare Einheiten einer festgelegten Größe, die sich nach außen hin, städtebaulich wie architektonisch, sichtbar abgrenzen. Über die räumlichen Vorstellungen hinaus wird den Einheiten eine soziale Bedeutung einbeschrieben: als Rückhalt bietende Lebens-Einheiten, welche die Überschaubarkeit des individuellen Wohnumfelds gewährleisten, Orientierung vermitteln und Identität stiften sollen - ihrem Anspruch nach „eine runde Welt für sich“ (Heinrich Tessenow).⁴

Auch in der Gartenvorstadt, als dem pragmatischen Ausläufer des allzu idealistisch angelegten Gartenstadt-Konzepts, bleibt das morphologische Muster der in sich geschlossenen 'Zellen' gültig. Auch hier erfolgt eine Gliederung in strukturell (und in begrenztem Maße auch funktional) selbständige Teileinheiten, in Verbindung mit einer Vorstellung von der Gesamt-Stadt als einem städtebaulich weiterhin zusammenhängenden Gebilde. Dabei werden die stadträumlichen Zäsuren, in Form von Park- und Wiesengürteln, ihrerseits zu einem gestalterisch und funktional spezifischen Teilelement des Gesamten.

Die Strahlende Stadt beruft sich auf die Gartenstadt, definiert sich selber als deren neue, *vertikale* Version und verwendet damit einen Begriff, hinter dem

⁴ Heinrich Tessenow, *Handwerk und Kleinstadt*, Berlin 1919, S. 54

	Gartenstadt Rüppurr	Siedlung Dammerstock	Rotterdam- Spangen	Unité d'habitation
Morphologische Bestimmungen	Geschlossene Einheiten festgelegter Größe Sichtbare Abgrenzung nach außen Unabhängigkeit vom bestehenden Stadtkörper	Repetitive, serielle, von der zugrunde liegenden Typologie her bestimmte Struktur Neu- und fremdartige Morphologie	Horizontale Ver-netzung mit dem bestehenden Stadtkörper Permanenz des traditionellen, 'geschlossenen' Stadtgefüges als Gesamtform	Vertikaler hoch-geschossiger Solitär Quartier als Turm im Park Grün als prägen-des Element einer 'offenen' Stadt-struktur
Funktionale Bestimmungen	Anspruch auf funktionale (Teil-)Autonomie der 'Zelle'	Funktionale An-gliederung an die bestehende Stadt Bloßer Wohn-Ort	Mischgenutztes Stadtquartier mit der Fähigkeit, unterschiedliche Funktionen nach Bedarf zu integrieren	Funktional dif-ferenziertes und zentralisiertes Stadtmodell Stadtzentrum als administrative und ökonomische 'Schaltzentrale' der Stadt
Gesamstädtisches Wachstum	Zelluläres Wachstum Deutliche Zusu-ren von Stadt und Freiraum	Unbegrenzt, of-fenes Wachstum ohne endgültige Grenzen	Konzentrisches Wachstum in kontinuierlichen 'Jahresringen'	Bandartiges, un-begrenzt, Wachstum im 'Langsschnitt' der linearen In-dustriestadt
Ablehnung bzw. Akzeptanz historischer Entwicklungsmuster der Stadt	Anknüpfen an historische kleinstädtische und dörfliche Muster aus vor-industrieller Zeit	Neues Ordnungsmuster neben der alten Stadt (als fragmentarische Stadt-Erweiterung)	'Tradition als Fortschrittsprinzip' Weiterführung und gezielte Innovation groß-städtischer Stadt-bau-Prinzipien des 19. Jh.	Ideologie der <i>tabula rasa</i> Neues Ordnungsmuster über der alten Stadt (als grundlegen-der Stadt-Um-bau)

Tabelle 6.1: Vorstellungen von der (Groß-)Stadt im Vergleich

sich Akzeptanz und Ablehnung zugleich verbergen. Einig ist man sich in dem Ziel einer Auflösung des überlieferten, räumlich kompakten und scheinbar unaufhaltsam weiterwachsenden Großstadtkörpers, der insbesondere durch die Einführung von Grün städtebaulich aufgelockert werden soll. Völlig anders sind hingegen die daraus resultierenden stadtstrukturellen Folgerungen:

In der Strahlenden Stadt tritt die *Vertikalität* als neue, nicht nur gebaudetypologische, sondern auch stadtmorphologische Komponente hinzu. Das in sich geschlossene Quartier wird zum hochgeschossigen Solitär: cartesianisch klar, freistehend, von allen Seiten aus sichtbar, im Grünen und in der Sonne gelegen. Voraussetzung für seine Realisierung ist die *tabula rasa*, die vollständige Auslöschung der Vergangenheit. Der Bruch ist gewollt. Neben der historischen Kontinuität wird dabei vor allem auch die stadträumliche, *horizontale* Kontinuität der traditionellen Struktur aufgegeben.

Genau das Gegenteil geschieht in der Blöcken von Rotterdam-Spangen. Das Ziel ist hier eine horizontale Anbindung und Verflechtung mit dem schon Bestehenden, eine Permanenz des städtischen Raumgefüges, die Fortführung etablierter städtebaulicher Strukturen. Die urbane Tradition der geschlossenen Stadt des 18. und 19. Jahrhunderts wird, in einer auf der (block-)typologischen Ebene durchaus reformerschen Grundhaltung, fortgeschrieben; auf der *morphologischen* Ebene gibt es keine wesentlichen Brüche. Haussmann und sein Modell einer Stadt aus Blöcken, Straßen und Plätzen geben das Vorbild ab. Der Kontrast zu Le Corbusiers 'Türmen im Park' könnte nicht grundsätzlicher sein.

Während es sich bei der Strahlenden Stadt um voneinander unabhängige Körper handelt, die nebeneinander gestellt werden, ohne durch ein vorgegebenes Gesamt-Bild bestimmt (oder gar modifiziert) zu sein, steht in Spangen in erster Linie diese *Gesamtform* im Vordergrund der Überlegungen. Die Stadt wird als ein Organismus verstanden, bei dem sich, in beständigem Wachstum, das jeweils Neue sinnbildend an das Alte anfügt. Ein solcher sinngebender morphologischer Zusammenhalt wird von den Strahlenden Stadt negiert, deren Teil-Elemente, statt sich einer verbindlichen (Stadt-)Raumbildung zu unterwerfen, sich bestenfalls im großmaßstäblichen „jeu des formes“ profilieren.

Für die Zeilenbau-Siedlung stellt die kleine, identitätsstiftende Einheit ebensowenig ein Ziel dar wie die Fortführung eines kompakten und kohärenten Stadtorganismus. Sie markiert, morphologisch betrachtet, die endgültige Zerstörung einer kontinuierlichen Stadtentwicklung 'in Jahresringen'. Die *Siedlung* ist eine morphologisch autonome (formal zum Teil provozierend verfremdete) Einheit egalitären und universellen Charakters. Sie bezieht ihre additiven, seriellen Bildungsgesetze allein aus sich selbst heraus. Ihre Größe ist nicht von vornherein festgelegt (dahinter steht kein fixiertes Gesamt-Bild), sondern ergibt sich aus dem jeweils anstehenden quantitativen 'Bedarf.'

Die (Zeilenbau-)Siedlung entwickelt damit *kein* neues Vorstellungsbild von der Stadt als Ganzem. Eben daran entzündet sich auch die Kritik von Le Corbusier an dem Fehlen einer grundsätzlichen „städtebaulichen Doktrin“. Sie bleibt ein isoliertes und peripheres (im wörtlichen Sinne am Stadtrand gelegenes) Fragment ihrer (inneren) Rationalität.

6.1.2. Funktionale Vorstellungen

Die Gartenstadt geht von der Zielsetzung aus, daß jede der Teil-Einheiten sich weitgehend selbst genügen soll. Sie will eine *dezentrale* Stadt sein - räumlich, sozial und auch funktional. Howard hat in seinen ursprünglichen Vorschlägen autosuffiziente Teil-Städte vorgesehen, mit Wohnungen, Arbeitsplätzen, Versorgungs- und Freizeitangeboten; selbst die landwirtschaftliche Produktion soll dezentral erfolgen (und 5/6 der städtischen Fläche dafür vorbehalten bleiben). In den Gartenvorstädten, die sich in entscheidenden Aspekten nicht aus der Klammer der Gesamtstadt lösen können, wird eine solche Unabhängigkeit zwar niemals erreicht, dennoch bleibt die überschaubare, autarke Einheit, in der die unterschiedlichen Lebenswelten in Harmonie zusammengeführt werden, das wesentliche emanzipatorische Ideal der Bewegung.

Hier liegt ein entscheidender Unterschied zwischen den Ansprüchen der Garten(vor)städte und den *Siedlungen* des Neuen Bauens. Letztere geben jede Illusion von Dezentralisierung und Selbständigkeit auf. Sie gliedern sich funktional betrachtet, an die Strukturen der vorhandenen Stadt an, sind als ein weiterhin abhängiger und (funktional) differenzierter Teil von jener konzipiert. Dammersock ist Wohn-Ort, aber nicht mehr. Die in differenzierte Lebens- (und Arbeits-) Welten aufgesplitterte Großstadt wird nicht in Frage gestellt. Es geht nicht (mehr) um das Muster einer *neuen* Stadt. Trotz ihrer provozierenden Ästhetik sind die *Siedlungen*, auf der Ebene der gesamtstädtischen Funktionszusammenhänge betrachtet, sehr pragmatische und realistische Stadtkonzepte.

Im Gegensatz zum dezentralen Anspruch der Gartenstadt, in der das eine Zentrum in eine Vielzahl von Zentren aufgelöst werden soll, ist die Strahlende Stadt weiterhin in einem hohen Maße *centralistisch* organisiert. Durch eine Steigerung seiner Dichte, eine Konzentration der zentralen (Dienstleistungs- und Verwaltungs-)Funktionen und in Verbindung damit eine Maximierung der ökonomischen Verwertbarkeit (und dementsprechende Vervielfachung der Bodenrente) wird das Stadtzentrum in seiner Bedeutung gestärkt. Es avanciert endgültig zur effizienten 'Schaltzentrale' der Stadt; hier ist die (ökonomische und politische) Macht konzentriert - und damit auch die entscheidenden Kontrollinstanzen. Die Strahlende Stadt erweist sich in dieser Hinsicht als ein sehr wirklichkeitsnahes Modell, das viele Aspekte unserer heutigen, durch das Kapital bestimmten 'Weltstädte' vorwegnimmt.

Die *Unités* als prägende städtebauliche Teil-Einheiten sind, ähnlich wie die Siedlungen des Neuen Bauens, funktional spezifiziert und differenziert. So gibt es Einheiten für das Wohnen und solche für das Arbeiten, von denen jede für sich, in ihrer spezifischen Zone der Stadt, steht. In den *Trois établissements humains*, als Weiterführung der Doktrin der *Ville Radieuse*, werden auf einer höheren Maßstabsebene sogar die Stadt-Typen nach ihren Aufgaben und Funktionen differenziert: die zentrale Stadt des Handels, die lineare Industriestadt und die landwirtschaftliche Produktionseinheit. Ihre Aufgabenteilung soll sich fortan im regionalen Kontext vollziehen.

Damit bekommt der Austausch zwischen den Teilelementen eine entscheidende Bedeutung übertragen, die Funktionsfähigkeit des Betriebsmodells steht und fällt mit einem reibungslosen Verbindungs- und Transportsystem von Menschen wie auch Waren. Ein optimiertes Verkehrswege-Netz mit klar definierten Knoten- und Austauschpunkten wird, wie in keinem anderen Stadt-Modell, zu einer elementaren Prämisse der Gebrauchsfähigkeit einer nutzungsmäßig aufge-

splitterten Strahlenden Stadt.

In Spangen erfolgt nicht nur in stadträumlicher, sondern auch in funktionaler Hinsicht eine Anbindung an die bestehende Stadt. Die verbindende morphologische Struktur trennt von sich aus, ebensowenig wie die mit ihr gekoppelten typologischen Muster, zunächst *nicht* nach unterschiedlichen Funktionen. Das traditionelle Quartier ist mischgenutzt. Es ist flexibel und stabil genug, unterschiedliche Funktionen zu integrieren, an verschiedenen Stellen und nach Bedarf und auch in ihren Veränderungen im Laufe der Zeit. Funktionale Differenzierungen ergeben sich hier also nicht aus einer *planerischen* Vorabentscheidung oder Segregation, sondern aus dem *tatsächlichen* Bedarf und der Lagegunst unterschiedlicher Standorte innerhalb der Quartiersstruktur: am Platz, an der Hauptstraße, an der Ecke des Blocks. Das sind die vorrangigen Orte für die über das Wohnen hinausgehenden Nutzungen. Möglichkeiten einer Verflechtung und Durchmischung sind damit, zumindest konzeptionell, vorgehalten.⁵

6.1.3. Offene oder geschlossene Strukturen: Muster des städtischen Wachstums

Das Wachstum der Gartenstadt erfolgt dem Anspruch nach *cellular*, d. h. durch jeweils neue, vollständige, geschlossene Einheiten. Jede dieser Einheiten ist ein Mikrokosmos für sich: überschaubar, nach außen hin durch Gebäudestellungen, Hecken, Baumreihen, Mauern u. a. abgegrenzt, ohne den Anspruch fortlaufender Expansion.⁶

Damit definiert die Gartenstadt deutliche Zäsuren von bebauten und unbebauten Flächen, von Stadt und von Freiraum. Sie ist keineswegs mit der Forderung nach einer ungebremsten Zersiedelung der Stadt-Landschaft gleichzusetzen. Vielmehr basiert das Modell auf der Vorstellung von einer Gliederung der Großstadt in begrenzte (sozial-räumliche) Teil-Zellen, was schließlich im Muster der Trabanten-Stadt fortgeschrieben wird. Wenn sich die Großstadt nicht auflösen lässt, dann soll sie wenigstens „zerlegt“ werden. Dieser Anspruch wird zum weitverbreiteten Planungsparadigma in der Zeit vor und unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg. Fritz Schumacher schreibt 1917 unter der Fragestellung *Das Problem der Groß-Stadt durch die Gartenstadt lösen?* zu den damit verbundenen morphologischen wie auch sozialen Vorstellungen:

⁵ Daß diese Durchmischung ihre Grenzen hat und Spangen vornehmlich eine Wohnquartier bleibt, hat seinerseits Gründe, die weniger in der Siedlungsstruktur begründet, als vielmehr auf der gesamtstädtischen Ebene zu suchen sind und z.B. Standortentscheidungen von Arbeitsplätzen u.ä. betreffen.

⁶ Dies gilt zunächst für die zugrunde liegenden theoretischen Vorstellungen. In der Praxis erfolgen natürlich auch 'Erweiterungen' der bebauten Gartenvorstädte (so auch in Karlsruhe-Kuppurt), die u.a. damit zusammenhängen, daß das Modell in keinem Fall in Form einer (der Theorie gemäß) 'vollständigen' Zelle realisiert werden kann (in räumlicher wie funktionaler Hinsicht), sondern immer nur als Stückwerk davon und dementsprechend auch fortlaufender Ergänzung und Vervollständigung bedarf. Diese erfolgt jedoch stets in Form von zusammenhängenden Wohn-Gruppen und somit geschlossenen Teil-Einheiten.

Die Vorstellung von der 'Geschlossenheit' des gartenstädtischen Modells prägt auch viele der diesem Leitbild verpflichteten Nachfolgebeispiele. So fördert z.B. Kampffmeyer in Bezug auf die morphologische Struktur der Frankfurter Nordweststadt (1959-70), daß „der Rand scharf gehalten werden müsse“

„Das bedeutet eine Zerlegung der Großstadt (...) eine Zerlegung gleichsam in ein *Bündel von Knollen*, die sich um die Mutterknolle gruppieren. Jede Knolle ist in sich ein abgeschlossenes Gebilde, aber feste Stränge verbinden die ganze Pflanze untereinander. Solche Zerlegung würde zur Folge haben, daß die Menschenansammlung sich in *kleinere Gruppen zerteilt* und Folgeerscheinungen dadurch weniger fühlbar und leichter überwindbar werden.“⁷

Im Gegensatz dazu setzt sich die *Siedlung* des rationalistischen Zeilenbaus keine endgültigen Grenzen. Sie ist prinzipiell *offen* und, wie die Projekte von Haesler, Gropius u. a. zeigen, in ihrem seriellen Expansionsmechanismus von sich aus keinen Beschränkungen unterworfen. Selbst topographische, historische oder andere aus dem spezifischen Kontext resultierende Grenzen und Restriktionen werden vielfach selbstbewußt übersprungen.

Sie entwickelt kein explizites Modell für die Stadtentwicklung insgesamt (diese wird so akzeptiert, wie sie ist, ihre sozialräumliche Zerlegung als romantischer Idealismus beiseite gelegt), geht aber - konzeptionell betrachtet - von einem theoretisch unbegrenzten Wachstum deren funktional differenzierter Teilbereiche aus. Ob eine *Siedlung* klein ist oder groß, erweitert wird oder nicht, hängt nicht mehr von den *inneren* Regularien ihres anvisierten räumlichen (und sozialen) Aufbaus ab, sondern vorwiegend von *äußeren* Faktoren, Verfügbarkeiten (von geeignetem Gelände z. B.), dem Bedarf an Wohneinheiten u. a. m. Es sind die aus der Logik der *gesamtsstädtischen* Produktion resultierenden Anforderungen, welche fortan die Größe einer Siedlung ausmachen.⁸

Auch die Modelle, die in *Spangen* und in der *Strahlenden Stadt* zur Anwendung gelangen, gehen zunächst von einem offenen, weitgehend unbeschränkten großstädtischen Wachstum aus. Im Gegensatz zur *Siedlung* sind ihre jeweiligen Teil-Einheiten in sich allerdings deutlicher abgegrenzt, wenn auch auf jeweils unterschiedliche Art und Weise mit der Gesamtstadt verbunden.

In *Spangen* ist es das traditionelle Wachstum 'in Jahresringen', das Muster der kompakten, sich konzentrisch (d. h., von äußeren Restriktionen abgesehen, in alle Richtungen mehr oder weniger gleichmäßig) erweiternden Stadt. Eine Begrenzung ihrer Ausdehnung ist nicht von vornherein festgeschrieben, ebensowenig wie zwangsläufige Zäsuren, etwa im Sinne der Park- und Wiesengürtel der Gartenstadt. In das durchgängige städtische Raumgefüge fügt sich der Baublock als maßstabsgebender und in sich selbst wiederum überschaubarer (und damit identitätsstiftender) Wohn-Ort ein.

Die *Strahlende Stadt* ist, was ihr Wachstumsmuster betrifft, durch eine eigentümliche Ambivalenz bestimmt. Auf der einen Seite präsentiert sie sich als offene, bandartige Struktur, die nach Bedarf kontinuierlich erweitert werden kann. Auf der diesbezüglich entscheidenden konzeptionellen Sprung von der räumlich noch begrenzten *Zeitgenössischen Stadt für drei Millionen Einwohner* (1922) zu der in ihrem theoretischen Endzustand grenzen-losen, ganze Landstriche überspannenden *Ville Radieuse* (1930/35) wurde schon hingewiesen.

Auf der anderen Seite erweist sie sich, im Gegensatz zu der Unbegrenztheit in Längsrichtung, in ihrem 'Querschnitt' als sehr wohl geschlossen und be-

⁷ Fritz Schumacher, *Das Problem der Großstadt durch die Gartenstadt lösen?*, in: ders., *Die Kleinwohnung*, Leipzig 1917, S. 16ff, nachgedruckt in: Bollerey, Fehl und Hartmann (Hrsg.), 1990, S. 174ff

⁸ Auch eine systematische Dimensionierung nach infrastrukturellen Richtwerten, wie sie in den *Siedlungen* und 'Nachbarschaften' nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgt, ist in den 20er Jahren im allgemeinen noch kein Thema. Eher schon erfolgt, in manchen der *Siedlungen* (z. B. bei Bruno Taut), eine künstlerisch-ästhetische Überformung (und damit auch 'Be-Grenzung') der seriellen *Siedlungstextur*.

schränkt. Das Wachstum erfolgt hier durch die abgeschlossenen Einheiten der *Unités*, die an das Rückgrat der zentral verlaufenden Verkehrswege angebunden sind. Anders als die Baublöcke von Spangen, die im Rahmen der verbindenden morphologischen Struktur auch *untereinander* räumliche und funktionale Bezüge aufnehmen, bleiben die *Unités* bewußt isoliert und auf sich selbst bezogen. Als 'fertiges' System konzipiert, lassen sie sich jeweils nur durch ebenso fertige, starre Einheiten ergänzen. Die prinzipielle Offenheit der Strahlenden Stadt wird durch den Dogmatismus eines als endgültig verstandenen architektonischen Wurfes konterkariert, der den Anspruch in sich birgt, alle Fragen des menschlichen Habitats auf definitive Weise gelöst zu haben.

6.1.4. Zwischen *tabula rasa* und 'Tradition als Fortschrittsprinzip': Ablehnung und Akzeptanz historischer Entwicklungsmuster der Stadt

Während Spangen und die Garten(vor)stadt an historische Muster der Stadt- und Siedlungsbildung anknüpfen, lösen sich die Dammerstock-Siedlung und die *Unité d'habitation* sehr grundsätzlich von allen diesbezüglich geprägten Bildern. Die radikale Avantgarde sieht in ihrer nihilistischen Verweigerung jeglichen etablierten Regelwerks die Prämissen für einen 'positiven' Neuanfang, wohingegen die eher traditionell ausgerichteten Modelle ohne ein solches Zerstörungswerk auszukommen glauben.

Die Stadterweiterung von Rotterdam, wie sie im Quartier Spangen zum Ausdruck gelangt, steht für ein 'Kontinuitätsprinzip' in der Stadtplanung. Das Alte wird nicht prinzipiell beiseite gelegt, sondern soll, soweit es sich bewahrt hat, weitergeführt werden. Das Neue bindet an die vorhandene Morphologie an, sucht sich Anknüpfungspunkte und versucht, das Bestehende gezielt zu verbessern: in funktionaler, wohngygienscher und gestalterischer Hinsicht. Die Veränderungen betreffen insbesondere die Binnen-Struktur der Blocktypologie, wohingegen die 'äußeren' Stadtbau-Prinzipien weitgehend unangetastet bleiben.

Eine romantische Kleinstadt-Idylle wird allerdings abgelehnt. Stattdessen geht es um die Fortführung der *großstädtischen* Tradition. Die (real existierende) Großstadt soll geordnet und ihr eine Gestalt verliehen werden, die über die aus den bloßen Kriterien des wirtschaftlichen Profits resultierende physische Struktur hinausgeht. Dies schließt eine gewisse Monumentalität, als Ausdruck eines kollektiven Empfindens der Stadt, mit ein.

Auch die Gartenstadt versucht, traditionelle Raum-Modelle weiterzuführen. Sie sucht sich ihre Vorbilder aber nicht in der Morphologie der Großstadt (die sie als urbanes Modell ablehnt), sondern eher in kleinstädtischen und dörflichen Mustern und damit in einer ganz anders gearteten sozialräumlichen Maßstäblichkeit. Der Blick geht zurück in eine fernere, vorindustrielle Vergangenheit. Mit den räumlichen Modellen möchte man gleichzeitig auch deren, mythisch verklärte, Lebensweisen zurückholen. Die idealisierte Vergangenheit soll der Lehmeister auch für die Zukunft sein. Jeder Anspruch auf grundlegende Neu-Erfindung wird aufgegeben. Der Rückgriff auf angeblich Bewährtes soll Orientierung und Vertrautheit vermitteln.

Für die Strahlende Stadt ist das Alte obsolet geworden. Bestimmt von der

Ideologie der *tabula rasa*, ist seine Zerstörung hier Voraussetzung für den Neubeginn. Ohne eine solche Radikalkur, so die Grundthese, wird sich die 'neue' Stadt nicht erbauen lassen. Es ist die Ideologie einer absoluten Geschichtsfremdlichkeit und in Verbindung damit eines grenzenlosen Vertrauens in die eigenen schöpferischen Möglichkeiten. Die Vielfalt und Individualität der historischen Stadtstrukturen wird als Chaos und Anarchie abgetan. Sie soll durch neue, *einheitliche* Ordnungsmuster abgelöst werden, die den Anspruch der Moderne auf universelle Gültigkeit unterstreichen. Ohne Bezüge zum spezifischen historischen oder kulturellen Kontext verstehen sich diese als überallhin übertragbar und jederzeit gleichermaßen umsetzbar.

Ähnlich wie in der Strahlenden Stadt hat auch in der Zeilenbau-Siedlung die neue Struktur mit der alten nichts mehr zu tun, setzt sie sich auch hier über alle althergebrachten Konventionen hinweg. Dennoch erhebt der Zeilenbau (noch) nicht den totalitären Anspruch, das Alte auslöschen, sich an dessen Stelle setzen zu wollen. Er bleibt Stadt-Erweiterung (nicht Stadtbau) und das Bestehende dementsprechend unangetastet. Das Neue ist hier ein autarkes Fragment, die Vision einer andersgearteten Struktur, die sich *neben* die alte, jedoch nicht *über* sie legt.

6.2. Zwischen gebundenem und seriellem Modell: Bestimmungen der Siedlungsstruktur

6.2.1. Grundbausteine und Grundprinzipien des Siedlungsaufbaus

Die vier Paradigmen sind in ihrer Siedlungsstruktur durch unterschiedliche Grundbausteine bestimmt (siehe Tab. 6.2):

- In der Gartenstadt ist es die überschaubare *Wohn-Gruppe*, welche die Einzelhäuser in einer räumlich differenzierten Gestaltungsweise zusammenbindet;
- in der rationalistischen *Siedlung* ist es die schematische *Zeile*, die in ihrer stereotypen Ausrichtung und städtebaulichen Multiplikation als egalitärer *Standard* nach Bedarf verlänger- und vervielfältigbar ist;
- in Spangen ist es der *Block* als strukturell veremeitlichendes Grundelement, das sich jedoch nicht nur in Abhängigkeit von seinen morphologischen Randbedingungen, sondern auch in seinem Binnengefüge differenziert artikuliert und damit von Fall zu Fall unterschiedliche Ausformungen erfährt;
- in der Strahlenden Stadt ist es die standardisierte *vertikale Wohneinheit* als Stadt-Baustein mit universellem Gültigkeitsanspruch.

Den Grundbausteinen entsprechen unterschiedliche Prinzipien des Siedlungsaufbaus. Im *hierarchisch* gebundenen Formmodell der Garten(vor)stadt sind alle Elemente noch „Glieder eines Ganzen“. Verbindliche Gestaltungsgesetze halten die Siedlungsstruktur zusammen. Jedes Element bekommt seinen festen Platz zugewiesen. Die Elemente sind untereinander nicht austauschbar.

Sowohl in städtebaulicher wie auch in stadträumlicher Hinsicht beinhaltet ein solchermaßen *divisives* Strukturmodell eine harmonische und kohärente Ordnung vom Großen (des Gesamtquartiers) bis ins Kleine der gestalterischen Details (wie Einfriedungen, Bepflanzungen, Pflaster u.a.m.) und umgekehrt. Das Raumgefüge baut, wie das Baugesfüge, ohne Brüche oder Maßstabs sprünge auf einer dialektischen Beziehung von Einzelement und Gesamtordnung auf. Alles hat einen eindeutigen Anfang und ein eindeutiges Ende. Dabei wird eine möglichst große Unverwechselbarkeit jeder Situation angestrebt.

Demgegenüber folgt der rigorose Zeilenbau einem *nicht-hierarchischen* Aufbauprinzip. Die Elemente sind in keine gebundene Komposition mehr eingebettet, sondern reihen sich additiv aneinander. An die Stelle von Hierarchien tritt ein gleichberechtigtes Nebeneinander, an die Stelle von eindeutiger Mitte und differenzierten Rändern eine weitgehende Homogenität der Struktur an jeder Stelle der Siedlung. Die Stadtform ist allein aus sich selbst, aus der Rationalität ihres eigenen *seriellen* Aufbaus heraus entwickelt, in einem linearen Determinierungsprozeß von der Wohnung, über die Zeile, bis zur Siedlung und zur Stadt.

Ähnliches gilt für die *Unité d'habitation*. Auch sie basiert in ihrer Strukturbildung auf einer eigenen 'inneren' Logik und Rationalität. Die Siedlungseinheit ist hier als 'großes Haus' konzipiert, als ein in seiner räumlich-geometrischen Konfiguration streng kontrollierter Solitär, der aus sich selbst heraus, aus der Anzahl der benötigten Wohnzellen, definiert ist, also von unten her und nicht von oben.

Wachstum erfolgt, wie erwähnt, durch Vervielfältigung und Nebeneinander-

	Gartenstadt Ruppurr	Siedlung Dammerstock	Rotterdam-Spangen	Unité d'habitation
Grundbausteine	Räumlich differenzierte, überschaubare Wohn-Gruppe	Stereotype, nach Bedarf verlängert und vervielfältigte Zeile	Strukturell vereinheitlichender Baublock	Vertikale 'Wohn-einheit' mit universellem Gültigkeitsanspruch
Grundprinzipien des Siedlungsaufbaus	Hierarchisch gebundenes Formmodell Kohärente, divisive Ordnung vom Großen ins Kleine und umgekehrt	Nicht-hierarchisches Aufbau-prinzip Gleichberechtigtes, serielles Nebeneinander der Teile	Absorption des Individuellen in der Ordnung des kollektiven Bau-blocks als 'grossem Haus'	Typologische Vervielfältigung eines formal streng kontrollierten Standard-Elements in einer neuen städtischen Maßstäblichkeit
Bildgehalt und Wirkungsweise des Formmodells	Organisches Formmodell Klassische Bilder von Haus, Quartier und Stadt Nachahmung der Natur	'Avantgardistisches' Formmodell Verfremdete Bilder von Haus und Quartier Produktionsorientierte Metapher der Maschine	Bilder einer neuen kollektiven Wahrnehmung der Stadt	
			Großstädtisches Bild mit traditionellem Bezug	Völlig neuartiges Bild des städtischen Wohnens Funktionsorientierte Metapher der (Wohn-) Maschine
Maß-Einheiten der Siedlungsbildung	Kleinteilige, individuelle Parzelle als Grundkategorie der Quartiersbildung Private Verfügbarkeit der Parzelle	Wohnzelle und daraus abgeleitete Zeile als Maß-Einheit der Siedlung Partielle Permanenz der Parzelle trotz homogenisierender <i>Streifen</i> -Bebauung	Neue Maßstäblichkeit einer block-bezogenen Parzelle als kollektiv bestimmter und genutzter Verfügungseinheit	Aufhebung der individuellen Parzelle als flexibler, 'bodenständiger' Einheit Wohnquartier als ein großes Gebäude
Verhältnis von Typologie und Morphologie	Dominanz des Siedlungsgrundrisses bzw. seiner Teil-Figuren über die Gebäudetypologie	Dominanz der Typologie Generierung des Siedlungsgefüges 'von unten', von der Wohnzelle her Egalitärer typologischer Standard als Ausgangspunkt eines <i>neuen</i> städtebaulichen Regelwerks	Dominanz der Morphologie Wohnbaustruktur als 'Füllmasse' der morphologischen Figur	Typologisches (Standard-)Muster statt morphologischer Komplexität Gebäudetyp als „primäres Element“ und „Monument“

	Gartenstadt Ruppurr	Siedlung Dammerstock	Rotterdam-Spangen	Unité d'habitation
Raumstruktur und Gebrauchsweisen des Außenraums	<p>Durch die Platzierung der Baukörper und ihrer Raumfiguren bestimmter 'Negativraum'</p> <p>Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit</p> <p>Potentiale für individuelle Belegung und An eignung</p>	<p>Offene, homogene und dem Anspruch nach in-differente Außenraumstruktur</p> <p>Wiederherstellung differenzierter Raumcharaktere durch den Fortbestand der Parzellen, Begrünung und Gebrauchsweisen der Bewohner</p>	<p>Polarität von <i>Außen</i> und <i>Innen</i>, von universellem, stadtbezogenem und spezifischem, blockbezogenem Charakter</p> <p>Binnenraum als verbindende und verbindliche Mitte der Block-Gemeinschaft</p>	<p>Homogenisierung und Entprivatisierung des städtischen Umraums</p> <p>Aufhebung aller Unterschiede von vorne und hinten</p>
Sozialer Anspruch und Gesellschaftsbild	<p>Rückzug in die überschaubare, begrenzte (Lebens-)Einheit als dauerhafte, bergende 'Heimat'</p> <p>Sozialversöhnerische Ideale einer schichtenübergreifenden Gesinnungsgemeinschaft in einer baulich-räumlichen Binnendifferenzierung: „Jedem das ihm Angemessene“</p>	<p>Loslösung aus überholten, rückwärts gewandten Ordnungen und Bindungen</p> <p>Soziale und baulich-räumliche Egalisierung: „Allen das Gleiche“</p>	<p>Teil-autonome Block-Gemeinschaft in enger räumlicher und sozialer Verflechtung mit der Quartiers-Nachbarschaft</p>	<p>Temporäre Wohn- und Versorgungsgemeinschaft des „großstädtischen Nomaden“ in einer egalitären, klassenlosen Gesellschaft</p> <p>Umfassende Regulierung des kollektiven Alltagslebens</p>

Tabelle 6.2: Bestimmungen der Siedlungsstruktur im Vergleich

stellung weiterer Solitäre. Ein größeres Quartier beinhaltet eine Addition gleicher Standard-Typen. Die Verselbständigung des Einzelobjekts wird dabei zur grundsätzlichen Methode. Als universell gültiges Stadtbau-Element läßt sich die *Unité* vervielfältigen, ohne Modifikationen zu erfahren; Veränderungs- oder Verformungspotentiale sind nicht vorgesehen. Der universelle Anspruch geht soweit, daß der gleiche Grundtyp gleichermaßen für eine Wohnnutzung wie auch für Dienstleistungs- und Produktionsgebäude (Fabrik in St. Dié) vorgesehen wird.

Die *Unité d'habitation* wie auch der Baublock in Spangen stehen für eine neue städtische Maßstäblichkeit, die das einzelne Haus (bzw. die einzelne Wohnung) ebenso wie die einzelne Parzelle weit übersteigt. Sie absorbieren die individuelle Einheit und bilden damit auf neue Weise das Quartier. Dabei versucht der Baublock in Spangen noch eher als die *Unité*, zwischen der individuellen Ebene des einzelnen Hauses (bzw. der Wohnenheit) und der kollektiven Ebene der Stadt zu vermitteln - und zwar durch eine deutliche Polarität von *Innen* und *Außen*.

Das Äußere, die räumlich-geometrische Konfiguration des Blocks, ist vorrangig von oben, also durch stadtmorphologische Determinanten bestimmt. In dieser Hinsicht ist er ein auf das Quartier und die Stadt bezogenes Element und damit vor allem *strukturprägend*. Die spezifische Ausdifferenzierung des Binnenraums ist hingegen von unten definiert, durch die gebäudetypologischen und freiraumgestaltenden Elemente, welche diesen Block zu einem in seiner konkreten Ausformung sehr spezifischen und damit *ortsprägenden* Ereignis machen.

6.2.2. Bildgehalt und Wirkungsweise des Formmodells

Die Gartenstadt und die Dammerstock-Siedlung verkörpern, in einer besonders prägnanten Art und Weise, zwei konträre Modelle der Stadt(raum)bildung. Dem traditionellen, *organischen* Formmodell steht dabei das *avantgardistische, serielle* Modell gegenüber.

Das *organische* Werk basiert auf klassischen Aufbauprinzipien und konventionellen Bildern von Haus, Quartier und (Klein-)Stadt. Diese sind hierarchisch aufgebaut und in sich geschlossen ('syntagmatischer' Bildungsprozeß). Die Gartenstadt will damit einen konkreten Ortsbezug, 'Heimat' und Bodenständigkeit vermitteln. Dabei evoziert sie verklärte Bilder einer angeblich heilen Vergangenheit. Kleinstadt-Idylle, Überschaubarkeit, räumliche und soziale Geborgenheit. Jeder Teilbereich soll den Eindruck von Einmaligkeit erzeugen. Jede Situation ist ein wenig anders. Die Metapher dafür ist die *Natur*. Die Gartenstadt ahmt diese nach, will 'natürlich' wirken, so als hätte es sie immer schon gegeben.

Das *avantgardistische* Werk sprengt hingegen alle klassischen Regeln und etablierten Bilder von Haus und Stadt. Deren konventionelle Gestaltungsweisen werden bewußt in Frage gestellt. An die Stelle der hierarchischen Komposition tritt nun ein egalitäres Nebeneinander. Ein Haus entsteht damit nicht mehr durch seine unmittelbare architektonische Bildhaftigkeit (in seiner Verfremdung ist es als solches zunächst vielleicht gar nicht zu erkennen), sondern erst durch Handlungsweisen und seinen Gebrauch.

Der ('paradigmatische') Bildungsprozeß der Zeilenbau-Siedlung ist egalitär und seriell, d.h. die Teile werden unabhängig, emanzipieren sich vom Ganzen.

Damit ist sie orts- und zeitlos, an keinen konkreten Standort mehr gebunden. Sie kann überall stehen. An die Stelle der ortsprägenden Individualität (der Gartenstadt) tritt ein eher ortsauflösender *Standard*. Die Siedlung „scheint auf Rädern zu stehen“ (Adolf Behne). Ansprüche an eine spezifische, lokale Identität werden nicht mehr gestellt. Die Siedlung will nicht mehr bergende Heimat, sondern lediglich Wohn-Stätte sein. Nicht die Befriedigung von Gefühls-Bedürfnissen steht im Vordergrund, sondern ausschließlich von funktionalen Erfordernissen.

Die Metapher dafür ist die *Maschine*, wobei die Analogie vor allem *produktions-orientiert* ist. Die Zeilen sollen aussehen, wie vom Fließband hergestellt, artifiziell, repetitiv, standardisiert und rationalisiert. Der *Organisations-Prozess*, und nicht der *Gestaltungs-Prozess*, der städtischen Struktur steht im Mittelpunkt. Die rigorose Zeilenbau-Siedlung ist ein konsequenter Ausdruck dessen, was auch als „fordistischer Städtebau“ bezeichnet wird.⁹

Die Problematik, die mit einem solchen Rückzug aus den emotionalen Werten auf einseitig rationale, produktionsorientierte Aspekte verbunden ist, und die aus einem Übermaß an Abstraktion vielfach resultierende mangelnde Akzeptanz durch die Bewohner hat seinerzeit schon Walter Benjamin thematisiert.

„Die Masse verlangt durchaus vom Kunstwerk [...] etwa Wärmendes. [...] Für werdende, lebendige Formen [...] gilt, daß [sie] dialektisch den 'Kitsch' in sich aufnehmen, sich selbst damit der Masse nahe bringen und ihn dennoch überwinden können [...] Ähnlich [...] wie für die politische Struktur des Films kann die Abstraktion auch für die anderen modernen Ausdrucksmittel [...] gefährlich werden.“¹⁰

Auch die *Unité d'habitation* verweist auf die *Maschine* als Metapher. „Ein Haus ist eine Maschine zum Wohnen“ (Le Corbusier). Die Analogie ist in diesem Fall allerdings weniger produktions- als vielmehr *funktions-orientiert*. Haus, Quartier und Stadt sollen funktionieren wie eine Maschine: sauber konstruiert, reibungslos, mit einem möglichst hohen Wirkungsgrad dem optimalen Betrieb dienen.

Das Gebäude wird als ein Werkzeug verstanden, das den spezifischen Dienst, für den es konzipiert ist (in diesem Fall das Wohnen), optimal erfüllen soll. Es steht dabei in einem engen Wirkungszusammenhang mit dem gesamtstädtischen 'Betriebsmodell' der 'funktionalen Stadt'. Das eine ist untrennbar mit dem anderen verbunden. Le Corbusier selbst weist immer wieder auf den 'betrieblichen' Zusammenhang von *Unité d'habitation* und *Ville Radieuse* hin, wenn das Gesamtmodell funktionieren soll.

Auch in diesem Fall treten, in Entsprechung zur vorgeblichen Rationalität der Maschine, die gefühlsmäßigen Werte zunächst in den Hintergrund. Ansprüche auf 'klassische' Repräsentation (der einzelnen Wohnung, aber auch des städtischen Raums) werden aufgegeben, eine spezifische, ortsprägende Identität nicht mehr gesucht. So wie die optimale Maschine universelle Gültigkeit und Einsatzfähigkeit besitzt (überall, wo sie das gleiche Problem zu bewältigen hat), soll auch die Wohn-Maschine kein Unikat, sondern ein vervielfältigungsfähiger, stets gleicherartiger *Standard* sein. Die typologische Reproduzierbarkeit wird zu einem ihrer entscheidenden Charaktere. Jede *Unité* gleicht, von geringfügigen Unterschieden abgesehen, jeder anderen.

Im Gegensatz zur Gartenstadt und zur Zeilenbau-Siedlung, die noch auf der Wahrnehmungsebene individueller Hauseinheiten und Parzellen operieren, gehen

⁹ Zu diesem Begriff siehe Bollerrey, Ficht und Hartmann (Hrsg.), 1990, S.71, sowie Stiftung Bauhaus und Lehrstuhl für Planungstheorie der RWTH Aachen (Hrsg.), 1995.
¹⁰ Walter Benjamin, *Das Passagenwerk*, Gesammelte Schriften, V, J, Frankfurt am Main 1982, S.500.

sowohl die *Unité d'habitation* wie auch das Quartier in Rotterdam-Spangen weit darüber hinaus. Beide entwerfen, jeweils auf ihre Art, einen neuen Stadt-Bau-stein, der die individuelle Wohn-Einheit übersteigt und damit eine neue Maßstabebene innerhalb der Stadt definiert und auch formal gestaltet. Sie entwerfen neue Bilder einer 'kollektiven' Vorstellung der Stadt, die sich untereinander jedoch grundsätzlich unterscheiden.

Während die *Unité d'habitation*, ähnlich wie der rationalistische Zeilenbau, keine verklarte Vergangenheit repliziert, sondern völlig neuartige Bilder gestaltet und damit alle eingebürgerten Vorstellungen von Haus und Stadt über Bord wirft, entwickelt der Block in Spangen ein großstädtisches Bild mit durchaus traditionellem Bezug. Er ist damit der *Natur* näher als der *Maschine*, denn die Stadt und das Stadt-Bild werden weiterhin als ein 'organisches Ganzes' betrachtet, in das sich der einzelne Block harmonisch einfügen hat. Der stadträumliche *Zusammenhang* (in seinem raumbildenden Wechselspiel von Hohlraum und Masse) bleibt, wie in der überlieferten Stadt, ein entscheidendes und die individuelle Block-Einheit überschreitendes Erfahrungs- und Erlebnismoment dieses Quartiers.

6.2.3. Maß-Einheiten der Siedlungsbildung: von der *Parzelle* als Grundelement zum Quartier als *einem* Gebäude

In der Gartenstadt bildet die individuelle *Parzelle* eine Grundkategorie der Siedlungsbildung. Sie ist deren kleinste Einheit. Das Quartiersgefüge wird in wesentlichen Aspekten durch die Art und Weise der Zusammenfügung dieser Parzellen bestimmt. Die Parzellen und ihre Anordnungsmuster richten die Gebäude aus, geben diesen eine Vorder- und eine Rückseite, definieren öffentliche, gemeinschaftliche und private (Außen-)Räume und strukturieren somit den komplexen und differenzierten Aufbau der Gesamttextur.

Die Parzelle ist dabei mehr als nur ein physischer Bau-Platz. Sie birgt zusätzlich Potentiale und Raum für unterschiedliche Aneignungsformen und Gebrauchweisen in sich. Sie ist Erweiterungsfläche für Haus und Wohnung, wohnungsbezogener Grün- und Freiraum oder Garten für Kleinanbau und Eigenversorgung, wobei sie weitgehend der *individuellen* Verfügungsmacht ihres Besitzers überlassen bleibt. Öffentliche - oder in diesem Fall genossenschaftliche - Auflagen bezüglich ihrer Nutzung halten sich, vor allem was den rückwärtigen Bereich angeht, in Grenzen.

Im Zeilenbau verliert die individuelle Parzelle, dem ursprünglichen *theoretischen* Anspruch nach, ihre Bedeutung. Das Primäre, auch im Hinblick auf die anvisierte Siedlungstextur, ist nun die aus allen Bindungen und Zwängen (auch der Parzelle) befreite, standardisierte *Wohnzelle* und deren serielle Wiederholbarkeit in der Stereotypie der *Zeile*. Diese wird zur eigentlichen Grundeinheit der *Siedlung*, wie sich besonders deutlich an den Grundriß- und Gebäudetypen von Otto Haesler ablesen läßt.

In der nachfolgenden *Praxis* der Dammerstock-Siedlung bleibt die Parzelle an vielen Stellen dennoch nach wie vor relevant. Insbesondere zwischen den zweigeschossigen Reihenhauseinheiten bildet sie das bestimmende Moment der Nutzung der Außen- und Zwischenräume, richtet sie die Gebäude weiterhin aus;

vorne und hinten bleiben als polare Raumdispositionen (und differenzierte Gebrauchsangebote) immer noch präsent, nicht zuletzt durch das raumbildende Muster der zweihüftigen Erschließung entlang der in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Wohnwege bedingt.

Im formalen Erscheinungsbild wird die Differenzierung schon eher aufgegeben. Die Fassaden auf der Eingangs- bzw. der Gartenseite unterscheiden sich kaum noch voneinander; sie folgen im wesentlichen den gleichen Gestaltungsprinzipien (es gibt keine repräsentative Vorder- und keine informelle Rückseite mehr) und sind damit Vorboten der angestrebten Homogenisierung des städtischen Raums. Auch in den viergeschossigen Stockwerkszeilen spielt die Parzelle kaum mehr eine Rolle. Die Wohnungen lösen sich aus ihrem ebenerdigen Bezug (das Erdgeschoß dient als Sockelgeschoß vornehmlich sekundären Nutzungen wie Abstell- und Kellerräumen), der Außenraum (auch im unmittelbaren Gebäudeumfeld) wird entprivatisiert und jedermann jederzeit zugänglich gemacht.

In Spangen wie auch in der *Unité d'habitation* gibt es das *Haus* als individuelle (Wohn-)Einheit nicht mehr. Damit verliert auch die individuelle Parzelle ihren Daseinsgrund. Die stattdessen entwickelten kollektiven Stadt-Bausteine definieren, als neue Maß-Einheit der Siedlungsbildung, entweder auch eine neue Bestimmungsform der Parzelle (Spangen) oder sie heben diese endgültig auf (*Unité d'habitation*).

In Spangen fällt die Parzelle fortan mit der Grundinheit des Baublocks zusammen. Sie entfällt damit als vornehmlich individuell bestimmte, private Verfügungseinheit, bleibt aber als *kollektiv* nutzbarer und gegenüber der Öffentlichkeit des städtischen Umrums abgeschirmter Bereich (mit eigenständigen Raum- und Nutzungsqualitäten) erhalten.

In der *Unité d'habitation* verdichtet sich das Quartier zu einem einzigen Gebäude im großen Maßstab. Auf *pilotis* gestelzt, wird es bewußt vom Grund und Boden abgelöst. Es verweigert sich explizit der Parzelle, will mit jeglicher Bodenständigkeit nichts mehr zu tun haben. Die kleinteilige Parzelle als Grundkategorie der Siedlungsbildung ist einer der Hauptangriffspunkte Le Corbusiers am 'konventionellen' Städtebau. Erst ihre endgültige Zerschlagung und die damit verbundene Aufhebung der Grundstücksgrenzen bietet, so Le Corbusier, die Voraussetzung für eine moderne Stadtplanung. Die zerstückelnde, individualisierte Nutzung der Parzelle soll fortan durch eine zusammenhängende, kollektive Nutzung des städtischen Raums ersetzt werden.¹¹

Mit dem Verlust der Parzelle geht auch der Verlust des individuellen Grundbesitzes einher - und damit die Annahme eines Entwicklungsprozesses vom ortsverhafteten Eigentümer zum „großstädtischen Nomaden“ (Le Corbusier). Niemand soll sein Haus, seine Wohnung oder ein Grundstück in Zukunft noch besitzen, niemand mehr diese vererben, sondern sie lediglich im Rahmen der gesellschaftlichen Verfügungsbestimmungen temporär nutzen.

Die Abfolge der Paradigmen läßt sich somit auch als eine Abfolge von unterschiedlichen Maß-Einheiten (oder 'Körnungs'-Mustern) der Siedlungsbildung deuten:

- vom Instrumentarium der kleinteiligen und relativ flexiblen Parzelleneinheiten als strukturierendem Gefüge, in welches sich die Wohneinheiten einfügen und

¹¹ Es bleibt eine Ironie des Schicksals, daß Marseille, was die Nutzung und Gestaltung der Freiräume um die *Unité* herum angeht, letztendlich gerade an den 'alten' Parzellengrenzen des Baugrundstücks scheitert. Diese verweisen die Utopie in ihre endseitigen Grenzen, dort vollzieht sich der sichtbare und abrupte Wechsel von der Strahlenden zur 'realen' Stadt.

- an dessen Vorgaben sie sich ausrichten können,
- über das strikte Schema der nord-süd-ausgerichteten *Bebauungsstreifen*, die trotz der dogmatischen Strenge ihrer Gesamttextur differenzierte Ausformungen und Nutzungen im Detail erlauben und auch die konventionelle Parzellierung des städtischen Raums nur teilweise in Frage stellen,
 - über eine städtische Blockbildung als nicht nur morphologische, sondern auch als architektonische und soziale Einheit, die durch ihre klare Raumbildung differenzierte (öffentliche, gemeinschaftliche und individuelle) Nutzungsweisen des städtischen Raums weiterhin ermöglicht,
 - bis zum Quartier als *einem* Gebäude, das ein bis ins Detail durchdachtes Architektur-Bild im großen Maßstab liefert, Siedlungsplanung damit jedoch auf eine komplexe Hochbau-Planung reduziert und mit der Aufhebung der Parzelle auch zur Auflösung eines in differenzierter Weise nutzbaren und aneignungsfähigen städtischen Raums führt, denn die perfekt ausgestattete Wohnzelle auf der Etage vermag kaum einen gleichwertigen Ersatz für die vielfältigen Gebrauchsmöglichkeiten der ebenerdigen Parzelle anzubieten.

6.2.4. Zum Verhältnis von Typologie und Morphologie: Schwerpunktverschiebungen in der Beziehung von Wohnungseinheit und Siedlungstextur

In den, in städtebaulicher Hinsicht, eher traditionsverhafteten Paradigmen der Gartenstadt und des Baublocks von Spangen bleibt die Morphologie, also die Siedlungsform insgesamt, weitaus stärker strukturbestimmend als die Typologie.

In der Gartenstadt steht die städtebaulich-räumliche Form der Siedlung als Ganzes bzw. ihrer in sich geschlossenen Teil-Figuren im Vordergrund der Bemühungen. Der Siedlungsgrundriß bestimmt über die Gebäudetypologie. Diese ordnet sich unter, verformt sich entsprechend ihrer jeweiligen Lagebedingungen, reagiert unterschiedlich auf unterschiedliche 'äußere' Anforderungen und Einwirkungen (z.B. am Ende einer Zeile oder in deren Mitte, als Einleitung in eine Platzsituation oder als Abschluß einer Blickachse). Das Ziel besteht in einer möglichst abwechslungsreichen Morphologie, was durch bewußte städtebauliche und stadträumliche Gestaltungsmaßnahmen erreicht werden soll. Jeder Siedlungsbereich erhält seinen spezifischen Charakter; es gibt keine simplen Wiederholungen, jede Situation ist ein wenig anders. Selbst wenn die Typologie (der Reihenhäuser) standardisiert ist, soll dieses nach außen nicht so wirken. Die typologische Repetitivität wird in der morphologischen Vielfalt aufgehoben.

Auch in Rotterdam-Spangen bleibt die Morphologie noch vorherrschend. Das Ganze bestimmt über seine Teile, wobei sich die Quartiersstruktur ihrerseits in die übergeordnete gesamtstädtische Morphologie einfügt, diese ergänzt und vervollständigt und von hier aus ihre Grundbestimmungen erfährt.

Die Wohnbaustruktur (wiewohl in sich selbst, gerade in dem Block von Brinkman, schon typisiert) fungiert innerhalb des Siedlungsgefüges - Aldo Rossis Untersuchungskategorien gemäß - als neutrales „Gewebe“¹² Sie ist der Stadt-

¹² In seiner Schrift zur *Architektur der Stadt* (1966) spricht Aldo Rossi vom „städtischen Gewebe“ (*tessuto urbano*) einerseits und von den „primären Elementen“ (den „Monumenten“) andererseits als den wesentlichen räumlichen Bestimmungselementen der Stadt.

gestalt und dem Stadtraum untergeordnet, ist vor allem 'Fullmasse' der morphologischen Figur. Dies kommt in den unterschiedlichen Lagebedingungen der Wohneinheiten zum Ausdruck. In Abhängigkeit von den jeweiligen morphologischen Bestimmungen weisen Wohnungen, die in ihrer *inneren* Disposition identisch sind, völlig andere *äußere* Bedingungen in Bezug auf Orientierung, Besonnung, Belichtung, Erschließung auf.

Das Gegenteil ist in der Zeilenbau-Siedlung der Fall. Hier ist zunächst die Typologie bestimmend. Das Ziel besteht in einer Optimierung der individuellen Wohnzelle und weniger in einer vorgegebenen Vorstellung vom kollektiven Stadtraum. Im Mittelpunkt der Bemühungen steht also zunächst die kleinste (*typologische*) Einheit des Siedlungsgefüges und nicht dessen Gesamtförmung.

Aus den *typologischen* Überlegungen und Festlegungen resultiert, im Fall der Dammerstock-Siedlung, ihrerseits wiederum eine sehr klare, wenn auch mit den historischen Vorgaben nichts mehr gemein habende, *morphologische* Vorstellung. Sie basiert auf dem Prinzip einer absoluten Gleichwertigkeit der städtebaulichen Lagebedingungen, wie sie in der egalitären, nord-süd-verlaufenden Zeile paradigmatisch ihren Ausdruck findet. Die rigide Morphologie resultiert in ihrem Generierungsprozeß in diesem Fall also nicht aus Bestimmungen des städtebaulichen Kontexts (von oben), denen sie sich vielmehr explizit verweigert, als vielmehr aus typologischen Determinanten, die sie sozusagen von unten her definieren.

Indem die Dammerstock-Siedlung diesen Schritt vom bloßen typologischen Standard zum neuen städtebaulichen Regelwerk vollzieht, unterscheidet sie sich von vielen anderen Quartieren der Moderne, die auf der Stufe einer weitgehend zusammenhanglosen Aneinanderreihung individueller Typologien verblieben. Durch ihr strenges städtebauliches Gesetz gewinnt die Siedlung auf der typologischen Ebene (im Rahmen der zuvor definierten 'Spielregeln') neue Freiheiten zurück, die sich in der Vielfalt der unterschiedlichen hier verwirklichten Wohnungs- und Grundrißbeispiele manifestieren.

Oft wird die Dammerstock-Siedlung als Abschluß und Höhepunkt einer Entwicklung (hin zum Zeilenbau) diskutiert. In Wirklichkeit steht sie aber eher an deren Anfang. Der tatsächliche Paradigmenwechsel tritt erst hier ein. Sie ist das erste *gebaute* Beispiel, das die Prinzipien der 'funktionalistischen' Innovation konsequent auch auf die städtebauliche Ebene transportiert.

Daß dieses Modell in seiner städtebaulichen Doktrin letztendlich scheitern muß (bzw. nur in einer teilweisen Durchdringung mit anderen Modellen, wie auch im Dammerstock, zu ertragen ist), ist sicherlich auch auf seinen vorrangig 'typologisch', also vom Einzelelement her, bestimmten Entstehungszusammenhang zurückzuführen, der jeglichen übergeordneten Vorstellungen eine Absage erteilt und damit auch das (hier heimlich stützende) Bild einer verbündeten, größeren Einheit ausschließt.

Im Fall der *Unité d'habitation* bleibt die Typologie endgültig über die Morphologie bestimmend. Die Entwicklung und Festlegung eines nach Hebeln reproduzierfähigen Standardtyps wird hier zum Ausgangspunkt einer ganzen Stadt(form): „La cellule commande“ (Le Corbusier). Die räumlichen Bestimmungen des Siedlungsmodells resultieren nunmehr einzig von der *Lebensdynamik* und deren additiver Vervielfältigung her.

Ein flexibles städtisches 'Gewebe' gibt es nicht mehr. Der Typus selber, die Wohn-Einheit, wird nun (nach Rossi's Kategorien) zum „primären Element“ und herausragenden „Monument“. Die *Unité d'habitation* ist nicht mehr formbar. 'Fullmasse' der Stadt und damit den morphologischen Bedingungen untergeordnet.

net, sondern sie selber *ist* die ganze Stadt. Typologie und Morphologie fallen zusammen. Die morphologische Komplexität des traditionellen Stadtgefüges, welche komplexe soziale Handlungsweisen erst ermöglicht, wird durch ein (gebäude)typologisches Schema ersetzt.

Insofern ist es verständlich, daß sich die Kritik an der Strahlenden Stadt, wie sie Ende der 50er und in den 60er Jahren in einem erneuten Paradigmenwechsel nach und nach sichtbar wird (ansatzweise in Roehampton, das seinerseits aus der Auseinandersetzung über „Flach-, Mittel- oder Hochbau“ auf den CIAM-Kongressen 1929/30 hervorgeht, und dann vor allem in Halen und Park Hill)¹³, nicht an den typologischen Errungenschaften entzündet, sondern vor allem an den morphologischen Defiziten. Die Ausbildung einer zusammenhängenden und das Einzelprodukt übergreifenden Siedlungsstruktur rückt dann wieder stärker in den Vordergrund der Bemühungen.

6.2.5. Raumstruktur und Gebrauchsweisen des Außenraums

Der Außenraum der Gartenstadt ist ein differenzierter, vom Kleinen ins Große hierarchisch aufgebauter städtischer Raum. Als 'Negativraum' ist er unmittelbar durch die Platzierung der Baukörper und die daraus resultierenden Raumfiguren bestimmt. Zusätzlich werden freiräumliche Elemente, wie Bäume und Hecken, aber auch Einfriedungen, Gartenzäune, Rankgerüste u.a. als bewußte Mittel zu seiner Gestaltung und Begrenzung ('gefangene Blicke') eingesetzt. Sowohl in der Raum- wie auch in der Nutzungsstruktur ist er durch das 'klassische' Spannungsfeld von Öffentlichkeit und Privatheit gekennzeichnet, wobei Überlagerungen (etwa durch das blockinterne Wegenetz) intensive sozial-räumliche Verflechtungen mit sich bringen. Insgesamt ist der Außenraum in der Gartenstadt durch Vielfalt, Individualität und Heterogenität bestimmt. Er ist in weiten Teilen durch *private* Nutzungen belegt und damit ein 'Gefäß' für Alltagsgepflogenheiten. Insbesondere im rückwärtigen Bereich (hinter den Häusern) bietet er Raum für individuelle Aneignung, informelle Aktivitäten und potentielle Veränderungen.

Auch Rotterdam-Spangen fügt sich in seiner Außenraum-Bildung in ein klassisches (Stadt-)Strukturmodell ein, mit einer ausgeprägten Polantität von *Außen* und *Innen*, von universellem und spezifischem Charakter

Das (universelle) Außen ist auf die Stadt und das Quartier bezogen. Es definiert durchgängige, öffentliche Straßen- und Platzräume.

Das (spezifische) Innen bezieht sich auf die Blockeinheit als Ganzes (nicht mehr auf individuelle Parzellen) und bietet der nachbarschaftlichen Gemeinschaft, ähnlich wie die Wiener *Höfe* einige Jahre später, eine verbindende und verbindliche Mitte, eine orts-stiftende Identität. Im Gegensatz zum ungeplanten, individuellen Durcheinander der Hinterhöfe der Gründerzeit ist dieser Binnenraum präzise durchgeplant, wobei sich Bereiche für kollektive Nutzungen (wie Dachstraße, Grünflächen und Gemeinschaftseinrichtungen) mit Bereichen für individuelle Nutzungen (kleinen Gartenparzellen) durchdringen. In der Spannweite seiner unterschiedlichen Gebrauchsangebote trägt er zu einem gestuften Übergang zwischen der Öffentlichkeit bzw. der Kollektivität (des Blocks) und

¹³ Siehe dazu den Abschnitt *Überblick über nachfolgende Paradigmen der Wohnquartiersplanung (1950-1990)* im Anhang dieser Arbeit

zu-
wel-
bäu-

wie
hsel
; der
kon-
ucht
den
das
den

roße
albar
uren
ken,
il zu
i der
pan-
run-
ech-
urch
urch
ms-
r in-

ein
Aus-

; de-

richt
nen-
und
nten,
nen-
(wie
i für
ann-
ften
und

spla-

der Privtheit der Wohneinheiten bei.

In der Zeilenbau-Siedlung ist der Außenraum, seinem Anspruch nach, homogen und indifferent. Man betrachte nur die programmatische Graphik des ursprünglichen Lageplans: Sämtliche Differenzierungen sind aufgehoben, die Abstände egalisiert, ein *Vorne* oder *Hinten* ist auf dem Papier nicht mehr zu erkennen und die Absicht aufgegeben, einen bewußten und differenzierten *Zwischenraum* zu gestalten.

In der Praxis und in ihrem Gebrauch sind in der Dammerstock-Siedlung dennoch *raumdifferenzierende* Elemente gegeben. Die vom theoretischen Ansatz her zunächst unterdrückte Polarität von vorne und hinten wird durch die zweihüftigen Erschließungswege, den Fortbestand der Parzelle und deren individuelle Nutzungsmuster durch ihre Bewohner nach und nach wiederhergestellt: durch Gebrauchsweisen, Bepflanzung, eine differenzierte Gestaltung von vorderem und rückwärtigem Garten. Wer heute durch die Siedlung geht, erlebt sehr wohl differenzierte Räume, die in diesem Fall nicht durch Gebäudestellungen, sondern durch Grün und durch Handlungsweisen bestimmt sind. Die egalitäre Grundstruktur scheint umso mehr zu einem differenzierten Umgang mit ihr herauszufordern - und gewährt (was vielleicht am wichtigsten ist) auch die notwendige Freiheit dazu. Gerade die Inkonssequenzen gegenüber dem theoretischen Modell machen die Vitalität dieser Siedlung aus und damit einen entscheidenden Unterschied zur kompromißlosen Rigidität der *Unité d'habitation*.

Mit der *Unité d'habitation* werden alle konventionellen Vorstellungen vom städtischen Außenraum endgültig gesprengt. Als vertikaler Solitär erhebt das Wohnquartier keinen Anspruch mehr auf die Ausprägung geschlossener Außenräume. Der Baustruktur wird keine (stadt-)raumdifferenzierende Bedeutung mehr beigemessen. Sie will mit dem städtischen Raum nichts mehr zu tun haben. Paradigmatisch hebt sie sich auf *pilotis* vom Grund und Boden ab. *Loggia* und *brise-soleil*, auf allen Gebäudeseiten gleich, heben jeden Unterschied von vorne und hinten auf und tragen damit ihrerseits zu einer Egalisierung des städtischen Umraums bei.

Die Korridorstraße, das Ziel permanenter verbaler Attacken Le Corbusiers, steht noch für das differenzierte, heterogene, nutzungsgemischte städtische Geflecht; der *neue* Stadtraum ist hingegen völlig homogen, er kennt keine Hierarchien mehr und ist ein in Bezug auf seine sozialräumlichen Charaktere an jeder Stelle gleichwertiger, weitgehend abstrakter 'grüner' Raum zwischen freistehenden Einzelbaukörpern. Er ist ausschließlich öffentlich, keiner privaten Verfügbarkeit mehr unterworfen und damit auch nicht mehr durch seine Nutzer gestaltbar. Wie in Bezug auf die Gebäudetypologie, sind auch, was den Außenraum betrifft, sämtliche Entscheidungen schon in der Hand des Erstentwerfers zusammengeführt und vorgegeben. Entwicklungsstufen oder differenzierende Aneignungsformen sind nicht vorgesehen.¹⁴

¹⁴ Heute basiert die Attraktivität und Vitalität der *Unité d'habitation* in Marseille, wie schon dargestellt wurde, ganz wesentlich auf den differenzierten und vielfältigen Angeboten ihres (vor)städtischen Umfelds, zu dem sie selbst aber nichts beiträgt. Sie ist damit sozusagen ein 'Parasit' ihres Umraums.

6.2.6. Sozialer Anspruch und Gesellschaftsbild

Die Gartenstadt-Rüppurr, das Quartier Spangen in Rotterdam sowie die *Unité d'habitation* verbinden mit der Festlegung der städtebaulichen Struktur jeweils auch den Anspruch auf die Ausformung einer *funktionalen* und einer *sozialen* Einheit, wohingegen die Dammerstock-Siedlung alle diesbezüglichen Ambitionen weitgehend von sich weist.

Das räumliche Modell der Garten(vor)stadt ist unmittelbar mit einem sozialen Projekt verknüpft. Wie auf der städtebaulich-morphologischen soll auch auf der sozialen Ebene eine neue *Zwischen-Einheit* zwischen dem Einzelnen und der (Groß-)Stadt gestaltet werden. Sie ist geprägt durch den großstadtfeindlichen Traum vom Rückzug in die 'kleine Einheit'. In der Begrenztheit der überschaubaren 'Zelle' soll der Anonymität der rapide anwachsenden großstädtischen Gesellschaft entgegengewirkt werden, das orientierungslos gewordene Individuum (der „städtische Nomade“, wie ihn Le Corbusier apostrophiert) in einer Gruppe von Gleichgesinnten wieder Geborgenheit und Heimat finden. Von der Garten(vor)stadt verspricht man sich die Wiederherstellung jener Orts- (und sozialen) Bindungen, die in der Großstadt verlorengegangen sind.¹⁵ Ob dies nun als der konservative, großstadtfeindliche Traum eines „kleinbürgerlichen Arkadiens“ (Gerhard Fehl)¹⁶ oder aber die Manifestation eines viel grundlegenderen anthropogenen Bedürfnisses zu werten sei, mag hier dahingestellt bleiben und läßt sich auch kaum endgültig klären. Auf jeden Fall ist es eine Vorstellung, die bis heute weiterwirkt und auch im anschließenden, in vielerlei Aspekten auf der Gartenstadt aufbauenden Trabantenstadt-Konzept ihre Spuren hinterläßt, wie die folgende Äußerung von Ernst May zu seinem Wettbewerbsbeitrag für Breslau (1922) deutlich macht:

„Während der Bauer des vereinzelt liegenden Gehöftes in seinem Hofe, der Dorfbewohner in der Gruppe von Anwesen, die sich um den heimischen Anger legt, ja auch noch der Kleinstädter in dem für seine Sinne begreifbaren Organismus der kleinen Stadt die Heimat fühlt, hat der Großstädter ein solches Empfindungsvermögen gänzlich verloren. Er ist Atom einer namenlosen Masse geworden. (...) Ohne Gemeinsamkeiten hastet er ruhelos durch das Häusermeer“¹⁷

Das letztendliche, romantisch verklärte (Ideal-)Ziel der Gartenstadtbewegung ist die Ausformung einer weitgehend autarken Lebens-Gemeinschaft, mit allem, was diese zur Befriedigung ihrer alltäglichen Bedürfnisse benötigt: zum Wohnen und zum Arbeiten, zur Erholung und zum Konsum - eine stabile Welt für sich, die ihrem Anspruch nach (der sich in der Realität allerdings nicht einlösen läßt) weitgehend unabhängig von allen äußeren Verflechtungen bestehen soll.

Zu diesem ganzheitlichen Lebenszusammenhang gehören auch der Selbstversorgungsaspekt und die Verbindung zur Scholle, denen die tiefen Gartenparzellen dienen, ein Aspekt übrigens, der in den drei anderen Paradigmen überhaupt keine Rolle mehr spielt. Die individuelle Subsistenz-Produktion wird dort weitgehend in wohlfahrtsstaatlichen Versorgungsmodellen aufgehoben.

¹⁵ „Solche Zerlegung [der Großstadt in gartenvorstädtische Siedlungseinheiten, d.V.] würde zur Folge haben, daß die Menschenansammlung sich in kleinere Gruppen zerteilt und ihre Folgeerscheinungen dadurch weniger fühlbar und leichter überwindbar werden (...)“ (Fritz Schumacher, *Das Problem der Groß-Stadt durch die Gartenstadt lösen*, in: ders., *Die Kleinwohnung*, Leipzig 1917; nachgedruckt in: Bollerey, Fehl und Hartmann, 1990, S.174)

¹⁶ Bollerey, Fehl und Hartmann (Hrsg.), 1990, S.210

¹⁷ Ernst May, *Stadterweiterung mittels Trabanten*, in: *Der Städtebau*, 19. Jg., 1922/23; nachgedruckt in: Bollerey, Fehl und Hartmann (Hrsg.), 1990, S.183

Die sozialversöhnlichen Ideale einer harmonischen, schichtenübergreifenden (Gesinnungs-)Gemeinschaft der 'Gartenstädter' stellen allerdings grundsätzliche gesellschaftliche Unterschiede (noch) nicht in Frage, sondern gehen weiterhin, bis in die morphologischen und typologischen Strukturen hinein, von einer deutlichen sozialen wie auch baulich-räumlichen Binnendifferenzierung aus. Das manifestiert sich, darauf wurde hingewiesen, im Dualismus von Kleinhausviertel und Landhausviertel. Das Motto lautet hier (noch): „Jedem das ihm Angemessene!“ Unterschiedliche gesellschaftliche Bedürfnisse erfahren weiterhin unterschiedliche Antworten zu ihrer Befriedigung.

Im Gegensatz dazu gilt in der Dammerstock-Siedlung ebenso wie in der *Unité d'habitation* die Losung: „Allen das Gleiche“, das Standardgemäße. Hier gibt es keine (soziale) Binnendifferenzierung mehr. Stattdessen wird eine klassenlose, egalitäre Gesellschaft angenommen, welche auch in baulich-räumlicher Hinsicht auf einer homogenen Standard-Versorgung für jedermann basiert. Unter der Prämisse, daß alle die gleichen Bedürfnisse in Bezug auf ihre Wohnung und ihr Wohnumfeld haben (sollen), werden Differenzierungen in den alltäglichen Lebens- und Gebrauchsweisen der gebauten Umwelt weitgehend ausgeblendet und stattdessen einer vereinheitlichenden Raumstruktur unterworfen, die ihrerseits die Voraussetzung für eine Realisierung der angestrebten egalitären Verhältnisse schaffen soll.

Dem sozialen Modell wird dabei kein Anspruch mehr auf eine romantische, illusionsbeladene 'Gemeinschaft' (der Großstadt-Exilanten) unterlegt, vielmehr steht nun der vereinzelt, auf sich gestellte, anonyme Großstadtbewohner im Vordergrund, der als Individuum in ein komplexes städtisches Gefüge (mit einer funktionalen Aufspaltung der alltäglichen Lebensvollzüge) eingebunden ist, das sich auch räumlich und siedlungsstrukturell unmittelbar artikuliert.

Die Siedlung erhebt nicht mehr den Anspruch auf die bergende Kraft einer sozialen Heimat, was von der Avantgarde durchaus als ein realistischer, emanzipatorischer Akt verstanden wird, als eine Loslösung aus überhohen, rückwärts gewandten Ordnungen und Bindungen.

Wird mit der 'Gemeinschaft' der Gartenstadt noch eine stabile und dauerhafte, sozusagen 'natürliche' (und weiterhin hierarchische) Lebens-Gemeinschaft bezweckt, wird diese in der *Unité d'habitation* zur eher temporären Wohn- und Versorgungs-Gemeinschaft des großstädtischen Nomaden. Weitgehend bindungslos, nutzt dieser die Wohn-Einheit nur nach seinem zeitweiligen Bedarf. Bei entsprechenden Veränderungen, so die Annahme, wird er auch seine Wohnstätte wechseln.

Im Gegensatz zur Dammerstock-Siedlung, die in ihrer senellen Additivität kein kollektives Gesamtbild mehr beansprucht, entwickeln sich die Modelle von Spangen und der *Unité d'habitation* weiterhin in einem Spannungsfeld von individuellen und kollektiven Ansprüchen, denen auch in baulich-räumlicher Hinsicht Ausdruck verliehen wird. Beide Paradigmen distanzieren sich allerdings bewußt vom Gemeinschaftsanspruch der eher rückwärts, auf die Kleinstadt und auf traditionelle Produktionsweisen gerichteten Gartenstadt, sondern teilen stattdessen die Zielsetzung, eine zukünftige Form des großstädtischen Wohnens in der industriellen Massengesellschaft gestalten zu wollen.

Obwohl seine einzigartige architektonische Gestalt eine wesentliche Voraussetzung für seine soziale Identität ausmachen dürfte, bleibt der Baublock in Spangen eng mit der umgebenden Stadtstruktur verwoben und die Block-Gemeinschaft damit auch mit der umgebenden Quartiers-Nachbarschaft verbunden. Verbindungen und Beziehungen ergeben sich sozusagen 'über die Straße' hinweg. So gesehen,

bleibt die 'Gemeinschaft' offen, isoliert sie sich nicht.

Demgegenüber liegt das Wohnkollektiv des 'Dampfers' isoliert im Grünen. Die *Unité d'habitation* bleibt, physisch wie auch sozial, auf sich bezogen, starr und geschlossen. Darüber hinausgehende Beziehungen sind nicht gegeben oder vorgesehen.

Das Verhältnis des einzelnen Bewohners zu dieser (Zwangs-)Gemeinschaft ist ambivalent. Einerseits regiert hier ein umfassender Schutz der privaten, individuellen Sphäre. Das Ziel einer möglichst weitgehenden Isolierung der Wohnzellen und die Mittel zu diesem Zweck wurden in der Einzelanalyse ausführlich dargelegt. Sie dienen insbesondere der (sozialen) Konfliktvermeidung innerhalb der Nachbarschaft. Andererseits steht die *Unité* für eine bis in die Details durchgeplante Ordnung des gemeinschaftlichen Zusammenlebens. Im Rahmen dieser 'Gemeinschaft' werden jedem Bewohner seine (optimalen) alltäglichen Bewegungsabläufe, Verhaltensweisen, Beschäftigungen genauestens vorgegeben: wo er einkaufen soll, wo Begegnung stattfindet und wie er seine Freizeit auf dem Dach zu verbringen hat... Der Anspruch der *Unité* zielt auf eine umfassende Regulierung des kollektiven Alltagslebens. Dabei steht weniger eine *soziale* Zielsetzung im Vordergrund als vielmehr die *funktionale* Effizienz dieser Lebensabläufe und damit des Betriebsmodells der *Wohn-Maschine*. Gemeinschaft wird weitgehend auf eine *Versorgungs-Gemeinschaft* reduziert.

Die Problematik und ein Grund für das Scheitern der kollektiven Ansprüche liegt zweifellos in deren allzu deterministischem und damit zwanghaftem Charakter. Die Tatsache, in einer bestimmten *Unité* zu wohnen, kann (in der modernen Stadtgesellschaft) nicht mehr ausreichen, den Einzelnen zu veranlassen, gerade und ausschließlich *nur dort* einzukaufen, *dort* seine Bekannten zu haben und *dort* seine Freizeit zu verbringen... Eine Wohneinheit ist eben *kein* Dampfer. Ihre Rahmenbedingungen sind ganz andere. Die Stadt, die wir uns wünschen, ist *nicht* das Meer: Sie soll verbinden, statt zu trennen.

6.3. Gebäude- und Wohnungstypologie

Auch auf der Ebene der funktional-räumlichen Organisation der Wohneinheiten werden Unterschiede zwischen den vier Paradigmen deutlich (siehe Tab.6.3), wenn auch die grundsätzlichen Differenzen hier weniger groß sind als auf der Ebene des städtebaulichen Formmodells (auf der der Dissens mit größerer Schärfe ausgetragen wird), womit sich gleichzeitig eine, zumindest partielle, Unabhängigkeit der inneren Gebäudedisposition von der äußeren städtebaulichen Struktur manifestiert.

Alle Paradigmen zeigen Ansätze zu einer *Standardisierung* und *Funktionalisierung* der Wohnung, d.h. zu einer bewußten Ausbildung von verallgemeinerbaren *Typen* und zu einer funktionalen Ausdifferenzierung der einzelnen Räume, wobei diese Aspekte von Fall zu Fall mehr oder weniger stark ausgeprägt sind und die Wohnung als Ganzes oder auch nur Teilelemente von ihr betreffen.

Es ist die Folge einer massiven und irreversiblen Verstärkung, die die Wohnung zwangsläufig zum (über)lebensnotwendigen Massenprodukt und zur zehntausendfachen Konsumeinheit abstempelt. Die Paradigmen reagieren darauf, indem sie versuchen, qualitative (Mindest-) *Standards* zu etablieren und damit die Wohnung - im Gegensatz zu den vorrangig spekulativen und profitorientierten Realisierungen des Jahrhunderts zuvor - als ein nicht nur ökonomisches, sondern auch *soziales* Gut zu definieren. Folglich spielt eine öffentliche bzw. kollektive Trägerschaft (durch Staat, Kommune, Genossenschaft und/oder gemeinnützige Baugesellschaft) bei allen vier Paradigmen eine wichtige Rolle.

Mit der Trägerschaft ist in der Regel eine starke zentrale 'Macht', Le Corbusier nennt sie *Autorität*, verbunden, die nicht nur eine korrekte und zügige Durchführbarkeit des Projekts gewährleistet, sondern auch selbstbewußt weiß, was für den Bewohner 'richtig' ist. Eine Beteiligung der Nutzer an der Planung oder sogar Ausführung der Wohneinheiten steht noch nicht zur Debatte.

6.3.1. Wohn-Typen und Grundrißdisposition

Die Häuser und Gebäudezeilen der Gartenstadt sind durch einen inneren Widerspruch bestimmt. Auf der einen Seite präsentieren sie sich in ihrem äußeren Erscheinungsbild so abwechslungsreich und individuell wie möglich, geben eine heterogene Vielfalt vor. Auf der anderen Seite sind sie in ihrer inneren Struktur, vornehmlich im Kleinhausviertel, aus ökonomischen Gründen aber schon weitgehend typisiert. Die (funktionale) Typisierung wird durch das äußere Bild und das Siedlungslayout bewußt kaschiert. Die innere (Nutzungs-)Struktur ist viel starrer und einschränkender, als sie nach außen hin den Anschein erweckt.

Allerdings entwickeln die vorgesehenen Typen noch keine eigenständige neue Struktur. Zum einen bleibt das individuelle Haus, so klein es auch sein mag (oder muß), das unbestrittene Ideal; die Geschößwohnung ist in der Gartenstadt (noch) kein Thema. Der Versuch einer Verbindung der beiden Wohnformen wird erst in Spangen, mit dem 'Haus auf der Etage', unternommen. Und zum anderen beschränkt sich die Grundrißdisposition auf eine Reproduktion des (klein-)bürgerlichen Hauses *en miniature*. Auch in der Reformsiedlung gilt das bürgerliche

	Gartenstadt Rüppurr	Siedlung Dammerstock	Rotterdam- Spangen	Unité d'habitation
Wohn-Typen und Grundriß- disposition	Reproduktion des bürgerlichen Hauses <i>en minia- ture</i> bei gleich- zeitiger Beibehal- tung von tradi- tionellen Elemen- ten des Arbeiter- wohnens Differenzierung von Größe und Zuschnitt in Ab- hängigkeit vom sozialen und öko- nomischen Status der Bewohner	Grundrißtypolo- gie als Organi- sations-Modell einer 'modernen' Lebensform 'Funktionale' Determinierung der notwendigen „Ration Woh- nung“ Differenzierte Grundrißbildung auf der Basis standardisierter Teil-Elemente	Wohntyp mit Eigenheim-Cha- rakter 'auf der Etage' Differenzierung der einheitlichen Wohnungs-Typo- logie durch unter- schiedliche städ- tebauliche Lage- bedingungen	Beschränkung auf einen <i>einzi- gen</i> Wohnungs- typ als unversel- le Standard-Zelle (Uneingelöster) Anspruch auf Trennung von „Flasche“ und „Flaschenregal“, von konstruktivem System und individueller Wohnungsdispo- sition
Ausrichtung und Außenbezug der Wohnung	Intensive Verzah- nung von Innen- und Außen- (wohn)raum	Funktionalisti- sche Ausrich- tung nach dem Sonnenlauf Überlagerung mit den raumbilden- den Prinzipien der zweihüftigen Erschließungs- wege	Innere Orientie- rung entspre- chend den äußen Lagebedingun- gen Unterschiedliche Beziehungen zur Straße bzw. zur Dachstraße und zum Binnenraum	Räumliche Ablö- sung der Wohn- ung von ihrem physischen Um- feld ('Verkapsel- ung' der Wohn- zelle) Keine ausgepräg- te Zwischen- ebene zwischen Wohnung und Stadt
Verhältnis von Inhalt und Form	Bilder der Ver- söhnung, Ver- trautheit und Ge- borgenheit Natürliche Ma- terialien und handwerkliche Verarbeitung Ambivalenz zwi- schen äußerer Vielfalt und innerer Typisierung	Egalitäre, kollektive Ästhetik Sichtbarmachung der Massenpro- duktion (Fließ- band-Charakter) Demonstration von industriellen Materialien und rationalisierter Herstellungsweise	Kollektiver Aus- druck eines städ- tischen Massen- wohnungsbaus Großmaßstäbliche, auf die Stadt bezogene For- mensprache zum Straßenraum und kleinteilige, auf das Quartier be- zogene Formens- sprache zum Binnenraum hin	Solitares, kollektives 'Monument' als Symbol der anvisierten neuen Gesell- schaft

Tabelle 6.3: Gebäude- und Wohnungstypologie im Vergleich

Wohnmodell noch als Vorbild. Dies betrifft insbesondere die Ausweisung des repräsentativen 'Salons', der sog. guten Stube, in stets prominenter Lage im Erdgeschoß zur Straße hin orientiert. Er dient ausschließlich Repräsentationszwecken und wird im Alltag kaum genutzt. Größe und Zuschnitt der Wohnung wie des Salons variieren je nach ökonomischen Möglichkeiten und sozialem Status und dementsprechender Lage im Klein- bzw. Landhausviertel. Die eigentlichen Gebrauchspotentiale (der Einheiten im Kleinhausviertel) ergeben sich aus der Beibehaltung von Elementen des traditionellen Arbeiterwohnens, insbesondere in den ersten Bauphasen der Gartenstadt, wie der vielfältig nutzbaren Wohnküche (zum Garten hin orientiert) und des informellen Hauseingangs von hinten, über das sekundäre Erschließungsnetz zwischen den Gärten.

Eine wirklich *neue* Typologie wird erst im funktionalistischen Wohnungsbau entwickelt. Fortan entfallen sozioökonomische Unterschiede als Bestimmungskategorie der Grundrißdisposition. An ihrer Stelle werden allein funktionale Bedürfnisse geltend gemacht, die nicht mehr als individuelle, sondern als universelle betrachtet werden und denen mithilfe einer Festlegung von *Standards* entsprochen werden soll - als Voraussetzung einer Industrialisierung der Produktion einerseits und Kategorie der Bedarfsbefriedigung andererseits. Jeder erhält die gleiche „Ration Wohnung“ Wohnungen unterscheiden sich nach Familiengröße und daraus abgeleiteten unterschiedlichen Bedürfnissen, aber nicht mehr nach sozialem Status. Mit dem 'neuen' Grundriß soll den notwendigen Lebensabläufen entsprochen und damit eine (moderne) Lebensweise organisiert werden. Spezifischen Funktionen werden spezifische Räume zugewiesen, Wege und Abläufe innerhalb der Wohnung rationalisiert. So wird etwa die Küche nun endgültig zur bloßen Funktions-, d.h. separaten Arbeitsküche, und das alltägliche Familienleben aus der vormals polyvalenten Wohnküche in die „Schlichtversion eines bürgerlichen Salons“ (Kenneth Frampton)¹⁸ verlagert. Gropius schreibt im Jahr 1927 zur Standardisierung der Grundrißplanung:

„Die Mehrzahl der Bewohner hat gleichartige Lebensbedürfnisse. Es liegt daher im Sinne eines wirtschaftlichen Vorgehens, diese gleichgearteten Massenbedürfnisse einheitlich und gleichartig zu befriedigen. Es ist (...) nicht gerechtfertigt, daß jedes Haus einen anderen Grundriß, eine andere Außenform, andere Baustoffe und einen anderen 'Stil' aufweist. Dieses bedeutet Verschwendung und falsche Betonung des Individuellen. Unsere Kleider, Schuhe, Koffer, Automobile weisen eine einheitliche Gestaltung auf, und dennoch behält der einzelne die Möglichkeit, die persönliche Eigenart zu wahren. Jedem einzelnen bleibt die Wahlfreiheit unter den nebeneinander entstehenden Typen. Der am höchsten entwickelte Typ, dessen Lösung so einfach, aber vieldeutig ist, daß er die Mehrzahl an Forderungen und Wünschen befriedigt, ist erst reif zur Norm erhoben zu werden.“¹⁹

Bei gleicher Ausgangsbasis stehen die Dammerstock-Siedlung und die *Unité d'habitation* dennoch für zwei unterschiedliche Ansätze einer solchen Typenbildung.

In der *Unité d'habitation* gibt es nur noch einen *einzigsten* Wohnungstyp, der den Anspruch erhebt, als universelle Standard-Zelle für alle denkbaren (Wohn-)Bedürfnisse, Familienstrukturen und Lebensformen gültig zu sein. Die Standardisierung wird damit bis zur letzten Konsequenz vorangetrieben. Der Typ bleibt in seiner Grundstruktur konstant, er variiert lediglich in der Anzahl der (Schlaf-)Räume in Abhängigkeit von der jeweiligen Belegungszahl.

¹⁸ Frampton, 1983, S.119

¹⁹ Walter Gropius, *Systematische Vorarbeit für den rationalen Wohnungsbau*, in *Bauwelt*, Nr. 9, 1927, S.197-200; hier zitiert nach Hartmann (Hrsg.) 1994, S.376

In der Dammerstock-Siedlung hingegen wird die Wohnung nicht als Ganzes, sondern lediglich in ihren Teil-Komponenten standardisiert. Insofern ist hier, wenn man die Grundrisse genauer studiert, noch eine Vielzahl von unterschiedlichen Raumdistributionen gegeben, die allerdings alle auf gemeinsamen, verbindlichen Standards basieren, welche sowohl baulicher (z.B. durch kleine, funktional ausdifferenzierte Raumzuschnitte, platzsparendes Einbaumobiliar) als auch städtebaulicher Natur sein können (gleiche Ausrichtung, vereheitlichte Belichtungs- und Besonnungsanforderungen). Gropius spricht sich für eine solche Zusammensetzung aus typisierten Teilelementen aus, um Vielfalt zu erzeugen:

„(...) d.h. die Häuser und ihre Einrichtungen werden in ihrer Gesamterscheinung entsprechend der Zahl und Art ihrer Bewohner *verschieden*, dagegen die *Einzelteile*, aus denen sie zusammengesetzt sind, die *gleichen* sein.“²⁰

Diese Debatte zwischen einer Standardisierung von Teilelementen bzw. einer Normierung der Gesamtzelle hat bis heute nichts von ihrer Aktualität eingebüßt. Sie steht noch immer für den Gegensatz und die unterschiedlichen Potentiale von kleinindustrieller (und damit eher flexibler) und großindustrieller Produktion im Wohnungsbau.

Ebenso bleibt ein zweiter Anspruch der *Unité d'habitation* nach wie vor aktuell: die weitgehende Offenheit der Tragstruktur, also die Trennung von individuellen Nutzungsvorstellungen und konstruktivem System, von Wohnung und Traggerüst, von „Flasche“ und „Flaschenregal“. Diesem Anspruch können die in Marseille wie auch anderenorts realisierten Wohnzellen in der Starrheit ihres universellen Geltungsverlangens allerdings nicht gerecht werden. Die (gebrauchsbezogenen) Versprechungen bleiben uneingelöst, zugunsten von vorrangig produktionstechnischen Vorteilen der Wohnungskapsel als durchgängig typisierter Einheit. In ihrer stereotypen Uniformität wird diese nun tatsächlich zu einem Massenprodukt.

Auch in Rotterdam-Spangen gibt es, wie in der *Unité d'habitation*, nur einen Wohnungstyp, der in diesem Fall in zwei Grundrißvarianten ausgeführt wird. Die minimalen (Innen-)Abmessungen werden durch wohnungsbezogene Freiräume kompensiert (Garten, Balkon, Loggia, vorgelagerte Dachstraße). Im Gegensatz zur Dammerstock-Siedlung, in der sich die Wohnsituationen (bei *identischen* städtebaulichen Bedingungen) durch ihre typologischen Varianten unterscheiden, unterscheiden sie sich in Spangen (bei *identischem* typologischen Muster) durch die morphologische Differenzierung der Blockstruktur und ihre damit von Fall zu Fall sehr unterschiedliche städtebauliche Einbindung. Trotz der gleichartigen Wohnungen, die in ihrer inneren Disposition nicht auf die unterschiedlichen Lage- (und damit Orientierungs-, Belichtungs-, Besonnungs-) Bedingungen reagieren, ist somit keine sture Gleichmacherei gegeben.

Aufschlussreich ist auch ein direkter Vergleich der beiden 'avantgardistischen' Wohnungsentwürfe von Otto Haesler im Dammerstock und Le Corbusiers in der *Unité d'habitation*, die sich beide sehr radikal auf moderne und funktionalistische Prinzipien berufen und dennoch in ihrer konkreten Gestaltung sehr unterschiedlich ausfallen. Als *schmal-tiefe* Einheit stellt Le Corbusiers Wohnzelle in ihrer Grunddisposition genau das Gegenteil zu Haeslers *breitgelagerten* Kabinen-Typen mit einer möglichst hohen Ausbeute an Licht, Luft und Sonne dar. Dieses Manko kann durch die Doppelgeschossigkeit und das *pan de verre*, zu-

²⁰ Walter Gropius, *Systematische Vorarbeit für den rationellen Wohnungsbau*, in: *Bauwelt*, Nr. 9, 1927, S. 197-200; hier zitiert nach Hartmann (Hrsg.), 1994, S. 376

mindest in Teilbereichen, wieder ausgeglichen werden. Bei Haesler vergrößert sich bei wachsender Familie, über die dann hinzutretenden zusätzlichen Schlaf-räume hinaus, konzeptionell zu gleichen Anteilen auch der gemeinschaftliche Familienraum. Bei Le Corbusier ist ein solches Wachstum der 'kollektiven' Fläche nicht möglich. Besonders krass wird dies am Beispiel des kleinen Wohnraums der *Unité* in Nantes ablesbar, der gleichermaßen für zwei wie für acht Bewohner 'funktionieren' muß. So gesehen verkörpert die Wohnungszelle der *Unité d'habitation* ein viel starrereres Modell als das Haesler'sche Konzept.

6.3.2. Ausrichtung und Außenbezug der Wohnung

In der Gartenstadt ist die Wohnung eng mit ihrem Umfeld verzahnt. Sie ist Teil eines sozialräumlich differenzierten Gefüges, das durch spürbare Polartäten (Straße/Garten, vorne/hinten, öffentlich/privat, formell/informell) geprägt ist und nicht nur das äußere Erscheinungsbild, sondern auch die *innere* Struktur der Häuser unmittelbar bestimmt. Die innere Disposition (wie Lage der Küche, der repräsentativen 'guten Stube' u.a.) orientiert sich an den *äußeren* Lagebedingungen, erfährt von diesen her ihre wesentlichen Vorgaben. Außen(wohn)raum und Innen(wohn)raum bilden eine komplementäre Einheit. Eine Ausrichtung nach eher abstrakten, vom spezifischen Umfeld unabhängigen Kriterien (wie Himmelsrichtung und Besonnung) spielt (noch) keine Rolle.

Ähnliches gilt für das Quartier in Spangenberg. Auch hier folgt die innere Disposition der Wohneinheiten, in der Randbebauung wie in der blockinternen Längsbebauung, nicht der Himmelsrichtung, sondern den Bezügen zum umgebenden städtischen Raum. Lediglich die kurzen Querflügel im Binnenraum sind nach der Sonne orientiert. In ihrer Ausrichtung nach zwei Seiten nehmen die Wohneinheiten einen jeweils unterschiedlichen Charakter an. Sie wenden sich zunächst dem Binnenraum zu, 'öffnen' sich nach innen, zum Hof und zur Dachstraße. Von dieser Seite aus erfolgt die Erschließung, hier liegen auch die privaten Freiräume, wie Loggien, Balkone und kleine Gärten. Der nachbarschaftsbezogene Binnenraum bildet damit einen kontrollierten Filter zum öffentlichen Raum. Nach außen, zum Straßenraum hin, erfolgt der Verzicht auf jegliche individuelle Repräsentation. Die Fassade ist glatt und in ihrem Charakter vor allem (stadt)raumbegrenzend. Dennoch nimmt die Wohnung auch zu dieser Seite Beziehungen auf, insbesondere durch die Lage der Wohnräume, die sich mit großen Fensteröffnungen, in der Ansicht deutlich sichtbar, dem öffentlichen Raum zuwenden.

Die Dammerstock-Siedlung ist, ihren theoretischen Vorsätzen gemäß, nach dem Sonnenlauf ausgerichtet, also streng ost-west-orientiert. Am konsequentesten wird dies in den 'funktionalistischen' Grundrissen von Otto Haesler umgesetzt, die sich sowohl im Geschloß- wie auch im Reihenhausbau völlig unabhängig von ihrem städtebaulichen Umfeld entwickeln. An anderen Stellen der Siedlung - auf die Häuser von Gropius und anderen wurde hingewiesen - ergeben sich aus den zweihüftigen Erschließungswegen ihrerseits Rückwirkungen auf die innere Grundrißdisposition. Diese paßt sich den äußeren Lagebedingungen an, was teilweise, wie nachgewiesen wurde, in einem Gegensatz zu den Anforderungen steht, die sich allein aus den Kriterien einer 'optimalen' Besonnung erge-

ben würden. Damit entsteht auch hier eine enge Verknüpfung von Binnen- und Außenraum und eine immer noch spürbare Ausprägung öffentlicher Räume.

Erst in der *Unité d'habitation* wird diese Verknüpfung endgültig und bewußt aufgegeben. Stattdessen erfolgt eine weitgehende 'Verkapselung' der Wohnung und deren bewußte räumliche Ablösung (bis hin zu einer auch mikroklimatischen Abgeschlossenheit) von ihrem physischen Umfeld. Zu diesem bestehen nur noch visuelle Bezüge. Physische Zwischenebenen zwischen der Wohnung und der Stadt, die auch eine soziale Bedeutung besäßen, gibt es nicht mehr, wenn man von der, allerdings rein funktional begründeten, Innenstraße einmal absieht.

6.3.3. Zum Verhältnis von Inhalt und Form

Das äußere Erscheinungsbild der Häuser und Hausgruppen in der Gartenstadt vermittelt Vertrautheit, Geborgenheit und Bodenständigkeit. Der kompositorische Aufbau folgt klassischen Gestaltungsprinzipien und spiegelt die traditionelle Tektonik des Tragens und Lasten wieder. Hier bleibt noch alles im wohlbewährten Lot. Zur Verwendung kommen vertraute Bauelemente, eine weitgehend handwerkliche Technik und traditionelle Materialien, wie Holz, Klinker, Naturstein... Das einzelne Haus sieht aus, „wie von Hand gemacht“. Es vermittelt nach außen hin Individualität, demonstriert Vielfalt und Differenzierung, trotz einer in weiten Teilen sich dahinter verbergenden (Grundriß-)Typisierung.

Der Anspruch des individuellen, 'organischen' Werkes und die damit verbundene, zum Teil ornamentale, äußere Gestaltung zielen bewußt über eine bloße Zweckerfüllung, das Nur-Nützliche, hinaus. Die Bilder der Versöhnung, die entworfen werden, stehen für den idealistischen Versuch, das Unbehagen an der realen großstädtischen (industriell-kapitalistischen) Entwicklung auch *ästhetisch* zu bewältigen. Mit dem äußeren Erscheinungsbild soll gleichzeitig eine (erhoffte) Lebensweise vermittelt werden. Tatsächlich aber fallen (ideale) Ästhetik und (reale) Lebenspraxis weit auseinander. Die weitgehend übergestülpte Ästhetik kann die erwünschten Lebensweisen einer längst vergangenen Zeit nicht mehr zurückholen.

Die 'moderne' Architektur des Dammerstocks lehnt demgegenüber jegliche Verwendung des Ornaments als „Versöhnungsparadigma“ (Michael Müller)²¹ strikt ab. Sie erteilt der überlieferten bürgerlichen Ästhetik, die als eine hierarchische, althergebrachte 'Herrschafts-Ästhetik' angesehen wird, eine bewußte Absage. Die egalitären, seriellen Wohnzellen spiegeln sich stattdessen in ebenso egalitären, repetitiven Fassaden wider. Differenzierungen gibt es nicht mehr, weder Eck- noch Mitteltypen, wie in der Gartenstadt.

Statt eine (nicht mehr gegebene) handwerkliche Vielfalt vorzutauschen, paßt sich die (Wohn-)Architektur auch in ihrem äußeren Bild an den erreichten Stand der Produktivkräfte an. Sie bringt nur noch ihr eigenes Formgesetz zum Ausdruck; die Massen-Produktion soll nach außen hin sichtbar werden, das Haus aussehen, wie „von der Maschine gemacht“, als ob es vom Fließband käme. Anstelle der traditionellen, bodenständigen Materialien finden industriell hergestellte (Beton, Stahl, Glas...) Verwendung; und dort, wo dies nicht der Fall ist,

²¹ Müller, 1984, S. 19

nd

re-
ch-
ro-
be-
oh-
hr,
naltadt
on-
nelle
ähr-
end
tur-
nach
er inver-
los-
, die
i der
tisch
ffte)
und
hetik
mehrliche
ler)²¹
rchi-
: Ab-
enso
, we-, paßt
Stand
Aus-
Haus
cäme-
ierge-
ll ist,

soll zumindest das *äußere* Erscheinungsbild einen solchen Eindruck erwecken, denn um die erwünschte Wirkung zu erreichen, werden traditionelle Materialien oft unter glattem, weißem Putz versteckt.

Mit den neuen Materialien und der neuen Ästhetik wird die althergebrachte Tektonik aus dem Lot gehoben und damit auch der traditionelle, geschlossene Werkbegriff aufgegeben. Fortan gibt es kein eindeutiges *Oben* oder *Unten* mehr. Die hierarchische Komposition wird durch eine Montage aus weitgehend autonomen (Werks-)Teilen ersetzt, die mehr oder weniger beliebig aneinanderreihbar und wiederholbar sind. Die Individualisierung und Hierarchisierung, die mit den traditionellen Formen verbunden ist, wird bewußt aufgebrochen. Es geht nicht mehr um individualisierende Einzelformen, sondern um die Entwicklung eines kollektiven, egalitären Formmodells und damit auch eines auf diesem Wege erhofften neuen gesellschaftlichen Bewußtseins.

Auch in Rotterdam-Spangen wird die individuelle (Wohn-)Einheit im Gesamtzusammenhang des Baublocks aufgehoben, im durchgängigen Rhythmus der Blockstruktur läßt sie sich nur noch auf den zweiten Blick erkennen. Die Blockeinheit wird damit zum kollektiven Ausdruck eines neuen, städtischen Massenwohnungsbaus. Dieser bringt eine neue Maßstäblichkeit (der baulichen Gestaltung) mit sich, bei der der Block als Ganzes im Vordergrund steht, das architektonische Detail dagegen eher unwichtig wird.

Wie Spangen zeigt, muß eine solche neue Maßstäblichkeit aber keineswegs zwangsläufig eine 'egalisierende' Architektursprache und ein stereotypes Erscheinungsbild nach sich ziehen. Die Gesamtstruktur bleibt in diesem Fall durchaus differenziert, wenn auch auf einer anderen gestalterischen Ebene als noch in der Gartenstadt. Besonders deutlich wird dies in der Beziehung von Außen- und Innenraum des Blocks, wobei das gestufte Spannungsfeld zwischen städtischer Öffentlichkeit, Quartiersnachbarschaft und individueller Wohnenheit auch in der Architektursprache zum Ausdruck gelangt. Das *Außen* ist eher großmaßstäblich und auf die Stadt bezogen, in seiner Formensprache glatt, flächig, streng und weitgehend homogen. Das *Innen* orientiert sich dagegen an der kleineren (Nachbarschafts-)Gruppe, in seiner Architektur ist es kubisch, plastisch, kleinteilig aufgelöst und heterogen.

Solchen kleinteiligen Unterscheidungen erteilt die *Unité d'habitation* eine konsequente Absage. An die Stelle einer auch in formaler Hinsicht differenzierten Einbindung in das umgebende städtische Gefüge tritt nun das solitäre 'Monument' mit einem hohen symbolischen Anspruch. Die *Unité* symbolisiert die neue Gesellschaft. Ihre formale Aussage geht weit über eine nur 'funktionalistische' Darstellung hinaus. Schönheit und Perfektion stehen hier für ein neues Lebensmodell, der archaische Charakter, der dem Erscheinungsbild inbeschrieben ist, markiert dessen Anspruch auf universelle und dauerhafte Gültigkeit.

Die Skepsis, die solchen einseitig und endgültig heilsverkündenden Modellen entgegenzubringen ist, hat schon mehr als 25 Jahre vor Fertigstellung der ersten *Unité d'habitation* J.J.P. Oud (1925) treffend zum Ausdruck gebracht:

„Ich beuge das Knie vor dem Wunder der Technik, doch ich glaube nicht, daß ein Dampfer mit dem Parthenon verglichen werden kann. Ich kann begeistert sein von der fast vollendeten Linienschönheit eines Autos, doch das Flugzeug kommt mir durchaus noch sehr unbeholfen vor. Ich sehne mich nach einer Wohnung, welche alle Anforderungen meiner Bequemlichkeitsliebe befriedigt, doch ein Haus ist mehr als nur eine Wohnmaschine.“²²

²² J.J.P. Oud, *Ja und nein. Bekenntnisse eines Architekten, in: Was macht die Kunst für die Baukunst*, 9 Jg., 1925, S.140

7. Zusammenfassung und Schlußfolgerungen zur heutigen Relevanz der untersuchten Paradigmen

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit sind vier Wohnsiedlungen aus dem Zeitraum von 1910 bis 1950 untersucht worden, die für vier verschiedene Konzepte stehen, Stadtstruktur und Stadtraum auf der Ebene des Wohnquartiers zu begreifen. Sie formulieren unterschiedlich gebaute Antworten auf die Frage, wie der Wohnungskrise in unserem Jahrhundert mit den *spezifischen*, d.h. baulich-raumlichen, Mitteln der Architektur und des Städtebaus zu begegnen sei. Dabei entwickeln sie modellhafte Vorstellungen von der inneren Organisation der Wohneinheiten, von deren städtebaulicher Addition zum Gefüge eines Quartiers und von dessen Beziehung zur Gesamtstadt.

Im Mittelpunkt der Analyse stehen das *strukturelle* Regelwerk und die *qualitativen* Charaktere und Bezüge, welche die innere Logik des jeweiligen Raum- und Siedlungsgefüges ausmachen. Formale Eigenschaften spielen insoweit eine Rolle, als sie strukturelle Fragestellungen berühren, wobei bloße stilistische Varianten, die sich vielfach nur an der Oberfläche abspielen, nicht unbedingt auch schon einen Wandel der zugrunde liegenden Struktur mit sich bringen. Ein anderer Bau-Stil impliziert nicht zwangsläufig schon einen städtebaulichen Paradigmen-Wechsel.

Über die spezifischen Eigenarten des konkreten Einzelfalls hinaus besitzen alle vier hier diskutierten Beispiele eine allgemeine Bedeutung als *prinzipielle* Modelle, eben *Paradigmen*, einer sozialräumlichen Konstitution des Quartiers und der Stadt. Daraus resultiert, unabhängig von ihrem jeweiligen unmittelbaren räumlichen und zeitlichen Kontext, auch ihre Bedeutung als weithin anerkannte „konkrete Problemlösungen“ (Thomas S. Kuhn) und damit ihr Vorbild-Charakter und ihre Übertragbarkeit als zeit- und ortsübergreifende Muster-Beispiele.

Allen hier vorgestellten Paradigmen gemeinsam ist die Ablehnung der Großstadt überlieferter Bauart und insbesondere der dort vorherrschenden Wohn- und Lebensbedingungen. Sie datieren aus der Zeit der Wohnungsreform und der 'modernen' Avantgarde zu Beginn unseres Jahrhunderts, in der der Massen-Wohnungsbau erstmals zu einem wichtigen, neuen Aufgabenfeld für Architekten und Stadtplaner wird. Alle vier Paradigmen entwerfen (ideale) Gegenbilder zur real existierenden Stadt: räumliche (und vielfach auch soziale) Vorstellungen von einer *anderen*, zukünftigen Stadt. Dennoch ist die Radikalität dieser Absage an die 'alte' Stadt sehr unterschiedlich, zum Teil werden die Strukturelemente der tradierten Stadt auf grundlegende Art und Weise negiert, zum Teil aber auch in einer modifizierten Form weitergeführt.

In dieser Beziehung zur Vergangenheit konstituiert sich das erwähnte Spannungsfeld zwischen *traditioneller Stadt* und *avantgardistischen Auflösungsmodellen*, in das sich die Paradigmen mit ihrem jeweiligen räumlichen Ordnungsmodell einfügen. Dabei bewegen sie sich zwischen dem Versuch einer *ganzheitlichen*, auf Integration und Zusammenhalt bedachten *Ortsbestimmung* einerseits und eher *ortsaflösenden* Raumcharakteren andererseits, zwischen rückwärts gewandter Traditionssuche und radikaler, zum Teil auch bewußt *verfremdender* Innovation, zwischen konkreter *Be-Heimtung* und einem eher abstrakten Universalismus, wobei die verschiedenen Aspekte auf den unterschiedlichen (städtebaulichen) Maßstabsebenen durchaus unterschiedlich ausgeprägt sind.

Gleichzeitig wird ein Widerspruch zwischen (theoretischem) Anspruch und

(praktischer) Umsetzung offenkundig, zwischen programmatischem Ideal und alltäglicher Wirklichkeit. In keinem einzigen Fall werden die Paradigmen in ihrer Reinform realisiert, vieles Provokante ist Programm geblieben. Stattdessen gibt es Verformungen, Überlagerungen, Kompromisse, Vieldeutigkeit statt der Eindeutigkeit des absoluten Prinzips - doch vielleicht sind es erst diese Inkonsistenzen, welche Entwicklung und Veränderungen möglich machen und damit den Rückgewinn einer, was die Gebrauchswerte betrifft, durchaus menschlichen Dimension.

Die Gartenstadt Karlsruhe-Rüppurr (1911-29)

entwickelt sich vor dem Hintergrund der sozialreformerischen Gartenstadtbewegung. Obwohl sie, wie alle anderen deutschen Gründungen dieser Art, keine Gartenstadt in Reinform, sondern nur eine *Gartenvorstadt* darstellt, bleibt sie, insbesondere in Bezug auf ihre morphologische Struktur, vielen Prinzipien der Gartenstadt verpflichtet. Der Name steht hier für ein Programm.

Dahinter verbirgt sich die Vorstellung von der städtebaulich wie auch sozial eigenständigen, überschaubaren und in sich geschlossenen Einheit. Die 'Grenzziehung' nach außen hin soll gleichzeitig nach innen Identität und Orientierung vermitteln und den Bewohnern eine bergende Heimat sein. Die Gartenstadt ist als ganzheitliche Lebenswelt konzipiert.

Ziel ist die Ausformung eines spezifischen, unverwechselbaren *Ortes*, was sowohl die Siedlung insgesamt wie auch ihre Teil-Bereiche und Teil-Elemente, in Form der immer wieder anders gestalteten Haus- und Wohngruppen, betrifft. Dabei wird ein harmonisch gestaltetes, 'organisches' Gefüge angestrebt, ein kohärentes Siedlungsbild ohne strukturelle Brüche, mit einem hierarchischen Aufbau vom Kleinen zum Großen und umgekehrt. Wie kein anderes verweist das Paradigma auf vergangene Modelle einer kleinstädtischen (und dörflichen) Raumbildung.

Baustruktur und Außenraum bilden eine komplementäre Einheit und ein differenziertes Nutzungsgeflecht von kleinteiligen öffentlichen und privaten Räumen. Das anvisierte Wohn-Modell ist das individuelle Einfamilienhaus mit Garten. Da es sich freistehend, aus ökonomischen Gründen, in der Masse nicht realisieren läßt, wird es, in einer mäßigen Dichte, in differenzierten Reihen und Gruppen ausgeführt, die ihrerseits der abwechslungsreichen städtebaulichen und stadträumlichen Ensemble-Bildung dienen.

Die Siedlung Dammerstock (1928-29)

gibt alle Reminiszenzen an überkommene Stadt-Bilder und konventionelle morphologische Muster auf. Ziel ist nicht mehr die überschaubare, differenzierte, eigenständige Einheit, sondern die aus dem Primat der vorgeblich optimierten, für alle Bewohner *gleichwertigen* Wohnbedingungen (Licht, Luft, Sonne) resultierende egalitäre Siedlung.

Der ganzheitliche Anspruch der Gartenstadt ist aufgehoben, die Lebenswelt aufgesplittet, die *Siedlung* nur noch ein Wohn-Ort, der sich pragmatisch in die übergeordneten Organisationsstrukturen der Großstadt einfügt.

Dabei folgt sie einem *seriellen* Bildungsgesetz. Die standardisierte Wohnzelle wird zu Zeilen addiert und diese wiederum zur Siedlung multipliziert. Deren Größe ergibt sich mehr nicht aus sozialen oder morphologischen Determinanten (des spezifischen Standorts z.B.), sondern ausschließlich aus dem quantitativen Bedarf (an Wohnungseinheiten). Das Fließband als Produktionsgesetz steht Pate, dementsprechend kann die *Siedlung* (zumindest theoretisch) auch 'beliebig'

weiterwachsen.

Aus diesem Gesetz resultiert eine neue Morphologie: kein geschlossenes Gesamtbild, keine Mitte und kein Rand, sondern eine offene Textur - universellen statt lokal verankerten Charakters. Gleichberechtigung tritt an die Stelle von Hierarchien. Konsequenterweise werden auch die Abstände zwischen den Zeilen völlig egalisiert. Erst durch die Permanenz der Parzellenstruktur (mit ihrer weiterhin gegebenen Polarität von *vorne* und *hinten*) wird eine (stadt)räumliche Differenzierung wiedergewonnen.

Der additive Charakter setzt sich bis in die Erscheinungsform der Siedlungsarchitektur fort. Das Bild des klassischen und noch weitgehend anthropomorphen Aufbaugesetzes verpflichteten 'Hauses' wird in Frage gestellt, bewußt verfremdet und ihm dabei jeder Repräsentationsanspruch genommen. Dennoch bietet das rigide städtebauliche Gerüst Spielraum für eine beachtliche Vielfalt an differenzierten und innovativen Grundriss- und Typologien 'im Inneren' der Struktur.

Der Baublock in Rotterdam-Spangen (1919-22)

sucht demgegenüber, auf der städtebaulichen Ebene, die Vernetzung mit der vorhandenen, großstädtischen Struktur. Das Neue wird an das Bestehende angefügt, versteht sich als dessen komplementäre Ergänzung.

Klassische Vorstellungen vom Stadtraum behalten weiterhin ihre Gültigkeit. Das Paradigma ist durch morphologische Permanenz gekennzeichnet, ohne den Anspruch auf typologische Innovation aufzugeben. Dies kommt in einem ausgeprägten Dualismus von außen und innen, von neutraler *Struktur* und konkretem *Ereignis* zum Ausdruck.

Außen setzt die neue Struktur das 'alte' System von Straßen, Plätzen und Blöcken fort. Großstädtische Kontinuität, stadträumliche Geschlossenheit und ein gewisses Maß an urbaner Monumentalität (als Ausdruck einer veränderten Maßstäblichkeit des Massen-Wohnungsbaus) sind die Bestimmungsfaktoren. Das übergeordnete Ganze gibt den Ton an und nicht ein aus sich selbst heraus entwickeltes Teil-Element. Das Individuelle ordnet sich dem Allgemeinen unter, welches den sinnstiftenden Zusammenhalt definiert.

Innen bietet die innovative Typologie dieses Baublocks eine (im Gegensatz zu den bis dahin üblichen, dicht überbauten, düsteren Hinterhöfen) überraschende räumliche wie auch soziale Qualität. Der großzügige Binnenraum, zu dem hin sich alles orientiert (Wohnungseingänge, offene Dachstraße, Balkone und Loggien), ist Brennpunkt und Bezugspotential der sich hier konstituierenden nachbarschaftlichen Gruppe. Damit wird ein sehr spezifischer und identitätsstiftender Ort definiert, der auch architektonisch einen gestuften Übergang zwischen der Privatsphäre der Wohnheit, der blockbezogenen Gemeinschaft und der Öffentlichkeit des Quartiers und der Stadt gestaltet.

Auch in der Wohnungstypologie verschränken sich traditionelle und innovative Elemente in einer 'Haus im Haus'-Typologie, die, in Verbindung mit der höher gelegenen Erschließungsebene, die Qualitäten des 'eigenen' Hauses mit einer großstädtischen Verdichtung verbindet.

Die Unité d'habitation in Marseille (1945-52)

bildet ein Wirklichkeit gewordenes Fragment der weitaus umfassender gedachten Utopie der Strahlenden Stadt. Diese will die Großstadt als Lebensform nicht auflösen, sondern, im Gegenteil, in ihrer Verdichtung noch erhöhen. Dabei erhebt sie den Anspruch auf die Gestaltung einer völlig neuartigen Stadtstruktur, die mit sämtlichen historischen Vor-Bildern nichts mehr gemein haben will. Das

Alte ist hinfällig geworden, die *tabula rasa* Voraussetzung für den Neubeginn

Die 'neue' Stadt ist nicht mehr vorrangig durch morphologische, sondern durch *funktionale* Kategorien bestimmt; die Teil-Elemente (funktionale Zonen) werden zunächst isoliert, in sich selbst optimiert und dann wieder, durch ein möglichst effizientes Transport- und Verkehrssystem, miteinander in Verbindung gesetzt. Die Einzelteile bleiben stets wichtiger als das Ganze: „La cellule commande.“ Die Stadt-Planung hat eine möglichst reibungslose Abwicklung der notwendigen 'Betriebsabläufe' zu gewährleisten, wobei der Glaube an die Objektivität und Unfehlbarkeit der *technischen* Lösung, die keine Fragen offen läßt, ungebrochen ist.

Die *Unité d'habitation* versteht sich als ein endgültiger, universell gültiger und beliebig reproduzierbarer *Standard*, als ein prinzipieller Stadt-Baustein, der überallhin übertragbar ist, bei gleichem 'Bedarf' gleichermaßen verwendbar, unabhängig von Klima, Kultur und sonstigem Kontext. Ihre „angemessene Größe“ (*grandeur conforme*), die zugleich eine städtebauliche, eine funktionale, eine soziale und eine haustechnische Einheit definiert, ist als ein Fixwert konzipiert, der nicht nach Belieben verändert werden darf.

Städtebaulich folgt sie der Metapher vom 'Turm im Park', durch vertikale Verdichtung und weitläufige Durchgrünung bestimmt. Durch die Aufstellung auf *pilotis* wird ihre Autonomie noch verstärkt. Die *Unité* steht für sich allein, sie braucht kein Gegenüber und keine durchgängige städtebauliche 'Textur'. Es gibt keine *voorne* und kein *hinter*, der 'neue' Stadtraum ist homogen, an jeder Stelle gleich. Mit der Aufgabe der Parzelle als strukturbildendem Element werden auch die kleinteilig differenzierten öffentlichen, gemeinschaftlichen und privaten Gebrauchsmuster des Außenraums aufgegeben. Baustruktur und Außenraum haben, abgesehen von visuellen Bezügen, nichts mehr miteinander zu tun, mit der Konsequenz einer fortschreitenden 'Verkapselung' der Wohnungen selbst.

Im Inneren übernimmt die Typologie vom 'Haus im Haus' zwar Aufbauprinzipien traditioneller Quartiere, reduziert diese jedoch gleichzeitig auf ein abstraktes, egalitäres Schema mit allzu großen Vereinfachungen gegenüber der Komplexität des traditionellen Gefüges: dunkle Innenstraßen, Abschottung vom öffentlichen Raum, keine Wachstums- oder Veränderungspotentiale.

Alle vier Paradigmen verbunden die städtebaulichen mit sozialen Zielsetzungen. Mehr oder weniger ausgeprägt bergen sie in ihren räumlichen Modellen immer auch die Vorstellung von einer 'anderen' Gesellschaft. Gleichzeitig wird deutlich, daß diese Zielsetzungen und die mit ihnen verbundenen Zielgruppen in den meisten Fällen nicht erreicht werden können. Es zeigt sich, daß der Architektur keine unmittelbar kausale Wirkung auf menschliche Handlungs- und Verhaltensweisen anbeschrieben werden kann. Räumliche Strukturen bewirken von sich aus noch keinen 'neuen' Menschen. Die Annahme eines derartigen linearen Determinismus des Plans stellt sich immer wieder als falsch heraus.

Als *Muster-Beispiele* unterschiedlicher (räumlicher) Vorstellungsbilder von Stadt und Quartier umschreiben die Paradigmen ein weites - und beinahe archetypisches - Spektrum von alternativen Prinzipien einer möglichen städtebaulichen Struktur-Bildung und Verdichtung.

Nicht erfaßt sind hier dagegen auf der einen Seite die explizit *gegen* die Stadt gerichteten Modelle, wie etwa Frank Lloyd Wrights *Broadacre City* (1934), deren Vorstellungen eines radikalen Anti-Urbanismus von grundsätzlich anderen raumstrukturellen Prämissen und Zielsetzungen ausgehen und sich damit einer unmittelbaren morphologisch-typologischen Vergleichbarkeit im Sin-

ne der engrenzenden Annahmen dieser Arbeit entziehen,¹ sowie auf der anderen Seite auch die *sich selbst steuernden* oder *labyrinthischen* Muster, als sozusagen 'natürlich' gewachsene Systeme, wie sie sich stadtmorphologisch z.B. in der islamisch-orientalischen (Alt-)Stadt und gebäudetypologisch im introvertierten Hofhaus offenbaren.

Deren Nicht-Berücksichtigung im Kontext der Paradigmen der Moderne ist keine zufällige, denn das labyrinthische Prinzip ist zunächst *kein* Paradigma der Planung, es wächst, konzeptionell betrachtet, aus sich selbst heraus und widerspricht damit von seinem Grundmuster her dem Anspruch einer allumfassenden, rationalen und von sich selbst bedingungslos überzeugten Planung, wie sie seitens der hier diskutierten 'modernen' Paradigmen durchweg impliziert wird.² Das *labyrinthische* Prinzip verkörpert somit ein weitgehendes *Gegenmodell* zu den hier vorgestellten Konzepten, was den Anspruch und die Rolle der Planung als Kontroll- und Steuerungsinstrumentarium der städtebaulichen Strukturbildung angeht. Wenn man allerdings von der Annahme ausgeht, daß angesichts der nicht nur räumlich, sondern auch in funktionaler, sozialer und ökonomischer Hinsicht ständig zunehmenden Komplexität unserer heutigen städtischen Agglomerationen eine prinzipielle 'planerische' Grundordnung notwendig ist, die Selbststeuerungskräfte allein also nicht (mehr) ausreichen können, dann stellt sich das labyrinthische Muster, im Idealfall, als belebende Ergänzung der deterministischen Paradigmen dar, dort, wo die Planung nicht bis ins letzte eingreifen muß, sondern Freiräume und Nischen zur individuellen Selbstentfaltung offenlassen kann (und soll). Die Verschränkung von 'labyrinthischen' und rational 'geordneten' Raummustern könnte damit zu einer zentralen Aufgabe der Stadt- und Siedlungsplanung werden.

Zum Schluß bleibt die Frage, welche Bedeutung die Struktur-Analyse der 'klassischen' Stadtbau-Paradigmen *heute* noch haben kann, d.h., warum und inwieweit die Kenntnis der ihnen innewohnenden Charaktere und Potentiale und der Nachvollzug eines auf den ersten Blick eher historisch anmutenden Diskurses auch für unsere aktuellen Planungs Bemühungen noch ihre Relevanz besitzen. Es ist die aus der praxisorientierten Zielrichtung der Disziplinen Architektur und Städtebau resultierende Frage nach der Umsetzbarkeit der mit der Untersuchung der Paradigmen erworbenen Erkenntnisse.

Das Spannungsfeld, in dem sich die Paradigmen bewegen und in dem sie diskutiert worden sind, zwischen *hierarchischem Formmodell* und *serieller*

¹ Zur Eingrenzung und Vergleichbarkeit der Paradigmen siehe Abschnitt 1.6.1. *Eingrenzung und Gemeinsamkeiten der ausgewählten Paradigmen*

² Eine partielle Rückbesinnung auf 'labyrinthische' Prinzipien erfolgt, im Anschluß an den hier untersuchten Zeitraum, in Siedlungen des verdichteten Flachbaus, wie sie, insbesondere von Roland Rainer, aber auch von anderen, ab den 50er und in den 60er Jahren vorgeschlagen und mehrfach realisiert werden (in Deutschland u.a. in der Siedlung Sonnenhof in Pforzheim, geplant von Einsele, Klement, Kilpper und Partner). Dies gilt zunächst für die gebäudetypologischen Analogien (dichte introvertierte Strukturen); doch auch auf der städtebaulichen Ebene lassen sich Gegenbewegungen auf den doktrinären Determinismus und die strukturellen Homogenisierungs-Bestrebungen der 'modernen' Planungskonzepte des historischen Funktionalismus der 20er Jahre ausmachen. An deren Stelle sollen nun wieder differenzierte und nicht auf den ersten Blick überschaubare Netze und Raumfolgen, Unübersichtlichkeiten und aneignungsfähige 'Nischen' entstehen. (Siehe dazu auch den kurzen und keinen Anspruch auf vollständige Erschöpfung des Themas erhebenden Abschnitt *Antworten auf die Moderne: Auflehnung und Fortschreibung/Krise oder Kontinuität, 1950-1970* im Anhang dieser Arbeit.) Auch die *Raumstadt* von Walter Schwagenscheidt (1949) ist, auf der stadträumlichen Ebene, zum Teil solchen 'labyrinthischen' Intentionen verpflichtet. Dennoch sind natürlich auch in diesem Fall die dem Prinzip ursprünglich innewohnenden 'Selbststeuerungskräfte', also das Wachstum aus sich selbst heraus, nicht mehr gegeben, sondern (wie bei allen anderen Paradigmen jener Zeit) einer übergeordneten und sehr gezielten Planungskontrolle unterworfen.

Siedlungstextur, besitzt nach wie vor seine Gültigkeit. Es bestimmt unsere (räumlichen, aber auch geistigen) Vorstellungen und Bilder in ähnlicher Weise wie mehr als ein halbes Jahrhundert zuvor. Wenn man analysiert, wie sich Stadt und Quartier (und ihre Planungskonzepte) heute konstituieren, dann läßt sich dabei noch immer auf das Interpretations-Modell einer Überlagerung von *ortsprägenden* und *ortsauflösenden* Kategorien zurückgreifen, auf das gleiche Spannungsfeld zwischen Rückwärtsbezogenheit und nach vorne gerichteter Utopie, zwischen Re-Zentrierung und De-Zentrierung wie bei den 'historischen' Modellen:

- Von den einen wird, auf der Suche nach den betrauten Qualitäten einer längst vergangenen Stadt, die Traditionssuche neu belebt und mit oftmals allzu banalen Versuchen verbunden, an klassische Raummodelle und altvertraute Bilder anzuknüpfen, städtebauliche Kontinuität und räumliche Geschlossenheit, vordergründige Eindeutigkeit und leichte Orientierbarkeit an die Versprechen von Geborgenheit und sinnstiftender Heimat zu koppeln.
- Von den anderen wird demgegenüber eine radikale Erneuerung auch der typologischen und morphologischen Muster eingefordert, die Abkehr von allen etablierten Modellen, die Aufgabe aller bloß übergestülpten und rückwärts gewandten 'Versöhnungsschemata'; gängige Raumkategorien werden in Frage gestellt, Destruktion rangiert vor Kontinuität, Disharmonie vor Harmonie, Universalismus vor konkreter Verortung.

Es ist eine Polarität, die sich, ideengeschichtlich betrachtet, auf zwei sehr grundsätzliche Weltanschauungen zurückführen läßt, welche die menschliche Lebens- und Geistesordnung ebenso wie deren philosophische Deutungsversuche, weit über die räumlichen Strukturen hinaus, seit jeher geprägt haben.

Stellvertretend für viele andere solcher Deutungsversuche sei im Rahmen der Schlußbetrachtungen dieser Arbeit nur Peter Sloterdijk erwähnt, der vor einiger Zeit die Begriffe von der *kopernikanischen Mobilmachung* und der *ptolemäischen Abrüstung* geprägt und damit zwei prinzipielle Haltungen beschrieben hat, die eine offensichtliche Pallelität auch zu den 'geistigen' Hintergründen der hier untersuchten Paradigmen aufweisen.³ Es sind begriffliche Kategorien, die nicht nur hilfreich sind, die Gedanken-Systeme zu ordnen, sondern sich in mancher Hinsicht auch auf die Zielsetzungen und Ansprüche der Gestaltung des physischen Lebensraums übertragen lassen.

Mit den Erkenntnissen des Kopernikus und seinem Nachweis, daß die Erde nicht, wie vormals geglaubt, im Zentrum des Weltalls steht, hat - wie Sloterdijk ausführt - eine tiefgreifende Erschütterung und Auflösung des bis dahin festgefügt ptolemäischen Weltbildes eingesetzt. Der „kopernikanische Schock“ und die mit ihm verbundene „kosmologische Dezentrierung“⁴ bringen auf sämtlichen Lebens- und Wissensgebieten eine grundlegende Infragestellung der bis dahin gültigen Selbstverständlichkeiten mit sich. Sie finden ihre konsequente Fortsetzung in den Prinzipien und Normen der Moderne, die nicht zuletzt unser Jahrhundert entscheidend bestimmt haben:

„Die Moderne hat eine Dynamik entfesselt, die man als Abschaffung des Selbstverständlichen bezeichnen könnte. (...) Für Selbstverständlichkeit ließe sich auch 'Natürlichkeit' sa-

³ Peter Sloterdijk, *Kopernikanische Mobilmachung und ptolemäische Abrüstung*, Frankfurt am Main 1987

⁴ Sloterdijk, 1987, S.56

gen oder Tradition oder Trägheit.“⁵

Auch der ästhetische Modernismus, mit seinen Innovationsdogmen und seinen auflösenden und verfremdenden Gestaltungs- und Raumprinzipien, wie sie in den hier diskutierten Paradigmen nachgewiesen wurden, läßt sich als konsequente Fortführung der kopernikanischen Wende und ihrer dezentrierenden Tendenzen, in Form einer Zerstörung aller traditionellen Mythen, interpretieren.⁶

Als Antwort auf diese Tendenzen sind heute zwei grundsätzliche Alternativen zu erkennen: entweder die konsequente und bedingungslose, aber gleichzeitig immer fragwürdiger werdende Weiterführung der Auflösungs-Prozesse oder aber der Versuch einer Rückführung auf vergangene, zentrierende Kategorien, auf die 'einfachen' (ptolemäischen) Wahrheiten und Versprechungen.

Die Dezentrierungs-Prozesse der modernen Weltbeschreibung haben in ihrer Radikalität zu einer wachsenden Unüberschaubarkeit und Orientierungslosigkeit beigetragen⁷ und damit gleichzeitig, im Gegenzug, eine Rückwendung zum noch überschaubaren, vormals sinnstiftenden, bergenden 'Schem' einer heilen Vergangenheit herausgefordert. Es ist die Suche nach einer neuen 'alten' Heimat, die es zwar immer gegeben hat (wie auch die *ortsprägenden* Teil-Elemente der untersuchten Paradigmen zeigen), die jedoch zeitweise mehr und zeitweise weniger verdrängt worden und ins Abseits geraten ist.

In einer solchen 're-zentrierenden' Gegenbewegung, sieht Sloterdijk, was auch in Anbetracht der Diskussion um die Paradigmen von Bedeutung erscheint, nicht zuletzt eine grundlegende anthropologische Konstante und ein tief liegendes menschliches Erbe. Auch im „kopernikanischen Zeitgenossen“ ist „der ewige Ptolemäer“⁸ noch präsent:

„Das Ptolemäertum sitzt tief in anthropologischen Residuen, an denen die Mobilmachungen abgeleiten. Der Sonnenaufgang ist die Wahrheit der Augen trotz astrophysischer Vorstellungen, (...) gewisse morphologische Verhältnisse bleiben den Sinnen als ihre Wahrheitsformen eingeschrieben, mag auch kontra-intuitives Vorstellen und antimimetisches Konstruieren uns Welten an kopernikanischer Kalkulation, Kunst und Sinnlichkeit hinzuerobert haben.“⁹

Es ist das im menschlichen Wesen zutiefst verankerte Bedürfnis nach positiver Welterfahrung und individueller Ver-Ortung, nach konkreter Be-Heimattung angesichts der auflösenden Schock-Therapien der Moderne. Die subjektive, sinnliche *Erfahrung* der Welt wird damit mindestens ebenso wichtig wie das objektive, rational abgesicherte *Wissen* um die Welt.

Darauf muß im besonderen auch die räumliche Planung reagieren. Für die Konzeption von zukünftigen Siedlungsmustern - um zur Ausgangsfragestellung zurückzukehren - verlangt es eine Auseinandersetzung mit der Frage:

Wie sind kleine, lokale, heimat-bildende Systeme und Raum-Modelle noch

⁵ Sloterdijk, 1987, S.49

⁶ „Der ästhetische Modernismus verweigert die Unterstellung, daß es eine identifizierbare Natur gebe, die man nachahmen oder der man folgen könne. (...) Die ästhetische Moderne ist im wesentlichen radikaler Kopernikanismus. Mit Begeisterung nimmt sie das Risiko der Dezentrierung auf sich, sie stürzt sich in das Abenteuer transmimetischer 'autonomer' Konstruktion und antiptolemäischer Synthese.“ (Sloterdijk, 1987, S.61)

⁷ „Wenn der Kopernikanismus den Punkt des totalen Schwindels erreicht; wenn er das Unerträgliche in Form der strategischen, informatischen, industriellen und kognitiven Wasserdampfung freisetzt, dann wird die kopernikanische Wahrheit unwahrer als die ptolemäische Illusion.“ (Sloterdijk, 1987, S.66)

⁸ Sloterdijk, 1987, S.65

⁹ Sloterdijk, 1987, S.68

möglich angesichts einer realen, fortschreitenden Tendenz zur universellen De-Lokalisierung, wie solche notwendigen „Ganzheitsreparaturen“ (Sloterdijk machbar - also die offensichtlich erwünschten 'kleinen, heilen Welten' - und der notwendige Halt gestaltbar angesichts einer immer halt-loseren Wirklichkeit?

Sloterdijk plädiert für eine „Neue Synthese“ im Zeichen eines Dualismus von auflösenden und der Auflösung entgegenwirkenden Systemen. Eine geschlossene Welt im Sinne des ptolemäischen Ganzheitsmythos ist nicht wiederherstellbar; sie gehört endgültig der Vergangenheit an. Wohl sind es aber kleine, bergende 'Teil-Welten', die dem Einzelnen wieder Orientierung vermitteln, *ohne* einen Anspruch auf endgültige und universelle Weltdeutung zu erheben. Es ist die Wiederentdeckung des Horizonts (als stabilisierender Blick-Begrenzung) „im Zeitalter von dessen kategorischer Überschreitung“¹⁰ Dabei gewinnt gerade das Spannungsfeld zwischen verortenden *und* ortssprengenden Kategorien eine besondere Bedeutung, denn:

„Nur weil Harmonie die Ausnahme ist, hat sie das attraktive Leuchten der Bedeutsamkeit um sich. Wäre sie die Regel, so müßte man sie brechen, um die Klanghöhle durch wunderbare Dissonanz zu beleben. (...) Nur als Versöhnung des Leidens bewegen uns Akkorde, nicht als Konsonanzdiktatur. Die Welt ist nicht Klang, sondern Raum seiner Möglichkeiten (...).“¹¹

Ebenso wird auch die Stadt der Zukunft (und die in ihr praktizierten Lebensweisen, in ihrer Aufspaltung und Schichtung nach sozio-kulturellen, ökonomischen, ethnischen und religiösen Gruppen) keinem einfachen und einheitlichen Modell mehr folgen, sondern sich eher als Assoziation differenzierter, zum Teil fragmentarischer und zweifellos eher dynamischer als statischer Muster konstituieren. Auch hier können 'beheimatende Ordnungen' immer nur Teil-Ordnungen sein, für einzelne Gruppen, für einzelne Orte.

Damit muß sich zwangsläufig auch der Charakter von Planung ändern. Er muß offener werden, im Gegensatz zum allzu einzwängenden Determinismus und der vorgeblichen Planungsrationale vieler Paradigmen der Moderne.

Immer mehr überlagern sich heute unterschiedliche Muster und Modelle, Prinzipien, materielle und immaterielle Systeme und Zeitbudgets. Um die anvisierten neuen 'Teil-Heimaten' zu gestalten muß (und kann) Planung in den besten Fällen ein Wechselspiel von Festsetzungen und Offenhaltungen beinhalten, von Ordnung und Unordnung, von rationalen und labyrinthischen Kategorien, von äußeren Regularien und inneren Wachstums-, Selbststeuerungs- und Veränderungsmechanismen.

„(...) ein konfliktfähiges Kooperationsmodell (...), das zwischen Partien der Selbstorganisation und hochkontrollierten Bereichen zu unterscheiden in der Lage ist, zwischen zentralisierungsbedürftigen und örtlichen Bestandteilen, zwischen linearen und nichtlinearen Strukturen.“ (Günther Uhlig)¹²

Offene Netze im Wechselspiel mit wohl definierten Orten können dabei, auch auf der Quartierebene, die Voraussetzungen und Freiräume für die Ausprägung von

¹⁰ Sloterdijk, 1987, S.112

¹¹ Sloterdijk, 1987, S.114. Die hier wiedergegebene Aussage ist ursprünglich auf die moderne Musik und insbesondere den Jazzmusiker J.E. Behrendt bezogen gewesen.

¹² Günther Uhlig, *Von der Zeile zum Block - oder auch nicht*, in: Architektur Zentrum Wien (Hrsg.), *Stadteinfälle. 14 internationale Projekte für Wien; Basel, Boston und New York 1994a*

De-
dijk)
t der
t?

von
sene
lbar,
ende
An-
Wie-
sital-
pan-
dere

nkeit
der-
orde,
hkei-

wei-
hen,
modell
nen-
ren.
sein,

Er
mus

elle,
mvi-
be-
lten,
nen,
rän-

gani-
zen-
aren

auf
von

terne

Wien
York

differenzierten und stabilen Teil-Heimaten schaffen, für 'glückliche Gemeinschaften' auf sozusagen freiwilliger Basis.

Bei der Konzeption einer solchen „Neuen Synthese“, um noch einmal den Begriff Sloterdijks zu verwenden, kann das Studium der 'historischen' Paradigmen hilfreiche und wertvolle Anregungen liefern. Als immanenter Erfahrungsschatz der Fachdisziplin ermöglichen diese einen Rückgriff auf etablierte Muster der physischen Organisation des Raums und konkrete Erfahrungen, auch im historischen Längsschnitt, mit deren sozialem Gebrauch. Aller romantisierenden Gemeinschaftsansprüche und mythischen Rekonstruktion längst vergangener Gesellschaftsstrukturen entkleidet, können sie immer noch brauchbare, eben paradigmatische Muster der Raumdisposition sein, mit einem, wie dargelegt wurde, zum Teil archetypischen Charakter als anthropogenes Erbe und grundlegende Kategorien der Raumerfahrung und -nutzung ihres jeweiligen Kulturkreises.

In den besten Fällen bergen die Paradigmen in sich selbst schon eine Verbindung von ortsprägenden, zentrierenden und auflösenden, dezentrierenden Faktoren, wie z.B. in Spangen, im Spannungsfeld von strukturbildender Morphologie und spezifischer Typologie, oder auch in der Siedlung Dammerstock mit ihrer Durchkreuzung von seriellen und eher hierarchischen Kategorien.

Entscheidend ist dabei, jeden bloß vordergründigen Rückgriff auf eine oberflächliche Überstülpung von Form(hülsen), von oftmals nur hauchdünnen Fassaden und sinnentleerten ästhetischen Bildern, wie es im Wettstreit von modischem Architektendesign und lukrativem Investorengewinn heute vielfach der Fall ist, zu vermeiden und die Paradigmen stattdessen als *Raum-Strukturen* zu begreifen. Stadträumliche Muster werden vielfach übernommen, ohne das Wesen ihrer jeweiligen Raum- und Nutzungsstruktur zu begreifen, also ihre städtebauliche 'Richtigkeit', im spezifischen Kontext und am spezifischen Ort, zu hinterfragen. Der *Block* mit seiner eindeutigen Polarität von innen und außen und dem damit verbundenen Anspruch einer kleinen, sich innerhalb der Stadt und des Quartiers konstituierenden 'Teil-Gemeinschaft' wird dann zur nur noch „um die Ecke gebogenen Zeile“ (Uhlig), die differenzierte Raumdisposition spielt keine Rolle mehr (*innen* ist gleich *außen*), und ebenso ist die *Zeile*, dort wo sie zum Einsatz gelangt, längst ihres utopischen, egalisierenden Charakters beraubt (mit dem sozialen Versprechen: „Jedem das Gleiche“), sondern lediglich Formelement in einer möglichst variantenreichen Stadtinszenierung.¹³

Demgegenüber sind die Paradigmen, in der Vergangenheit wie auch in Zukunft, vor allem als *Konstitutionsweisen* der städtischen Innen- und Außenräume relevant. Sie definieren in erster Linie *stadträumliche* Gestalt, stehen in ihrer Unterschiedlichkeit für ein differenziertes Verständnis vom urbanen Zwischen- und Außenraum und seiner strukturellen Logik. Hierauf haben schon Castex, Depaule und Panerai in ihren aufschlußreichen Untersuchung zu den *Wandlungen der Stadtstruktur* hingewiesen:

„(...) nach der das architektonische Objekt vom ästhetischen Standpunkt nicht so sehr um seiner selbst willen relevant ist, sondern Bedeutung erlangt aufgrund seiner Befähigung, die Räume festzulegen, Unterscheidungen zu bewirken und Praktiken aufzunehmen, ja, manchmal sogar erst zu veranlassen.“¹⁴

So gesehen und aufgearbeitet, besitzen die historischen Paradigmen auch heute noch ihre Relevanz. Sie können noch immer, in ihrer Unterschiedlichkeit, einen

¹³ Siehe dazu auch Günther Uhlig, 1994a, sowie ders., *Von der Zeile zum Block?*, in: Baumeister Nr. 12, 1994b, S.26-29

¹⁴ Castex, Depaule und Panerai, 1985, S.184

Rahmen für differenzierte Angebote städtebaulich-räumlicher Art bieten und damit letztlich auch die Voraussetzungen für differenzierte soziale Gebrauchsweisen der Stadt schaffen, in einer neuen Gleichzeitigkeit von unterschiedlichen *tempi*, von unterschiedlichen Angeboten (für jedermann), in einer innovativen Verknüpfung von Festsetzungen und offen gehaltenen Spielräumen:

„Die ‘Logiken’ von Block und Zeile könnten (...) ineinandergreifen: kann man dem Block bindende, ortsstiftende Fähigkeiten nachsagen, so das Umgekehrte dem Geist der Zeile, seinem ortsaflösenden, universalisierenden Impuls. Und brauchen wir nicht beides: Heimat und Aufbruch, Ruhe und Mobilität?“¹⁵

Auch wenn es nicht mehr als Angebote seitens der Fachdisziplin sein können - denn die Beziehung zwischen architektonisch-räumlicher Form und sozialen Handlungsweisen ist keineswegs so eindeutig und zwangsläufig wie oftmals angenommen (dies wäre ein Rückfall in die Modelle eines linearen Determinismus), sondern differenziert und sich verändernd im Laufe der Zeit -, läßt sich damit vielleicht eine fruchtbare Verbindung eines Bewußtsein für die Potentiale des kollektiven historischen und kulturellen Erbes, des in den Paradigmen geborgenen Erfahrungswissens, mit dem nach vorne gerichteten Blick des unbefangenen Ideals erzielen und aus der Stadt-Analyse und dem genauen Hinterfragen der Vergangenheit vielleicht auch eine Hilfestellung für mögliche zukünftige Entwurfs-Regeln.

¹⁵ Uhlig, 1994a, S.21

und
ver-
hen
ven

ock
ile,
lei-

n -
len
m-
s),
nit
es
re-
en
er
it-

Anhang



Abb. A.1: Roehampton Estate, London (1952-59)

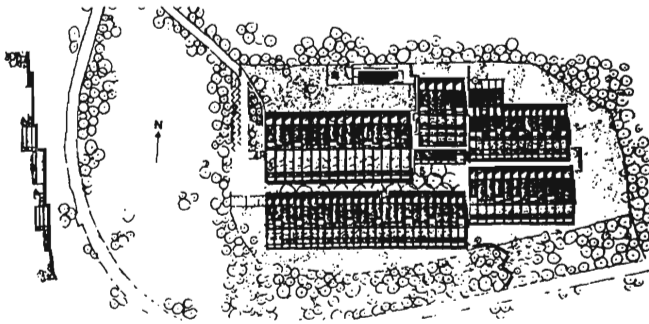


Abb. A.2: Siedlung Halen, Bern (1955-61)

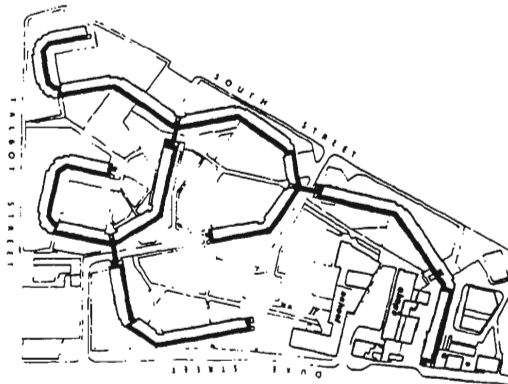


Abb. A.3: Park Hill, Sheffield (1959-61)

Überblick über nachfolgende Paradigmen der Wohnquartiersplanung (1950-1990)

Die sich an den bislang untersuchten Zeitraum anschließenden Paradigmen der Siedlungsplanung aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (1950-1990), die teilweise aus den Paradigmen der Jahre 1910-1950 hervorgehen, teilweise aber auch neue, eigenständige Schwerpunkte (als Reaktion auf die vorausgegangenen Modelle) in sich bergen, werden hier nur in einem skizzenhaften Überblick vorgestellt. Die Zusammenstellung erhebt keinen Anspruch auf umfassende und erschöpfende Behandlung des Themas, was weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben muß, möchte aber zu einer Abrundung des Gesamtspektrums der 'Muster-Beispiele' unseres Jahrhunderts beitragen.

Antworten auf die Moderne:

Auflehnung und Fortschreibung / Krise oder Kontinuität (1950-1970)

Nach dem tiefgreifenden Einschnitt des Zweiten Weltkriegs erfolgt in den 50er und 60er Jahren in den europäischen Ländern ein Wiederaufbau großen Umfangs. Der damit verbundene Aufschwung des Wohnungsbaus ist einerseits durch die unmittelbaren Kriegszerstörungen, andererseits auch durch umfangreiche Bevölkerungsbewegungen der Nachkriegszeit sowie den anstehenden Ersatz eines Großteils der alten Bausubstanz bedingt. Die jährliche Wohnungsbaurate erreicht neue Höchstwerte. In der Bundesrepublik sind es in den 50er Jahren durchschnittlich 300.000 Wohneinheiten pro Jahr; der Höchststand mit 600.000 neuen Wohneinheiten wird 1966 erreicht.

Die überwiegende Zahl der neuen Siedlungen knüpft unmittelbar an die 'funktionalistischen' und technokratischen Muster der 20er Jahre an. Der serielle Zeilenbau, in stereotyper Parallelstellung oder lockerer Gruppierung, wird zum weit verbreiteten Standard-Muster.

Doch es gibt auch andere Ansätze. Drei neue Paradigmen des hier betroffenen Zeitabschnitts - das Roehampton Estate in London, die Siedlung Halen bei Bern und das Quartier Park Hill in Sheffield - sind als Reaktion auf die in der Zwischenzeit deutlich gewordene Rigidität der Modelle der rationalistischen Moderne zu werten.

Auf der einen Seite fühlen sie sich dieser Moderne noch verpflichtet, führen eine Reihe ihrer Grundprinzipien fort und verbreiten diese auf internationaler Ebene. Erwähnt sei nur das Roehampton Estate als Standardbeispiel des 'mixed development', d.h. einer Mischung von Hoch-, Mittel- und Flachbau, wie sie seit den CIAM-Kongressen 1929/30 in Frankfurt und Brüssel diskutiert worden ist.

Auf der anderen Seite beziehen sie aber auch neue und gegenüber der 'klassischen' Moderne kritische, wenn auch von Fall zu Fall in ihrer Intensität und ihrer Stoßrichtung unterschiedliche, Positionen. Das Scheitern der hochgespannten Ideale der allzu deterministischen Doktrin der 20er Jahre beginnt sich anzudeuten. Die neuen Paradigmen werden zum Ausdruck einer offensichtlichen Legitimitätskrise, die in der Auflösung des CIAM und im CIAM-Nachfolgekongreß des 1956 gegründeten Team X in Otterlo (1959) ihren Hö-

hepunkt erfährt.¹

Die Kritik bezieht sich insbesondere auf die städtebaulichen Aspekte der Siedlungstextur und den Charakter der Außen- und Zwischenräume. Sie betrifft also vornehmlich die 'morphologische' Ebene, wohingegen die innere Struktur der Wohneinheiten und damit die 'typologischen' Errungenschaften der Moderne zunächst nicht in Frage gestellt werden (von Halen und der dort zum Ausdruck gelangenden neuen Polyvalenz der Grundrißdisposition einmal abgesehen). Das Ziel besteht in erster Linie in einer Erneuerung der (stadt)räumlichen Bezüge, im Verhältnis der Gebäude untereinander wie auch der Gebäude zur Straße, welche ihrerseits die Grundlage für neue soziale Beziehungen bilden sollen. Das Miteinander und Zueinander der Gebäude, die Gestaltung der Zwischenräume und deren Erlebbarkeit und Benutzbarkeit rücken in den Vordergrund der Bemühungen.

Roehampton Estate, London (1952-59)

Das Roehampton Estate des London County Council (Architekten: Leslie Martin, Hugh Bennett und Whitfield Lewis) bildet das Paradigma, welches den öffentlichen Siedlungsbau der 50er und 60er Jahre, überall auf der Welt, vermutlich am stärksten beeinflusst hat. In zwei Bauabschnitten (Alton East und Alton West) werden insgesamt 2500 Wohneinheiten in Wohnhochhäusern (55%, darunter fünf 11geschossige Scheiben nach Art der Unité d'habitation), viergeschossigen Zeilen (33%) und Einfamilienreihenhäusern (12%) geschaffen.

Als klassisches Beispiel des sog. 'mixed development' entwickelt sich Roehampton zum Prototyp eines Internationalen Stils der Quartiersplanung: hohe, mittlere und niedrige Baukörper, als Einzelbauten (Punkt oder Scheibe) oder in Gruppen oder Zeilen im Grünen verteilt - von allem ein bißchen, 'Durchmischung', nicht nur in baulicher, sondern auch in sozialer Hinsicht, ist der Anspruch, der hier vertreten wird.

Die Vorteile, die man sich dadurch verspricht, sind eine Differenzierung im Wohnungsangebot (also keine Beschränkung mehr auf einen einzigen Standardtyp!), eine Vielfalt der Architekturformen, mit visueller Abwechslung und spannungsvollen Kontrasten, eine differenzierte freiräumliche Struktur sowie nicht zuletzt auch eine soziale Heterogenität durch die unterschiedlichen Typen. Die Stereotypie der Fließband-Produktion, die sich im Zeilenbau bewußt nach außen hin abbilden sollte, ist endgültig aufgegeben.

Städtebauliche Intentionen der Ville Radieuse, an die das hier zugrunde liegende Stadtmodell anknüpft, verbinden sich dabei, wie Nikolaus Pevsner in der Zeitschrift Architectural Review anmerkt, mit den pittoresken Traditionen der englischen Landschaftsplanung.² Eine differenzierte, 'fließende' Parklandschaft, in enger Anlehnung an die vorhandene Topographie, markiert den Versuch, den Außenraum, der nicht mehr durch die Gebäudestruktur gebildet und charakterisiert wird, durch Grün zu definieren. Dieses Grün wird, in Ermangelung eines baulichen Zentrums, zur eigentlichen 'Mitte' der Siedlungsstruktur.

¹ Siehe Oscar Newmann, CIAM'59 in Otterlo, Stuttgart 1961 und Alison Smithson (Hrsg.), Team X Primer, Cambridge/Mass. 1974

² Nikolaus Pevsner, Roehampton - LCC Housing and the Picturesque Tradition, in: Architectural Review, Nr. 7, 1959, S.21ff. Weitere Literatur zur Roehampton: Peter Rowe, Modernity and Housing, Cambridge/Mass. 1993; Hansmartin Bruckmann und David Lewis, Neue Wohnformen in England, Stuttgart 1960, S.64ff

Das Paradigma von Roehampton weist Parallelen (und Vorläufer) in den Vorstellungen Walter Schwagenscheids von einer 'Raumstadt' auf, die dieser ursprünglich unter der Betitelung 'Naturstadt' als Maximalform für eine Ausstellung im Jahr 1923 konzipiert) seit den 20er Jahren entwickelt und 1949 in einer erweiterter Veröffentlichung dargelegt hat.³ Auch wenn die Raumstadt keine unmittelbare Umsetzung erfährt und damit nicht als gebautes Vor-Bild und 'Muster-Beispiel' fungieren kann, hat sie die theoretischen Konzepte ihrer Zeit entscheidend beeinflusst, nicht zuletzt die Vorstellungen von der 'gegliederten und aufgelockerten Stadt'.⁴ Für Schwagenscheid ist Städtebau, ähnlich wie in Roehampton, in erster Linie Raum-Kunst, ein abwechslungsreich gestaltetes Gefüge von scheiben-, zeilen- und punktförmigen Gebäuden in einer differenzierten Höhenstaffelung und enger Durchdringung mit dem die Siedlung prägenden Grün. Im Gegensatz zur freien Anordnung in Roehampton erfolgt die Gruppierung in der Raumstadt in einem orthogonalen System von überschaubaren Teil-Bereichen und 'Nachbarschaften', wobei sich die Wohnsituationen nach Haustypen, Geschoszahl und Wohnungsgröße unterscheiden.

Das Paradigma hat zahlreiche Nachfolger. Zu den bekanntesten in Deutschland zählen die Parkstadt München-Bogenhausen (1954-56) sowie die Frankfurter Nordweststadt (Wettbewerb 1959, Realisierung bis 1970), die nach den Idealen der Raumstadt von Walter Schwagenscheid und Fassilo Simmann konzipiert ist, in ihrer Realisierung diesen Ansprüchen in vielen Aspekten jedoch nicht gerecht werden kann.⁵

Zu den wichtigen internationalen Beispielen gehört die Satellitenstadt Tapiola bei Helsinki (1956-62). Auch dort erfolgt eine Mischung von unterschiedlichen Gebäudetypen in differenzierten städtebaulichen Gruppierungen, welche ihrem Anspruch nach zu gestalterischen wie auch sozialen Einheiten (Nachbarschaften) werden sollen.⁶

Siedlung Halen, Bern (1955-61)

Die Siedlung Halen, vom Atelier 5 geplant, entsteht Ende der 50er Jahre als kleine, morphologisch eigenständige Siedlungseinheit am Stadtrand von Bern. Insgesamt 78 Wohneinheiten in vornehmlich schmalen, zwei- bis dreigeschossigen Reihenhäusern umschließen einem zentralen 'Dorfplatz' mit Laden und Restaurant. Weiterhin gehören ein Kindergarten, einige Gewerberäume (Ateliers), ein Sportplatz und ein Schwimmbad, eine Heiz-, Wasch- und Technikzentrale und ursprünglich sogar eine Tankstelle (Mobilität war wichtig, denn die Autarkie war natürlich nur eine des Wohnens!) zur Siedlung.

Als eine „Mikrostadt“ hat man Halen seinerzeit apostrophiert. Man

³ Walter Schwagenscheid, Die Raumstadt, Heidelberg 1949. Zu Schwagenscheid und seinem Stadtkonzepten siehe auch Burghard Preussler, Walter Schwagenscheid 1886-1968. Architektonische Ideale im Wandel sozialer Figuren. Stuttgart 1985; Andrea Gleuminger, Die Frankfurter Nordweststadt. Geschichte einer Großsiedlung, Frankfurt und New York 1994.

⁴ Johannes Göderitz, Hubert Hoffmann und Roland Rainer, Die gegliederte und aufgelockerte Stadt, Tübingen 1957.

⁵ Zur Frankfurter Nordweststadt siehe insbesondere Gleuminger 1994.

⁶ Zu Tapiola siehe Ilse Irion und Thomas Sievert, Neue Städte. Experimentierfelder der Moderne, Stuttgart 1991, S. 128ff.

Paul Hofer, in: *Werk*, Nr. 2, 1963, S. 22. Zu Halen siehe außerdem *Architectural Design*, Nr. 2, 1963, S. 63-71; *Werk*, Nr. 2, 1963, S. 58-71; *Werk*, Nr. 3, 1964, S. 77-85. Wohnort Halen. Eine Architekturreportage, St. Gallen 1964; Atelier 5, Siedlungen und städtebauliche Projekte, Braunschweig und Wiesbaden 1994.

könnte sie auch als eine in die Ebene geklappte, horizontale *Unité d'habitation* bezeichnen. Auch hier spielt der kollektive Anspruch einer vorrangig in sich gekehrten Siedlungs-Einheit eine zentrale Rolle im Konzept.

Durch die Horizontalität der Struktur wird die Parzelle als Grundeinheit der Quartiersplanung wiedergewonnen. Dies gilt nicht nur in (stadt)räumlicher, sondern auch in rechtlicher Hinsicht; der Grund und Boden geht wieder in eine individuelle Verfügbarkeit über. Selbst die Zwischenräume, wie Wege und Straßen, sind hier kein öffentliches, sondern ein privates (Mit-)Eigentum, unter der Verwaltung der Eigentümergemeinschaft. Darüber hinaus ist die Parzelle Freiraum und Erweiterungspotential für die jeweilige Wohneinheit.

Im Gegensatz zur *Unité d'habitation* von Marseille wird in Halen der Außenraum als Ganzes zum 'Traggerüst' und Bindeglied der individuellen Wohnzellen. Er gewinnt eine eigenständige Raum-Qualität zurück, ist nicht mehr 'fließend', sondern architektonisch klar definiert und begrenzt, als ein hierarchisch aufgebautes und gestalterisch differenziertes Netz von öffentlichen, halb-öffentlichen und privaten Räumen, die sich um den gemeinsamen, zentralen Platz herum gruppieren. Es gibt keine Restflächen oder 'unklaren' Bereiche. Der gesamte Außenraum ist eindeutig belegt: als privater Garten oder Hof, als Weg, Gasse oder Platz. Über seine Erschließungsfunktion hinaus gewinnt er damit eine eigenständige Gebrauchsqualität als Ort der sozialen Begegnung und Kommunikation seiner Anwohner.

Im Bereich der Grundrißdisposition wird der standardisierte und bis ins Detail maßgeschneiderte 'funktionalistische' Plan zugunsten einer eher 'unfertigen', anpaßbaren und polyvalenten Raumstruktur aufgegeben, deren letztendlicher Gebrauch vom Nutzer zu bestimmen ist. Dieser Anspruch kommt auch im 'unfertigen' Material, dem roh belassenen Beton, zum Ausdruck. Theoretisch bestehen, aufgrund der horizontalen Disposition des Quartiers, Erweiterungsmöglichkeiten nicht nur in der Fläche, sondern auch in die Höhe, in die dritte Dimension. Solche Umbauten und Umnutzungen der Wohneinheiten sind, bedingt durch familiäre Veränderungen, Belegungswechsel u.a., im Laufe der Jahre tatsächlich immer wieder nachweisbar.⁸

Zu den Nachfolgebeispielen dieses Paradigmas zählen die verdichteten Flachbausiedlungen von Roland Rainer (z.B. Puchenau I und II bei Linz, 1966-80), der mit seinen theoretischen Schriften seit dem Ende der 40er Jahre zu den Wegbereitern dieses Modells gehört hat, in Großbritannien die Siedlung Bishopsfield Harlow von Michael Neylan (1963-67) ebenso wie Projekte von Eric Lyons, zahlreiche Siedlungen in der Schweiz (u.a. die Siedlung Bleiche bei Bern sowie weitere Siedlungen des Atelier 5 und der Gruppe Metron) und, was die Gebäudetypologie der schmalen, gereihten, introvertierten Typen betrifft, in jüngster Zeit Alvaro Sizas Wohnungsbau des Quinta da Malagueira Quartiers in Evora, Portugal (seit 1980).⁹

⁸ Siehe den Beitrag von Urs Graf, *Siedlung Halen bei Bern 1961*, in: *Bauwelt*, Nr. 1, 1974, S.38ff, in dem Umbauten und Veränderungen im Zeitraum von 1961 bis 1973 am Beispiel von drei Wohnhäusern dargestellt werden.

⁹ Siehe dazu Rowe, 1993; Friederike Schneider (Hrsg.), *Grundrißatlas Wohnungsbau*, Basel 1994, S.198f

Park Hill, Sheffield (1957-61)

Im Wohnquartier Park Hill in Sheffield, von Ivor Smith, Jack Lynn und Lewis Womersley geplant, wird das 'Gebäude als Straße' entwickelt. Es ist die konzeptionelle Antwort auf das Modell vom 'Turn im Park', wie es in der Strahlenden Stadt vorgesehen war. Durchlaufende Decks in einer Breite von 3.65 m verbinden auf vier Ebenen alle Wohnungen miteinander. Der Raum 'zwischen' den Wohnzellen, der für die funktionalistische Moderne kein Thema gewesen ist, rückt damit wieder in den Vordergrund der Bemühungen. Jede Wohnung erhält ihre eigene 'Hausnir' an diesem Deck.¹⁰

Das sozialräumliche Vorbild ist die klassische, mischgenutzte Straße. In der Realität von Park Hill läßt sich diesem Anspruch jedoch nicht gerecht werden. Das Deck bleibt letztlich monofunktional, d.h. auf die bloße Zugangsfunktion zu den Wohneinheiten begrenzt.

Park Hill knüpft an ein Erschließungsmodell an, wie es Michiel Brinlonan in Rotterdam-Spangen verwirklicht hat, wobei es in Sheffield nicht auf die morphologisch begrenzte Einheit eines Baublocks beschränkt bleibt, sondern sich auf ganze Quartiere als komplexe stadträumliche Einheiten ausweitet. Die 'Wegeverläufe' sollen zum formalen wie auch funktionalen Rückgrat einer neuartigen Siedlungsstruktur werden und sich dem jeweiligen Bedarf entsprechend entwickeln und ausweiten können.

Alison und Peter Smithson haben derartige Konzepte in ihren Wettbewerbsbeiträgen für das Golden Lane Housing Project in London (1952) sowie die 'Hauptstadt Berlin' (1957) vorgedacht. Als Grundstruktur einer neuen Stadt schlagen sie theoretisch unbegrenzte Erschließungsnetze auf mehreren Ebenen (sog. Straßen in der Luft) vor, die nicht nur die verschiedenen Verkehrsarten trennen, sondern auch für unterschiedliche und austauschbare funktionale Anlagerungen offen sein sollen.¹¹ Georges Candilis spricht in diesem Zusammenhang von „bestimmbaren“ (festgelegten) Elementen der Siedlungsstruktur, mit denen er die Erschließungsverläufe und die notwendigen Infrastruktureinrichtungen meint, und eher „unbestimmten“ (dem Bedarf entsprechend flexibel handhabbaren) Elementen, zu denen er das Wohnen zählt.¹²

In ihrem Verhältnis zur historisch gewachsenen Stadt bleiben aber auch diese Konzepte, welche die vorhandene Struktur in ihrer fremdarartigen Überlagerung weitgehend negieren, immer noch den 'modernen' Vorstellungen von der tabula rasa und der Utopie einer völlig neuartigen Stadt verpflichtet.

Zu den Nachfolgebeispielen des Paradigmas zählen die Vorstadt Toulouse-le-Mirail (ab 1961) von Candilis, Josic und Woods,¹³ Teilbereiche der Neuen Stadt Runcorn, insbesondere das von James Stirling konzipierte Wohnquartier (1968-74) mit 1500 Wohneinheiten, die in winkelförmigen Zeilen um öffentliche, grüne Höfe angelegt sind und durch ein fußläufiges Erschließungssystem im zweiten Obergeschoß untereinander und mit dem Stadtzentrum verbunden sind, weiterhin zahlreiche Dachstraßen-Projekte der 60er Jahre in England, wie Lil-

¹⁰ Zu Park Hill siehe Bruckmann und Lewis, 1960, S.80ff; Reyner Banham, Brutalismus in der Architektur. Ethik oder Ästhetik, Stuttgart, London und New York 1966, S.132ff. *Architectural Design*, Nr. 9, 1961, S.393ff; *Architectural Review*, Nr. 12, 1961, S.402-410; Casobella, Nr. 263, 1962, S.2-13

¹¹ Zum prinzipiellen Ansatz ihrer Vorschläge siehe Alison und Peter Smithson, *An Urban Project*, in: *Architects' Yearbook*, Nr. 5, London 1953, S.49ff

¹² Candilis, Josic und Woods, *Ein Jahrhundert Architektur und Stadtplanung*, Stuttgart 1968 und 1978

¹³ Candilis, Josic und Woods, *Toulouse le Mirail. Geburt einer neuen Stadt*, Stuttgart 1975

lington Street (1964-72) und Marquess Road (1968-79, beide von Darbourne & Darke geplant), Thamesmead u.a. im Großraum London,¹⁴ und nicht zuletzt das Gallaratese-Quartier in Mailand (1967-72), von Carlo Aymonino und Aldo Rossi, das mit seinen quartiersinternen Wegeverläufen und hochgelegenen Erschließungsdecks sowohl an die o.g. strukturalistischen Projekte anknüpft, als auch - als ein formal durchgestaltetes, seinem Anspruch nach weitgehend autarkes 'Stück' Stadt - in der Nachfolge der Unité d'habitation steht.¹⁵

Räumliche Konkretheit und Emanzipation der Bewohner (1970-1990)

In den 70er Jahren geraten manche der vermeintlich festgefügt Grundlagen der 'modernen', westlichen sozio-ökonomischen Entwicklung ins Wanken. Die Ölkrise (1973), mit nachhaltigen Auswirkungen auf wirtschaftliche Entwicklung und Beschäftigungsstruktur, führt zu einer tiefgreifenden Infragestellung des bis dahin ungebrochenen Fortschrittsglaubens. Die Allmacht der technischen Lösung und in Verbindung damit auch die unangreifbare Rolle des 'Technikers' werden mehr und mehr in Zweifel gezogen.

Technologische Umwälzungen, bedingt durch die Mikroelektronik, führen gleichzeitig zu mehr Flexibilität und Diversifizierung in der Produktion. Damit wird der Konsum 'individualisiert'. An die Stelle des standardisierten Massenfabriks tritt das auf individuelle Ansprüche zugeschnittene Einzelprodukt. Die kulturelle (und ökonomische) Heterogenität der Nutzergruppen ist dabei um ein Vielfaches größer (und verstärkt sich fortlaufend weiter), als es sich die Vertreter der Moderne der 20er Jahre bei ihren Forderungen nach Standardisierung und Homogenisierung noch vorgestellt haben. Die gesellschaftlichen Ansprüche und die Nachfrage nach Pluralismus und Angebotsvielfalt zeigen ihre Rückwirkungen auch auf die Architektur. Nicht nur die Produktionsweise, sondern auch der Bedeutungsgehalt der egalitären Architektur der klassischen Moderne wird mehr und mehr in Frage gestellt.

Zwei wesentliche Bestimmungsmomente kennzeichnen die Paradigmen dieses Zeitabschnitts. Beide beinhalten eine Verstärkung der 'kontextuellen' und lokalen und damit sowohl der orts- als auch der nutzerspezifischen, Belange und Betrachtungsweisen:

¹⁴ Zu Lillington Street siehe *Architectural Review*, Nr. 11, 1967, und Nr. 9, 1970; *Bauwelt*, Nr. 18, 1972; *Baumeister*, Nr. 12, 1973. Zu Marquess Road siehe *Architectural Review*, Nr. 11, 1967, und Nr. 9, 1974; *Bauwelt*, Nr. 44, 1976; *Baumeister*, Nr. 12, 1973; *Bauen und Wohnen*, Nr. 12, 197. Zu Thamesmead siehe *Architectural Design*, Nr. 11, 1969; *Architectural Review*, Nr. 9, 1970; *Bauwelt*, Nr. 28, 1973.

In der bis zu fünf Geschosse hohen Wohnbebauung Marquess Road im Londoner Stadtteil Islington werden die beiden obersten Geschosse von einer hochgelegenen Dachstraße aus offen und quasi-ebenerdig erschlossen. In diesem Fall verläuft die Erschließung mittig, d.h. sie erschließt nach beiden Seiten hin (meist kleinere) Wohneinheiten. Dabei wird ein räumlich erfahrbarer 'Straßenraum' ausgeprägt; es bilden sich abwechslungsreiche Vor- und Eingangsbereiche und individuell nutzbare Nischen, die oftmals liebevoll und intensiv begrünt sind. Die Aufgänge erfolgen über weilläufige Rampen, die in die Geländebewegung und Baukörperstruktur eingebunden sind.

¹⁵ Siehe *Lotus*, Nr. 7, 1970, S.26-41; *Casabella*, Nr. 391, 1974, S.17-25; Claudia Conforti, *Il Gallaratese di Aymonino e Rossi*, Roma 1982

- *Auf der städtebaulich-räumlichen Ebene ist es das Bemühen, im Gegensatz zu den abstrakten und universellen, d.h. von ihrem jeweiligen Standort weitgehend unabhängigen, Konzepten der Moderne, wieder einen konkreten, spezifischen 'Ort' zu gestalten, Vertrautheit und 'Heimat' unter Berücksichtigung der Besonderheiten der jeweiligen Situation zu stiften. Die Wahrung der Tradition und die kulturelle Verbundenheit mit der Vergangenheit gewinnen an Bedeutung gegenüber dem Primat einer prinzipiellen Planung ex novo.¹⁶ Die Analyse des städtebaulichen Kontexts und seiner spezifischen Typologie und Morphologie wird zu einem wesentlichen Element des Entwurfs.*
- *Auf der sozialen Ebene kommt es zur Forderung nach einer stärkeren Berücksichtigung der Bedürfnisse der Nutzer und deren Beteiligung an wesentlichen Phasen und Entscheidungen der Planung, Ausführung und Verwaltung ihrer Quartiere. Die Bewohner werden nicht länger nur als eine homogene, monolithische (Standard-)Masse, sondern als eine durchaus heterogene Gruppe mit differenzierten Ansprüchen betrachtet. Forderungen werden laut, so viele Entscheidungen wie möglich von der zentralen auf eine lokale Ebene zu verlagern.¹⁷ Zum einen bringt dies Veränderungen im Ablauf der Planung und in der Rolle des Planers mit sich (Partizipationsmodelle, bei denen der Planer zum Interpreten und Moderator der Bedürfnisse der Nutzer wird), zum anderen macht es eher 'offene' (polyfunktionale, veränder- und erweiterbare) Typologien und Grundrißstrukturen, statt festgeschriebener Standards, zur Erfüllung individuell differenzierter Ansprüche erforderlich.*

Und nicht zuletzt verändern sich in vielen Fällen, aus ökologischen, ökonomischen, demographischen und soziokulturellen Gründen, auch die Standorte der Planung. Waren diese bei den vorausgegangenen Paradigmen noch mehrheitlich an der Peripherie der Städte angesiedelt, so verlagern sie sich nun verstärkt in die Innenstädte bzw. auf Stadterneuerungsflächen.

Quartier Byker, Newcastle (1969-82)

Das Byker-Quartier in Newcastle, als Stadterneuerungsprojekt ca. 2,5 km vom Stadtzentrum entfernt gelegen und von Ralph Erskine mit ca. 2000 Wohneinheiten für 6300 Einwohner geplant, ist durch die identitätsstiftende Kraft der langen, bewohnten 'Umfassungsmauer' bestimmt, deren funktionale Bedeutung der Lärmabschirmung (gegenüber einer in ihrer endgültigen Ausbaustufe niemals realisierten Stadtautobahn) eher zweitrangig ist. Die zwei- bis achgeschossige 'Mauer' macht die Einzigartigkeit eben dieses Ortes aus. Sie ist das Symbol der hier verankerten Bewohner-Gemeinschaft. Damit drückt sich ein prinzipieller Gegensatz zur Programmatik der bewußten Wiederholbarkeit der

¹⁶ 1969 erscheint Amos Rapoport's einflußreiches Buch *House, Form and Culture* (Englewood-Cliffs), 1977 Christopher Alexanders Werk *A Pattern Language* (New York).

¹⁷ Siehe dazu John Turner, *Housing by People*, London 1976 (dt. Ausgabe, Verelendung durch Architektur, Reinbek 1978), eine programmatische Gegenüberstellung der unterschiedlichen Eigenschaften und Potentiale von zentralverwalteten und lokalverwalteten Wohnbausystemen.



Abb. A.4: Quartier Byker, Newcastle (1969-82)

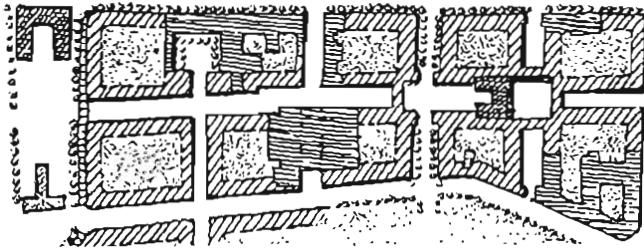


Abb. A.5: Quartier Rüterstraße, Berlin (1977-84)

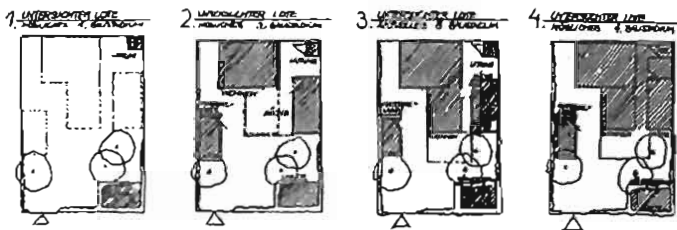


Abb. A.6: Stadt- und Wohnungsbau ohne Architekten, z.B. Colonia Popular Bosques del Pedregal, Mexiko-Stadt (seit 1975). Ausbaustufen eines Selbsthilfe-Hauses

*Unité d'habitation, an jedem beliebigen Standort, in jeder beliebigen Stadt, aus.*¹⁸

Innerhalb der begrenzenden (und beschützenden) Mauer wird das Quartier als Ganzes in kleinere, funktional wie auch formal eigenständige, Bereiche und Einheiten (Nachbarschaften), als miteinander vernetzte und verwobene Teile, aufgelöst. Diese stehen gleichwertig nebeneinander, ohne dominierende Hierarchien. Die Gesamtstruktur des Siedlungsgrundrisses ist somit eher 'topologischer' als geometrischer Natur. Ein engmaschiges und räumlich differenziertes Netz von Fußwegen und Freiräumen erzeugt die Verbindungen zwischen den einzelnen Teilen des Quartiers.

Innerhalb der Teilbereiche kommen vertraute, traditionelle - von ihrer Struktur her eher kleinstädtische, teilweise auch dörfliche - morphologische und typologische Muster zur Anwendung: überschaubare und immer wieder unterschiedlich gestaltete Wohnhöfe, kurze Zeilen, Doppelzeilen und Hausgruppen, kleine Plätze, Wohnstraßen und abwechslungsreiche private, gemeinschaftliche und öffentliche Gärten und Grünanlagen.

Unter dem Aspekt der Bewohnerbeteiligung spielt Byker eine Vorreiterrolle bei dem Versuch, die zukünftigen Nutzer in die Planungsentscheidungen (wenn auch nicht in die Entwurfskonzeption) miteinzubeziehen. Das Büro der Architekten wird mitten ins Quartier verlegt. Regelmäßige Versammlungen dienen der Information und der Diskussion, der Vorstellung und der Auswahl von Alternativen. Dies fördert vor allem die Identifikation der Bewohner mit 'ihrem' Quartier.

Zu weiteren Projekten einer Nutzerbeteiligung zählen die Siedlung Matteotti in Terni (1970-71) von Giancarlo de Carlo sowie verschiedene Projekte von Lucien Kroll (z.B. Vignes Blanches in Cergy Pontoise) und auch von Ottokar Uhl in Österreich.

Auf der siedlungsmorphologischen Ebene knüpft Erskine selbst in nachfolgenden Projekten immer wieder an das Modell von Byker an, zuletzt 1985-87 (zusammen mit Hubert Rieß) in der Siedlung Petersstraße in Graz, in der hofartige Strukturen und kurze Zeilen zu einer Vielfalt von unterschiedlichen Wohnsituationen und -typologien in insgesamt vier Teil-Quartieren gruppiert sind.¹⁹ Darüber hinaus sind diesem Muster zahlreiche neopittoreske und neoromantische Siedlungsbilder der letzten Jahre verpflichtet.

Quartier Ritterstraße, Berlin (1977-84)

Das Quartier Ritterstraße in Berlin, dessen städtebaulicher Rahmenplan von Rob Krier stammt (Planung der Wohnbebauung durch unterschiedliche Architekten), steht als Paradigma für die Rekonstruktion des formal-räumlichen Gefüges der 'klassischen' Stadt und damit für einen der zentralen Ansprüche des sog. postmodernen Städtebaus. Es steht für die Wiederherstellung eines geschlossenen, kontinuierlichen und hierarchisch aufgebauten städtischen Raums, mit eindeutigen öffentlichen bzw. privaten Bereichen und einem sozialräumlichen Dualismus von außen und innen, vorne und hinten. Zur Anwendung gelangen vor allem traditionelle Stadtbaulemente, -figuren und -typologien, wie

¹⁸ Zu Byker siehe *Architectural Design*, Nr. 6, 1973, und Nr. 11-12, 1977, *Architectural Review*, Nr. 12, 1974, und Nr. 12, 1981; *The Architects' Journal* vom 3.3.1976, 14.4.1978, 9.5.1979 und 16.5.1979; *Stadtbauwelle*, Nr. 63, 1979, S.1532-1536

¹⁹ Siehe Schneider, 1994, S.210f

*Baublock und Straße, Platz und Hof*²⁰

Der Stadt-Bau rückt damit (wieder) in den Vordergrund der Bemühungen. Morphologische Kriterien der städtebaulichen Raum- und Strukturbildung sind wichtiger als die innere Gebäudedisposition, die zunächst nicht thematisiert wird. Die Wohnungstypen dienen als 'Füllmasse' der städtischen Struktur. Ihr Zuschnitt und ihre Orientierung werden vorrangig 'von oben', d.h. durch die äußere Form des Baukörpers, dessen Lage im Block, die Bezüge zur Straße oder zum Hof u.a., bestimmt.

Es gibt zahllose Nachfolgebeispiele, oftmals von einer fragwürdigen Qualität. Zu den wichtigsten zählt, neben den monumentalen, neo-klassizistischen Projekten von Ricardo Bofill, das Quartier Rue des Hautes Formes von Christian Portzamparc in Paris, das eine bewußte und sehr prägnante Umbauung und damit Artikulation öffentlicher Stadträume darstellt.²¹

Insgesamt avanciert das Paradigma zum wohlbekannten und weitverbreiteten postmodernen Alltag, wobei es sich im zweischneidigen Spannungsfeld zwischen der identitätsstiftenden Erzeugung von städtischer 'Heimat' auf der einen und der kulissenhaften Inszenierung einer nur vordergründig 'geheilten' Alltagswelt auf der anderen Seite entfaltet.

Epilog: Stadt- und Wohnungsbau ohne Architekten

Angesichts der enormen Zunahme der globalen Verstädterungsraten, vor allem in den Ballungsräumen der sog. Dritten Welt, ist in den letzten Jahren immer deutlicher geworden, daß die formellen Modelle der modernen Wohnbauproduktion, wie sie hier diskutiert worden sind, für die Wohnprobleme der großen Mehrheit der in Städten lebenden Weltbevölkerung kaum eine Lösung anbieten können.

In diesen Agglomerationen leben vielfach 60% bis 80% der Einwohner (und ihr Anteil steigt fortlaufend) in informellen, d.h. ohne die Mithilfe von Planern oder Architekten in Eigeninitiative erstellten Siedlungen. Es ist eine Realität, die uns die Relevanz aller klassischen Paradigmen hinterfragen läßt.

Diese fernab von jeglicher Architektur- oder Planungstheorie entwickelte (Not-)Lösung für die existentiellen Wohnprobleme der unterprivilegierten Bevölkerungsschichten weist dennoch eine bemerkenswerte eigene Logik und Rationalität ihrer 'Planung' und Ausführung auf. Sie betrifft sowohl das Gesamtgefüge der jeweiligen Quartiere, einschließlich einer eindeutigen Ausdifferenzierung von öffentlichen und privaten Räumen, als auch den stufenweisen Realisierungs- und Konsolidierungsprozeß der individuellen Häuser und Parzellen.

Der Bauprozess verläuft in Kongruenz zu den Bedürfnissen und ökonomischen Möglichkeiten der jeweils Beteiligten. Er ist darüber hinaus in vielen Fällen durch eine bemerkenswerte soziale und politische Organisation, insbesondere in den Anfangsphasen der Besiedelung, gekennzeichnet.

Als Beispiel sei hier die Colonia Bosques del Pedregal am südlichen Rand

²⁰ Zum Quartier Ritterstraße siehe *Bauwelt*, Nr. 43, 1978, und Nr. 42, 1983; *Baumeister*, Nr. 7, 1983; *Architektur+Wettbewerb*, Nr. 99, 1979, und Nr. 106, 1981; *Experiment Wohnen. Konzepte Ritterstraße*, Berlin 1981

²¹ Zur Rue des Hautes Formes siehe *Bauwelt*, Nr. 8, 1980, S.278-285

von Mexiko-Stadt erwähnt.²² Sie hatte ihren Ursprung vor etwa 20 Jahren in einer illegalen Besetzungsaktion und ist heute in vielen Bereichen schon weitgehend konsolidiert, bietet also keineswegs mehr den Charakter einer bloßen Baracken-Siedlung, allerdings noch lange nicht 'fertiggestellt'. Wie man anhand der zahllosen Bauaktivitäten, wenn man an einem Wochenende durch die Siedlung geht, leicht feststellen kann, wird sie permanent weitergebaut.

Bemerkens- und (im Vergleich zur Analyse der klassischen, 'modernen' Paradigmen, die vielerorts gerade bei dem Versuch gescheitert sind, sie auf die Realität der Metropolen in der Dritten Welt zu übertragen) untersuchungswert sind hier u.a., was das Siedlungsgefüge angeht, die sozusagen 'spontane' Permanenz des Jahrhundertalters, egalitären kolonialen Siedlungsrauers (selbst am dafür eigentlich ungeeigneten Steilhang) und, was die Wohnbaustruktur betrifft, der Übergang von einem zunächst eher hofhaus-artigen, geschlossenen Anfangs-Typ zum freistehenden ('bürgerlichen') Einfamilienhaus bei zunehmender Konsolidierung.

Im Gegensatz zum zuletzt diskutierten, postmodernen Modell (des Quartiers Ritterstraße), bei dem der Stadtbau den Wohnungsbau bestimmt, ist in den informellen Siedlungen genau das Umgekehrte der Fall. Der Wohnungsbau (der unzähligen Selbstbauparzellen) bestimmt die Struktur der Stadt, die nun oftmals nicht mehr bedeutet als zehntausend- und hunderttausendfache Addition und Agglomeration.

Dies wirft in verschärfter Form die Frage nach der Zukunft unserer städtischen Konglomerationen auf. Wir sind am Ende unseres Jahrhunderts, weltweit gesehen, kaum weiter als zu dessen Beginn. Die Frage einer sozial vertraglichen, kulturell angepaßten und ökonomisch erschwinglichen Behausung für die große Mehrheit der Bevölkerung hat, trotz der Vielfalt der in den hier analysierten Paradigmen angedachten und erprobten baulichen und städtebaulichen Strukturen, noch keine auch nur halbwegs befriedigende Antwort erfahren.

²² Zu dieser Siedlung siehe die detaillierte Untersuchung von Michael Poterek und Sergio Bacrianyl, *Prozesshaftigkeit und Partizipation. Zur sozialräumlichen Struktur der Colonia Popular Bosques del Pedregal*, in: *TRIALOG*, Nr. 31, 1991, S. 20-23

Überblick über Nachfolgebeispiele zu den vorgestellten Paradigmen

Im folgenden Überblick werden schlaglichtartig einige Nachfolgebeispiele zu den untersuchten Paradigmen (1910-1950) vorgestellt, auch in diesem Fall ohne einen Anspruch auf umfassende Abhandlung des Themas.

Nachfolgebeispiele zur Gartenstadt

Das Paradigma der Gartenstadt zieht sich durch die gesamte städtebauliche Theorie und Praxis des 20. Jahrhunderts.¹ Immer wieder wird es mit der extensiven Suburbanisierung, vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg, in Verbindung gebracht, bei der zum Teil ähnliche Idealvorstellungen und Wunschbilder (eines 'naturverbundenen' Wohnen), aber auch gleiche Feindbilder (die 'unwirtliche' Großstadt) eine Rolle spielen. Gemessen an seinen ursprünglichen Idealen, ist der Begriff der Gartenstadt wohl einer der am meisten mißverständenen und mißbräuchlich verwendeten. Vielfach dient er bloß als imageträchtiger Werbeträger, z.B. bei Vorortquartieren rein spekulativen Charakters, deren Ausformung mit der ursprünglichen Gartenstadt-Idee jedoch überhaupt nichts mehr gemeinsam hat.

Siedlungsgeschichtlich betrachtet, werden die Garten(vor)städte der Deutschen Gartenstadtesellschaft auch nach dem Ersten Weltkrieg und in der Zwischenkriegszeit weitergebaut, oftmals in unmittelbarer räumlicher und zeitlicher Parallelität zu den Siedlungen des Neuen Bauens, wie z.B. in Karlsruhe. Beide Modelle besitzen zeitgleich ihre Gültigkeit, und die Architekten des Neuen Bauens machen wiederholt, vor allem in den frühen 20er Jahren, Anleihen bei den Gartenstädten. So sind z.B. einige Projekte von Ernst May in Frankfurt oder Bruno Taut in Berlin in Teilaspekten ihrer städtebaulichen Struktur den Konzepten der Gartenstadt verpflichtet, d.h., noch an Traditionen und Konventionen der 'alten' Stadt gebunden, die erst nach und nach umformuliert und durch neue Konstruktions-, Realisierungs- und Rationalisierungstechniken ersetzt werden.²

Die weitreichendste Fortführung ihrer städtebaulich-räumlichen Anordnungsmuster finden die Gartenstädte im sog. Heimatschutz-Stil der Weimarer Zeit, der eine bewußte Gegenreaktion auf die Avantgarde-Siedlungen der Moderne darstellt. Insbesondere im süddeutschen Raum, im Umkreis der 'Stuttgarter Schule', entstehen solche Siedlungen, die durch den Rückgriff auf traditionelle Raum-, Form- und Stilelemente und auf 'bodenständige' Materialien und handwerkliche Qualität geprägt sind. Zwei Beispiele seien hier erwähnt:

¹ So machen z.B. Bollerey, Fehl und Hartmann in ihrem 1990 erschienenen *Lesebuch zur Gartenstadt* auf die weitere Entwicklung des Gartenstadt-Gedankens in Deutschland und dessen Nachfolge-Theorien im Zeitraum bis etwa 1950 aufmerksam.

² Zu den Verflechtungen von Gartenstadt und neusachlichem Siedlungsbau siehe den Abschnitt *Zum ideengeschichtlichen Kontext: Von der Trabanten(vor)stadt zur Großsiedlung* im Teil 3 dieser Arbeit. Zur 'Durchkreuzung' des traditionellen mit dem avantgardistischen Modell am Beispiel der Frankfurter Siedlungen siehe den schon erwähnten Beitrag von Günther Uhlig, *Städtebau am Stadtrand. Sozialräumliche Konzeption der Frankfurter Siedlungen*, in: *Deutsches Architekturmuseum (Hrsg.), Ernst May und das Neue Frankfurt 1925-30*, Berlin, S.93-101

In Baden-Baden wird 1919-31 die Siedlung Ooswinkel von Paul Schmitthenner geplant und von der Gemeinnützigen Baugenossenschaft Baden-Baden, die aus einer Ortsgruppe der Deutschen Gartenstadigesellschaft hervorgegangen ist, realisiert. In einer Schleife des Flusses Oos gelegen, bildet sie eine differenzierte städtebauliche Anlage nach den räumlichen Prinzipien der Gartenstadt. Die insgesamt 200 Wohneinheiten reihen sich an abwechslungsreich gestalteten Straßenzügen auf, umschließen großzügige rückwärtige Bereiche, mit tiefen Gartenparzellen und einem blockinternen Wegenetz, und grenzen sich als eigenständiges Quartier sichtbar nach außen hin ab.³

Auch die Kochenhofsiedlung in Stuttgart ist der Heimatschutz-Bewegung verpflichtet und von Anfang an als Gegenprojekt zur avantgardistischen Weissenhofsiedlung konzipiert.⁴ Das Projekt, wie Ooswinkel in seinen städtebaulichen Grundzügen von Paul Schmitthenner geplant, wird genau einen Tag nach Eröffnung der Weissenhofsiedlung der Öffentlichkeit präsentiert, muß dann aber aus wirtschaftlichen Gründen zunächst zurückgestellt werden, ehe es schließlich 1932-33, wenige hundert Meter von seinem 'modernen' Gegenpart entfernt, realisiert werden kann. Die 24 Einfamilienhäuser, alle von Architekten der Stuttgarter Schule ausgeführt, verkörpern in ihrer heimatumelnden Architektursprache einen Rückgriff auf traditionelle, vertraute Formen und Elemente. In Wasmuths Monatsheften für Baukunst wird das Projekt seinerzeit als großer Fortschritt gefeiert:

„Kommt man von der Weissenhofsiedlung her, die man auf Postkarten jetzt mit einreitschiertern Kamelen, Löwen und einem bunten Straßenleben als Araberhof kaufen kann, so erfreut die neue Siedlung durch die schöne Ausgeglichenheit und Ruhe. Das ist wohl einmal auf den Bebauungsplan und die einheitliche künstlerische Leistung zurückzuführen, dann aber wohl auch darauf, daß wir seit dem Weissenhof um ein gutes Stück vorwärts gekommen sind. Während dort Experimente und Temperamente bestätigt wurden, liegen über dieser Siedlung die künstlerische Abgeklärtheit der schwäbischen Architekturschule und die im vorgeschriebenen Winkel geneigten Dächer.“⁵

Eine nahtlose Fortführung erfahren die Gedanken von „Heimatschutz“ und „nationaler“ Tradition (als bewußte Gegensätze zum Universalismus und Internationalismus der Avantgarde-Siedlungen) in nationalsozialistischer Zeit. Die neue Ideologie mit ihren Schlagworten vom Eigenheim, Blut und Boden und der Volksgemeinschaft läßt sich gut mit den im Gartenstadt-Paradigma enthaltenen Vorstellungen, nicht nur städtebaulich-räumlicher, sondern auch gesellschaftspolitischer Art, verbinden.

Zeitgleich ist, auf der Ebene einer eher abstrakten, funktional-raumlichen Strukturierung der (Groß-)Stadt, auch das Konzept der 'Nachbarschaftseinheit' in der Nachfolge der Gartenstadt aufzuführen. Clarence A. Perry hat den Begriff Ende der 20er Jahre für eine Gliederung der Stadt in räumlich wie auch sozial abgegrenzte Teil-Bereiche geprägt, die auf der einen Seite groß genug sind, um eine Grundschule (als primäre Bestimmungsgröße) sowie eine Reihe von grundlegenden Versorgungs- und Dienstleistungseinrichtungen in fußläufiger Entfernung zu tragen, und auf der anderen Seite klein und über-

³ Siehe Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz (Hrsg.), Siedlungen der 20er Jahre, 1983, S. 194; Johannes Auler und M.N. Filgis, Glück im Winkel Siedlung (Ooswinkel) in Baden-Baden, in: Bauwelt, Nr. 16-17, 1976, S. 504-506

⁴ Zur Kochenhofsiedlung siehe Vittorio Magnago Lampugnani, Vom 'Block' zur Kochenhofsiedlung, in: ders. und Romana Schneider (Hrsg.), Moderne Architektur in Deutschland 1900-1950. Reform und Tradition, Stuttgart 1992

⁵ Hier zitiert nach Lampugnani und Schneider, 1992, S. 277

schaubar genug, um noch ein Gefühl des sozialen Zusammenhangs und der Zugehörigkeit zu einer, auch städtebaulich ablesbaren, Siedlungs-Gemeinschaft zu ermöglichen.⁶ In dieser Verknüpfung von städtebaulichen und sozialen Intentionen manifestiert sich eine idealistische Gegenbewegung gegen die Anonymität und soziale Vereinzelung in der Großstadt, wobei jedoch, im Gegensatz zum ursprünglichen Gartenstadtkonzept, der funktionale Zusammenhang eben dieser Großstadt noch gewahrt bleibt, diese nicht mehr in autonome Stadtzellen oder Satelliten aufgelöst, sondern nur 'gegliedert' werden soll.

Das Konzept der Nachbarschaft wird von den Planern bereitwillig aufgegriffen und tritt nach 1945 seinen weltweiten Siegeszug an. Vielen (Groß-)Siedlungen ist es als Binnen-Gliederung unterlegt. Zu den frühesten und bekanntesten zählen die skandinavischen Projekte, wie Vällingby bei Stockholm (1949-59) und Tapiola bei Helsinki (1956-62). Gleichzeitig wird es zur 'Grundzelle' der britischen New Towns der Jahre 1945 bis 1970, die als Modelle eines neuen regionalen Urbanisierungsmusters in ihrem Anspruch vielleicht am unmittelbarsten an die ursprünglich mit dem Howard'schen Gartenstadt-Modell verbundenen Zielvorstellungen anknüpfen.

Auf der Basis des Abercrombies-Plan aus dem Jahr 1944, der jenseits eines Grüngürtels um die Londoner Kernstadt herum die Gründung eines Rings von Neuen Städten zur Entlastung der Metropole vorsieht, schafft die New Town Act von 1946 die rechtlichen Grundlagen für die Planung von 'selbständigen' Stadt-Einheiten mit jeweils 20.000 bis 60.000 Einwohner, in denen, im Nachempfinden der Howard'schen Vorstellungen, eine Verknüpfung von Wohnen, Arbeiten, Dienstleistungen, Versorgungseinrichtungen und Freizeitangeboten gewährleistet sein soll.⁷ Zu den ersten acht Gründungen um London herum zählen Stevenage (Planung ab 1946), Harlow (1947), Hemel Hempstead (1947), Crawley (1947) und Basildon (1949). Später kommen weitere 35 Städte im ganzen Land hinzu. Die bekanntesten sind Cumbernauld bei Glasgow (1955-67), Runcorn (ab 1964) und Milton Keynes (ab 1968), die sich in ihrer städtebaulich-räumlichen Struktur allerdings mehr und mehr vom historischen Gartenstadt-Modell absetzen: Milton Keynes mit einer unhierarchischen, netzartigen (Erschließungs-)Struktur und Cumbernauld als komplexe, dichte und eher lineare, rationale (statt 'romantische') Stadtform. Nur in wenigen Fällen werden jedoch wirklich selbständige Städte geschaffen; meist bleiben auch die New Towns an bestehende Städte 'angebunden'.⁸

In den letzten Jahren werden mit dem Begriff der Neuen Gartenstadt in zunehmendem Maße auch Luxusquartiere im Umfeld der großen Städte apostrophiert.⁹ Diese versuchen, ein Bild von ländlicher Ruhe und Schönheit und einer angeblichen Rückkehr zur Natur bei gleichzeitig hervorragendem (Kraftfahrzeug-)Verkehrsanschluß und Nähe zu Versorgungs- und Infrastruktureinrichtungen anzupreisen. So heißt es z.B. im Werbeprospekt für eine 'Gartenstadt' am Stadtrand von Paris:

„Alles ist so angelegt, daß sich für die Bewohner des neuen Quartiers die Vorzüge der

⁶ Clarence A. Perry, *Neighbourhood and Community Planning*, 1929. Seine erste konsequente Umsetzung in den USA findet das Konzept im sog. *Radburn-Plan*.

⁷ Patrick Abercrombie, *Greater London Plan*, London 1945

⁸ Zu den britischen New Towns siehe P. Merlin, *New Towns*, London 1971; F.J. Osborn und A. Whittick, *The New Towns: The Answer to Megalopolis*, London 1969; R. Rosner, *Neue Städte in England*, München 1963; Gravagnuolo, 1991, S.120-126

⁹ Siehe dazu Veronique Maumusson, *Nouveaux Villages. Le triomphe du luxe*, in: *Urbanisme*, Nr. 242, 1990, S.66-67

Landschaft mit den Annehmlichkeiten der Stadt verbinden werden. (...) Gemessen Sie den Charme der Landschaft in der Nähe von Marne-la-Vallée und der Autobahn A4, ohne sich weit von Paris zu entfernen! Auf einem grünen und ruhigen Gelände am Rande der Stadt und wenige Schritte von einem Einkaufszentrum entfernt besitzen Sie ihr eigenes Haus mit Garten und eigener Garage...¹⁰

Großzügige, individuell gestaltete Wohnhäuser höchsten Standards, in einer meist „klassischen“ Architektursprache,¹¹ luxuriös ausgestattet mit Marmorbädern, modernster Telekommunikation, Alarm- und Videoüberwachungsanlagen u.a., verteilen sich in einem weitläufigen Freiraum, der restlos zerstückelt und, von den notwendigen Zufahrtsstraßen abgesehen, völlig privatisiert ist. Die 'Natur' vergegenständlicht sich vor allem in den nahe gelegenen, aufwendigen Golf-, Reit-, Tennis- oder sonstigen Freizeitanlagen.

Eine Öffentlichkeit im städtischen Sinn ist nicht mehr gegeben. Alles ist privat. Insofern gibt es auch keine 'sozialen', gemeinschafts-stiftenden Elemente baulicher oder räumlicher Art, von einem Gemeinschafts-Sinn (oder einem diesbezüglich irgendwie gearteten Interesse) ganz zu schweigen. Mit dem Howard'schen Anspruch einer Verbindung der Qualitäten von Stadt und Land haben diese Quartiere nichts mehr zu tun. Sie sind weder Stadt noch Land und eigentlich eine völlige Umkehrung der ursprünglichen Ideale der Bewegung.

Nachfolgebeispiele zur Zeilenbausiedlung

Auf die an Dammerstock unmittelbar anschließenden Entwürfe von Otto Haesler, Walter Gropius und Ernst May wurde schon hingewiesen.¹² Sie markieren die Verabsolutierung des seriellen Prinzips, sind Projekte eines weitgehend mechanischen Zeilenbaus, aus der stereotypen Aneinanderreihung der optimal belichteten Wohnzelle geboren, ohne Rücksichtnahme auf spezifische städtebauliche oder topographische Bedingungen der jeweiligen Situation.

Gemeinsamer Bezugspunkt ist, neben den Erfahrungen des Dammerstocks, der im September 1928 ausgeschriebene städtebauliche Wettbewerb für die Reichsforschungssiedlung Haselhorst mit etwa 4000 Wohnheiten in Berlin, zu dem 221 Beiträge eingereicht werden und bei dem alle dreizehn prämierten Arbeiten mit einem strengen, in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Zeilenbau, senkrecht zu den Fahrstraßen verlaufenden Wohnwegen und konsequenter Ost-West-Orientierung der Wohnungen aufwarten.¹³

Bis zum Ende der 20er Jahre hat sich der Zeilenbau bei den 'modernen' Architekten auf breiter Basis, nicht nur in Deutschland, als das 'zeitgemäße' Behausungsmuster durchgesetzt. Dennoch sind keineswegs alle Planungen gleichermaßen stereotyp und uniform. Dafür seien hier nur drei Beispiele aufgeführt.

In Berlin wird von 1929 bis 1932 die Großsiedlung Siemensstadt nach

¹⁰ Aus einem Werbeprospekt von 1990, zit. nach Maunsson, 1990, S. 66

¹¹ Die „klassischen Formelemente“ und das „geneigte Dach“ werden in den Prospekten immer wieder herausgestellt.

¹² Siehe Abschnitt 3.3.5. *Projekte nach Dammerstock.*

¹³ Siehe Liselotte Ungers, Die Suche nach einer neuen Wohnform Siedlungen der zwanziger Jahre damals und heute, Stuttgart 1982, S. 17ff; Sigurd Fleckner, Die Reichsforschungsgesellschaft. Anspruch und Scheitern, Diss. Aachen 1993

einem städtebaulichen Entwurf von Hans Scharoun ausgeführt; an der Planung der Wohngebäude sind außerdem Otto Bartning, Hugo Häring, Walter Gropius, Fred Forbat und Paul Rudolf Henning beteiligt. Siemensstadt ist wiederholt als ein, zumindest in Teilaspekten, 'alternatives' Modell innerhalb der Moderne oder auch als „Wiedergewinnung der Aura“ (Manfredo Tafuri) bezeichnet worden. Durch eine subtile Aufnahme der äußeren Randbedingungen wird hier, gerade auf der städtebaulichen Ebene, einem sturen Schematismus entgegengewirkt. So sind z.B. die kurzen, in Nord-Süd-Richtung parallel gestellten Zeilen auf ihrer Südseite durch eine lange geschwungene, in Ost-West-Richtung verlaufende 'Stadt-Kante' räumlich gefaßt; auf dieser Seite erfährt die Siedlung eine eindeutige Begrenzung. Gleichzeitig wird durch schräg gestellte Zeilen, die einen trichterförmig sich verengenden Raum gestalten, eine höchst wirkungsvolle Eingangssituation geschaffen.¹⁴

Zur gleichen Zeit entstehen in Stuttgart, von Richard Döcker geplant, die Wohnsiedlungen Im Wallmer und in der Stirnbrandstraße. Auch hier wird dem rigiden Prinzip einer gleichförmigen Ausrichtung aller Baukörper durch eine an die Topographie angelehnte Höhenstaffelung, durch die Betonung der Köpfe, d.h. des Anfangs und des Endes einer Zeile, durch farbliche Differenzierung und andere subtile Maßnahmen mehr entgegengewirkt.¹⁵

In der Werkbundsiedlung Siedlung Neubühl bei Zürich (1930-32; von Häfeli, Moser, Roth und Schmidt) werden niedrige, maximal dreigeschossige Zeilen den Hang hinunter gestaffelt, um sie in die vorhandene Topographie einzubinden und gleichzeitig den Blick auf den See freizuhalten. Die Orientierung der Hauptwohnräume erfolgt in diesem Fall, durch die Aussicht bedingt, nach Süden bzw. Südosten.¹⁶

Zu den konsequentesten Zeilenbau-Projekten der frühen 30er Jahre im europäischen Ausland zählen der Entwurf für die Wohnsiedlung Blijdorp in Rotterdam (1931) von J.J.P. Oud, bei dem dieser ein den Haesler'schen Kabinengrundrissen entlehntes Grundrißsystem vorschlägt und davon ausgehend ein äußerst rationales, gleichförmiges Bebauungsmuster entwickelt, die Planung für ein Grünes Mailand (Milano Verde, 1938) von Franco Albini und Ignazio Gardella, welche den Abriß weiter Teile der nordwestlichen Gründerzeit-Stadt zugunsten einer stereotypen Überbauung mit parallelen, niedrigen Zeilen und höheren Scheiben vorsieht, weiterhin Projekte für Turin, für die tschechoslowakische Stadt Zlin u.a., die in ihrer Radikalität in den meisten Fällen jedoch nicht realisiert werden können.

Auch der große Beachtung erfahrende Erweiterungsplan für Amsterdam, der 1931-34 vom kommunalen Planungsamt unter Leitung von Cornelis van Esteren erarbeitet und als erste Umsetzung der Kriterien der CIAM im großen Maßstab angesehen wird, geht, unter stadträumlichen Gesichtspunkten betrachtet, von einer Auflösung der geschlossenen Stadtform zu einer eher offenen, seeligen Siedlungstextur über.

In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg erfährt der Zeilenbau seinen endgültigen Durchbruch auf breiter Basis. Die ursprünglich mit dem Paradigma noch verbundenen emanzipatorischen, sozialen Inhalte (soziale Homogenität und der Standard als ein jedermann zustehendes Optimum) gehen dabei

¹⁴ Zur Großsiedlung Siemensstadt siehe Ungers, 1982, S.39ff; Julius Posener, *Großsiedlungen*, in: ARCH+, Nr. 48, 1979, S.72; Dal Co und Tafuri, 1977

¹⁵ Roland Ostertag, Richard Döcker 1894-1968, in: *Deutsches Architektenblatt*, Nr. 3, 1995, S.386-387

¹⁶ Posener, *Großsiedlungen*, 1979, S.73; Ungers, 1982, S.193ff; Ueli Marbach und Arthur Rüegg, *Werkbundsiedlung Neubühl in Zürich Wollishofen 1928-1932*, Zürich 1990

weitgehend verloren. Der Zeilenbau wird in den 50er Jahren auf das einfache und anspruchslose Bebauungs-Schema einer rationalisierten Siedlungsproduktion reduziert, das sich problemlos, ökonomisch und dem jeweiligen Bedarf leicht anpaßbar überall realisieren läßt.

Zu den wenigen Ausnahmen eines räumlich differenzierteren Umgangs mit der Zeile zählen die Projekte der Architektengemeinschaft Van den Broek & Bakema, wie z.B. die Siedlung Klein Driene für 3500 Einwohner in Hengelo (1950-56). Mittels einer Kombination von unterschiedlichen Typologien der Reihenhau- bzw. Geschloßwohnungszeile werden hier kleine Teil-Quartiere mit 100 Wohneinheiten geschaffen, die einen zentralen, verkehrsfreien Platz als lokalen Mittelpunkt umschließen. Damit soll eine bauliche wie auch eine soziale Durchmischung unterschiedlicher Bevölkerungs- und Altersgruppen erreicht werden. Eine zentrale Erschließungsachse bildet das gemeinsame Rückgrat der insgesamt sechs Kleinquartiere.¹⁷ Im Gegensatz zur simplen Repetitivität des seriellen Prinzips wird in diesem Fall die Wiederholung identischer Teil-Einheiten mit der Überschaubarkeit der kleinen Gruppe verbunden. Damit wird, ganz im Sinn der Kritik des Team X (zu dem auch Van den Broek & Bakema gehören) an den Grundsätzen der CIAM, der Versuch unternommen, eine räumliche 'Ver-Ortung' (der Bewohner und ihrer Wohnsituation) im homogenen Stadtraum der Moderne zu bewirken.

Mit der Forderung nach „urbaner Verdichtung“, wie sie in den 60er Jahren erhoben wird, tritt der (lockere) Zeilenbau im fließenden Raum als Siedlungsmodell zunächst in den Hintergrund zugunsten komplexer, verdichteter (Mega-)Strukturen. Sheffield Park Hill und Toulouse-le Mirail sind die Paradigmen jener Zeit.¹⁸

Auch in den 70er und frühen 80er Jahren, in denen die 'postmoderne' Wiederentdeckung der historischen Stadt im räumlichen Schematismus der funktionalistischen Stadtproduktion das Grundübel der Unwirtlichkeit unserer modernen Stadtstrukturen anprangert, spielt der Zeilenbau als räumliches Paradigma nur eine untergeordnete Rolle.

In den ausgehenden 80er Jahren gewinnt er jedoch eine neue, unerwartete Popularität zurück. Der Zeilenbau ist wieder aktuell, was sich an zahlreichen Projekten nachvollziehen läßt. Zwei Aspekte scheinen dabei eine Rolle zu spielen.

Zum einen ist es die ökologische Komponente. Die passive bzw. aktive Nutzung der Solarenergie macht, als neuer egalisierender Faktor, eine gleichförmige Ausrichtung der Gebäudestrukturen, nunmehr nach Süden, erforderlich. Zahlreiche Wohnsiedlungen folgen diesem Muster. Beispielhaft erwähnt sei, wenn auch die Siedlungsstruktur in diesem Fall nicht nur auf ökologische Bestimmungsgründe zurückzuführen ist, die Siedlung Steinberg in Rothenbach an der Pegnitz, 1990 von der Gruppe Metron geplant.¹⁹ Einfache, gereichte Zeilen öffnen sich nach Süden zur Sonne hin. Auch die Grundrisse der 54 Wohneinheiten sind dementsprechend zioniert: Aufenthaltsräume auf der verglasten Südseite, Nebenräume im Norden. Gleichzeitig wird der Stereotypie des seriellen Prinzips durch eine differenzierte städtebauliche Gestaltung der Außenräume entgegengewirkt: durch die leichte Abdrehung eines Teils der Zeilen, die Ausprägung eines deutlichen Siedlungsrandes in Form der 'dienenden' Neben- und

¹⁷ Jürgen Joodicke (Hrsg.), Van den Broek und Bakema, Stuttgart 1976, S.36ff

¹⁸ Siehe dazu auch den Abschnitt Antworten auf die Moderne: Auflehnung und Fortschreibung/Krise oder Kontinuität (1950-1970) im Anhang dieser Arbeit

¹⁹ Siehe Wohnmodelle Bayern 1984-1990, München 1990, S.102ff

Gemeinschaftsbauten, die Ausbildung von kleinen Nachbarschaftsplätzen wie auch einer eindeutigen Vorder- bzw. Rückseite der Zeilen durch Gartenhäuschen, welche jeweils die privaten Freiräume gegenüber dem Wohnweg der nächsten Hauszeile abschirmen.

Zum anderen ist es die Kritik an der historisierenden Stadtrekonstruktion der Postmoderne, welche ein vielfach nur aufgesetztes und mit der Realität kaum mehr kongruentes Stadt-Bild kultiviert. Die Hoffnung auf eine 'soziale' Gesundung der Stadt durch die bloße städtebauliche Wiederbelebung vergangener Raumkonfigurationen hat sich als illusorisch erwiesen und die vorge-täuschte Idylle als lediglich übergestülpte Simulation enttarnt. Insofern knüpfen die 'neuen' Zeilenbau-Projekte durchaus an den nüchternen Realismus der Avantgarde der 20er Jahre an: Eine Siedlung bleibt eine Siedlung. Jegliche idyllische, letztlich jedoch artifizielle Setzung von 'Lebens-Räumen' wird zunächst abgelehnt.

Zu den bekanntesten Beispielen der letzten Jahre gehört die Siedlung Pilo-tengasse in Wien-Aspern (1990).²⁰ Die Architekten Adolf Krischanitz, Otto Steidle und Jacques Herzog & Pierre de Meuron haben hier acht 300 m lange, parallele Zeilen gestaltet und auf die Ausprägung einer jeglichen urbanen Mitte verzichtet. Bestimmend ist einzig die Typologie der aneinandergereihten Häuser. Wie in der Siedlung Dammerstock sind die Häuser mittig auf der Parzelle platziert. Sie haben einen Garten vor und einen hinter dem Haus; Vorder- und Rückseite verschwimmen. Und wie im Dammerstock sind auch hier die Zeilen von verschiedenen Architekten entworfen worden, mit sehr unterschiedlichen Grundrißtypen, die durch das strenge Gesetz des Ganzen zusammengehalten werden. Hier soll kein vorformuliertes, 'heiles' Stadtbild definiert, sondern durch einen hohen Abstraktionsgrad letztlich nur der Hintergrund für unterschiedliche, subjektive Formen der Inbesitznahme und Aneignung vorgegeben werden.

Doch auch in diesem Fall gibt es, beim genauen Hinschauen, noch subtile Differenzierungen des zunächst so abstrakt und rigide erscheinenden Schemas. Die leichte Krümmung der inneren sechs Zeilen verleiht jedem Haus seinen spezifischen Charakter. In der Überlagerung mit dem linearen Wegesystem ist jede Parzelle somit etwas anders geschnitten. Die beiden geraden Zeilen am Siedlungsrand markieren, auch durch eine andersartige Typologie, eine äußere, begrenzende 'Schale'. Ein differenziertes Farbkonzept trägt zu weiteren Unterschieden innerhalb des Ganzen bei.

Nachfolgebeispiele zum Baublock als städtischem Grundbaustein

Es gibt kaum Nachfolgebeispiele, welche die Konzepte von Spangen auf allen Ebenen (der Quartiersmorphologie, der Gebäudetypologie, des Erschließungssystems, des sozialen Anspruchs) gleichermaßen weiterentwickeln. Vermutlich liegt in der Verknüpfung so vielfältiger Aspekte auch seine einzigartige Bedeutung in der Geschichte des Wohnungsbaus unseres Jahrhunderts. In Bezug auf einzelne Teilaspekte gibt es jedoch eine Vielzahl von Nachfolgebeispielen. Eine besondere Relevanz weist Spangen, in seiner Verbindung von räumlicher

²⁰ Siehe Bauwelt, Nr. 28-29, 1992, S. 1622-1626

Struktur und sozialem Anspruch, dabei für das Team X und insbesondere dessen holländische und englische Mitglieder (Van Eyck, Van den Broek & Bakema, Peter und Alison Smithson u.a.) auf.

Nachfolger auf der morphologischen Ebene

Die Planungen während der Amtszeit von Fritz Schumacher als Baudirektor und Oberbaudirektor der Stadt Hamburg (1909-1933) basieren auf einer den holländischen Stadterweiterungen vergleichbaren Grundhaltung in morphologischer Hinsicht, d.h. einer Fortschreibung der überlieferten, geschlossenen Raumstruktur der Großstadt und Beibehaltung des (reformierten, großzügig durchgrünt) Baublocks als Grundbaustein des Quartiers.²¹ In den 20er Jahren entstehen in Hamburg mehr als 20.000 Wohneinheiten in neuen Siedlungen rings um die Kernstadt herum. Zu den bekanntesten zählt die von Karl Schneider und anderen ab 1919 geplante Wohnanlage am DuIsberg, mit dreigeschossigen Mietshäusern um großzügig und einheitlich angelegte, grüne Innenhöfe herum, ebenso wie die Jarrestadt aus den Jahren 1926-29. Vielfach werden Blöcke auch in innovativer Weise mit zeilenartigen Strukturen kombiniert, wie z.B. in den hof-ähnlichen Doppelzeilen mit einander zugewandten Laubenganghäusern von A.R. Frank (1929-31).

Ein sehr spezifisches Nachfolgebispiel bilden die kollektiven Großformen der Wiener Höfe der Jahre 1923-30. Auf der einen Seite fügen sie sich in das traditionelle stadträumliche Muster von Straßen und Blöcken ein. Auf der anderen Seite weisen sie als Superblocks mit solitär-artigem Charakter aber auch eine weitgehende Eigenständigkeit nicht nur in gestalterisch-architektonischer, sondern auch in funktionaler Hinsicht und vor allem in Bezug auf ihre infrastrukturelle Ausstattung auf. Umfassende Gemeinschafts- und Versorgungseinrichtungen, auf der Ebene des jeweiligen Baublocks als eigenständigem Teil-Quartier innerhalb der Stadt, sollen hierbei die geringe Größe und Ausstattung der individuellen Wohneinheiten kompensieren.²²

Anschließend stellt der Baublock, vom Ende der 20er bis in die 60er Jahre hinein, von wenigen Ausnahmen abgesehen, kein Thema der 'modernien' Stadtplanung mehr dar. Bestenfalls wird er in einer aufgelösten Form weitergeführt, wie z.B. im Rotterdamer Quartier Vroesenlaan, in dem J.H. van den Broek 1931-34 einen U-förmig nach Süden geöffneten Wohnhof um eine gemeinschaftliche Grünanlage herum gestaltet. Obwohl dieser noch in die stadträumliche Kontur eines vormaligen Blocks gefaßt ist, zeigt er schon viele Merkmale einer räumlichen Auflösung: den Fortfall der Randbebauung im Süden, die Anhebung der Wohnungen auf ein Sockelgeschoß, so daß kein direkter Bezug mehr zum ebenerdigen Grund und Boden besteht, sowie die Aufgabe der indivi-

²¹ „Gingen andere deutsche Städtebauer, wie vor allem Ernst May, zum Prinzip der Auflösung der Großstadt durch ein weiträumig lockeres Gefüge von Geschäftskern und Trabantenstädten über, so behielt Schumacher die Einheit als Leitvorstellung bei. Seine Siedlungen sind eben nicht nur Satelliten eines in seinem Wachstum endgültig festgelegten Gravitations- und Geschäftszentrums, sondern 'Jahresringe' eines organischen Körpers.“ (Hermann Hipp, *Fritz Schumachers Hamburg: Die 'reformierte Großstadt'*, in: Lampugnani, 1992, S.163; dort finden sich auch weitere, ausführliche bibliographische Hinweise zur Tätigkeit von Fritz Schumacher in Hamburg). Siehe außerdem Kähler, 1985

²² Zu den Wiener Höfen siehe Kähler, 1985, S.174ff und S.306ff; Gravagnuolo, 1991, S.199-210, außerdem den grundlegenden Beitrag von Klaus Novy, *Der Wiener Gemeindefohnungsbaubau: 'Sozialisierung von unten'*, in: ARCH+, Nr. 45, 1979, S.9-25

duellen, den Wohnungen zugeordneten Gartenparzellen.²³

Zu den wenigen, in der Literatur lange Zeit unterschlagenen Ausnahmen einer Permanenz dieses Paradigmas zählen einige Stadtneugründungen der 50er Jahre in sozialistischen Ländern, wie Eisenhüttenstadt in der DDR und Nowa Huta bei Krakau in Polen,²⁴ die beide mit traditionellen städtischen Raummustern und Stadtbausteinen (Blöcken, Alleen, Boulevards, zentralen Plätzen) operieren.

Hans-Paul Bahrdr schreibt, symptomatisch für eine weit verbreitete Grundhaltung, im Jahr 1961: Der „Baublock (...) ist heute - mit Recht - eines der Hauptangriffsziele der modernen Städteplaner“.²⁵

Eine Wiedergeburt des Baublocks erfolgt erst Ende der 60er und in den 70er Jahren. Der erneute Paradigmen-Wechsel wird zunächst in einigen grossen Wettbewerben sichtbar, wie z.B. in Berlin-Tiergarten (1973), im Wettbewerb für das Gebiet der vormaligen Königlichen Münze in London (1974), in diversen Gutachten und Wettbewerben zur Sanierung von Berlin-Kreuzberg und Wedding (ab 1972). Ab Mitte der 70er Jahre gelangen die 'neuen' Blockstrukturen zur Ausführung, vor allem in Stadterneuerungsprojekten, z.B. in Karlsruhe, in den Projekten der IBA 1984-87 in Berlin, in den Vorschlägen für das Olympische Dorf in Barcelona (1991-92). In den 80er Jahren wird der Baublock auch bei großmaßstäblichen Stadterweiterungen auf der 'grünen Wiese' als Standardmuster wiederentdeckt, auch hier zunächst in städtebaulichen Wettbewerben (z.B. Freiburg-Rieselfeld 1992), die in den 90er Jahren zur Ausführung gelangen.

Dennoch haben die 'neuen' Blöcke mit ihrem historischen Vorbild, über die bloße Formhülle hinaus, oftmals nicht mehr viel gemein. Als Beispiel sei der von Hans Kollhoff auf dem KNSM-Eiland, einer vormaligen Hafenisel in Amsterdam, geplante Wohnblock angeführt. Schon von seiner Lage her ist er eher eine solitäre Großform, als in die Morphologie seines Umfelds eingebunden. Auch wenn sich die Backsteinfassaden an den historischen Blöcken der Jahrhundertwende orientieren, bleiben viele andere Aspekte ungelöst: nicht nur die schwierigen Eckgrundrisse, sondern auch die Innenhöfe, die in diesem Fall keine gemeinschaftlich nutzbaren, verbindenden Bereiche mehr (wie im historischen Modell), sondern bloße Hinterhöfe darstellen, ohne eine eindeutige Innen-Außen-Beziehung (die Ausrichtung der Wohnungen erfolgt nach Himmelsrichtung, d.h. zum Hof sind teilweise 'Vorder-' und teilweise 'Rückfronten' orientiert) und ohne eine direkte Zugangsmöglichkeit von den Wohnungen im Erdgeschoß aus.²⁶

Nachfolger des Erschließungsmodells

Das Muster eines offenen, hochgelegenen Erschließungsdecks, einer sog. Dachstraße, wie sie in Spangen erstmals vorgeschlagen worden ist, wird insbesondere in den Konzepten und Projekten des Team X weiterentwickelt. Im Quartier Park Hill in Sheffield (1957-61) erfährt es ein Nachfolgebeispiel, das seinerseits zum einflussreichen Paradigma wird. Zahlreiche Projekte der 'low rise/high density'-Bewegung in England ab Mitte der 60er Jahre nehmen dieses Er-

²³ Siehe Fanelli, 1978, Abb.714-716

²⁴ Zu Nowa Huta siehe Irion und Sieverts, 1991, S.238ff

²⁵ Hans-Paul Bahrdr, Die moderne Großstadt, Hamburg 1961, 2. Aufl. 1969, S.93

²⁶ Zum Block auf dem KNSM-Eiland siehe *Bauwelt*, Nr. 45, 1994

schließungsprinzip ebenfalls auf, z.B. die Quartiere Lillington Street, Marquess Road, Fleet Road, Alexandra Road u.a.²⁷

Nachfolgebeispiele zur Unité d'habitation

Sowohl in gebäudetypologischer wie auch in städtebaulicher Hinsicht hat das Paradigma der Unité d'habitation eine umfassende Verbreitung erfahren, überall auf der Welt, die jedoch in den meisten Fällen mit dem Wegfall entscheidender Teilelemente des Modells verbunden ist. Dies betrifft z.B. den Wegfall der geplanten großzügigen Grün- und Freiflächen im Umfeld des Gebäudes, den Verlust der Dachterrasse als gebäudeeigener Erholungsfläche, den Verzicht auf die Versorgungs- und sozialen Einrichtungen ebenso wie die meist anspruchs- und belanglose Architektur.

Nachfolger des städtebaulichen Modells

Das Modell der Strahlenden Stadt ist längst schon ein weitverbreitetes Gemeingut geworden, bevor Le Corbusier selbst die Gelegenheit bekommt, ein Fragment davon in Marseille zu realisieren. Seit dem Ende der 40er, in den 50er und vor allem in den 60er Jahren berufen sich viele Stadterneuerungsprojekte, Großsiedlungen und Trabantenstädte auf seine Ideale. Die Unité d'habitation und die Ville Radieuse dienen für prestigeträchtige Vorzeigeprojekte, z.B. Brasilia, ebenso als Vorbild wie für die alltägliche Massenproduktion in den Neuen Städten und Großsiedlungen der ganzen Welt. Keines dieser Projekte kann die Ansprüche einer Strahlenden Stadt einlösen. Meist gehen deren Ideale in der Zielsetzung einer maximalen Massierung von Bewohnern und Wohnheiten unter.

So läßt sich z.B. die Vorstellung von einer großzügigen Parklandschaft in kaum einer Siedlung realisieren. Grün- und Freiflächenanteile von 85-95%, wie sie Le Corbusier vorausgesagt hat, erweisen sich als blanke Illusion. In den meisten Fällen werden sie schon durch die Erschließungs- und Parkierungsanlagen weitgehend aufgefrassen. Ludwig Hilberseimer hat bereits 1927 seine dementsprechenden Zweifel an Le Corbusiers Konzept von den 'Türmen im Grünen' angemeldet und folgende Gegenrechnung aufgestellt:

„Auch hinsichtlich dieser Park- und Grünflächen kommt man bei näherer Betrachtung zu wesentlich negativeren Ergebnissen, da für die in einem Hochhaus untergebrachten Angestellten auch genügend Straßenraum vorhanden sein muß. Allein für Fußgänger muß pro Person 1 qm Gehwegfläche berechnet werden. Ein fahrendes Auto beansprucht nach Berücksichtigung des Bremsweges nach E. Giese (...) etwa 26 qm Verkehrsfläche. (...) Damit schrumpfen die Park- und Grünflächen so erheblich zusammen (...).“²⁸

Ein prominentes Nachfolgeprojekt, das eigentlich ein Vorläufer ist, in dem Sinn, daß es zeitlich noch vor der Unité in Marseille fertiggestellt wird, konzeptionell

²⁷ Siehe dazu den Abschnitt 'Park Hill Sheffield (1957-61)' im 'Überblick über nachfolgende Paradigmen der Wohnquartiersplanung (1950-1990) im Anhang dieser Arbeit

²⁸ Ludwig Hilberseimer, Groszstadt-Architektur, Stuttgart 1927, S.16

aber auf den Lehren der *Ville Radieuse* und insbesondere des *Plan Voisin* aufbaut, ist das Stadterneuerungsprojekt *Suyvesant Town* in New York (1943-1949). Es handelt sich dabei um 8.755 Wohneinheiten in 13geschossigen, enggestellten Hochhäusern und innenstadtnaher Lage, zwischen denen allerdings kaum Platz für die versprochenen Freiräume bleibt.²⁹

Auch die Hochhäuser am Grindelberg in Hamburg werden zeitgleich mit dem Bau in Marseille geplant und realisiert (Planung ab 1945, Bezug ab 1950; Architektengemeinschaft Hermkes, Jäger, Ladders, Sander, Streb, Trautwein und Zess). Es ist das erste in Deutschland gebaute Quartier, das dem Gedankengut der *Ville Radieuse* verpflichtet ist und nach dem Muster der freistehenden Scheiben des Entwurfs für Nemours (1934) verwirklicht wird. Dabei handelt es sich um insgesamt zwölf 15geschossige Hochhäuser, die zum Teil auf kriegszerstörtem Gelände, zum Teil aber auch auf Abbruchgelände von noch intakter Bausubstanz errichtet werden.³⁰

Zwischen 1954 und 1956 entsteht die Parkstadt München-Bogenhausen (Architekt Sep Ruf). Freistehende Wohnscheiben um einen zentralen, nur für Fußgänger zugänglichen, parkartigen Innenbereich werden in diesem Fall im Randbereich auch durch niedrigere Geschoß- und Reihenhausezeilen ergänzt.

München-Bogenhausen verweist auf das international bekannteste und gelungenste Nachfolgeprojekt der *Ville Radieuse*, das *Roehampton Estate* (1952-59), am Rande des *Richmond Parks* in London gelegen, das selbst zum weitreichenden Paradigma avanciert.³¹ Es ist allerdings nur in Teilbereichen dem 'vertikalen' Modell der *Unité d'habitation* unmittelbar nachempfunden; das betrifft insbesondere die scheibenförmigen, 11geschossigen Hochhäuser, die sich den leicht fallenden Hang hinunterstaffeln, sowie die Gestaltung der Parklandschaft zwischen den in lockeren Gruppen verteilten Solitären. Gebäudetypologische Unterschiede zur *Unité d'habitation* liegen in der Außengang-Erschließung der Wohnscheiben (anstelle der Innenstraße in Marseille) und in den deutlich schlankeren *pilots*. Ansonsten ist das Quartier eher den Vorstellungen von einer 'gemischten Bauweise' im Hoch-, Mittel- und Flachbau verpflichtet, womit es sozusagen ein Vermittlungsmodell zwischen der Kompromißlosigkeit der Strahlenden Stadt und den Ansprüchen des Alltags darstellt.

Ein weiteres wichtiges Projekt im Ideenkontext der Strahlenden Stadt ist das Hansaviertel in Berlin, ein Stadterneuerungsprojekt, das anlässlich der Interbau von 1957 realisiert wird. Als Gegenmodell zur Ostberliner Stalinallee konzipiert, soll hier, in der Konkurrenz der politischen Systeme, die Überlegenheit des westlichen Systems auch im Städte- und Siedlungsbau demonstriert werden. Das nur teilweise kriegszerstörte alte Hansaviertel mit seiner typischen Gründerzeitbebauung wird vollständig abgeräumt, um dem Demonstrationsobjekt für eine moderne Stadt Platz zu machen: mit einer vertikalen (statt einer horizontalen) Dichte, durchgrünt und durchlüftet und einer strikten Trennung der unterschiedlichen Verkehrsarten.³² In Bezug auf die Gebäudetypologie wird

²⁹ Siehe Rowe, 1993, S. 178f

³⁰ Zunächst sind die Häuser als Unterkünfte für Familien der britischen Besatzungsmacht vorgesehen; schließlich werden sie aber als Sozialwohnungen mit einem bis 2½ Zimmern von deutschen Familien genutzt. Zu den Grindelhochhäusern siehe Kurt Hoffmann, Rudolf Ladders und Albrecht Sander, *Die Hochhäuser am Grindelberg*, Stuttgart 1959; außerdem *Bauen und Wohnen*, 1950, S. 554-558

³¹ Zum *Roehampton Estate* als eigenständigem Paradigma siehe den entsprechenden Abschnitt im Überblick über nachfolgende Paradigmen der Wohnquartiersplanung (1950-1990) im Anhang dieser Arbeit

³² Der Wettbewerbsentscheid datiert von 1953. Den ersten Preis gewannen Kreuer, Jobst und Schliesser mit einem Entwurf, der noch von ausgeprägten städtebaulichen Großformen und

hier, im Gegensatz zur *Unité d'habitation*, nicht mehr der Anspruch erhoben, nur einen einzigen Wohn-Typ gestalten zu wollen, sondern das Angebot ist, was natürlich auch mit dem Ausstellungscharakter zusammenhängt, vielfältig differenziert. Der Gebäudetyp, der dem Konzept der *Unité* am nächsten kommt, ist das Punkthaus von Bakema mit zweigeschossigen Wohneinheiten, inneren Erschließungswegen, einer von den Bewohnern nutzbaren Dachterrasse und teilweise doppelgeschossigen 'Gärten auf der Etage', die an die vertikalen Erschließungsverläufe angehängt sind.

Auch die neue Hauptstadt Brasilia, nach Plänen von Lucio Costa und Oscar Niemeyer 1957-60 realisiert, stellt ein eindrucksvolles Beispiel einer Verwirklichung ex novo der Le Corbusier'schen Stadtbaukonzepte dar, gleichzeitig aber auch ihres Scheiterns unter den tatsächlichen gebrauchts- und nutzungsbezogenen Anforderungen der Stadt. Der Vergleich drängt sich auf: Die vitalere (und realere) Stadt offenbart sich heute in den 'spontanen' Satellitenstädten rings um die ursprüngliche Kernstadt herum. Brasilia ist ein weitgehend 'blutarmes' Architektur-Monument, einer großmaßstäblichen Skulptur vergleichbar, und wurde als solches auch unter (UNESCO-)Schutz gestellt.³³

Nachfolger des gebäudetypologischen Modells

Das typologische Modell der *Unité d'habitation* als hochgeschossige, solitäre Wohnscheibe ist das Vorbild unzähliger Bauten in allen Ländern und Kontinenten. Es hat bis heute wenig von seiner ursprünglichen Ausstrahlungskraft eingeübt, wenn auch sein vormals universeller Geltungsanspruch inzwischen grundsätzlich in Frage gestellt wird und es längst kein Modell mehr der Standard-Versorgung, sondern eher eines für sehr spezifische Ansprüche und Nutzergruppen darstellt.

So entstanden in den letzten Jahrzehnten, um nur einige wenige zu nennen, 'Unités' in Berlin und London, Paris und Rom³⁴, Danzig und Zagreb³⁵ ebenso

raumplastischen Kompositionen, mit einer deutlichen Öffnung zum Tiergarten hin, ausging. Im Lageplan, wie er nach zahlreichen Änderungen schließlich ausgeführt wird, ist die städtebauliche Zusammenstellung dagegen eher zufällig und kaum mehr als eine Ansammlung von individuellen Bauten unterschiedlicher Architekten aus unterschiedlichen Ländern, die ohne ein verbindendes Konzept in einer grünen Parklandschaft verteilt sind. Le Corbusier besteht seinerseits auf einem anderen Standort für seine *Unité d'habitation* in Berlin.

Zum Hansaviertel siehe auch Cramer und Gutschow, 1984; Thomas Hafner, Vom Montagehaus zur Wohnscheibe. Entwicklungslinien im deutschen Wohnungsbau 1945-1970, Basel, Berlin und Boston 1993 (mit weiteren bibliographischen Angaben); *architektur · weithewerke*, Nr. 99, 1979

³³ Siehe Alexander Fils, Brasilia, Düsseldorf 1988; Matheus Gorovitz, Brasilia. Das Konzept der Nachbarschaft zwischen Anspruch und Wirklichkeit, in: *Werk, Bauen und Wohnen*, Nr. 6, 1993; Jorge Francisoni, What future for Brasilia, in: *TRIALOG*, Nr. 46, 1995, S.46ff; Eckhart Ribbeck und Celso Lellis, Towards normality. Recent development trends in Brasilia, in: *TRIALOG*, Nr. 34, 1992

³⁴ Zum Beispiel das *Corviale*-Projekt von Marco Fiorentino u.a. (1972-82) als weitgehend autonome Siedlungsanlage nach dem Vorbild einer überdimensionierten *Unité d'habitation*. In einem einzigen linearen Baukörper von einem Kilometer Länge und neun Geschossen Höhe sind hier 8500 Einwohner untergebracht; auf halber Gebäudehöhe verläuft eine Erschließungs- und Versorgungsstraße, an die auch die Gemeinschaftseinrichtungen und Dienstleistungen angelagert sind. (Siehe Giorgio Muratore u.a., Italia. Gli ultimi trent'anni, Bologna 1988, S.351)

³⁵ *Unité d'habitation* in Zagreb von Drago Galitch (1954); siehe *L'architecture d'aujourd'hui*, Nr. 113-114, 1964, S.XXVII

wie in Chicago³⁶ und New York, Algier und Caracas³⁷.

Zu den größten Projekten in Deutschland, die dem Le Corbusier'schen Wohnmodell verpflichtet sind, gehört der Asemwald (sog. Hannibal) in Stuttgart. Die ersten Planungen der Architekten Otto Jäger und Werner Müller, abseits der Stadt, im Wald gelegen, ein großes, solitäres Wohngebäude nach dem Vorbild der Unité d'habitation zu errichten, gehen in das Jahr 1959 zurück. Vorgesehen ist zunächst eine 650m lange und 50m hohe Scheibe mit 1200 Wohneinheiten für 4200 Bewohner, also ungefähr das dreifache Volumen der Unité in Marseille. Ein solches Projekt ist nicht durchsetzbar, und immer wieder gibt es Änderungen der Planung. Zunächst wird die 'Scheibe' geknickt, später geteilt (1962), 1967 schließlich werden im Bebauungsplan drei versetzte Baukörper, 21 bis 23 Geschosse hoch und 135m lang (also fast genau in den Maßen des Vorbilds von Marseille), festgeschrieben, mit insgesamt 1143 Wohneinheiten für ca. 3600 Einwohner. Die Versorgung erfolgt durch Läden und Gemeinschaftseinrichtungen im Quartier; auf dem Dach befinden sich eine Sonnenterrasse, ein Hallenbad mit Sauna, ein Restaurant. Heute ist der Asemwald eine durchaus geschätzte Wohnlage für den oberen Mittelstand.³⁸

Ahnliche Modell lassen sich vielerorts antreffen. In den meisten Fällen stehen allerdings weniger städtebauliche Konzepte als vielmehr das Bestreben nach einer größtmöglichen Bodenausnutzung und Rentabilität im Vordergrund der Überlegungen. Der mit der Planung der ab dem Jahr 1970 konzipierten Karlsruher 'Unité d'habitation', am Ruppurer Schloß gegenüber der Dammerstock-Siedlung und unweit der Ruppurrer Gartenstadt gelegen, betraute Architekt bringt dies ganz offen zum Ausdruck:

„Wir sind keine Verfechter von Hochhäusern, aber wir hatten vom Bauherrn den Auftrag, den größten Nutzeffekt zu erzielen.“³⁹

³⁶ Z.B. die *Marina City* von Bertrand Goldberg Associates (1962), hierbei handelt es sich um zwei 65geschossige, zylindrische Turmbauten mit insgesamt 896 Wohneinheiten, wobei die oberen 40 Geschosse dem Wohnen, die darunter liegenden Geschosse dem Parken vorbehalten sind; bedingt durch den kreisförmigen Grundriß, muß die (ungleiche) Ausrichtung der Wohnungen ohne Rücksicht auf Himmelsrichtung und unterschiedliche Besonnungsbedingungen erfolgen. (Siehe *Werk, Bauen und Wohnen*, Nr. 12, 1991)

³⁷ Die Superblöcke des *Cerro Grande* und des *Cerro Piloto* Projekts von Guido Bermudez in Caracas, Venezuela, machen die Probleme deutlich, die mit der Übertragung der Le Corbusier'schen Modelle in einen völlig anderen geographischen, kulturellen, sozialen und auch ökonomischen Kontext gegeben sind: andere Lebensweisen und Wohnvorstellungen der (meist vom Lande zugezogenen) Bevölkerungsgruppen, Überbelegung und -nutzung der kleinen, funktional spezialisierten Grundrisse durch Großfamilien, mangelnde Vertrautheit mit der technischen Gebäudeausstattung, fehlende Bereiche im Innen- wie Außenraum für über das Wohnen hinausgehende, informelle Tätigkeiten u.a.m. (Siehe auch John Turner, *Housing by People*, dt. Ausgabe: Verelendung durch Architektur, Reinbek 1978)

³⁸ Siehe Häfner, 1993; Antero Markelin und Rainer Müller, *Stadtbaugeschichte Stuttgart*, Stuttgart und Zürich 1991

³⁹ Dieter Stahl, *Werkgemeinschaft Karlsruhe*, in: *Badische Neueste Nachrichten* vom 27.3.1972

Quellen- und Literaturangaben

Allgemeine Literatur

- Banham, Reyner; 1960 (1964):
Theory and Design in the First Machine Age, London;
dt. Ausgabe: Die Revolution in der Architektur Theorie und Gestaltung im ersten Maschinenzeitalter, Reinbek 1964
- Bauer, Catherine; 1934:
Modern Housing, New York
- Benevolo, Leonardo; 1988:
Geschichte der Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts (Bd. 3), München
- Benevolo, Leonardo; 1978:
Geschichte der Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts (Bd. 1 und 2), München
- Benevolo, Leonardo; 1971
Die sozialen Ursprünge des modernen Städtebaus, Gütersloh
- Benjamin, Walter; 1963:
Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, Frankfurt
- Boyer, Christine; 1983:
Dreaming of the Rational City, Cambridge/Mass.
- Broadbent, Geoffrey; 1990:
Emerging Concepts in Urban Space Design, London und New York
- Bürger, Peter; 1974:
Theorie der Avantgarde, Frankfurt am Main
- Castex, Jean; Depaule, Jean-Charles; Panerai, Philippe; 1977 (1985):
Formes urbaines: de l'îlot à la barre, Paris;
dt. Ausgabe. Vom Block zur Zeile. Wandlungen der Stadtstruktur, Braunschweig 1985
- Cramer, Johannes; Gutschow, Niels; 1984:
Bauausstellungen. Eine Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts, Stuttgart, Berlin, Köln und Mainz
- Dal Co, Francesco; Tafuri, Manfredo; 1977:
Architektur der Gegenwart, Stuttgart
- Endell, August; 1908 (1984):
Die Schönheit der großen Stadt, Stuttgart (Nachdruck Berlin 1984)
- Fehl, Gerhard; 1990:
Gartenstadt-Bebauung oder schematische Reihenhaus-Bebauung? Zum Konflikt um die Bebauungsweise der neuen Siedlungen ab 1918. in: Franziska Bollerey, Gerhard Fehl und Kristiana Hartmann (Hrsg.), Im Grünen wohnen - im Blauen Planen. Ein Lesebuch zur Gartenstadt, Hamburg

- Fishman Robert; 1977
Urban Utopias in the Twentieth Century: Ebenezer Howard, Frank Lloyd Wright and Le Corbusier, New York
- Frampton, Kenneth; 1983:
Die Architektur der Moderne. Eine kritische Baugeschichte, Stuttgart
- Frampton, Kenneth; 1975:
The Evolution of Housing Concepts 1870-1970, in: *LOTUS* 10, S.24-33
- Giedion, Sigfried; 1956:
Raum, Zeit, Architektur, Zürich und München
- Gosling, David; Maitland, Barry, 1984:
Concepts of Urban Design, London und New York
- Gravagnuolo, Benedetto; 1991
La progettazione urbana in Europa 1750-1960. Storia e teorie, Bari
- Hafner, Thomas; 1993:
Vom Montagehaus zur Wohnscheibe. Entwicklungslinien im deutschen Wohnungsbau 1945-1970, Basel, Boston und Berlin 1993
- Hartmann, Kristiana (Hrsg.); 1994:
trotzdem modern Die wichtigsten Texte zur Architektur in Deutschland 1919-1933, Braunschweig
- Hillebrecht, Rudolf; 1965:
Städtebau heute? Von Ebenezer Howard zu Jane Jacobs, in: *Stadtbauwelt*, Nr. 8, S.638ff
- Irion, Ilse; Sieverts, Thomas; 1991
Neue Städte Experimentierfelder der Moderne, Stuttgart
- Kähler, Gert; 1985
Wohnung und Stadt Hamburg - Frankfurt - Wien. Modelle sozialen Wohnens in den 20er Jahren, Braunschweig und Wiesbaden
- Kuhn, Thomas S.; 1977:
Die Entstehung des Neuen. Studien zur Struktur der Wissenschaftsgeschichte, Frankfurt am Main
- Kuhn, Thomas S.; 1976
Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, 2. revid. u. erg. Aufl., Frankfurt am Main
- Lampugnani, Vittorio Magnago; Schneider, Romana (Hrsg.); 1992:
Moderne Architektur in Deutschland 1900-1950. Reform und Tradition, Stuttgart
- Lampugnani, Vittorio Magnago; 1980:
Architektur und Städtebau des 20. Jahrhunderts, Stuttgart
- Lindner, Burkhardt; 1985:
Walter Benjamin im Kontext, 2. erw. Aufl., Frankfurt am Main
- Malfroy, Sylvain; 1994:
Weder Block noch Zeile, in: *Werk. Bauen und Wohnen*, Nr. 4, S.8-17
- Müller, Michael; 1984:
Architektur und Avantgarde, Frankfurt am Main

- Müller, Michael; 1977:
Die Verdrängung des Ornaments. Zum Verhältnis von Architektur und Lebenspraxis.
Frankfurt am Main
- Norberg-Schulz, Christian; 1982:
Genius Loci, Stuttgart
- Norberg-Schulz, Christian; 1975
The Dwelling and the Modern Movement, in: *LOTUS 9*
- Norberg-Schulz, Christian; 1965:
Logik der Baukunst, Frankfurt am Main und Berlin
- Raulet, Gérard; 1987
Natur und Ornament - Zur Erzeugung von Heimat, Darmstadt
- Rossi, Aldo; 1966 (1973)
L'architettura della città, Padova;
dt. Ausgabe Die Architektur der Stadt, Düsseldorf 1973
- Rowe, Collin, Koetter, Fred; 1978 (1984)
Collage City, Cambridge/Mass und London;
dt. Ausgabe Collage City, Basel 1984
- Rowe, Peter; 1993
Modernity and Housing, Cambridge/Mass
- Scheffler, Karl; 1913
Die Architektur der Großstadt, Berlin
- Sherwood, Roger; 1978
Modern Housing: Prototypes, Cambridge-Mass und London
- Stiftung Bauhaus Dessau und Lehrstuhl für Planungstheorie der RWTH Aachen (Hrsg.);
1995
Zukunft aus Amerika - Fordismus in der Zwischenkriegszeit - Siedlung - Stadt - Raum,
Berlin
- Tafuri, Manfredo; 1973; (1977)
Progetto e utopia - Architettura e sviluppo capitalistico, Roma und Bari;
dt. Ausgabe - Kapitalismus und Architektur - Von Corbusiers Utopia zur Trabantenstadt,
Hamburg und Berlin 1977
- Uhlig, Gunther; 1994 (a)
Von der Zeile zum Block - oder auch nicht, in: Architektur Zentrum Wien (Hrsg.), Stadt-
einfaller - 14 internationale Projekte für Wien, Basel, Boston und Berlin
- Uhlig, Gunther; 1994 (b)
Von der Zeile zum Block? in: *Baumetster*, Nr. 12, S. 26-29
- Uhlig, Gunther; 1981
Kollektivmodell Einkuchenhaus - Wohnform und Architekturdebatte zwischen Frauenbe-
wegung und Funktionalismus 1900-1933, Gießen
- Vogt, Adolf Max, Jehle-Schulte Strathaus, Ulrike; Reichlin, Bruno; 1980
Architektur 1940-1980, Frankfurt am Main, Wien und Berlin
-

Literatur zu Karlsruhe-Rüppurr und zur Gartenstadt-Bewegung

- Auler, Johannes; Filgis, M.N., 1976:
Glück im Winkel. Siedlung Ooswinkel in Baden-Baden, in: *Bauwelt*, Nr. 16-17, S.504-506
- Bellamy, Edward; 1888 (1978):
 Looking backward. 2000-1887, New York;
 dt. Ausgabe: Ein Rückblick aus dem Jahr 2000 auf das Jahr 1887, Neuauflage Berlin 1978
- Bollerey, Franziska; Fehl, Gerhard; Hartmann, Kristiana (Hrsg.); 1990:
 Im Grünen wohnen - im Blauen planen. Ein Lesebuch zur Gartenstadt, Hamburg
- Botz, Georg, 1932:
 Die Gartenstadt Karlsruhe 1907-1932, Karlsruhe
- Botz, Georg; 1925:
 Die Gartenstadt Karlsruhe, Karlsruhe
- Creese, Walter L., 1992:
 The Search for Environment. The Garden City - Before and After, 2. Aufl, London
- Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft (Hrsg.); 1911
 Die deutsche Gartenstadtbewegung, Berlin-Schlachtensee
- Eberstadt, Rudolf; 1920:
 Handbuch des Wohnungswesens, Jena
- Fehl, Gerhard; Rodriguez-Lores, Juan; 1983:
 Die Gartenstadt-Behauung, in: *Stadtbauwelt*, Nr 77
- Gartenstadt Karlsruhe eG (Hrsg.), 1995:
 Bericht über das Geschäftsjahr 1994
- Gartenstadt Karlsruhe eG (Hrsg.); 1982:
 Festschrift zum 75jährigen Bestehen, Karlsruhe
- Hartmann, Kristiana; 1992:
 Gartenstadt und Siedlung. Ein Produktionsversuch menschlicher Heimat, in: *Der Architekt*, Nr 3, S.148-151
- Hartmann, Kristiana; 1976:
 Deutsche Gartenstadtbewegung. Kulturpolitik und Gesellschaftsreform, München
- Howard, Ebenezer; 1898 (1968):
 To-Morrow. A Peaceful Path to Real Reform;
 dt. Neuausgabe: Gartenstädte von morgen. Das Buch und seine Geschichte, hrsg. von Julius Posener, Berlin, Frankfurt am Main und Wien 1968
- Junghanns, Kurt; Schulz, Joachim; 1967:
 Die Gartenstadt im deutschen Städtebau, in: *Deutsche Architektur*, Nr 1, S.58ff
- Kampffmeyer, Hans; 1904:
 Gartenstadt und ästhetische Kultur, Berlin
- Kampffmeyer, Hans; 1913:
 Die Gartenstadtbewegung, 2. Aufl., Leipzig und Berlin

- Mebes, Paul: 1908:
Um 1800. Architektur und Handwerk im letzten Jahrhundert ihrer traditionellen Entwicklung, 2 Bände, München
- Muthesius, Hermann: 1918:
Kleinhaus und Kleinsiedlung, München
- Ostendorf, Friedrich: 1914/22:
Sechs Bücher vom Bauen, Bd. I, II und III, Berlin
- Osthaus, Karl Ernst: 1911
Die Bedeutung der Gartenstadtbewegung für die künstlerische Entwicklung unserer Zeit, in: Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft (Hrsg.), *Die deutsche Gartenstadtbewegung*, Berlin-Schlachtensee
- Posener, Julius: 1979 (a):
Die deutsche Gartenstadtbewegung, in: ders., *Berlin auf dem Wege zu einer neuen Architektur*, München, S.264-288
- Schollmeier, Axel: 1990:
Gartenstädte in Deutschland. Ihre Geschichte, städtebauliche Entwicklung und Architektur zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Münster
- Tessenow, Heinrich: 1919:
Handwerk und Kleinstadt, Berlin
- Tönnies, Ferdinand: 1887 (1970):
Gemeinschaft und Gesellschaft, Nachdruck Darmstadt 1970
- Uhl, Ottokar (Hrsg.): 1983:
Neues Leben in Gartenstädten. Vorbild-Expertise zur erhaltenden Erneuerung von ein- und zweigeschossigen Einfamilienreihenhäusern nach dem Gartenstadt-Konzept von 1910 bis 1930, Karlsruhe
- Unwin, Raymond: 1910
Grundlagen des Städtebaus, Berlin
- Urbanisme*, 1990; Nr. 242: *Le retour des cités-jardins*
- Ward, Stephen (Hrsg.): 1992:
The Garden City Past, Present and Future, London

Literatur zur Siedlung Dammerstock und zum Zeilenbau

- Argan, Giulio Carlo: 1983:
Gropius und das Bauhaus, Braunschweig und Wiesbaden
- Ausstellung Karlsruhe Dammerstock-Siedlung, 1929:
Die Gebrauchswohnung, Ausstellungskatalog, Karlsruhe
- Aymonino, Carlo (Hrsg.): 1978:
L'abitazione razionale. Atti dei congressi CIAM 1929-1930, 5. Aufl., Padova

- Bauhaus-Archiv (Hrsg.): 1987:
Vier Berliner Siedlungen der Weimarer Republik, 2. erw. Auflage, Berlin
- Behne, Adolf: 1930:
Dammerstock, in: *Die Form*, Nr. 6, nachgedruckt in: Gloor und Schwarz (1969)
- Bohtz, C. H., 1969:
40 Jahre Dammerstock-Siedlung in Karlsruhe, in: *Karlsruhe - heute und morgen*, Nr. 3, S.14-19
- Bullock, Nicholas; Read, James: 1985:
The Movements for Housing Reform in Germany and France 1840-1914, Cambridge
- Bullock, Nicholas: 1978:
Housing in Frankfurt 1925 to 1931 - and the new Wohnkultur, in: *Architectural Review*, Juni, S.333-342
- Cramer, Johannes; Gutschow, Niels: 1984:
Bauausstellungen, Stuttgart, Berlin, Köln und Mainz
- Deutsches Architekturmuseum (Hrsg.): 1986:
Ernst May und das Neue Frankfurt 1925-30, Berlin
- Dierich, Thomas: 1987:
Das überschätzte Leitbild. Zum Stellenwert städtebaulicher Zielsetzungen im Großsiedlungsbau, in: Ulfert Herlyn, Adelheid von Saldern und Wulf Tessin, *Neubausiedlungen der 20er und 60er Jahre. Ein historisch-soziologischer Vergleich, Frankfurt und New York*, S.127-156
- Dommer, 1930:
Neues Bauen und Wohnen in der Karlsruher Dammerstocksiedlung, in: *Adressbuch für die Landeshauptstadt Karlsruhe*, S.1.4-6
- Fehl, Gerhard, 1981:
Vom Berliner Baublock zur Frankfurter Reihe und zurück. Ein um 50 Jahre verspäteter Versuch, Ernst Mays städtebaulicher Geschichtsschreibung auf die Spur zu kommen, in: *Umbau*, Nr. 5, Wien
- Franzen, Brigitte: 1993:
Die Siedlung Dammerstock in Karlsruhe 1929. Zur Vermittlung des Neuen Bauens, Marburg
- Giedion, Sigfried: 1982:
Die Herrschaft der Mechanisierung, Frankfurt
- Giedion, Sigfried, 1929 (1985).
Befreites Wohnen, Zürich (Reprint Frankfurt am Main 1985)
- Gloor, Frank; Schwarz, Felix (Hrsg.): 1969:
Die Form. Stimme des Deutschen Werkbundes 1925-1934, Gütersloh
- Gropius, Walter: 1930 (a):
Die soziologischen Grundlagen der Minimalwohnung für die städtische Bevölkerung, in: *Internationale Kongresse für Neues Bauen* (Hrsg.), *Die Wohnung für das Existenzminimum*, Frankfurt am Main, S.26-47, Nachdruck in: Steinmann, 1979, S.56ff
- Gropius, Walter: 1930 (b):
Großsiedlungen, in: *Zentralblatt der Bauverwaltung*, 50. Jg., Nr. 12, S.233-240

- Haesler, Otto; 1957:
Mein Lebenswerk als Architekt, hrsg. von der Deutschen Bauakademie, Berlin
- Haesler, Otto; 1930 (a):
Zum Problem des Wohnungsbaus, Berlin
- Haesler, Otto; 1930 (b):
Bauforschung an Kleinstwohnungen in Celle, Berlin
- Hartmann, Kristiana; 1985 (a):
Siedlungen der 20er Jahre. Eine Dokumentation. Materialsammlung zur Tagung des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz vom 13. bis 15. Mai in Berlin
- Hartmann, Kristiana; 1985 (b):
Von der Gartenstadt zur Großsiedlung. Die Geschichte eines architektonischen Wandels im Siedlungsbau der 20er Jahre, in: Otto Rudolf Salvisberg - Die andere Moderne, Zurich, S.168-177
- Huse, Norbert; 1985:
Neues Bauen 1918 bis 1933. Moderne Architektur in der Weimarer Republik, 2. erw. Aufl., Berlin
- Miller Lane, Barbara; 1968 (1986):
Architecture and Politics in Germany 1918-45, Cambridge;
dt. Ausgabe: Architektur und Politik in Deutschland, Braunschweig 1986
- Mohr, Christoph; Müller, Michael; 1984:
Funktionalität und Moderne. Das neue Frankfurt und seine Bauten 1925-1933, Köln
- Novy, Klaus; Uhlig, Günther; 1980:
Stadt - Land - Wirtschaft. Begründungsdilemma eines wirtschaftlichen Städtebaus am Beispiel des Werkes Martin Wagners, in: *Stadtbauwelt*, Nr. 65, S.468-472
- Novy, Klaus; 1978:
Strategien der Sozialisierung. Die Diskussion der Wirtschaftsreform in der Weimarer Republik, Frankfurt am Main und New York
- Peterek, Michael, Uhlig, Günther; 1991
60 Years of Siedlung Dammerstock. a Building Site of Modernism, in: *ZODIAC International Review of Architecture*, Nr. 5, S.46-75
- Posener, Julius; 1981
Weißenhof und danach, in: *Baumeister*, Nr. 6, S.596-607
- Posener, Julius; 1979 (b):
Großsiedlungen, in: *ARCHIT*, Nr. 48, S.68ff
- Risse, Heike; 1984:
Frühe Moderne in Frankfurt am Main 1920-33. Architektur der zwanziger Jahre in Frankfurt am Main: Traditionalismus - Expressionismus - Neue Sachlichkeit, Frankfurt
- Rodriguez-Lores, Juan; Uhlig, Günther (Hrsg.); 1977:
Das neue Frankfurt. Die neue Stadt (1926-34), Reprint der Originalausgabe, Aachen
- Rossmann, Erich; 1976:
Das Architekturbüro in der Waschküche, in: *Bauwelt*, Nr. 16-17, S.515-517

- Scarpa, Ludovica; 1986:
Martin Wagner und Berlin. Architektur und Städtebau in der Weimarer Zeit, Braunschweig und Wiesbaden
- Schütz, Paul; 1986:
Die Dammerstockiedlung vor dem Hintergrund der kommunalen Wohnungs- und Planungspolitik in Karlsruhe 1920-1930, in: *Werk. Bauen und Wohnen*, Nr. 11, S.56-64
- Schumacher, Angela; 1982:
Otto Haesler und der Wohnungsbau in der Weimarer Republik, Marburg
- Steinmann, Martin (Hrsg.); 1979:
CIAM - Dokumente 1928-1939, Basel und Stuttgart
- Taut, Bruno; 1924:
Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin, 2. Aufl., Leipzig
- Uhlig, Günther; 1992:
Die Modernisierung von Raum und Gerät, in: *Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel*, Ausstellungskatalog, Gießen 1992, S.93-95
- Uhlig, Günther; 1986:
Städtebau am Stadtrand. Sozialräumliche Konzeption der Frankfurter Siedlungen, in: *Deutsches Architekturmuseum (Hrsg.), Ernst May und das Neue Frankfurt 1925-30*, Berlin, S.93-101
- Uhlig, Günther; 1979:
Sozialisierung und Modernisierung im Neuen Bauen. Vergessene Aspekte der Funktionalismuskussion, in: *ARCH +*, Nr. 45, S.5-8
- Uhlig, Günther; 1977:
Stadtplanung in der Weimarer Republik, in: *Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hrsg.), Wem gehört die Welt? Kunst und Gesellschaft in der Weimarer Republik*, Berlin, S.50-71
- Ungers, Liselotte; 1983:
Die Suche nach einer neuen Wohnform. Siedlungen der 20er Jahre damals und heute, Stuttgart
- Wagner, Martin; 1926:
Gross-Siedlungen. Der Weg zur Rationalisierung des Wohnungsbaus, in: *Wohnungswirtschaft*, 3. Jg., Nr. 18-19, S.81-114

Literatur zum Quartier Rotterdam-Spangen und zum Baublock

- Architectural Association Journal*; 1960, Nr. 12
- Akademie der Künste Berlin (Hrsg.); 1966:
J.J.P. Oud - Bauten 1906-1963, München
- Bakema, J.B., 1960/61
Een huis in Spangen voor 270 families, in: *Forum*, Nr. 5, S.161-171
- Barbieri, Umberto; 1986:
J.J.P. Oud, Bologna

- Barbieri, Umberto, 1985:
Spangen. Un frammento di Rotterdam, in: *Casabella*, Nr. 515, S.42-53
- Behrendt, Walter Curt; 1911
Die einheitliche Blockfront als Raumelement im Stadtbau, Berlin
- Berlage, H.P. 1908:
Grundlagen und Entwicklung der Architektur. Vier Vorträge im Kunstgewerbemuseum zu Zurich, Berlin
- Blijstra, R., 1965:
Rotterdam stadt in beweging, Amsterdam und Rotterdam, S.30ff
- Bock, M., 1983:
Anfänge einer neuen Architektur, Wiesbaden
- Bott, Helmut; 1993:
Der Galeriebau in Rotterdam-Spangen, in: *Der Architekt*, Nr. 7, S.388-391
- Bott, H., von Mackensen, E., Schößler, G. (Hrsg.); 1980:
Wandel städtebaulicher Leitbilder. Exkursionsbericht Holland September 1980, Studienmaterialien der Fachgruppe Stadt, Nr. 29, Fachbereich Architektur, TH Darmstadt
- Casciato, Panzini; Polano; 1980:
Olanda 1870-1940. Città, casa, architettura, Milano
- Casciato, Maristella; 1987:
La scuola di Amsterdam, Bologna
- Colenbrander, Bernard (Hrsg.); 1987
Oud-Mathenesse. Het witte dorp 1923-1987, Rotterdam
- Fanelli, Giovanni; 1978.
Architettura. Edilizia. Urbanistica - Olanda 1917-1940, Firenze
- Fanelli, Giovanni; 1968 (1978):
Architettura moderna in Olanda, Firenze;
niederl. Ausgabe: *Moderne architectuur en Nederland 1900-1940, s'Gravenhage 1978*
- Fritz-Haendeler, Renate; 1982:
Sozialer Wohnungsbau in den Niederlanden, Dortmunder Beiträge zur Raumplanung Nr. 31, Dortmund
- Füeg, Franz; 1959:
Van den Broek und Bakema. Ein Beitrag zur Geschichte der Architektur, in: *Bauen und Wohnen*, Nr. 10, S.333f
- Geretsegger, Heinz; Peintner, Max; 1964 (1980):
Otto Wagner 1841-1918. *Unbegrenzte Großstadt, Salzburg* (Taschenbuchausgabe München 1980)
- Grinberg, D.I., 1982:
Housing in the Netherlands 1900-1940, Delft
- Hartmann, Kristiana; 1985:
Städtebau um 1900. Romantische Visionen oder pragmatische Aspekte, in: C. Meckseper und H. Siebenmorgen (Hrsg.), *Die alte Stadt - Denkmal oder Lebensraum*, Göttingen, S.90-113

- Hertzberger, Herman: 1971
Looking for the Beach under the Pavement, in: *RIBA Journal*, August, S.328-333
- Jaffé, H.L.C.: 1965:
De Stijl 1917-1931, Frankfurt und Berlin
- Jonak, Ulf: 1974
Wohnquartier Spangen in Rotterdam, in: *Baumeister*, Nr. 7, S.788f
- Kleijwegt, Riek; Brouwers, Ruud: 1984:
Moete geschiedenis - bange verwachtingen. Stadsvernieuwingsbeleid in Rotterdam, in:
Wonen TABK, Nr. 19, S.19-22
- Kohlenbach, Bernhard (Hrsg.): 1991.
H.P. Berlage Über Architektur und Stil, Basel
- Metzner, A.: 1925:
Der 'Galerijbouw' in Rotterdam, in: *Deutsche Bauzeitung*, 59.Jg., Nr. 88, S.693-697
- Museum Boymans-van Beuningen (Hrsg.): 1983:
Het Nieuwe Bouwen. De Nieuwe Beelding in de architectuur. Neo-Plasticism in Architecture De Stijl, Den Haag
- Museum Boymans-van Beuningen (Hrsg.): 1982:
Het Nieuwe Bouwen Rotterdam 1920-1960, Delft
- Oud, Hans: 1984:
J.J.P. Oud. Architect 1890-1960, s'Gravenhage
- Oud, J.J.P.: 1926 (1976):
Hollandische Architektur, München (Reprint Mainz 1976)
- Oud, J.J.P.: 1925:
Ja und Nein Bekenntnisse eines Architekten, in: *Wasmuths Monatshefte für Baukunst*,
9. Jg., S.140-146
- Oud, J.J.P.: 1918 (1984):
Kunst und Maschine, in: *De Stijl*, Nr. 3; nachgedruckt in: Hagen Bächler und Herbert
Letsch (Hrsg.), *De Stijl. Schriften und Manifeste*, Leipzig und Weimar 1984
- Oud, J.J.P.: 1917 (1984):
Das monumentale Stadtbild, in: *De Stijl*, Nr. 1; nachgedruckt in: Hagen Bächler und Her-
bert Letsch (Hrsg.), *De Stijl. Schriften und Manifeste*, Leipzig und Weimar 1984
- Polano, S.: 1988.
Hendrik Petrus Berlage. Complete Works, Milano und New York
- Polano, S.: 1985:
Amsterdam Sud 1900-1917. L'urbanistica di Berlage, in: *Casabella*, Nr. 511, S.38-49
- Rebel: 1978
Volkswoonbouw von J.J.P. Oud, in: *Ned. Kunsthistorisch Jaarboek*, deel 28, S.127-168
- Ruiter, Fred de u.a.: 1984:
Stadsvernieuwing Rotterdam 1974-1984, Rotterdam
- Stamm, Günther: 1984:
J.J.P. Oud. Bauten und Projekte 1906 bis 1963, Mainz

Werner, Frank R.; 1990:
Oud und die Gnade der Maschine. Der niederländische Beitrag zu einer sozialverträglichen Grundrößminimierung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: *Baukultur*, Nr. 3, S.11-13

Westfälischer Kunstverein Münster (Hrsg.); 1993:
Die Neue Stadt. Rotterdam im 20. Jahrhundert - Utopie und Realität, Ausstellungskatalog, Münster

Literatur zur Unité d'habitation und zur Ville Radieuse

ARCH, 1987, Nr. 90-91: *Le Corbusier*

Arts Council of Britain (Hrsg.); 1987:
Le Corbusier. Architect of the Century, Ausstellungskatalog, London

Badischer Kunstverein (Hrsg.); 1986:
Le Corbusier. Synthese des Arts. Aspekte des Spätwerks 1945-1965, Berlin

Banham, Reyner; 1988:
Die Architektur der wohl-temperierten Umwelt, in: *ARCH*, Nr. 93, S.55ff

Banham, Reyner; 1975:
Age of the Masters. A Personal View of Modern Architecture, London

Banham, Reyner; 1966:
Brutalismus in der Architektur. Ethik oder Ästhetik, Stuttgart, London und New York

Bauwelt, 1987, Nr. 38-39: *Le Corbusier 6.10.1987-27.8.1965*

Berndt, Heide; 1987:
Die Kritik Le Corbusiers städtebaulicher Leitbilder, in: *Werk, Bauen und Wohnen*, Nr. 7-8, S.44-47

Besset, Maurice; 1987:
Le Corbusier, Genf

Boesiger, Girsberger (Hrsg.); 1960:
Le Corbusier 1910-60, Zürich

Brooks, H.A. (Hrsg.); 1987:
Le Corbusier, Princeton

Brooks, H.A.; 1985:
Jeanneret e Sitta: le prime idee di Le Corbusier sulla costruzione della città, in: *Casabella*, Nr. 514, S.40-51

Brooks, H.A.; 1983:
The Le Corbusier Archive, Bd.XVI und XVII: *Unité d'habitation, Marseille Michelet*, Volume I und II, New York, London und Paris

Candilis, Georges; 1978:
Bauen ist Leben. Ein Architekten-Report, Stuttgart

Choay, Françoise; 1960:
Le Corbusier, Ravensburg

Chombart de Lauwe, Paul u.a., 1959/60:
Familie et habitation, Bd. 1 (Sciences humaines et conceptions de l'espace, 1959), Bd. 2
(Un essai d'observation expérimentale, 1960), Paris

Curtis, William J.R., 1986:
Le Corbusier Ideas and Forms, Oxford

De Fusco, Renato; 1973:
Segni, storia e progetto dell'architettura, Bari

Frampton, Kenneth; 1987:
L'autre Le Corbusier. La forme primitive et la ville linéaire, in: Arts Council of Britain
(Hrsg.), 1987, S.29-34

Global Architecture (GA), 1972; Nr. 18

Gropius, Walter; 1931 (1979):
Flach-, Mittel- oder Hochbau?, in: Internationale Kongresse für Neues Bauen (Hrsg.),
Rationelle Bebauungsweisen, Frankfurt am Main, S.26-47, Nachdruck in: Martin Stein-
mann (Hrsg.), CIAM - Dokumente 1928-1939, Basel und Stuttgart 1979

Hilberseimer, Ludwig; 1927:
Groszstadt-Architektur, Stuttgart

Hilpert, Thilo; 1988:
Le Corbusiers Charta von Athen. Texte und Dokumente, 2. Aufl., Braunschweig

Hilpert, Thilo; 1978:
Die funktionelle Stadt. Le Corbusiers Stadtvision - Bedingung, Motive, Hintergründe,
Braunschweig

Huse, Norbert; 1976:
Le Corbusier, Reinbek

Jencks, Charles; 1973:
Le Corbusier and the Tragic View of Architecture, Cambridge/Mass.

Jenkins, David; 1993:
Unité d'habitation Marseilles, London

Kähler, Gert; 1981:
Architektur als Symbolverfall. Das Dampfermotiv in der Baukunst, Braunschweig

Kopp, Anatole; 1987:
La bataille de Marseille, in: Le Corbusier et la Méditerranée, Marseille, S.182ff

Lampugnani, Vittorio Magnago; 1993:
Visionen und Kahlschläge. Le Corbusiers Städtebau 1920-1940, in: Kursbuch 112, S.10ff

L'Architecture d'aujourd'hui, 1956; Nr. 66, S.2-11: *Unité d'habitation à Nantes-Rézé*

L'Architecture d'aujourd'hui, 1953; Nr. 46, S.12-21 *Unité d'habitation Le Corbusier à
Marseille*

L'Architecture d'aujourd'hui, 1951; Nr. 36, S.73-80: *Equipement de l'Unité d'habitation
de Marseille*

L'Architecture d'aujourd'hui, 1948; *Spécial LC*, S.5-58

L'Architecture d'aujourd'hui, 1946; Nr. 9, S.3-6

L'Architecture d'aujourd'hui, 1933-34; Nr. 10, S.31-37

Le Corbusier; 1968:
Kinder der strahlenden Stadt, Stuttgart

Le Corbusier; 1956:
Les plans de Paris 1956-1922, Paris

Le Corbusier; 1953:
The Marseilles Block, London

Le Corbusier; 1950:
L'Unité d'habitation de Marseille, *Le Point*, Nr. 38 (November), Mulhouse

Le Corbusier; 1946 (1974):
Manière de penser l'urbanisme, Paris;
dt. Ausgabe: Vom Sinn und Unsinn der Städte. Gedanken zur Städteplanung, Zürich und Köln 1974

Le Corbusier; 1945(a):
Les trois établissements humains, Bd. 7 der Veröffentlichungen des ASCORAL, Paris

Le Corbusier; 1945 (b), (1954):
Propos d'urbanisme, Paris;
dt. Ausgabe: Grundfragen des Städtebaus, Stuttgart 1954

Le Corbusier; 1943 (1962):
La Charte d'Athènes, Paris;
dt. Ausgabe: An die Studenten. Die *Charte d'Athènes*, Hamburg 1962

Le Corbusier; Pierrefeu, Francois de; 1942:
La maison des hommes, Paris

Le Corbusier; 1935 (1964):
La Ville Radieuse, Boulogne-sur-Seine (2. Aufl. Paris 1964)

Le Corbusier; 1930 (1964):
Précisions sur un état présent de l'architecture et de l'urbanisme, Paris;
dt. Ausgabe: Feststellungen zu Architektur und Städtebau, Berlin und Frankfurt am Main 1964

Le Corbusier; 1929-1973:
Oeuvre complète,
Bd.1 (1910-1929), 6. Aufl., Zürich 1956
Bd.2 (1929-1934), 5. Aufl., Zürich 1952
Bd.3 (1934-1938), 5. Aufl., Zürich 1953
Bd.4 (1938-1946), 3. Aufl., Zürich 1955
Bd.5 (1946-1952), 2. Aufl., Zürich 1955
Bd.6 (1952-1957), Zürich 1957
Bd.7 (1957-1965), 2. Aufl., Zürich 1966
Bd.8, 2. Aufl., Zürich 1973

Le Corbusier; 1925 (1979):
Urbanisme, Paris;
dt. Ausgabe: Städtebau, 2. Aufl. Stuttgart 1979

- Le Corbusier; 1923 (1969):
 Vers une architecture, Paris;
 dt Ausgabe: Ausblick auf eine Architektur, Gütersloh und Berlin
- L'homme et l'architecture*, 1947; Sondernummer 11-12-13-14, Paris
- Moos, Stanislaus von; 1974:
Wohnkollektiv, Hospiz und Dampfer. Notizen zur Vorgeschichte von Le Corbusiers Unité d'habitation, in: *archithese*, Nr. 12, S. 3-23
- Moos, Stanislaus von; 1971:
 Le Corbusier. L'architecte et son mythe, Paris
- Moos, Stanislaus von; 1968:
 Le Corbusier. Elemente einer Synthese, Stuttgart
- Müller-Reppen, Fr. (Hrsg.); 1958:
 Le Corbusiers Wohninheit *Typ Berlin*, Berlin
- Mumford, Lewis; 1958:
Der Nonsense von Marseille, in: *Baukunst und Werkform*, Januar
- Oechslin, Werner; Oswald, F. (Hrsg.); 1988:
 Le Corbusier im Brennpunkt. Vorträge an der Abteilung für Architektur der ETH Zürich
- Petit, Jean; 1970:
 Le Corbusier lui-meme, Genf
- Petit, Jean; 1960:
Le Corbusier propose: des unités d'habitation en séries..., in: *ZODIAC*, Nr. 7, S.38-49
- Rademacher, Cay; 1990:
La Cité Radieuse, in: *VFA Profil*, Nr. 9, S.21-24
- Raymond, Henri; Segaud, Marion; [1970]:
 Un espace architectural le Corbusier, *Cahier du centre d'études architecturales*, Nr. 11, Brüssel o.J.
- Rowe, Collin; Slutzky, Robert; 1989:
 Transparenz, 3.erw. Aufl., Nr. 1 der Reihe *Le Corbusier Studien*, hrsg. von Bernhard Hoesli, Basel
- Sbriglio, Jacques; 1992:
 Le Corbusier L'Unité d'habitation de Marseille, Marseille
- Serenyi, Peter; 1975:
 Le Corbusier in Perspective, Englewood Cliffs/N.J.
- Serenyi, Peter; 1967:
Le Corbusier. Fourier and the Monastery of Ema, in: *The Art Bulletin*, Nr. 4, S.277-286
- Tafuri, Manfredo; 1987:
Machine et mémoire. The City in the Work of Le Corbusier, in: Brooks (Hrsg.), 1987, S.203ff
- Urbanisme*, 1995; Nr. 282: *La ville selon Le Corbusier*
- Wogenscky, André; 1987:
The Unité d'habitation at Marseille, in: Brooks (Hrsg.), 1987, S.117ff

Abbildungsnachweise

Alle im weiteren nicht aufgeführten Abbildungen stammen aus dem Archiv des Autors.

Abbildungen zur Gartenstadt Karlsruhe Ruppurr:

Botz (1925): Abb.2.4; 2.8; 2.42; 2.43; 2.44; 2.46; 2.47; 2.48
 Botz (1932): Abb.2.1; 2.6; 2.17; 2.20; 2.24- 2.26; 2.28; 2.29; 2.31; 2.33; 2.40; 2.45; 2.50
 Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft (1911): Abb.2.2
 Gartenstadt Karlsruhe eG (Archiv): Abb.2.3; 2.5; 2.7; 2.9; 2.21
 Gartenstadt Karlsruhe eG (1982): Abb.2.32
 Gartenstadt Karlsruhe eG (Geschäftsbericht 1936): Abb.2.27
 Ostendorf (1922, Bd. I): Abb.2.18; 2.19
 Schollmeier (1990): Abb.2.30
 Uhl (1983): Abb.2.10; 2.11; 2.12; 2.22; 2.34; 2.41

Abbildungen zur Siedlung Dammerstock:

Ausstellung Karlsruhe Dammerstock-Siedlung (Katalog 1929):
 Abb.3.1; 3.2; 3.32; 3.34; 3.36; 3.38; 3.39; 3.41; 3.42; 3.43; 3.45; 3.46; 3.47; 3.48; 3.49
 Generalbebauungsplan Karlsruhe (1926): Abb.3.11; 3.12
 Haesler (1957): Abb.3.20; 3.21; 3.22
 Hilberseimer (1927): Abb.3.29
 Schumacher (1982): Abb.3.30; 3.31
 Stadtarchiv Karlsruhe
 Abb.3.4 (8PBSoXIVe59); 3.5 (8PBSoXIVe473); 3.6 (1HR1052); 3.7 (1HR1052);
 3.8 (1HR1052); 3.9 (1HR1052); 3.10 (1HR1052); 3.18 (8PBSoXIVe517);
 3.33 (8PBSoXIVe469); 3.35 (8PBSoXIVe506); 3.37 (8PBSoXIVe471);
 3.40 (8PBSoXIVe429); 3.44 (8PBSoXIVe415); 3.54 (8PBSoXIVe421)
 Ungers (1983): Abb.3.13; 3.14; 3.15; 3.16; 3.17
 Zentralblatt der Bauverwaltung (12, 1930): Abb.3.23
 Zodiac (5, 1991): Abb.3.28 (Photo: B. Burg)

Abbildungen zu Rotterdam-Spangen:

Casabella (515, 1985): Abb.4.2; 4.23; 4.36; 4.37
 Colenbrander (1987): Abb.4.3
 Deutsche Bauzeitung (88, 1925): Abb.4.20; 4.21
 Fanelli (1978): Abb.4.39
 Geretsegger und Peintner (1964/1980): Abb.4.9
 Gravagnuolo (1991): Abb.4.11; 4.19
 Grinberg (1982): Abb.4.22; 4.40
 Museum Boymanns-van Beuningen (1983): Abb.4.5; 4.12; 4.14; 4.18
 Oud (1984): Abb.4.7; 4.8; 4.13; 4.15
 Polano (1988): Abb.4.10
 Rowe (1993): Abb.4.4
 Ruiter (1984): Abb.4.6
 Sherwood (1978): Abb.4.1
 Wonen TABK (19, 1984): Abb.4.50

Abbildungen zur Unité d'habitation.

- Brooks (1983): Abb.5.22 (FLC26.295); 5.23 (FLC26.298)
Casabella (514, 1985): Abb.5.4
Chombart de Lauwe (1959/60): Abb.5.69
Dal Co und Tafuri (1977): Abb.5.19
Fanelli (1978): Abb.5.18
Hilberseimer (1927): Abb.5.39
Le Corbusier, Grundfragen des Städtebaus (1954): Abb.5.14
Le Corbusier, L'Unité d'habitation... (Zeitschrift Le Point, 38, 1950): Abb.5.61
Le Corbusier, Les trois établissements humains (1945): Abb.5.15; 5.16.; 5.17
Le Corbusier, La Ville Radieuse (1964): Abb. 5.9; 5.11, 5.12; 5.38; 5.41, 5.47; 5.63; 5.64
Le Corbusier 1910-1960 (Zürich 1960): Abb.5.7; 5.8; 5.10; 5.13; 5.20; 5.31, 5.36; 5.37; 5.71
Le Corbusier, Oeuvre complète (1910-29): Abb.5.5; 5.6
Le Corbusier, Oeuvre complète (1934-38): Abb.5.65; 5.66
Le Corbusier, Oeuvre complète (1938-46): Abb.5.21, 5.48
Le Corbusier, Oeuvre complète (1946-52): Abb.5.24; 5.25; 5.26; 5.27; 5.28; 5.30; 5.32; 5.33; 5.34; 5.35; 5.59; 5.60; 5.67; 5.68; 5.70
Le Corbusier, Oeuvre complète (1957-65): Abb.5.72
Le Corbusier, Ouvre complète (Bd. 8): Abb.5.75
Le Corbusier, Les plans de Paris (1956): Abb.5.49
Zodiac (7, 1960): Abb.5.62